ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LIII. JAHRGANG, CIII. BAND,

DER NEUEN SERIE III. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1899.

Inhalts-Verzeichnis des CIII. Bandes,

der neuen Serie III. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Andreas Gryphius und seine Zeit.

Für die Geschichte der deutschen Litteratur kommt Andreas Gryphius in dreifacher Hinsicht in Betracht: als lyrischer, als tragischer und als Lust- und Festspieldichter. Freilich hat er sich auch als Epiker versucht; doch sind diese Schöpfungen so reich an lyrischen, die eigentliche Erzählung fast überwuchernden Partien, dafs sie unbedenklich der ersten Gruppe zugezählt werden dürfen. Ordnet man nun seine Dichtungen unter diesen Gesichtspunkten nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, so ergiebt sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung.

Von den uns überlieferten Werken der ersten Gruppe sind entstanden: in den Jahren 1633 und 1634 die beiden lateinischen Epen 'Herodis Furiæ et Rachelis lachrymæ' und 'Dei vindicis impetus et Herodis interitus', welche als Teile eines 'Bethlehemiticum infanticidium' gedacht sind; von der Mitte der dreifsiger Jahre bis 1646 je vier Bücher Oden und Sonette, drei Bücher Epigramme und das dritte, ebenfalls lateinische Epos 'Olivetum'; im Jahre 1656 eine unter dem Titel 'Kirchhofsgedanken' zusammengefafste Liedersammlung und ein Wettgedicht 'Der Weicherstein'; vor 1659 einige Kirchenlieder, zum Teil Überarbeitungen lateinischer Hymnen; aufserdem in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren eine Reihe Gelegenheitsgedichte vermischten Inhalts; letztere ihres geringen Wertes wegen von Gryphius in seine gesammelten Schriften nicht mit aufgenommen, sondern erst 1698 nebst einem fünften Buch Sonette von dem Sohne Christian veröffentlicht.

Als tragischer Dichter begann Andreas 1639 mit der Übersetzung der 'Gibeoniter', eines Werkes des Holländers van den Vondel; ein Jahr später übertrug er 'Die heilige Felicitas', ein lateinisches Jesuitendrama des Nicolaus Caussinus, ins Deutsche. Die Reihe der originalen Stücke eröffnet 1646 'Leo Armenius', und rasch folgen ihm bis 1649 'Catharina von Georgien', 'Cardenio und Celinde', 'Carolus Stuardus'. Den Schlufs macht im Jahre 1659 'Papinian'.

Unter den Lust- und Festspielen steht die 1639 begonnene Übertragung der 'Seugamme' aus dem Italienischen vereinzelt da. Am Ende der vierziger Jahre entfaltet sich der Humor im 'Peter Squentz' und im 'Horribilicribrifax' zur vollen Blüte, vermag aber die Alleinherrschaft in dem mit lyrischen und tragischen Stoffen ringenden Geiste des Dichters nicht dauernd zu behaupten. Das 1653 verfafste Festspiel 'Majuma' und die vor dem Glogauer Brande 1656 fertiggestellte Komödie 'Die Fischer' sind die einzigen Dichtungen heiteren Genres aus den fünfziger Jahren. Erst 1660 regt sich die komische Kraft wieder stärker: aufser dem ernster gehaltenen Festspiel 'Piastus' fallen 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose' in dieses Jahr. Drei Jahre später wird Thomas Corneilles 'Berger extravagant' übersetzt.

Auf allen drei Gebieten, dem der Lyrik, dem des ernsten und dem des heiteren Dramas, ist eine sich gleichförmig vollziehende Entwickelung unverkennbar. Zunächst ein schüchterner erster Versuch, dann ein fast rätselhaftes Stocken — denn auch von den 1639 bei Elzevier erschienenen 'Son- undt Feyrtags-Sonneten' sind die meisten erst gegen Ausgang der dreifsiger Jahre entstanden —, darauf ein rüstiges Fortschreiten auf dem zuerst etwas zaghaft eingeschlagenen Wege, bis sich unter dem Einflufs einer neu erwachenden Neigung die Richtung ändert und der Hergang dementsprechend in ähnlicher Weise wiederholt. Erst mit dem Abschlufs des 'Horribilicribrifax' hört diese Regelmäfsigkeit auf. Heitere und tragische Stoffe wechseln in bunter Reihe. Auf 'Majuma' und 'Die Fischer' folgen die Umarbeitung des 'Carolus Stuardus' und der 'Papinian', auf sie wieder 'Piastus', 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose'; bis zu seinem Tode arbeitet Gryphius an drei Trauerspielen, 'Ibrahim', 'Heinrich dem Frommen' und den 'Gibeonitern', und an der

Übersetzung von Corneilles 'Pastorale burlesque', von denen nur noch letztere, 'Der schwermende Schäffer', vollendet wird.

Besteht nun zwischen diesen Perioden der geistigen Entwickelung und der Dreiteilung, welche der äufsere Lebensgang des Dichters aufweist, ein innerer Zusammenhang? Ist es Zufall, dafs der fast erstorbene Trieb zu frischer Blüte erwacht, nachdem ein neuer Abschnitt im Leben des Dichters begonnen hat? Strömt diese plötzlich hervorbrechende Schaffenslust lediglich aus der Überfülle originaler Impulse, oder mischt sie sich mit einem nicht minder starken Drang bewufster Nachahmung? Haben zeitgenössische Dichter und ihre Vorbilder Gryphius' poetische Produktion beeinflufst? Hat die religiöse, die politische Stimmung der Epoche auf sie eingewirkt? Kurz: Wie weit sind Andreas Gryphius' Dichtungen ein Spiegelbild seiner Zeit, und hat Wilhelm Scherer recht, wenn er im Anschlufs an Gervinus sagt: Gryphius vertritt, was der Dreifsigjährige Krieg von einem deutschen Shakespeare übrig liefs? Auf diese Fragen will die folgende Untersuchung die Antwort geben. Sie mufs sich, will sie die Grenzen der originalen Kraft des Dichters genau bestimmen, in gleicher Weise auf Sprache, Form und Inhalt seiner Schöpfungen erstrecken.

Andreas Gryphius ist am 2. Oktober 1616, im Todesjahre Shakespeares, in Grofs-Glogau geboren. Seinen Vater, der dort als Archidiakonus wirkte, verlor der Knabe im fünften Lebensjahre 'durch Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben'; 1628 auch die Mutter, welche ihr Kind nun einem Stiefvater, dem Pastor Eder in Driebitz, hinterliefs.

Was hat mich, da sie weg, was hat mich nicht verletzt!
Welch Schmerzen, welche Qual hat mir nicht zugesetzt!
Wer hat der Güter Rest nicht diebisch mir entzogen
Und meinen Geist gekränkt und mich mit List betrogen!

Es mufs dahingestellt bleiben, ob diese Verse auf eine Spannung zwischen dem Stiefvater und dem Knaben, der bis 1630 in Driebitz blieb, zu deuten sind. Jedenfalls brachen für den auf seinen Irrfahrten unter den Kriegsunruhen schwer leidenden Andreas erst wieder bessere Tage an, als ihn Eder, durch eine lateinische Elegie des hilfeflehenden Sohnes gerührt, im Sommer 1632 auf die Schule nach Fraustadt schickte. Zwei Jahre später ver-

tauschte der Jüngling diese Anstalt mit dem Danziger akademischen Gymnasium, genofs den Unterricht bedeutender Gelehrten und machte vermutlich auch die Bekanntschaft seines berühmten Landsmannes Martin Opitz. Auf Wunsch des Stiefvaters, der inzwischen nach Fraustadt übergesiedelt war, 1636 nach Hause zurückgekehrt, übernahm er im August dieses Jahres die Erziehung der beiden Söhne des kaiserlichen Rats und Kammerfiskals Georg von Schönborn auf Zissendorf. Dieser krönte ihn am 30. November 1637 zum Poeta Cæsareus und verlieh ihm die Würde eines Magisters der Philosophie und den erblichen Adel. Als sein hoher Gönner kaum vier Wocheu später starb, verliefs Andreas mit seinen beiden Zöglingen und vier anderen jungen Adligen im Mai des folgenden Jahres die Heimat und schiffte sich in Danzig nach Holland ein. Die Immatrikulation an der Leydener Universität bildet den Abschlufs der Jugendjahre. Sie waren unruhig genug; und nimmt man noch den Tod einer Jugendgeliebten, die Verjagung seines Bruders Paul aus dem Pfarramte, eine Feuersbrunst, welche ihn 1632 aus Glogau, eine Pest, welche ihn 1633 aus Fraustadt vertrieb, und zwei weitere Brände eines uns unbekannten Ortes und Freistadts (1637) hinzu, so wird man begreifen, dafs schon in den Jugenddichtungen des Frühgereiften die ernsten Fragen des Lebens das immer wiederkehrende Thema bilden.

In der Geschichte unserer Litteratur macht das Jahr 1624 Epoche: in ihm erschien Opitzens 'Buch von der deutschen Poeterey', eine von jenen Schriften, die nicht durch die Originalität der darin entwickelten Gesichtspunkte bleibenden Wert haben, sondern lediglich der bündigen Form, in der sie längst ausgesprochene Gedanken auf den Kampfplatz werfen, ihren Erfolg verdanken. Mit einem Schlage wurde der junge Bunzlauer das Haupt aller derer, die energisch für eine Reform der deutschen Sprache und Metrik eintraten. Grenzenlos war die Verwilderung, die seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts in der deutschen Dichtung herrschte. Man erlaubte sich Freiheiten in der Wort- und Satzbildung, in der Einführung fremder Ausdrücke, dafs es fast schien, als ob aller poetische Sinn, alle Schätzung heimischen Wesens verloren gegangen sei. Stamm- und Endsilben wurden zusammengezogen oder ganz beseitigt,

unbequeme Laute abgeworfen, Vokale unpassend eingefügt oder verändert, wie es der Reim oder die Länge des Verses gerade verlangte. Lateinische, griechische, französische, spanische, italienische Wörter und Wendungen hielten in hellen Haufen ihren Einzug und faſsten, in ihrem bunten Gemisch oft recht seltsam anzuschauen, in Poesie und Prosa festen Fuſs. Hier Wandel zu schaffen war erstes Erfordernis, wenn die deutsche Dichtung neben der jetzt hoch aufblühenden englischen, französischen, spanischen und holländischen eine achtunggebietende Stellung erringen sollte.

Das erste, wogegen Opitz vorging, waren die Fremdwörter. Schon 1617 in seinem 'Aristarchus sive de contemptu linguæ Teutonicæ' wetterte er gegen sie: unsere Sprache gleiche einer Kloake, in die sich aller Unflat der übrigen ergieſse; und wie sehr sein Ruf einem Zeitbedürfnis entsprach, zeigte die Stiftung der 'fruchtbringenden Gesellschaft', die im selben Jahre in Weimar zusammentrat, um dem Unwesen zu steuern, und bald Bundesgenossen an der 'aufrichtigen Tannengesellschaft', der 'deutschgesinnten Genossenschaft', den 'Pegnitzschäfern' und dem 'Elbschwanenorden' gewann. Schwieriger war die Aufgabe, die so gereinigte Sprache selbst auf ein höheres Niveau zu heben, ihr gröſsere Geschmeidigkeit und Fülle, 'Eleganz oder Zierlichkeit, Dignität und Ansehen', wie es Opitz ausdrückte, zu verleihen. Der Renaissanceströmung der Epoche entsprechend ging sein Rat im 'Buch von der deutschen Poeterey' dahin · 'Newe wörter, welches gemeiniglich epitheta ... vnd von andern wörtern zuesammengesetzt sindt, zu erdencken, ist Poeten nicht allein erlaubet, sondern macht auch den getichten, wenn es mässig geschieht, eine sonderliche anmutigkeit. Als wenn ich die nacht oder die Music eine arbeittrösterinn, eine kummerwenderinn, die Bellona mit einem dreyfachen worte kriegs-blut-dürstig, vnd so fortan nenne. Item den Nortwind einen wolckentreiber, einen felssenstürmer vnd meerauffreitzer.' Und weiter unten: 'Dessen wil ich nur erinnern, das für allen dingen nötig sey, höchste möglichkeit zu versuchen, wie man die epitheta, an denen biſsher bey vns grosser mangel gewesen, sonderlich von den Griechen vnd Lateinischen abstehlen, vnd vns zu nutze machen möge.'

Das 'Buch von der deutschen Poeterey' wurde von allen

Seiten mit Spannung erwartet. Tobias Hübner legte seine 'erste Woche' zurück, um zu sehen, ob sie dem ihm noch unbekannten poetischen Kanon entspräche. Als Dietrich von dem Werder zwei Jahre später seinen Gottfried von Bouillon zum Drucke gab, rechtfertigte er in der Vorrede ausführlich seine Abweichungen von der neuen Regel. Paul Fleming, das bedeutendste Talent der Epoche, schlofs sich Opitz rückhaltlos an. Es würde uns wundernehmen, in Gryphius' lyrischen Dichtungen keine Spuren eines solchen Einflusses wahrzunehmen, da er von Jugend auf Zeuge des wachsenden Ruhmes des 'Boberschwanes' war, den Unterricht seiner Anhänger in Fraustadt und Danzig genofs, vielleicht ihm selbst an der Mündung der Weichsel persönlich nähertrat.

Dafs Härten der oben besprochenen Art sich bei ihm finden, läfst sich nicht leugnen. Das 'e' der Endsilbe 'er' wird elidiert, wenn ein Vokal voraufgeht; Beispiele wie 'saur', 'traur' weist jede Seite der Gryphiusschen Dichtungen auf. Verkürzungen der Kasusendungen liegen vor in 'kräftigs wort' (1. Buch, 20. Sonett, V. 3), 'Pharos prächtigs reich', 'durch sein befehl' (1. Buch, 9. Sonett, V. 11 und 4). Der Dativ Pluralis des Relativpronomens lautet 'den' statt 'denen'. Die Flexionssilbe 'et' wird abgeworfen bei Stämmen, die mit t auslauten; auch das Präformativ der Participia Präteriti fällt meistens fort. Seltener ist schon eine Verstümmelung wie 'trachst' für 'trachtest' (2. Buch, 21. Sonett, V. 8). Die häfsliche Elision eines vollen Vokals in 'allsichtbre lebenskertz' (1. Buch, 47. Sonett, V. 6) findet ihresgleichen nur in den Trauer- und Lustspielen an 'undanckbre schäfferin' (Der schwermende schäffer III, 265). Auch der unreine Reim 'je : Vieh' (1. Buch, 48. Sonett, V. 2 und 3) steht allein.

Im ganzen darf man sagen, dafs Gryphius die Sprache nicht so vergewaltigte wie seine Vorgänger; Opitzens Reform steht er sympathisch gegenüber — leider freilich auch in Bezug auf die von Ernst Schwabe von der Heide übernommene Vorschrift, den Hiatus durch Elision des auslautenden stummen e zu vermeiden. In anderer Beziehung entschädigt aber Gryphius' Folgsamkeit reichlich für diesen Mifsgriff. Fremdwörter sucht man bei ihm vergebens; nur in seinen Trauer- und Lustspielen deuten einige Neubildungen darauf hin, dafs eine Übersetzung aus dem Hol-

ländischen, einige undeutsche Wendungen, dafs ein Einflufs der lateinischen Sprache vorliegt. Dafür hat letztere auch ihm den Weg gewiesen, wie ein Dichter seine Rede schmücken und kunstvoll verzieren kann. Gryphius' Werke wimmeln von Epithetis, vor allem zusammengesetzten. Er treibt die Bilderjagd mit einer Leidenschaft, dafs fast jedes seiner Gedichte Anklänge an ein anderes aufweist — ich erinnere nur an das 1. Sonett des dritten und das 26. Sonett des ersten Buches, in denen beidemal die Höllenraben zur Strecke gebracht werden. Die Gefahr der Monotonie kümmert ihn wenig, noch weniger die bekannte Erfahrung, dafs weniger begabte Schüler Eigentümlichkeiten ihres Vorbildes zur Einseitigkeit zu steigern pflegen, und gewifs hat die bei ihm zuweilen durchbrechende Neigung, das Allereinfachste mit grofsem Wortaufwand zu sagen, den späteren Bombast eines Lohenstein und Hoffmannswaldau mitverschuldet. Aber sein Vorgehen war eine notwendige Reaktion. Besser zu viel als zu wenig! Gegen die Plattheit und Trivialität, die bisher das Scepter geführt hatten, half nur eine feste Begründung der Herrschaft der Phantasie. Sie kam nun durch Gryphius auch in der metrischen Form zu ihrem Recht.

Opitzens Regeln über die Form des Sonetts — denn dies steht im Vordergrunde der Gryphiusschen Lyrik — betrafen das Versmafs und die Reimstellung. Er liefs im Anschlufs an Ronsard dem Dichter nur die Wahl zwischen dem Alexandriner und dem sogenannten gemeinen Vers, also zwischen sechs- und fünffüfsigen Iamben, setzte für die ersten acht Verse die Reihenfolge abba abba fest und schlug für die beiden folgenden Terzette die Form ccd eed vor, ohne geradezu eine andere Gruppierung zu verbieten. Auch der beständige Wechsel männlicher und weiblicher Reime war eine von der französischen Schule übernommene Vorschrift.

Selbst eine oberflächliche Betrachtung unseres Gryphius zeigt, dafs er sich diesen Lehren völlig unterworfen hat. Nur das 2., 14. und 23. der Festtagssonette ist in gemeinen Versen gedichtet; alle anderen Sonette, welche bis 1643 entstanden, sind in Alexandrinern abgefafst. In diesem Jahre vollzog sich in seinen poetischen Anschauungen eine Wandlung, offenbar unter dem Einflufs Philipps von Zesen, der in seinem Helicon die Allein-

herrschaft des Alexandriners zu stürzen unternahm und für einen gröfseren Spielraum in der Wahl des Versmafses eintrat. In den nun umgearbeiteten Sonetten der Jugendjahre begegnen wir den schon von Fleming verwendeten vierfüfsigen Iamben (I, 49) und einer gröfseren Zahl gemeiner Verse (I, 15, 30, 64), sodann aber achtfüfsigen Trochäen (I, 5, 31, 47, 54, 55), Iamben (I, 20 u. 46) und Daktylen (IV, 4), selbst gemischten Versarten (I, 11, 17, 18; II, 2, 9; IV, 48, 49; V, 1, 49, 54, 69). An der Zahl der Verse und der Stellung der Reime änderte der Dichter dagegen nichts. Mag man darüber streiten, ob ihm eine Befreiung von den Opitzischen Fesseln ohne Zesens Vorgang gelungen wäre, so ist nun aber augenscheinlich, dafs Gryphius den Gedankengang weit geschickter dem organischen Bau des Sonettes einordnet als sein heimisches Vorbild; die formale Trennung der sechs letzten von den acht ersten Zeilen tritt auch im Inhalt bei ihm klar zu Tage. Als Mittel dient im Fortgang der Entwickelung mehr und mehr eben jener schon erwähnte Wechsel des Versmafses. Das Enjambement wird mit Opitzens Erlaubnis reichlich angewandt und dadurch selbst der starre Alexandriner biegsamer und geschmeidiger gemacht.

Wäre nur den Bedürfnissen des Dichters die Entschlossenheit eines Reformators zu Hilfe gekommen! Versiktus und Wortaccent müssen zusammenfallen: darin gipfelten Opitzens prosodische Forderungen. Auch hier sehen wir Gryphius im Gefolge des Bunzlauer Meisters. Nun erfreute sich aber ein Quantitätsgesetz allgemeiner Anerkennung, dafs die einsilbigen Wörter, Nomina und Verba so gut wie Partikeln, nach Belieben in die Arsis oder in die Thesis gebracht werden dürften. Opitz hatte sich darüber nicht ausgesprochen. Anstatt die Inkonsequenz mit einem Schlage zu beseitigen, macht Gryphius von jener Freiheit den weitgehendsten Gebrauch. Das Gewand seiner Dichtungen mit den Forderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen, darauf war er bedacht; aber auf diesem Gebiete selbst reformatorisch zu wirken, war nicht seine Sache.

Die wachsende Sicherheit in der Beherrschung der Form, welche wir an den Sonetten beobachteten, zeichnet auch den Oden- und Epigrammendichter aus. ‘In den Pindarischen Oden … ist die *στροφὴ* frey, vnd mag ich so viel verse vnd reimen darzue

nemen als ich wil, sie auch nach meinem gefallen eintheilen vnd schrencken: ἀντιστροφὴ aber muß auff die στροφὴν sehen, vnd keine andere ordnung der reimen machen: ἐπῳδός ist wieder vngebunden.' So lehrte Opitz, und Gryphius folgte ihm. Auch er disponiert: Satz, Gegensatz und Abgesang; nur in der 12. Ode des dritten Buches ist der Abgesang fortgeblieben und eine Zweiteilung in Chor und Gegenchor an die Stelle getreten. Bei seiner Beschränkung auf Iamben und Trochäen verfällt er anfänglich einer gewissen Einförmigkeit im Rhythmus, die aber in den späteren Büchern gröſserer Mannigfaltigkeit Platz macht. In den geistlichen Liedern, teils Übersetzungen lateinischer Hymnen, teils freien Dichtungen, erhalten auch die Daktylen, die Gryphius wie die Anapäste aus den Oden verbannt hatte, Bürgerrecht. Gemischte Versarten finden sich in der 12. Ode des ersten, der 5., 8., 11. und 12. des zweiten und der 1. des dritten Buches. In den Epigrammen endlich streiten mit dem Alexandriner vier- (III, 58), fünf- (I, 67), achtfüſsige Iamben (III, 100) und achtfüſsige Trochäen (I, 81; II, 7, 29, 42, 70, 71; III, 18, 34) um die Wette. Für die in lateinischer Sprache verfaſsten Epen war der Hexameter die gebotene Form.

Wir stehen in der Epoche der Renaissance. Noch gelten Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides, Pindar, Vergil, Ovid, Horaz, Seneca als Vorbilder. Noch darf Opitz denen den Namen eines Dichters versagen, die unbekümmert um Griechen und Lateiner ihre eigenen Wege gehen. Immer wieder weist er im 'Buch von der deutschen Poeterey' den Anfänger auf die Klassiker hin: 'Eine guete art der vbung aber ist, das wir vns zuweilen auß den Griechischen vnd Lateinischen Poeten etwas zue vbersetzen vornemen: dadurch denn die eigenschafft vnd glantz der wörter, die menge der figuren, vnd das vermögen auch dergleichen zue erfinden zue wege gebracht wird. Auff diese weise sind die Römer mit den Griechen, vnd die newen scribenten mit den alten verfahren: so das sich Virgilius nicht geschämet, gantze plätze auß anderen zue entlehnen.'

Auch Gryphius hat sich früh an den Alten geschult. Als er seine Erstlinge in die Welt schickte, glaubte er sich entschuldigen zu müssen, daſs es darin an Gelehrsamkeit fehle (36. Sonett des 2. Buches, V. 13 und 14). Seine Epen zeigen ihn ganz

als Humanisten. Schon der Gebrauch des Lateins muſs auffallen bei einem Manne, der mit Opitz und anderen in einer Reihe gegen die Verachtung der deutschen Sprache kämpfte. Die epische Technik ist gleichfalls durchaus antik; die Schale, welche die göttliche Liebe dem Erlöser auf dem Ölberge reicht, damit er aus ihr die Sünden der schuldbeladenen Menschheit trinke, wird beschrieben wie der Schild des Achill bei Vergil (Olivetum 2. Gesang, V. 233—280). Auch die Allegorien ruft der moderne Dichter von neuem ans Licht; neben den Heerscharen der Engel bilden Frömmigkeit, Freude, Liebe, Wahrheit, Unschuld, Gerechtigkeit und Friede Gottes Gefolgschaft. Hades, Orkus, Tartarus, Erebos sind die Namen der Hölle, die vom Styx oder Acheron umspült, von den Furien bewohnt wird. Gott-Vater wird einmal der ewige Donnerer genannt (III, 538). Ja, sollte man es glauben, daſs ein bibelfester Lutheraner die Verse gedichtet hat, die wir im 1. Gesang des Olivetum lesen (V. 189—191):

Dies bitten mich Himmel und Erde,
Göttliche Liebe erheischt's, das unwendbare Gesetz auch,
Das in der Schrift dasteht zur Verheißung bis es erfüllt ist.

Der Gott Abrahams und Jakobs wie Homers Zeus der ewigen μοῖρα unterworfen?

Arglos vermischt Gryphius die griechische Götterwelt mit den Gestalten des christlichen Himmels; daſs Antike und Christentum in ihm zu schöner Harmonie verbunden erscheinen, wird man schwerlich behaupten dürfen. Er hat die Alten studiert, aber nicht in dem Sinne der Italiener, um mit Hilfe der durch sie befruchteten und gesteigerten eingeborenen Geisteskraft seine Persönlichkeit um so freier zu entfalten und ganz auf sich selbst zu stellen, sondern mit anderer Tendenz, abhold dem individualistischen Zuge der Zeit. Seine Sprache, seine Verskunst sucht er nach klassischen Mustern auf eine höhere Stufe zu heben. Die Antike ist ihm keine Waffe gegen das Christentum; nur so weit versenkt er sich in sie, als er hoffen darf, neues Material für die Schutzwehr zu finden, die er dem Glauben der Väter errichtet. Gryphius ist ein Kind nicht der Renaissance, sondern der Reformation.

Durch seine streng kirchliche Erziehung war der junge An-

dreas beständig auf eine ernste Lebensführung gerichtet und früh mit theologischen Fragen bekannt gemacht worden. Der Same, den der Vater, der Stiefvater und der sechzehn Jahre ältere Bruder in das empfängliche Herz des Knaben legten, trug in den Leidensjahren hundertfältige Frucht; immer wieder gemahnten sie den Jüngling an Gottes Wort als den einzigen Trost der Mühseligen und Beladenen. Er hatte den Wechsel des Glücks gründlich kennen gelernt, als ihn ältere Vorbilder reizten, und so ist es denn begreiflich, dafs seine lyrischen Erstlinge, weit entfernt, eine blofse Nachahmung zu sein, ebenso wie die späteren Schöpfungen den Eindruck tiefempfundener Religiosität machen. In der Form durchaus ein Produkt der gelehrten Dichtung, im Inhalt lediglich ein Reflex des lutherischen Bekenntnisses, erheben sich die Sonn- und Feiertagssonette durch die Kraft der Überzeugung, mit der hier überlieferte Gedanken ausgesprochen werden, weit über die konfessionelle Lyrik der Zeit.

Geistliche Stoffe liegen auch in den späteren Sonetten, den Oden, den Epigrammen, den Kirchenliedern noch oft zu Grunde. Die drei Epen erzählen von der Geburt und dem Tode des Herrn. Von den Oden führt das vierte Buch den Titel 'Thränen über das Leiden Jesu Christi'. Doch reihen sich an die Umarbeitung biblischer Erzählungen, die Darstellung eschatologischer Zustände, die Schilderung himmlischer Freuden und höllischer Qualen, wie sie nach Weltis treffender Bemerkung die Phantasie eines Dante kaum furchtbarer erfinden konnte,[1] auch Betrachtungen allgemein menschlichen Inhalts: Es ist alles eitel, Thränen in schwerer Krankheit, Der Welt Wollust, Menschliches Elend (8. bis 11. Sonett des 3. Buches und 81. Epigramm des 1. Buches), Einsamkeit (6. Sonett des 4. Buches), Quantum est quod nescimus (18. Sonett des 4. Buches), Der Tod (46. Sonett des 4. Buches), Vanitas mundi (5. Ode des 1. Buches), Vanitas! Vanitatum Vanitas! (9. Ode des 1. Buches), Ruhe des Gemüts (9. Ode des 2. Buches), Scire tuum nihil est (2. Ode des 3. Buches), Über wahre Beständigkeit (1. Epigramm des 2. Buches).

---

[1] Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884. S. 105.

Eine herbe Lebensanschauung spricht aus allen diesen Dichtungen:

Was sind wir menschen doch! ein wohnhaus grimmer schmertzen,
Ein ball des falschen glücks, ein irrlicht dieser zeit,
Ein schauplatz herber angst, besetzt mit scharffem leid,
Ein bald verschmeltzter schnee und abgebrannte kertzen,

klagt Gryphius im 11. Sonett des 3. Buches. Vor dem Leser des 'Olivetum' passiert in der Begleitung der Strafe, des Todes, der Zwietracht und der übrigen Schreckensgestalten der Hölle auch der blinde Cupido Revue (Anfang des 2. Gesanges). Schon der Jüngling sieht in der Märtyrerin das Ideal des Weibes.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs der Dreiſsigjährige Krieg und die Leiden, die er im Gefolge hatte, Pest, Hungersnot, Feuersgefahr, den freilich von Jugend auf in den eschatologischen Hoffnungen eines Christen erzogenen Dichter zu einem so weltverachtenden Manne schmiedeten, wie auch ihrem Einfluſs seine nicht selten ins Groteske umschlagende Neigung zur Schilderung des Gräſslichen und Ekelhaften zuzuschreiben ist.

Aber der Lustspieldichter, dessen echter Humor uns im 'Peter Squentz', im 'Horribilicribrifax', in der 'geliebten Dornrose' entzückt, würde ein psychologisches Rätsel bleiben, wollten wir uns mit dieser einfachen Charakteristik des Lyrikers begnügen. Das gerade macht den Mangel an Aufzeichnungen von oder über Gryphius, die uns Einblick verstatteten in die tagtäglichen Kämpfe seiner Seele, besonders bedauernswert, daſs wir ahnen, eine freiere Lebensauschauung hat mit den finsteren Mächten in seinem Innern wirklich in Widerstreit gelegen. Davon zeugen weniger die antiken Mustern nachgebildeten Satiren und scherzhaften Epigramme, in denen sein Witz über mühsam gefundene Wortanklänge kaum hinauskommt, als die keineswegs geringe Zahl der Gelegenheitsgedichte, die nicht nur Verstorbenen, sondern auch einem Brautpaare, einem Verwandten, einem Freunde, einem Gönner zu Ehren entstanden sind. Das beweisen auch die derben Späſse, die er einem weniger zartfühlenden Zeitalter dreist bieten durfte. Das 23. Sonett des dritten, das 55. des fünften und das 60. Epigramm des zweiten Buches deuten unverblümt auf den Zweck der Ehe hin; das 44. Sonett des dritten Buches giebt sich gar als 'Grabschrifft der jungfrauschafft auf A. R. hochzeit'

aus. Aber solche Symptome einer lebensfroheren Stimmung sind spärlich; sie dienen nur dazu, das gezeichnete Bild um so schärfer von dem Hintergrunde abzuheben. Wie gering Gryphius die enkomiastische Poesie selbst schätzte, zeigt sein Entschlufs, sie in seine gesammelten Schriften nicht mit aufzunehmen. Er dachte über sie offenbar wie Opitz, der einmal spöttelt: 'Es wird kein buch, keine hochzeit, kein begräbniß ohn vns (sc. Dichter) gemacht; vnd gleichsam als niemand köndte alleine sterben, gehen vnsere gedichte zuegleich mit jhnen vnter.'

In dem, was nach Gryphius' Wunsch nicht untergehen sollte, in der Mehrzahl seiner lyrischen und epischen Werke, trat, wie wir gesehen, ein herber Pessimismus zu Tage, genährt von der im Christentum traditionellen Verachtung aller irdischen Herrlichkeit, gestärkt durch die Leiden der Zeit.

> Die erden lag verhüllt mit finsternis und nacht,
> Als mich die welt empfing; der hellen lichter pracht,
> Der sternen güldne zier umgab des himmels auen;
> Warum? um daß ich nur soll nach dem Himmel schauen.

So singt Gryphius in dem 61. Epigramm des ersten Buches 'Über die Nacht meiner Geburt'. 'Die größte kunst ist können sterben,' lautete das Bekenntnis des Lyrikers. Nicht 'Abwehr' — 'Märtyrertum' heifst die Parole. 'Wir wenigen, die wir während dieser Vernichtung des dahinsinkenden Deutschlands erzogen wurden, was konnten wir für ein Land thun, das schon unaufhaltsam seinem Verderben entgegenging, als weinen? Durch welche Mittel konnten wir unsere Hoffnung wach erhalten als durch Beschäftigung mit den Wissenschaften, welche wiederum in der Beschränkung des Privatlebens durch die öffentliche Aufregung unmöglich gemacht wurde?' So schrieb Gryphius am 1. September 1648, als er die zweite Ausgabe seines 'Olivetum' dem brandenburgischen Kurfürsten widmete.

Stoicismus: das war die Weisheit, die der Lyriker predigte, oft ergreifend, nicht selten grotesk, aber immer mit warmer Empfindung. Wird sie uns auch im Munde des Tragikers erschüttern?

Gryphius' dramatisches Talent wurde in Holland geweckt; in den folgenden Wanderjahren entfaltete es sich. Das herbe Schicksal, das dem Dichter in seiner Jugend beschieden war,

suchte ihn auch in der Fremde heim. Eine Schwester, deren Vermählung er in einem Sonett besang, starb bald nach der Geburt des ersten Kindes. Sein Bruder Paul, der aus Rückersdorf vertrieben wurde, folgte ihr in den Tod, als er eben in Krossen als Superintendent einen neuen Wirkungskreis gefunden hatte. Andreas selbst wurde im Jahre 1640 von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich nur langsam erholte. Auch die Prüfung entsagender Liebe blieb ihm nicht erspart. Doch fand er Trost im Umgang mit Gelehrten und Dichtern, deren Namen auch jenseit der holländischen Grenzen mit Achtung genannt wurden. Nachdem er noch ein Jahr in den Matrikeln der Leydener Universität als Studierender geführt worden war, trat er 1639 in das Dozentenkollegium ein und machte bald als Polyhistor von sich reden. Im Sommer des Jahres 1644 nahm er den ehrenvollen Vorschlag an, den Sohn eines reichen Stettiner Bürgers, Wilhelm Schlegel, auf einer Reise durch Holland, Frankreich, Italien und Deutschland zu begleiten. Keine Nachricht kündet uns den Eindruck, den Italien auf das empfängliche Gemüt des Dichters machte; nur das wissen wir, dafs er die Katakomben aufgesucht hat, wo die christlichen Märtyrer ruhen, und dafs er in Rom von der Unsauberkeit und den Flöhen arg zu leiden hatte. Ein Jahr später trennten sich die Gefährten in Strafsburg, wo Gryphius einige Monate verweilte, um dann über Speyer, Mainz, Frankfurt, Köln, Amsterdam dem jungen Schlegel nach Stettin zu folgen. Auch hier liefs er sich zu einem längeren Aufenthalt bestimmen; erst im November 1647 sah er das Pfarrhaus in Fraustadt wieder. Ein Jahrzehnt war über die Wanderjahre dahingegangen.

Auf dramatischem Gebiet hatte sich Opitz mit eigenen Erfindungen nicht versucht. Sein mehr formales Talent reichte nur zu Übersetzungen hin. Aber schon die Wahl, welche er traf, mufste für seine Anhänger von Bedeutung sein. Aufser den italienischen Singspielen 'Daphne' und 'Judith' übertrug er die 'Trojanerinnen' des Seneca und die 'Antigone' des Sophokles ins Deutsche. Wichtiger noch waren die theoretischen Ausführungen im 'Buch von der deutschen Poeterey', eine Frucht des Umganges mit dem Holländer Heinsius, der 1611 eine Poetik unter dem Titel 'De tragœdiæ constitutione' hatte erscheinen lassen

uud auch als Dichter hohes Ansehen genofs. Ihm verdankte Opitz die Einführung in Scaligers Poetik, die Vorlage seiner und aller anderen ähnlichen Schriften bis auf Gottscheds 'Kritische Dichtkunst'; mit ihm teilte er die uneingeschränkte Bewunderung des antiken Dramas, in erster Linie Senecas. Als Gryphius nach Holland kam, wetteiferten Pieter Corneliszoon Hooft und Joost van den Vondel mit Pierre Corneille und Jean de Rotrou in der Nachahmung Senecas und der Alten. Dieser holländisch-französischen Renaissancedichtung schlofs sich nun Opitzens Schüler an. Andreas begann seine dramatische Laufbahn als Übersetzer von Vondels 'Gibeonitern'.

'In deu niedrigen Poetischen sachen werden schlechte vnnd gemeine leute eingeführet; wie in Comedien vnd Hirtengesprechen. Darumb tichtet man jhnen auch einfaltige vnnd schlechte reden an, die jhnen gemässe sein. ... Hergegen in wichtigen sachen, da von Göttern, Helden, Königen, Fürsten, Städten vnd dergleichen gehandelt wird, mufs man ansehliche, volle vnd hefftige reden vorbringen, vnd ein ding nicht nur bloß nennen, sondern mit prächtigen hohen worten vmbschreiben.' Hätte Gryphius diese Mahnung im 'Buch von der deutschen Poeterey' auch nicht gelesen — Vondels an Seneca geschulte Sprache hätte es ihn gelehrt. In der That ist der Bilderkultus bei dem Dramatiker Gryphius bis auf die Spitze getrieben. Er schwelgt in Beiwörtern und Zusammensetzungen. 'Der weifsbezähnte Mohr' (Leo I, 459), 'die girrend-trübe Zunge' (Cath. IV, 6), 'grimmergrauser Mensch' (Cardenio II, 37), 'das gewölekte Schlofs und die besternte Nacht' (Fel. I, 2), 'flammenlichter Pfeil' (Fel. III, 59), 'ergrimmte Winde erhitzter Lügen', 'erzürnte Stürme untreuer Zungen' (Leo II, 139/140), 'die schwefellichte Brunst der donnerhaften Flammen' (Leo V, 171), 'das demandfeste Joch der grausen Tyranney, die felsenschwere Last der rauhen Henkerey' (Leo V, 221 2) sind Beispiele solchen rhetorischen Schmuckes. 'Wen suchst Du durch den Duust der Worte zu verblenden?' möchte man dem Dichter bisweilen mit Bassian (Pap. IV, 741) zurufen, wüfste man nicht, dafs er in der That Schule gemacht hat und Bilder wie der schwülstige Vergleich wankelmütiger Herzen mit harten Klippen, an denen Redlichkeit oft scheitere (Pap. I, 164 5) von Lohenstein und Hoffmannswaldau noch überboten worden

sind. Dafs es aber ungerecht wäre, um ihrer Fehler willen ihr Vorbild hart zu tadeln, wurde schon betont. Auf das bei seinen Vorgängern übliche häfsliche Gemisch falscher und fremder Wörter mufs man sehen, um sich an Gryphius' korrekter und reiner Sprache herzlich zu erfreuen. Eine Apokope wie 'gerüst' für 'gerüstet' ist freilich auch bei ihm häufig; sonst aber macht er sich willkürlicher Verstümmelungen nicht schuldig. 'Verschertzt : versetzt' (Pap. V, 21/2) und 'hertzen : aufsetzen' (Fel. I, 203/4) sind die einzigen unreinen Reime, welche ich entdeckt habe. Undeutsche Wörter und Wendungen begegnen uns nur in den 'Gibeonitern'; aber dies ist der erste dramatische Versuch des Mannes und eine Übersetzung aus dem Holländischen.

Der Gesamteindruck ist dieser: Gryphius vermeidet die Banalität der englischen Komödianten; er befleifsigt sich einer reinen, durch Bilder- und Sentenzenschmuck gehobenen Sprache; zahlreiche Wortspiele zeugen von der Sicherheit, mit der er sie beherrscht.

Die Ergebnisse, zu welchen die Betrachtung der metrischen Form in den lyrischen Dichtungen kam, werden durch die Musterung der dramatischen bestätigt. Im allgemeinen hält sich Gryphius an die Regeln seines Meisters, ohne die Schwächen der Vergangenheit ganz überwunden zu haben, ohne andererseits auf eine Verbesserung in bescheidenen Grenzen zu verzichten. Er bewegt sich in aufsteigender Linie. Falsch skandierte ein- oder dreisilbige Wörter verschwinden in der Masse regelrecht gebauter Verse. Opitzens Princip qualitativer Silbenmessung ist durchgeführt.

Wie in dessen Übersetzung der Trojanerinnen und der Antigone und bei Vondel ist der Alexandriner das eigentliche Metrum des Gryphiusschen Dramas; seiner Monotonie wird auch hier dadurch vorgebeugt, dafs Satz- und Versschlufs nicht immer zusammenfallen. Doch hat Gryphius von Vondel gelernt, an passenden Stellen zu einem anderen Metrum überzugehen. Am seltensten hält sich der Alexandriner in den Chören und Prologen. Iambische und trochäische Verse erscheinen hier in beliebiger Länge und bunter Mischung, zunächst unbeholfen — wie störend wirken in Sauls Rede zu Beginn der 'Gibeoniter' die drei- (V. 50), vier- (V. 23, 58, 59) und ac[illegible]üfsigen Trochäen (V. 46 und 72)

zwischen den iambischen Riesen und Zwergen — später in geschickterer Anordnung. Kunstvoller hat Gryphius keinen Chor gedichtet als für den zweiten Akt des 'Papinian', wo die Hofdamen die Leiche des von seinem Stiefbruder Bassian erstochenen Kaisers Geta umringen. In Alexandrinern heben sie ihre Klagen an (277—280); dann unterbricht sie ein fünf- und ein achtfüſsiger Iambus (281/2); auf zwei Alexandriner (283/4) folgen dann der Reihe nach ein dreifüſsiger Iambus, zwei achtfüſsige Trochäen, wieder ein dreifüſsiger Iambus, zwei vierfüſsige Trochäen, ein Alexandriner, und ehe Julia, Getas Mutter, das Wort ergreift, noch ein achtfüſsiger Trochäus. Von gleichem Geschick zeugt der Chor der Furien im vierten Akt (V. 441 ff.). Das Dramatische des kleinen Zwischenspiels, welches im dritten Akt von 'Cardenio und Celinde' eingelegt ist, beruht nicht am wenigsten auf der Mannigfaltigkeit des Rhythmus.

Noch deutlicher wird die steigende Gewandtheit des Dichters in der Verwertung wechselnder Metren, wenn wir die einzelnen Scenen der Handlung selbst prüfen. Die heilige Felicitas, welche ihre Kinder mahnt, sich durch die Folter nicht schrecken zu lassen, deklamiert Strophen von sechs Versen, deren erster, dritter, fünfter und letzter eine trochäische Tetrapodie enthalten (III, 301 ff.). Achtfüſsige Trochäen kommen zur Anwendung, da der Engel die Märtyrer tröstet (Fel. IV, 217—220), und da Sylvanus sich freudig zum Opfertode bekennt (Fel. IV, 266 ff.). In den späteren Werken finden wir solche auf ein Versmaſs beschränkte lyrische Partien nur im fünften Akt des 'Carolus Stuardus' (475—488) und des 'Papinian' (343—354); die letzten Worte, welche der Held spricht, sind in vierfüſsige Iamben resp. Trochäen gekleidet; sie charakterisieren vortrefflich den inneren Frieden der zum Tode verurteilten Männer. Eine reichere Gliederung hätte hier ebenso geschadet, wie sie an anderen Stellen, wo sie am Platze ist, uns packt: im 'Leo' III, 110 ff. und in der 'Catharina' V, 356 ff., wo die Herrscher ihrem geängsteten Herzen Luft machen; im 'Leo' IV, 60 ff., wo ein Zauberer, im 'Carolus Stuardus' II, 85, wo der Geist des Erzbischofs Laud den Zuschauer mit Grausen erfüllen, endlich am kunstvollsten im zweiten Akt des 'Papinian', wo Julia Trochäen, Daktylen und Iamben auf den Mörder ihres Sohnes herabschleudert (II, 299—320).

Man sieht, der Dichter sinnt auf Mittel, die tragische Wirkung zu erhöhen. Er findet ein solches im Wechsel des Rhythmus bei seinem holländischen Vorbild. Er ist unablässig bemüht, sich in seiner Anwendung zu vervollkommnen.

Hätte er nur dem Ästhetiker auch sonst gröſseren Spielraum gelassen! Der Aufbau der Chöre, der Scenen, der Handlung zeigt, daſs er über dem ethischen Zweck die Technik des Dramas fast ganz vernachlässigte.

Die Chöre, nach holländischem Muster 'Reyheu' genannt, treten nach jedem der vier ersten Akte, im 'Papinian' auch nach dem fünften, auf, nur ausnahmsweise innerhalb des dritten Aktes im 'Leo Armenius', des zweiten im 'Papinian'. Die Einteilung in Satz, Gegensatz und Abgesang entspricht der Vondels in *Zang*, *Tegenzang* und *Toezang*. Der Abgesang weicht in der metrischen Form von dem gleichmäſsig gebildeten Satz und Gegensatz ab. Auch die doppelte (Leo IV, C. St. II, Pap. III), ja dreifache Anwendung dieses Schemas (C. St. I) ist bei Vondel üblich.

Die Rolle des Chores ist bei ihnen, wie Scaliger es vorschreibt, die Handlung zu begleiten und an passenden Stellen dem Leser einen Kommentar zu den Gedanken oder Thaten der Hauptpersonen, das *fabula docet*, zu geben. Selten wendet er sich an diese Personen selbst. Er steht mehr auſserhalb als innerhalb der Handlung.

Auch die Scenen zeigen bei Vondel und Gryphius gleichen Aufbau. Beide lieben lange Monologe und in die Form der Stichomythie gezwängte Wechselrede. Meistens beteiligen sich nur zwei Personen am Gespräch; was diesem an Natürlichkeit verloren geht, soll durch Gedankenreichtum ersetzt werden.

Die Einteilung in fünf Akte, nach Vondels Vorgang 'Abhandlungen' genannt, braucht nicht lediglich auf die Holländer zurückgeführt zu werden. Als Gryphius 1646 in Straſsburg weilte, wurde daselbst eine Tragödie 'Leo Armenius' des Jesuiten Josephus Simon aufgeführt, die unseren Dichter wahrscheinlich zu seinem gleichnamigen Stücke angeregt hat. Einflüsse des Jesuiten-Dramas sind bei Gryphius unverkennbar. Er begegnet sich mit ihnen in der Stoffwahl, in der dramatischen Technik, in der Verwendung der Chöre, magischer Elemente und allegorischer

Figuren, vor allem in der didaktischen Tendenz. 'Die heilige Felicitas', die er übersetzte, war ein Werk des französischen Jesuiten Nikolaus Caussinus. Von Simon übernahm er nun auch die Einteilung in fünf Akte und brachte dadurch endlich Gleichmäfsigkeit in den Aufbau des deutschen Dramas. Vor ihm hatte Herzog Julius von Braunschweig einen 'Vincentius Ladislaus' und eine andere Tragödie 'von einem ungeratenen Sohn' in sechs, eine Komödie 'von einem Weibe' in sieben Akten gedichtet. Die Tragödie 'Titus Andronikus' in der Sammlung der englischen Schauspiele von 1620 enthält gar acht Akte. Dafs Gryphius' Rückkehr zu dem alten Brauch infolge reiflichen Nachdenkens über den Bau des Dramas erfolgte, kann freilich nicht behauptet werden. Blofse Nachahmung liegt hier ebensogut vor wie bei der Unterwerfung unter das Gesetz der drei Einheiten.

Auch bei Gryphius rollt sich die Handlung in 24 Stunden ab. Nach Vondels Beispiel giebt er am Schlusse des Personenverzeichnisses genau die Zeitdauer des Trauerspiels an. Weniger streng ist bei beiden die Einheit des Ortes gewahrt. Die Scene wechselt in den Gemächern eines Palastes, den benachbarten Häusern und Gärten. Doch führt uns der Dichter nie über das Weichbild der Stadt hinaus. Von einer Einheit der Handlung in dem Sinne, dafs sie sich aus gewissen Voraussetzungen Schritt für Schritt ergiebt, einen inneren Zusammenhang bildet, aus dem kein Glied ohne Gefahr für das Ganze ausgelöst werden kann, ist bei Vondel und Gryphius nicht die Rede. Und doch ist eine Einheit vorhanden. Sie ist äufserlich. Eine allgemeine Idee schwebt über der Handlung. Zu ihr sind alle einzelnen in Beziehung gesetzt. Sie gleichen den Gemälden einer Bildergalerie, die alle dasselbe Thema behandeln; fehlte eines — wir würden es kaum empfinden. Noch entbehrt der Dichter der Kenntnis, dafs auch im Drama das Gesetz der Kausalität herrschen mufs.

'Leo Armenius' schildert die Schrecken einer Palastrevolution. Michael Balbus, des Kaisers oberster Feldhauptmann, der seine Dienste schlecht belohnt sieht, zettelt eine Verschwörung gegen den grausamen Leo an, den er selbst einst auf den Thron gehoben hat. Der Kaiser läfst den Aufrührer verhaften. Im zweiten Akt wird Michael zum Tode verurteilt, die Hinrichtung aber auf Bitten der frommen Kaiserin Theodosia, die den Tag des Herrn

nicht entweiht wissen will, bis zum Schlufs des Weihnachtsfestes verschoben. Bald reut den schwachen Herrscher dieser Befehl. Wir sehen ihn im dritten Akt voller Furcht und Zagen. Und in der That ist seine Nachgiebigkeit sein Verderben. Es gelingt Michael, den Wächter zu gewinnen; sein Sohn überbringt den Verschworenen einen Brief, der zu schneller Befreiung des Gefangenen mahnt. Sie beschliefsen im vierten Akt, den Kaiser um Mitternacht zu ermorden, wenn er zur Kirche geht, Christi Geburt zu feiern. Mit der Vollstreckung der gräfslichen That und der Erhebung Michaels zum Kaiser schliefst das Stück. Der Kaiserin, welcher die Schreckensnachricht den Verstand raubt, ruft einer der Mörder zu (V, 229/230):

> Lern ietzt, die du regiert, gehorchen und versteh,
> Wie offt nur eine nacht sey zwischen fall und höh!

'Catharina von Georgien' ist die unglückliche Gefangene des persischen Schah Abas (oder, wie Gryphius schreibt, Chach Abbas), der sie trotz des versprochenen sicheren Geleits in Fesseln hat legen lassen, als sie mit der Bitte um Frieden sein Lager betrat. Mit der Ankunft zweier Gesandten aus Gurgistan, die auf die russische Vermittelung zu Gunsten ihrer Königin bauen, hebt das Stück an. Catharina weist die Liebeswerbungen des Schahs kalt ab. Im zweiten Akt verspricht Abas dem russischen Gesandten, die Gefangene freizulassen. Aber bald reut ihn seine Zusage. Den Beschlufs, den er im dritten Akt fafst, Catharina zu töten, falls sie seine Hand ausschlage, überbringt ihr im vierten ein vornehmer Perser. Sie wählt, ihrem Christenglauben treu, den Tod. Abas' Verzweiflung, seine Rache an dem Schergen, dem er vorwirft, seine Vollmacht überschritten zu haben, bilden den Inhalt des letzten Aufzugs.

Lebhafter wogt die Handlung in 'Cardenio und Celinde'. Cardenio, ein junger Heifssporn, hat sich der Buhlerin Celinde in die Arme geworfen, weil die von ihm heifsgeliebte Olympia, ein schönes Bologneser Mädchen, seinem Nebenbuhler Lysander zum Altare gefolgt ist. Ein blutiger Zusammenstofs mit einem anderen Liebhaber Celindens, wobei dieser fiel, hat Cardenio den Aufenthalt in Bologna vollends verleidet. Den Entschlufs, es zu verlassen, nachdem er sich an Lysander gerächt, teilt er im ersten Akt mit. Celinde, untröstlich darüber, fragt im zweiten eine Zauberin, wie

sie den Treulosen an sich fesseln könne. Diese erklärt sich bereit, ihr einen Trank zu brauen. Sie fordert dazu das Herz eines jüngst verstorbenen, in Bologna begrabenen Mannes, der stets ohne Falsch an der Buhlerin gehangen. Celinde will es ihr bringen. Olympias Freude über Cardenios bevorstehende Abreise, der alle Erinnerungen der früheren Liebschaft verbrennt, schildert der dritte Akt. Im vierten sehen wir Cardenio auf der Lauer. Aber eine verhüllte Gestalt, in der er Olympia zu erkennen glaubt, lockt ihn in einen einsamen Garten, so dafs Lysander ungefährdet sein Haus betreten kann. Nun verwandelt sich die vermeintliche Olympia, welche Cardenio mit Liebesbeteuerungen überschüttet, in ein Totengerippe, das mit Pfeil und Bogen auf ihn zielt und ihn mit den Worten in die Flucht jagt: 'Schau an! so blitzt mein strahl, dein lohn, die frucht der sünde' (IV, 218). Von Gewissensqualen getrieben, will er am Altare Besserung geloben. Er kommt noch gerade zur rechten Zeit, um Celinde in dem frevelhaften Werk der Leichenschändung zu stören. Die Leiche des Ritters, der die Sünderin das Herz ausschneiden wollte, mahnt beide zur Sinnesumkehr: 'O selig ist der geist, Dem eines todten grufft den weg zum leben weist!' (IV, 383/4). Im fünften Akt überrascht Cardenio seinen Nebenbuhler durch die Bitte, ihn für seinen verbrecherischen Vorsatz mit dem Tode zu bestrafen. Da Lysander dies ablehnt, verkündet er als seinen Entschlufs (V, 272): 'Ich flieh, was flüchtig ist, und such ein höher gut'. Seine Genossin verspricht (V, 351/2): 'Celinde wil allein Von dieser stund an gott ein reines opffer seyn'.

Den Inhalt des 'Carolus Stuardus', von dem zwei Bearbeitungen überliefert sind, geben wir nach der endgültigen Fassung wieder. In der ersten Abhandlung verspricht Fairfax seiner Gemahlin, den König vom Tode zu retten. Die folgende schildert nur Karls demütige Erhebung in Gottes unerforschlichen Ratschlufs. Erst in der dritten tritt Fairfax wieder auf. Ein Gespräch mit zwei königlich gesinnten Obersten bricht er plötzlich mit den Worten ab: 'Wohlan, so sterb er denn!' (III, 150). Noch weniger motiviert als dieser Umschwung ist die Bedenklichkeit, die bei ihm in der unmittelbar folgenden Unterredung mit Cromwell zu Tage tritt. Er wagt nicht, in die Vollstreckung des Urteils zu willigen. Dafs er dem pfälzischen und dem hol-

ländischen Gesandten zuliebe nach Westminster geritten sei, um einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken, berichtet ein Oberst seiner Gemahlin im vierten Akt. Der letzte bringt über den Ausgang dieser Vermittelung keine Aufklärung. Karl besteigt das Schafott, ruhigen Gemütes, ohne Groll gegen seine Feinde.

Gryphius' 'Grofsmüthiger Rechts-Gelehrter oder sterbender Aemilius Papinianus' führt uns in die Schreckenszeit des römischen Kaiserreichs. Zwei Stiefbrüder, Geta und Caracalla, letzterer von Gryphius meist Bassian genannt, teilen sich in die Herrschaft. Getas Mutter Julia beschuldigt den Reichshofmeister Papinian einseitiger Anhänglichkeit an Bassian, mit dem er verschwägert ist. Papinian weist solche Verleumdungen zurück. Im zweiten Akt ersticht Bassian, von seinem ehrgeizigen Rat Laetus aufgestachelt, seinen Stiefbruder in aufwallendem Zorn; im dritten liefert er den hinterlistigen Ohrenbläser der Rache Julias aus, die ihn auf gräfsliche Weise zu Tode martern läfst. Papinian erhält den Auftrag, eine Darstellung von Getas Tode für den Rat und das Lager zu schreiben und darin auseinanderzusetzen:

> Wie frech und hefftig er sich heut uns widersetzt
> Und ungescheut gesucht zu tödten und zu fällen
> Uns selbst (III, 206—208).

Papinian lehnt dies ab. Im vierten Akt überbringt man ihm, da er standhaft bleibt, die Kunde seiner Entlassung und führt seinen Sohn ins Gefängnis. Das Heer, von Bassians Unredlichkeit und Getas Ermordung in Kenntnis gesetzt, trägt Papinian die Krone an. Er schlägt sie aus. Auch ein den fünften Aufzug eröffnender Antrag Julias verfängt nicht. Taub gegen die Bitten der Eltern, ungebeugt durch die Marter des Sohnes, dem das Haupt abgeschlagen wird, weigert er sich, dem Kaiser zu willfahren (V. 232):

> Krumm geht, wer laster lobt und tugend kan vernichten.

So stirbt er für Wahrheit und Recht.

'Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeſse, ohne das sie selten leidet, das man geringe standes personen vnd schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen, Todtschlägen, verzweiffelungen, Kinder- vnd Vätermörden, brande, blutschanden, kriege vnd auffruhr, klagen, heulen, seuffzen vnd dergleichen handelt.' An diese Opitzische Definition

der Tragödie, deren holländischer Ursprung unverkennbar ist, hat sich auch Gryphius gehalten. Wie Vondel führt er dem Leser das wildbewegte Treiben des Hofes, grofse Haupt- und Staatsaktionen vor. Wo er in die Sphäre des bürgerlichen Lebens hinabsteigt, kann er sich des Gefühls, eine Thorheit begangen zu haben, kaum erwehren. In der Vorrede zu 'Cardenio und Celinde' entschuldigt er sich: 'Die personen, so eingeführet, sind fast zu niedrig vor ein trauerspiel. ... Die art zu reden ist gleichfals nicht viel über die gemeine.' Die Schilderung der Verirrungen, zu denen Liebesraserei führe, werde hoffentlich diese Mängel ersetzen.

Im Gegensatz zu den Engländern und den älteren deutschen Tragikern sind nach holländischem Muster heitere Scenen aus Gryphius' Trauerspielen verbannt. Nur in 'Cardenio und Celinde' reizt Lysanders ängstlicher Diener zum Lachen. Aber in diesem bürgerlichen Schauspiel wich eben der Dichter bewufst von der Regel ab, und auch hier hat er dem Komischen bei weitem nicht so starke Konzessionen gemacht wie etwa Paul Rebhun in den grotesken Partien seiner Susanna.

Um so breiterer Spielraum ist dem Gräfslichen und Schaurigen gelassen. Der Dichter schwelgt förmlich in Mord- und Geisterscenen. Hier haben Seneca und Hooft ihn stärker beeinflufst als Vondel, der mit solchen Mitteln sparsamer umgeht. Die Greuel, die er im Dreifsigjährigen Kriege mit eigenen Augen geschaut, veranlafsten ihn, dem Beispiel des in ähnlicher Schule aufgewachsenen Römers zu folgen. Uns schaudert, wenn Gryphius Catharinas Tod auf dem Scheiterhaufen beschreibt (V, 69 ff.), ihr verbranntes Haupt gar auf die Bühne bringt, wenn auf offener Scene Karl Stuart — um von der 'heiligen Felicitas' und den 'Gibeonitern' zu schweigen — hingerichtet, dem schlimmen Laetus das Herz aus der Brust gerissen wird, wenn einer der Mörder Stuarts das schreckliche Ende Cromwells und seiner Genossen prophezeit (V, 157 ff.). Käme wieder einmal jemand, der das Gruseln lernen möchte — Gryphius' Mordgesellen könnten es ihn lehren. Seine Mordgesellen, aber auch seine Gespenster.

Dafs ein Mann von Gryphius' Bildung fast in jedem Trauerspiel Geister prophezeien oder Unheil verkünden läfst, in 'Cardenio und Celinde' sogar als Träger der Peripetie verwendet, kann nicht wunder nehmen, wenn man den Geisterglauben der

Epoche in Betracht zieht. Es sei mir vergönnt, hier auf eine Erzählung des Krossener Pastors Johann Joachim Möller hinzuweisen, welche ich handschriftlich auf der Berliner Kgl. Bibliothek fand. 'Der kurfürstlich brandenburgische Hofprediger Herr Ursinus,' so schreibt Möller in seinem Chronicon Berolinense zum Jahre 1688, 'hat mir selber erzählt, daß, wie er das erste Mal hat predigen sollen und bei Nacht auf die Predigt studieret, hat der Teufel das Licht dreimal ausgeblasen, so daß er das Blasen habe hören können, ohne daß er etwas gesehen, und wie er das Licht habe angezündet und in seiner Meditation nicht wollen hindern lassen, hat der Teufel auf dem Spinette, so in der Kammern gestanden, angefangen zu spielen, worüber er sein Studieren hat quittieren und zu Bette gehen müssen.' Wenn solche Märchen in den Kreisen der Hoftheologen Glauben fanden, dann wird man es nicht unbegreiflich finden, dafs der Sohn des Glogauer Pastors an der Leydener Universität Vorlesungen über Chiromantik hielt, dafs er einen (leider verloren gegangenen) Traktat 'De spectris' schrieb, dafs er den höllischen Geist, die Gespenster des Todes, Michaels, des Tarasius, des Marcellus, der Maria Stuart, des Grafen Strafford, des Erzbischofs Land, der ermordeten englischen Könige auf die Bühne citierte. Ihr Auftreten zu motivieren freilich verstand er nicht. Sie bleiben im Gegensatz zu den Gespenstern Shakespeares poetische Maschinen, leblose Figuren. Auf ihnen lastet, wie auf den Personen eines jeden Stückes, der Mangel innerer Einheit der Handlung.

Wenden wir uns ihr jetzt zu, so zeigt ihr Verlauf, die Schürzung des Knotens, das Ziel, das Gryphius mit seinen Dramen verfolgt, ihn wieder ganz als Schüler Vondels. Beide lieben die Situationsmalerei. Meister in der Dialektik, in der Rhetorik wohlbewandert, gefallen sie sich in kunstvoller Wechselrede, in reichgeschmückten Monologen. Ein Gedanke wird nicht eher verlassen, als bis er nach allen Seiten verfolgt, in glänzender Form ausgeprägt worden ist. Mufs schon diese Vorliebe für die Deklamation, für die Beschreibung den Fortgang der Handlung hemmen, so noch mehr die Einfachheit der Intrigue. Von einer Verwickelung, einem Konflikt kann keine Rede sein. Die Lage des Helden oder der Heldin ist derart, dafs eine Veränderung so gut wie ausgeschlossen erscheint. Was beide so weit gebracht hat, liegt vor dem eigentlichen Stück. Versuche, einen Um-

schwung herbeizuführen, werden unternommen, aber zu einem Ziele gelangen sie nicht, sollen sie nicht gelangen. Der Held bleibt passiv; die Handlung wird infolgedessen schleppend, das Intriguenspiel lose; Spannung fehlt.

Verlieren wir nicht die Bühnenverhältnisse der Zeit, vor allem in Deutschland, aus dem Auge. Theatergebäude gab es nicht. Man spielte auf freien Plätzen, in grofsen Sälen der Schlösser, der Gymnasien, der Gasthäuser, in den Kollegien der Jesuiten. Berufsmäfsige Schauspieler fehlten. Bürger, Schulkinder, Jesuitenzöglinge, die ihre Mufsestunden zum Einstudieren der Rollen benutzten, ersetzten sie. Die englischen Komödianten, welche seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts in Deutschland auftauchten, hat Gryphius in seiner schlesischen Heimat nicht zu Gesicht bekommen; erst in Holland wird er einigen ihrer Aufführungen beigewohnt haben. Zudem pflegten sie eine Gattung, die unserem Dichter nicht zusagte. Mit ihren Spektakelstücken mochten sie die Massen gewinnen — Vondelsche oder ähnliche Werke hätten sie vor leeren Bänken gespielt. Das Volk langweilte dieser gelehrte Kram. Wo er aber zur Aufführung gelangte, da waren die vornehmen Zuschauer zu sehr in ihren humanistischen Anschauungen befangen, um sich des Undramatischen recht bewufst zu werden. Sie klatschten Beifall, wenn eine über die Treulosigkeit ihres Buhlen erzürnte Dirne sich mit antiken Heroinen (Celinde II, 65—69), ein gramgebeugter Vater seinen unschuldig zum Tode verurteilten Sohn mit Sokrates, Kallisthenes, Phocion, Seneca, Paetus, Burrhus (Pap. V, 78—86) verglich, wenn die Richter des Michael Balbus alle berühmten Männer des Altertums citierten, die auf der Folter ein Geständnis ablegten, mochte dieses Zwangsmittel auch an dem armenischen Hochverräter gar nicht zur Anwendung gelangen (Leo II, 309 bis 314), oder wenn der Geist Straffords wie der historische Graf im Kerker sich über den Undank der Fürsten beklagte (C. St. II, 41/2), obgleich Karl I. von Gryphius sonst als das Muster aller menschlichen Tugenden gepriesen wurde. Das kritisch veranlagte Publikum fehlte so gut wie das Theater und der berufsmäfsige Schauspielerstand. Konnten die Dichter, welche nur die Bedürfnisse einer gelehrten Clique im Auge hatten, etwas anderes schreiben als geistvolle, aber den Gesetzen der Bühne hohnsprechende Buchdramen?

Vondel und Gryphius versäumten es, für Spannung zu sorgen, weil ihre technischen Vorkenntnisse ungenügend waren. Ein zweiter Grund lag in den Tendenzen, welche sie mit ihren Dramen verfolgten.

'Die Alten,' so lesen wir in der Vorrede des Vondelschen Dramas 'Het Pascha', 'haben gestrebt, uns zu einem guten, sittlichen Leben zu erziehen ...: so haben sie für zweckmäſsig gehalten, einige alte Historien wieder aufzufrischen und vor der ganzen Welt auf die Bühne zu bringen ... worin sie bewiesen, wie am Ende alles Gute seine Belohnung und alles Böse seine Strafe nach sich zieht, damit selbst rohe, gemeine und ungelehrte Menschen ohne Brille ihre Fehler sehen, durch wohlsprechende Worte erdachter Figuren gezügelt und gesittet werden.' Nach der Vorrede zu Jephta ist der Zweck der Tragödie, 'die beiden Leidenschaften Mitleid und Furcht im Menschen zu mäſsigen und zu reinigen, die Zuschauer zu veredeln und sie zu lehren, wie man die Schicksalsschläge der Welt geduldig und voll Gleichmut ertrage'. Ähnliche Ziele verfolgt Opitz mit der Übersetzung der 'Trojanerinnen': den Zuschauer durch 'Beschawung der Miſslichkeit des Menschlichen Lebens' zur 'Beständigkeit' zu erziehen: 'dann indem wir grosser Leute, gantzer Städte vnd Länder eussersten Vntergang zum offtern schawen vnd betrachten, tragen wir zwar, wie es sich gebühret, erbarmen mit jhnen, können auch nochmals aus wehmuth die Trähnen kaum zurückhalten; wir lernen aber daneben auch aus der stetigen besichtigung so vielen Creutzes vnd Vbels, das andern begegnet ist, das vnserige, welches vns begegnen möchte, weniger fürchten vnd besser erdulden.' Im 'Buch von der deutschen Poeterey' nennt Opitz die Dichtkunst geradezu eine verborgene Theologie.

Didaktisch ist nun auch das Drama von Gryphius. Doch überragen 'Catharina von Georgien', 'Carolus Stuardus' und 'Papinian' den 'Leo Armenius' und 'Cardenio und Celinde' an lehrhaftem Gehalt. In den beiden letzteren wird der Gedanke irdischer Gröſse und Herrlichkeit veranschaulicht.

Nichts! nichts ist, das nicht noch heute
Könt in eil zu drümmern gehn,

singt der Chor im Leo (II, 669/70), und der Kaiser selbst klagt (I, 153—156):

Was ist ein printz doch mehr als ein gekrönter knecht,
Den ieden augenblick was hoch, was tieff, was schlecht,
Was mächtig, trotzt und hönt, den stets von beyden seiten
Neid, untreu, argwohn, haß, schmertz, angst und furcht bestreiten?

Cardenio schliefst also (V, 429/30):

Wer hier recht leben wil und jene kron ererben,
Die uns das leben gibt, denck iede stund ans sterben!

Nicht als ob in den anderen Tragödien solche Mahnungen an die Launen des Schicksals fehlten. Im Gegenteil. Giebt es ein schrecklicheres Los für gekrönte Häupter (auch Papinian winkt ja das Diadem der Cäsaren!), als dem Beil des Henkers zum Opfer zu fallen? Aber nicht die furchtbaren Leiden der Unglücklichen zu schildern ist Gryphius' eigentlicher Zweck. Wichtiger erscheint ihm die Aufgabe, ihre Charaktergröfse im Angesicht des Todes zu zeigen. Furchtlos, voll Gottvertrauen fügen sie sich in das Unvermeidliche. Nur wer wie Catharina Zange und Schwert nicht scheut und den Brandpfahl dem Thron und der Hand eines Heiden vorzieht, wird mit der herrlichsten Ehrenkrone belohnt (Cath. IV, 527—536). Krone und Leben giebt Carolus Stuardus gern dahin für das Jenseits, wo er ein unvergängliches Scepter empfangen wird (II, 286—289); seine Demut erinnert bisweilen an den Erlöser selbst (V, 57/8 und 341/2). Papinian höhnt den Acheron im Vorgefühl ewiger Freuden (IV, 233—235).

Stoische Gelassenheit im Leiden: das ist die Lebensweisheit, die der Dichter in diesen drei Trauerspielen predigt. Keine Spur einer tragischen Schuld! Wenn aber der Held alles ergeben tragen mufs, so wird er notwendig zur Passivität verdammt; die Handlung stockt; sie zieht sich auf seine Bedränger zurück. Gryphius' erstes originales Werk müfste eigentlich nicht des Kaisers, sondern Michaels Namen tragen. 'Leo Armenius' und 'Cardenio und Celinde' nähern sich mehr den Bedürfnissen der Bühne; die drei anderen Tragödien nehmen auf sie gar keine Rücksicht. Von jenen ist 'Leo' das erste selbständige Trauerspiel des Dichters, 'Cardenio und Celinde' eine Abart, der er nie den vollen Rang eines solchen hat einräumen wollen. Mit diesen glaubte er sein Bestes geliefert zu haben.

Wir stehen an dem Punkte, wo litterarische Beziehungen und Geistesverwandtschaft ineinander übergehen. Bei Seneca,

bei Vondel fand Gryphius ein Echo seiner eigenen Ideen. Als Mensch fühlte er sich eins mit ihnen. Darum folgte er ihnen auch als Dichter. Herkunft und Lebensschicksale führten ihn dem Holländer und dem Römer zu. Ähnliche Epochen schaffen ähnliche Männer.

Welches Bild entwirft nun Gryphius von den politischen, religiösen, sittlichen Zuständen seiner Zeit?

Sagen wir es mit einem Wort: ein Bild des Rückganges auf allen Gebieten. Heuchelei, Gewalt, Mord: das ist die Signatur des öffentlichen Lebens. Die Fürsten dulden über ihrem Willen kein Gesetz (Cath. III, 435 6); ironisch heifst es Cath. V, 169, ihre Regeln seien sehr fremd und schwer zu fassen. Ein unbedachtes Wort wird für ein Verbrechen gehalten, das den Tod verdient (Leo I, 284/5). Selbst das Leben des Bruders gilt nicht für unantastbar (Pap. II, 21). Der Hof ist eine Mördergrube, ein Verräterplatz, ein Wohnhaus schlimmer Buben, wo der Zungenheld den Helden des Schwertes besiegt (Leo I, 23—28). Heil dem, der ihn meidet, dessen Sinn nicht nach hohen Ämtern steht! (Pap. I, 373—378).

Kann christlicher Sinn gedeihen, wenn die Priesterschaft selbst mit schlechtem Beispiel vorangeht? 'Sie rufft, sie schreit, sie schreibt von cantzel, haus und stühlen' (C. St. III, 181). 'Die cantzel bauet uns nicht wenig vor das licht' (C. St. III, 183). 'Politische Pastoren sind ein Unding.' Mit Wärme kämpft Gryphius für diesen Satz. Warum, fragt er im 'Leo Armenius' (III, 199—203), will die Schar, die dem Altar geschworen hat, stets im Rate des Herrschers sitzen? Sie kümmert sich um alles, nur um die Kirche nicht. Im 'Carolus Stuardus' (IV, 310—324) klagt die Religion, dafs sie zum Vorwand aller möglichen Schandthaten genommen wird; Brandstifter, Aufrührer, Thronräuber treiben mit ihrer Maske ein freches Spiel; selbst Kirchenschänder preisen ihr Werk als gottwohlgefällige That.

Egoismus ist allein die Triebfeder menschlichen Handelns. Lafst euch nicht durch den Wahn der Freundschaft bethören! Baut nicht auf Versprechen und Eide der leichten Menschen (Leo II, 548—550). Nennt keinen vor seinem Tode beständig! (Pap. II, 93). Wer allen hilft, wird im Unglück vergebens auf Beistand hoffen (Pap. I, 155/6). Neid, Argwohn, Verleumdung sind Grofsmächte in der Welt (Monolog Papinians zu Beginn

des ersten Aktes). Auch die Frauen sind nicht wie sie sein sollten. Dummer Stolz entstellt das schönste Antlitz (Pap. II, 34). Wer ist nicht durch Weiber, und sei er noch so weise, bethört worden? (Pap. IV, 95/6). 'Der Frauen mund zerbricht auf einen tag Mehr, denn die greise zeit mit müh aufsetzen mag' (Pap. IV, 69/70).

So ist das ganze Leben 'ein Kriegen voll Angst' (Pap. V, 263); ein Thränenthal, ein Folterhaus nennt es der Dichter der 'Catharina' (I, 65). Was wir mit Fleifs und Schweifs erringen, schwindet wie der Schaum auf den Wellen (Leo II, 629—632). 'Sterben heifst genesen' (Cardenio IV, 420; 429—440; V, 424 und 427; C. St. II, 249—251; Cath. V, 238).

Diese Schilderung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, liegt weder in unserer Macht noch in unserem Willen. Wir vermuten, dafs sie zu dunkle Farben enthält. Eine Hinneigung zum Pessimismus war ja, wie betont, schon durch die Erziehung gegeben. Noch spukten in den Köpfen der Theologen jene rohen mittelalterlichen Anschauungen von dem Reich Gottes im Himmel und dem Reich des Satans auf Erden; noch lehrten jesuitische Poeten, die auch unseres Dichters Beifall fanden, dem Leben gram zu werden;[1] noch hatte sich nicht jene freiere Auffassung zum Siege durchgerungen, welche den wahren Beruf des Christen in harter, gottwohlgefälliger Arbeit sieht, welche — ich citiere Otto Ludwig[2] — sich nicht tadelnd von der Welt kehrt, wie sie ist, sondern ihr gerecht zu werden sucht, welche jubelnd einstimmt in Huttens Ruf: 'Es ist eine Lust zu leben!' Eine Lust zu leben war es nun aber in der Epoche des grofsen Religiouskrieges doch nicht. Zur Freude an der Gegenwart gab sie wenig Anlafs. Unglück über Unglück drängte auf die armen Bewohner unseres Vaterlandes ein. Dreifsig Jahre lang brauste die Kriegsfurie über die wüsten Felder, durch die verödeten Gassen dahin, Not und Tod im Gefolge. Wie viele mögen murrend den Arm nach oben gereckt, wie viele den Glauben der Väter abgeschworen oder verleugnet haben, um wenigstens das nackte Leben zu retten!

Gryphius war Zeuge dieser Schrecken. Den frommen Christen

---

[1] Vgl. die Rede des Anicetus in der 'heiligen Felicitas' IV, 112—119.

[2] 'Zwischen Himmel und Erde' am Schlusse.

erschütterte der Gedanke, seine armen Landsleute möchten das letzte verlieren, was sie noch besäßen: das kindliche Vertrauen auf die Gnade des Allmächtigen. Dies zu verhüten erschien ihm als der eigentliche Beruf seines Lebens:

> Ich fühl in mir, daß der noch wol zu retten sey,
> Der seine seuch entdeckt. Man wird von sünden frey,
> Wenn man die sünden nicht entschuldigt, schmückt und färbet
> (Cardenio V, 279—281).

Ein gütiges Geschick hatte ihm die Macht des Wortes in reichem Maſse verliehen. Sie stellte er in den Dienst der Christenpflicht. Ein Reformator wollte er werden. Erst in zweiter Linie fühlte er sich als Dichter.[1]

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird ihn dies in der Widmung des 'Olivetum' selbst bekennen hören.[2] Sie enthält das Programm seines Lebens. Als er den 'Leo Armenius' schrieb, rang er noch selbst mit dem Zweifel. Die Frage der Kaiserin Theodosia (V, 210), ob denn das Elend mit Gottes Willen in der Welt sei, weist der Priester mit der anderen zurück, ob ein Sterblicher sein Gericht begreifen könne. Dann aber folgte eine Tragödie der anderen, und jede mahnte die Volksgenossen zu stiller Ergebung in das unabwendbare Schicksal. Nicht nur die Pflicht gegen die irdische Obrigkeit hat Bassian im Auge, wenn er dessen Wege krumm nennt, der stets die höchste Macht richten will (Pap. V, 231). Als ihn einst Freunde baten, die Verirrungen verblendeter Jugendliebe zu schildern, sträubte er sich lange dagegen; endlich willigte er ein, aber für voll hat er doch dies bürgerliche Schauspiel ('Cardenio und Celinde') nie angesehen. Es fehlte nicht nur der vornehme Hintergrund; auch für seinen moralischen Zweck war aus diesem Stoff wenig Kapital zu schlagen. Die Schluſsmahnung, stets Gott vor Augen zu haben, paſst in der That nicht völlig zu dem Inhalt des Stückes.

So ist es: Groſsartiger, aber auch undramatischer hat kein

[1] Vielleicht deutet darauf auch die Vorrede zu der Ausgabe der Trauerspiele von 1650 hin, in denen Gryphius 'die Vergängligkeit menschlicher Sachen' darstellen will: 'nicht zwar, weil ich nicht etwas anders und vielleicht angenehmers unter händen habe, sondern weil mir noch dieses mahl etwas vorzubringen so wenig geliebet als e r l a u b e t'.

[2] Siehe oben S. 13.

Dichter das Wort des kaiserlichen Dulders verkündet: Lerne leiden, ohne zu klagen!

Gewifs. Ehe die Erkenntnis, dafs alles Stoische untheatralisch ist, den deutschen Dramatikern zum Bewufstsein kommen konnte, mufste eine Summe von Vorarbeit erledigt, ein tiefer Einblick in die Technik des Dramas gewonnen sein. Bedurfte es aber in Deutschland dieser langen Spanne unfruchtbarer Stagnation, ehe in Kamenz das Genie das Licht der Welt erblickte, das, um ein Klopstocksches Bild zu brauchen, die deutsche Muse zum Wettkampf mit der englischen ermutigte? Warum blieben die Deutschen im 17. Jahrhundert so weit hinter den unsterblichen Werken eines Shakespeare, eines Molière zurück?

Das dürfen wir wohl sagen: Ein Apostel des Individualismus, wie sie, wäre Gryphius auch unter glücklicheren Lebensumständen nicht geworden. Dem Geist der Renaissance mufste dieser gegen die eigene Kraft so mifstrauische Pastorensohn stets abhold bleiben. Aber als dichterisches Talent hätte er es wohl wagen dürfen, mit jenen in die Schranken zu treten. Er war ein Meister gebundener und ungebundener Rede. Eine reiche Phantasie stand ihm zu Gebote. Tiefe Menschenkenntnis hatte er sich in einem bewegten Leben erworben. Wir erinnern an den ehrgeizigen Michael Balbus und seinen schwächlichen Gegner Leo von Armenien, an den heifsblütigen Cardenio, die buhlerische Celinde, den ängstlichen Diener Lysanders. Indem er diese scharf gezeichneten Personen in Widerstreit setzte, gelang es ihm, leidlich bühnengerechte Stücke zu schaffen. Bredow [1] und Julius Herrmann [2] haben den 'Leo Armenius', Scherer, dessen Urteil schwerer ins Gewicht fällt, 'Cardenio und Celinde' als die beste Tragödie des Dichters bezeichnet. Vielleicht wäre das bürgerliche Schauspiel, das erst Lessing wieder zu neuem Leben erweckte, nicht in so tiefen Schlummer gesunken, wenn ihm Gryphius selbst höheren Wert beigelegt hätte. Aber bald zogen ihn die trotzigen, sich auf sich selbst stellenden Naturen nicht mehr an. Als er den 'Carolus Stuardus' umdichtete, trug er kein Bedenken, die Worte, die in der ersten Fassung Fairfax

[1] Schriften von G. G. Bredow. Ein Nachlafs herausgeg. von Dr. J. G. Kunisch. Breslau 1823.

[2] Julius Herrmann, Über A. Gryphius (Programm der städtischen Realschule zu Leipzig, 1851).

gesprochen, nun Cromwell zu übertragen, unbekümmert, dafs die Charakterzeichnung des ersteren darunter litt. Wie wenig er sich die Motive des Schahs klar gemacht hat, die ihn zu der Verurteilung Catharinas bestimmen, zeigen die dunklen Verse V, 365—374. Die Zeit forderte gottergebene Dulder. Der gelassene Stoiker ward der Held seiner Dramen. Jedem Alter, jedem Geschlecht legte er Worte des Lebensüberdrusses, der Resignation in den Mund. Mit einem sicheren Blick für die Wirklichkeit ausgerüstet, fiel er in Unnatur. Existiert ein unreifer Knabe, der nach dem Tode lechzt (Pap. IV, 249—258; 364—374; V, 239—248), eine Mutter, die das Martyrium ihres Kindes mehr wünscht als fürchtet (Cath. IV, 379/80), wo anders als in der überreizten Phantasie eines Dichters? Nicht unempfindlich gegen theatralische Wirkungen sündigte er dem höheren Zwecke zuliebe gegen den heiligen Geist des Dramas, konnte er sich nicht genugthun, allegorische Wesen zum Sprachrohr seiner Gedanken zu machen — Figuren, die stets Puppen sind, wenn sie nicht menschliche Züge erhalten, wie etwa die Jugend und das Alter in Ferdinand Raimunds Märchen 'Der Bauer als Millionär'. Wie Gryphius seine Helden zu wahren Tugendbolden hinaufschraubte, so karikierte er alles, was zu ihrem Stoicismus nicht stimmen wollte. Die Liebe erscheint bei ihm nur verzerrt; ein eigenes Stück hat er ihrem verderblichen Einflufs gewidmet; in der Vorrede zu der Ausgabe von 1650 nennt er diejenigen 'Ketzer', welche meinen, ein Trauerspiel könne ohne Liebe nicht vollkommen sein; er tadelt Pierre Corneille, 'welcher (in seinem Polyeucte) einen heiligen märterer zu dem kampff geführet und demselben wider den grund der wahrheit eine ehefrau zugeordnet, welche schier mehr mit ihrem bulen, als der gefangene mit dem richter zu thun findet und durch mitwürckung ihres vatern eher braut als wittbe wird.' Gryphius kennt nur einen Gegensatz: den ergebenen Christen und den hartgesottenen Sünder. Indem er ihn zeichnet, verfällt er in denselben Fehler wie die Maler seiner Zeit: stets erscheinen die Figuren zu übermenschlich, die Gesetze der Perspektive werden vernachlässigt. Passow[1] hat seine Herrscher mit den Kartenkönigen verglichen, welche Krone

[1] W. A. Passow, Das deutsche Drama im 17. Jahrhundert (Programm Meiningen 1847).

und Scepter nie ablegen; aber ebensowenig sind die übrigen Figuren — wir zählten die Ausnahmen auf — Menschen von wahrem Fleisch und Blut.

Zwei Berufe hatten schon den Jüngling mächtig angezogen: der des Predigers und der des Dichters. Die Zeit sorgte dafür, dafs die Stimme des Predigers die des Dichters stets übertönte.

Eine rege Phantasie schuf in ihm immer neue Gebilde. Wie oft hat der Moralist auf ihre Mitwirkung verzichtet! Zahlreich sind die Stellen, die Gryphius bisweilen wörtlich, bisweilen umgeformt aus Vondel,[1] zum Teil auch aus Bearbeitungen Shakespearescher Stücke und aus französischen Dramen[2] übernommen hat. Wie sklavisch hat er sich an die historische Überlieferung gehalten! Dafs Fairfax' Gespräch mit seiner Gemahlin geschichtlich treu sei, hebt er in den Anmerkungen besonders hervor; in 'Cardenio und Celinde' hat er nach seinen eigenen Worten 'der Historien nicht zu nahe treten wollen'; welchen Streich sie ihm spielte, als er den Geist Straffords citierte, haben wir oben (S. 25/6) bereits berührt.

Kein Wunder, wenn wir in den Trauerspielen auch zahlreiche Anspielungen auf Zeitereignisse finden. 'Carolus Stuardus' wurde kurz nach dem Tode des unglücklichen Königs gedichtet. Vondel hatte die Katastrophe Oldenbarnevelds nur maskiert in seinem 'Palamedes' auf die Bühne zu bringen gewagt. Gryphius nahm offen die Partei des Enkels der Maria Stuart. Man hat geklagt, dafs der Deutsche gar keine nationalen Stoffe behandelt habe. Aber sind denn diese Türken, Armenier, Römer, Italiener, Engländer etwas anderes als die hartbedrängten Deutschen des 17. Jahrhunderts? Wer erkennt nicht in den armenischen Rebellen, die die gestürzte Kaiserin verschonen und verspotten, 'weil die Viper keine Zähne mehr hat' (Leo V, 404), in der finsteren Gestalt eines Cromwell, der Weib und Kind nicht schonen würde, wenn sie sich ihm entgegenstellten (C. St. III, 257—260), der den Tod begrüfst, wenn auch sein Todfeind fällt (C. St. III, 171), den grausamen, rücksichtslosen Condottiere des Dreifsigjährigen Krieges? Michael Balbus ist Wallenstein selbst. Auch er sieht

[1] Roeland A. Kollewijn, Über den Einflufs des holländischen Dramas auf A. Gryphius, Heilbronn (o. J.).

[2] Louis G. Wysocki, Andréas Gryphius et la tragédie allemande au XVII[e] siècle, Paris 1893, S. 258—339.

seine Dienste schlecht belohnt; auch er ist ehrgeizig; auch er scheut kein Mittel, auf den Thron zu gelangen. 'Unmögliches wird möglich, wenn man wagt,' lautet sein Wahlspruch (Leo I, 416). 'Es heifst: Schneid oder leid!' (Leo I, 190). An Prophezeiungen glaubt er so fest wie jener an die Sterne.

> Leid etwas über dir! Der, den der ehrgeitz jagt,
> Der sich ins weite feld der leichten lüffte wagt
> Mit flügeln, die ihm Wahn und hochmuth angebunden,
> Ist, eh als er das ziel, nach dem er rang, gefunden,
> Ertruncken in der see. (Leo I, 405—409.)

Ist das nicht das Facit von Wallensteins Leben? Leo selbst trägt Züge Ferdinands II. Beide sind schwache Herrscher, leicht zu lenken, geistlichen Einflüssen besonders zugänglich, undankbar, im Zorn mafslos. Die Schrecken des Krieges schildert 'Catharina von Georgien' (IV, 13—40); die Religion deutet im 'Carolus Stuardus' auf sie hin; auch im 'Leo Armenius' wird darauf Bezug genommen (I, 337—378).

Die Bilder der Epoche umgaukeln den Dichter bei der Arbeit; sie verdüstern seinen Sinn; sie übermannen ihn. Nur selten wird er ihrer Herr. Dann nimmt seine Phantasie höheren Schwung. Treffliches gelingt ihm im Drama, Trefflicheres im Lustspiel.

Als Gryphius aus Holland zurückgekehrt war, richtete sich sein Streben auf eine Anstellung im Dienste seiner schlesischen Heimat. Einen ehrenvollen Ruf an die Universitäten Heidelberg, Frankfurt an der Oder und Upsala schlug er aus. Am 27. November 1648 verlobte er sich mit der Tochter eines Fraustädter Kaufmanns und Ratsherrn, Rosine Deutschländer, die er am 12. Januar 1649 als Gattin heimführte. Im folgenden Jahre wählten ihn die Stände des Fürstentums zum Syndikus; in seiner Vaterstadt Glogau hat er dieses Amt bis zu seinem Tode mit Fleifs und Klugheit verwaltet. Am 16. Juli 1664 ist er in einer Sitzung der Stände mit den Worten 'Mein Jesus, wie wird mir!' verschieden.

Als Sprachkünstler erscheint der Dichter der Lust- und Festspiele, die hauptsächlich in dieser Periode entstanden, unzweifelhaft gewachsen. Eine Apokope wie 'mit verpflichtem geist' (Maj. III, 8) stört freilich auch hier. Bilder wie 'das Korallenschlofs der Lippen', 'der Stirnen Alabast', 'der Augen lichte Glut',

'des blanken Halses Schnee', 'der Wangen Feuer' (Maj. I, 65—68) sind uns fast sämtlich aus 'Catharina von Georgien' (V, 41—43) oder von den anderen Tragödien her bekannt. Aber im ganzen sind solche Reminiscenzen selten. Gryphius befleifsigt sich, nicht verstiegen zu sein, einen jeden so sprechen zu lassen, wie es seinem Stande, seiner augenblicklichen Lage entspricht. Treffend verspottet er durch Peter Squentzens Mund den Schwulst der gelehrten Poeten: 'Hier wil mir das wasser des verstandes schier die mühlräder des gehirnes nicht mehr treiben.' Er trifft in der 'Majuma', im 'Piast' und im 'verliebten Gespenst' ebensogut den für gereimte Singspiele passenden Ton der gehobenen Rede wie in den drei Prosalustspielen, dem 'Peter Squentz', dem 'Horribilicribrifax' und der 'verliebten Dornrose', die Leichtigkeit des rasch wechselnden Gesprächs. Von seiner Herrschaft über das Deutsche, Lateinische, Griechische und Französische zeugen die zahlreichen Wortwitze, mit denen im 'Horribilicribrifax' die Dialoge zwischen Cyrill und Sempronius, im 'verliebten Gespenst' die Cassanderscenen gespickt sind.

In der Form treten neben den gerühmten Vorzügen auch die bekannten Mängel des Dichters zu Tage. Manch einsilbiges Wort stört uns, dem ein ungebührlicher Platz im Verse angewiesen ist. Aber von einigen holprigen Stellen abgesehen, fliefsen die Verse hier noch weit glatter als in den Tragödien dahin. 'Majuma' und 'Piastus' zeigen Gryphius in diesem Punkt auf der Höhe seines Schaffens.

Vollendet wie im 'Papinian' ist auch in diesen beiden Festspielen der Wechsel der Rhythmen. In der 'Majuma' treiben Trochäen und Iamben ihr neckisches Spiel so munter wie die luftigen Geister selber; prächtig poltert Mars mit wuchtigen Daktylen in den idyllischen Frieden hinein. Auch im 'Piast' ist der Wechsel zwischen Iamben und Trochäen der Situation stets angemessen und frei von jener Klügelei, die bisweilen den Tragiker am freien Aufschwung hinderte. Das Trinklied der sarmatischen Knechte und Mägde zu Beginn der vierten Abhandlung in jubelnden Daktylen ist ein besonders glücklicher Wurf.

Was den Aufbau der Scenen betrifft, so gleicht er nur in den drei Gesangspielen dem in den Tragödien. Lange Monologe, Stichomythien sind auch hier gewöhnlich. Einen anderen Charakter tragen die Scenen in den Lustspielen, bei denen schon

die Prosa für eine weniger feierliche Stimmung sorgt. Hier herrscht gröſste Mannigfaltigkeit. Monologe hemmen die Handlung nicht. Meistens sind mehr als zwei Personen auf der Bühne, die niemand auf lange Zeit zum Worte kommen lassen. Fast jede Scene ist ein wohlgetroffenes Bild aus dem Leben.

Umgekehrt steht es mit den drei Einheiten. Die Oper, sobald sie Verwandlungen oder übernatürliche Ereignisse im Gefolge hat, lehnt sich gegen jeden Zwang auf. Das 'verliebte Gespenst', in welchem die Geisterwelt nur eine untergeordnete Rolle spielt, nähert sich daher in der Beobachtung der drei Einheiten den drei Lustspielen mehr als der 'Majuma' und dem 'Piast', die ihnen völlig Hohn sprechen ('Piast' hat sechs Akte). Doch treten jene vier Stücke wieder in Gegensatz zu den Tragödien. Sie halten sich nicht so streng an die Einheit des Ortes. Der Schauplatz wechselt häufiger, wenn sich das Ganze auch in engen räumlichen Grenzen abspielt. Wie im Drama ist die Einheit der Zeit streng gewahrt, die Einheit der Handlung dagegen mehr verinnerlicht. Alles, was in den Trauerspielen zur Vorgeschichte gehört, ist in den vier Komödien auf die Bühne selbst verlegt. Eine mehr oder weniger feingesponnene Intrigue sorgt für stete Spannung. Niemand ahnt zu Beginn den Ausgang des Stückes. Vergegenwärtigen wir uns kurz den Inhalt eines jeden.

Peter Squentz, der Schulmeister von Rumpelskirchen, benutzt die Ankunft seines Königs, um mit den Handwerksmeistern des Dorfes vor ihm 'eine jämmerlich schöne *comoedie* zu tragiren': Pyramus und Thisbe. Der König, der nach einer köstlichen, den zweiten Aufzug ausfüllenden Unterredung seine Zustimmung giebt, genieſst im dritten das aus dem Sommernachtstraum wohlbekannte Schauspiel. Zu den sechs Shakespeareschen Mimen kommt noch als siebenter der Brunnen. Zwischen ihm, dem Löwen, dem Mond und Peter entspinnt sich eine Prügelei, nachdem sich gleich anfangs Pyramus und die Wand in den Haaren gelegen haben. Derbe Zoten erhöhen den komischen Eindruck. Der König macht gute Miene zum schlechten Spiel; für jeden Fehler — Squentz nennt ihn eine 'Sau' — zahlt er 15 Gulden: 'Summiren Summarum 150 Gulden'.

Horribilicribrifax von Donnerkeil, Herr auf Blitzen und Erbsaſs auf Karthaunenknall, ein prahlerischer Kapitän, wetteifert mit seinem verschuldeten Kollegen Daradiridatumtarides, Wind-

brecher von Tausend-Mord, auf N. N. N. Erbherren, in und zu Windloch, die Zuschauer zu erheitern. Letzterer ist in ein kokettes, aber armes adliges Fräulein Selene oder, wie sie auch heifst, Selenissa verliebt, der die verständige Mutter Antonia den Aufschneider vergebens aus dem Sinne zu reden sucht. Ein 65jähriger, mit lateinischen und griechischen Kenntnissen prunkender Dorfschulmeister Sempronius übersendet einem vornehmen Fräulein Cölestina, die einen gewissen Palladius liebt, durch eine alte Kupplerin Cyrilla einen Liebesbrief. Im zweiten Aufzug weist Cölestina die Werbungen des aufdringlichen Horribilicribrifax ab und läfst den Schulmeister durchprügeln. Selenissa und Daradiridatumtarides verloben sich. Darüber ist Palladius untröstlich, wird aber durch die Nachricht von seiner Ernennung zum Marschall erfreut, die er im dritten Aufzug erhält. Im vierten bittet er, durch Cölestinas treue Liebe gerührt, um ihre Hand. Selenissa bereut ihre Wahl. Cyrilla bestellt den Sempronius angeblich im Auftrage Cölestinens zu einem Rendezvous. 'Kriegt er mich einmal, so mufs er mich behalten sein Lebenlang.' Der letzte Akt zeigt Daradiridatumtarides in heftigem Streit mit Horribilicribrifax, den Selenissa um Befreiung von dem verschuldeten Maulhelden gebeten. In dem Momente, da es zum Kampf kommen mufs, geben beide feige klein bei, werden aber von einem Diener des Statthalters, vor dessen Hause sie so laut gelärmt, schimpflich geschlagen und fortgejagt. Cyrillas Plan gelingt. Eine keusche Sophie, die zu Selenissa in Gegensatz steht, erhält gleichfalls einen Gatten. Florian oder Florentin, ein Edelknabe des Palladius, ladet zum Schlusse die Zuschauer auf sechs Hochzeiten zu Gaste, und wenn es gelingen sollte, Horribilicribrifax noch mit 'unserer grofsen, dicken, derben, alten, vierschrötigen, ungehobelten, trieffäugichten, spitznäsichten, schlüsseltragenden Schleußerin' zu verkuppeln, gleich auf eine ganze Woche.

Eine stattliche Zahl Bräute wird auch in dem Doppelspiel 'Das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose' versorgt, deren Inhalt wir getrennt wiedergeben. Chloris und ihre Mutter Cornelia lieben beide Sulpicius, der aber nur die Neigung der Tochter erwidert. Durch ein in süfsen Früchten verborgenes Zaubermittel, die ihm Cornelia mit einem Liebesbrief zusendet, hofft die Mutter über die Tochter zu triumphieren. Aber letztere warnt den Geliebten, von den Früchten zu geniefsen. Ein Freund,

Levin, rät ihm, sich tot zu stellen und ausstreuen zu lassen, er sei durch das Obst vergiftet worden. Diese Rolle eines Sterbenden, der im Todeskampf Chloris seine Liebe gesteht, spielt Sulpicius im zweiten Aufzug. Im dritten eilt Levius dummer Diener Cassander, ein Deutschfranzose, den der Diener des Sulpicius, Fabricius, mit dem Stocke aus dem dunklen Sterbezimmer hinausgeprügelt hat, jammernd herbei, der Geist des Gestorbenen gehe um und bedrohe ihn mit Schlägen. Als Gespenst verkleidet gesteht Sulpicius Chloris noch einmal seine Liebe, während er Cornelia in dem Wahne, ihn vergiftet zu haben, bestärkt und sie ermahnt, Levins Hand nicht auszuschlagen. Alle überzeugen sich darauf, dafs Sulpicius' Leiche still auf der Bahre ruht. Ein aus Wachs geformtes Ebenbild täuscht sie. Der vierte und letzte Akt versammelt die Leidtragenden in Sulpicius' Hause. Chloris küfst den Teuren noch einmal. Da erhebt er sich. Die Liebe hat den Tod bezwungen. Cornelia willigt in die Verbindung der beiden ein; sie selbst wird Levins Gattin.

Einem jeden Aufzug dieses Gesangspiels folgt der entsprechende der als Scherzspiel bezeichneten 'geliebten Dornrose'. Der Bauer Greger Kornblume klagt uns seine Not, dafs sein Vetter Bartel Klotzmann, den er beerben will, und Jockel Dreyecke, dessen Tochter Lise Dornrose er liebt, sich unablässig befehden. Alsbald werden wir Zeugen eines Streites. Bartel wirft Jockel vor, dafs dessen Knecht seinem Hahn das Bein durch einen bösen Wurf gebrochen, Jockel dem Bartel, dafs dessen Magd seinen Hund mit heifsem Wasser verbrüht habe. Kornblume, der sie versöhnen will, erntet von Jockel nur Spott für seine Werbung um Dornrose, von Bartel die Drohung einer Enterbung, falls er mit dem Mädchen noch ein Wort rede. Dornrosens Befreiung aus den Händen eines geilen Wüstlings, Matz Aschewedel, ist ein Verdienst, das sich Kornblume im zweiten Aufzug erwirbt. Im dritten klagt er der alten Kupplerin Salome sein Leid, dafs Vetter Bartel ihn aus dem Hause gejagt habe und Dornrose spröde bleibe. Salome bietet ihm Herz und Hand an. Kornblume weicht aus. Als willkürlicher, aufgeblasener Richter erscheint im letzten Akt Wilhelm von hohen Sinnen, 'Arendator des Gutes Vieldünkel'. Er verhängt über Bartel und Jockel schwere Bufse, über Matz Aschewedel und Salome die Todesstrafe. Dornrose spricht er Kornblume zu. Auf Bitten

des glücklichen Paares werden die vier Sünder begnadigt, die beiden Bauern unter der Voraussetzung, dafs sie sich keines Vergehens mehr schuldig machen, Matz und Salome unter der Bedingung, dafs sie sich heiraten.

Auch bei diesen Werken heiteren Genres ist es ein Leichtes, litterarische Abhängigkeit nachzuweisen. 'Seugamme oder untreues Haußgesinde' ist eine Übersetzung von Hieronymus Razzis 'La balia', 'Der schwermende Schäffer' eine andere von Thomas Corneilles 'Berger extravagant'. Peter Squentz bleibt Shakespeares geistiges Eigentum; und auch von den wohlgelungenen Verzierungen sind nicht wenige auf Gramsbergens 'kluchtighe Tragoedie Of den Hartoog van Pierlepon' zurückzuführen, welche Gryphius in Holland kennen gelernt haben wird. 'Majuma' und 'Piastus', zum Teil auch das 'verliebte Gespenst', sind Opern im Stile der Daphne und Judith, die Opitz aus Italien nach Deutschland verpflanzte. Bei der Anwendung des heimatlichen Dialektes in der 'geliebten Dornrose' folgte Gryphius Vondel, dessen 'Lewendalers' ihm zugleich Namen und Idee hergaben. In der lebhaften Handlung, der reichen Charakteristik dieses Scherzspiels und des 'Horribilicribrifax' erkennen wir den Einflufs Shakespeares, mit dessen Werken Gryphius durch die englischen Komödianten in Holland bekannt geworden war. Plautus' 'Miles gloriosus' ist nicht nur der litterarische Ahnherr des Vincentius Ladislaus in der gleichnamigen Komödie des Herzogs Julius Heinrich von Braunschweig, des Don Adriano de Armado in Shakespeares Love's Labour Lost, des Soldaten in der 1620 gedruckten Komödie von Jemand und Niemand und des Matamore in Pierre Corneilles 'Illusion' vom Jahre 1636, sondern auch der beiden Eisenfresser Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides, die das Hasenpanier ergreifen, wenn die Katze ihr Fell sträubt und ein Büttel zum Stocke greift. Konzessionen an die Gelehrtenpoesie der Epoche sind die griechischen und lateinischen, französischen und italienischen, holländischen und hebräischen Brocken, die der Dichter in den 'Horribilicribrifax' mischt. Opitzen getreu, der die Demarkationslinie zwischen der Tragödie und der Komödie scharf gezogen hatte, vermeidet er hohe Stoffe für die Lustspiele.[1]

---

[1] 'Buch von der deutschen Poeterey' (Ausgabe von Georg Witkowski, Leipzig 1888) S. 151: 'Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd

Die Schlüpfrigkeiten, die uns in den Epigrammen und Gelegenheitsgedichten auffielen, fehlen auch hier so wenig wie Geistererscheinungen und übernatürliche Vorgänge der verschiedensten Art. Peter Squentz und seine Genossen nehmen nicht die geringste Rücksicht auf ihre vornehmen Zuhörer; im 'Horribilicribrifax' verletzen Sempronius und Cyrilla, in der 'geliebten Dornrose' Matz Aschewedel und Salome zarte Ohren. Naiv schliefst Gryphius das letztere Stück mit der Bitte, Hymen möge die verliebten Sorgen des fürstlichen Brautpaares mit vielen Charlotten und Georgen krönen. Dafs solche Äufserungen, die heute als obscön verurteilt werden müfsten, nicht aus einer individuellen laxen Moral, sondern aus litterarischen Traditionen und freieren Umgangsformen jener Epoche zu erklären sind, weifs jeder, der die derben Scherzgedichte Laurembergs kennt, der die Briefe Liselottens von der Pfalz gelesen hat oder jenes naive Schreiben ihrer Nichte, der Kurfürstin Sophie von Hannover, in dem sie mit stillem Behagen ihrem Geh. Rate von dem kecken Einbruch ihrer Kinder in das Brautgemach eines jungen Paares erzählt.[1] Ein Zeitalter, das den neuentdeckten Plautus und Terenz verschlang, kannte keine Prüderie.

Als Reformator — sahen wir — fühlte sich Gryphius. Didaktisch waren seine Tragödien. Didaktisch sind auch seine Lust- und Festspiele. Mit Thomas Corneille macht er im 'schwermenden Schäffer' Front gegen diejenigen, 'welche ihr höchstes belieben an erdichteten erzehlungen der irrenden ritter und schäffereyen tragen, so gar daß sie auch in ernst alle ihre wort und thaten darnach einzurichten ihnen angelegen seyn lassen', in der 'Seugamme' mit Hieronymus Razzi gegen das nachlässige und verkommene Gesinde. Im 'Peter Squentz' heifst es: 'Es ist kein kinderwerck, wenn alte leute zu narren werden', und die Schlufsmoral lautet:

personen: redet von hochzeiten, gastgeboten, spielen, betrug vnd schalckheit der knechte, ruhmrätigen Landtsknechten, buhlersachen, leichtfertigkeit der jugend, geitze des alters, kupplerey vnd solchen sachen, die täglich vnter gemeinen Leuten verlauffen. Haben derowegen die, welche heutiges tages Comedien geschrieben, weit geirret, die Keyser vnd Potentaten eingeführet; weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuewieder laufft.' Vgl. die Definition der Tragödie oben S. 22 3.

[1] E. Bodemann, Jobst Herrmann von Ilten. Ein hannoverscher Staatsmann. Hannover 1879. Beilage I, 13.

Lernet hieraus, wie gut es sey,
Daß man von liebe bleibe frey. ...
Die liebe, die verderbet all's.

Im 'Horribilicribrifax' wird Sophiens 'grofsmütige Keuschheit' und Cölestineus 'beständige Anmut' belohnt, während Selenissa reuig bekennt: 'So gehts, wenn man der eltern gueten rathe nicht folgen will.' Der treuen Liebe singt Gryphius in dem Doppelspiel ein Hoheslied. Sulpicius und seine Freunde feiern sie in schwungvollen Versen, Wilhelm von hohen Sinnen in herzigem Schlesisch: 'Do saht ers, welch' e tumb ding 's üm die liebe iß. Es giht wull eune weile krum unde seltzam; doch wen mos ok recht unde redlich meenet, se leuffts noch wull uff e gewündscht ende naushin.' Selbst in der 'Majuma' und im 'Piast' fehlt das moralische Zöpfchen nicht (Maj. I, 135—138; Piast VI, 21/2).

Bliebe es nur bei so anmutigen Lehren! Wir lernten die Ausflüsse einer pessimistischen Weltanschauung kennen, welche in den Tragödien den Fortgang der Handlung beeinträchtigten. Dafs sie der ergötzlichen Wirkung der Komödien ernstlich schadeten, hat den Dichter nicht veranlafst, sie auszumerzen. Leo Armenius, Catharina von Georgien, Carolus Stuardus könnten die Klagen über den Wechsel des Glücks in den Mund gelegt sein, die wir im 'verliebten Gespenst' (II, 372/3) und im 'Piast' (I, 21—24) finden, oder der Vergleich des menschlichen Daseins mit dem flüchtigen Leben der Blumen, den Gryphius in der Vorrede zur 'Majuma' zieht. Überall wird an das stete Eingreifen einer höheren Macht erinnert. Als ihr Diener führt sich Mars in der 'Majuma' (II, 154—158) ein: 'das Verhängnis' zwinge ihn, unter den Menschen Streit zu erregen, wenn ihre Sünden Sühne heischen. 'Das Verhängnis', wünscht Merkur, möge dem Habsburger Ferdinand Krone über Krone schenken (Maj. III, 134—137). Dafs Cornelia nicht die Gattin des Sulpicius werden soll, ist nach den Worten des Gespenstes der Wille des 'Schicksals' (V. Gespenst III, 216). Der Leser entsinnt sich der ewigen μοῖρα im 'Olivetum'.

Es erübrigt, diesen fatalistischen Äufserungen die bitteren Urteile an die Seite zu stellen, welche Gryphius über seine Zeit fällt: über die ruchlosen Anstifter des Dreifsigjährigen Krieges (Vorrede zur 'Majuma' und Rede der Chloris II, 25—48), über die Unbeständigkeit der Freundschaft und fürstlicher Huld (Maj.

I, 129—132), über den geringen Wert der Frauenliebe (Cölestina im 'Horribilicribrifax': 'Vielleicht ist in dieser stadt, ja unter eilfftausenden nicht eine, die verstehe, was rechte liebe sey. Sie lieben geld, sie lieben stand, sie lieben ehre, und wenn sie sich in ihrem sinn betrogen finden, so verkehret sich die feurige liebe in unauslöschlichen haß') — und wir werden das auffällige Schwanken in Gryphius' poetischer Produktion begreifen, auf welches wir in der Einleitung hinwiesen.

Die 'Seugamme' übersetzte er in seiner Jugend — wir wissen nicht, ob noch aus anderen als stilistischen Gründen. 'Peter Squentz' und 'Horribilicribrifax' entstanden, als er nach langen, oft traurigen Irrfahrten an der Seite einer treuen Gattin das Glück häuslichen Friedens gefunden hatte. 'Majuma' und 'Piast', das Doppelspiel und die Übersetzung des 'Berger extravagant' sind bestellte Arbeiten. Wer will sagen, ob Gryphius aus eigenem Antriebe sich noch einmal im heiteren Genre versucht haben würde? Er trug Bedenken, sich als Verfasser des 'Peter Squentz' und des 'Horribilicribrifax' zu nennen; anonym kamen sie auf den Büchermarkt; sie, die hoch über den Trauerspielen des Dichters standen, wurden von ihm nicht gewürdigt, neben ihnen im Laden des Händlers eingereiht zu werden. Als Tragöden fühlte sich Gryphius. Schwere Schicksalsschläge wiesen ihn immer wieder auf die alte Weisheit hin: Lerne leiden, ohne zu klagen! Von sieben seiner Kinder starben vier; eine Tochter, die erst im 44. Lebensjahre starb, verlor im fünften den Verstand und den Gebrauch der Glieder; von einem Brande, der 1656 Glogau heimsuchte, hatte auch der Dichter zu leiden. Immer von neuem packte er tragische Stoffe an: nach jener Feuersbrunst den 'Papinian', seit dem Beginn der sechziger Jahre 'Ibrahim', 'Heinrich den Frommen' und die 'Gibeoniter'. Nur wenn eine Aufforderung von befreundeter Seite, aus hohen Kreisen erging, der er nicht ausweichen konnte, widmete er sich fröhlicher stimmenden Arbeiten. Er betrachtete sie als lästige Störung seines eigentlichen Berufes. Während er über ihnen safs, umdrängten ihn die finsteren Gestalten seiner tragischen Muse und forderten Bürgerrecht, das er ihnen nur zu oft willig gewährte. Er war froh, wenn er wieder die Stirne in Falten ziehen, den Ton eines Predigers anschlagen konnte. Um schneller fertig zu werden, beging er an sich selbst Plagiate. Cyrilla im 'Horribilicribrifax' und Salome in der 'ge-

liebten Dornrose' können ihre Abkunft von der in 'Cardenio und Celinde' auftretenden alten Kupplerin nicht verleugnen.

Er hat sein eigenes Pfund vergraben. In seinen Trauerspielen stiefsen wir auf prächtig gezeichnete Charaktere; ein ganzes Heer begegnet uns in seinen Lust- und Festspielen. Da sind jene beiden köstlichen Schulmeister, der dummdreiste Peter Squentz, der seine Buben als Rechenmeister entläfst, wenn sie wissen, dafs $1 \times 1 = 1$ und $2 \times 2 = 7$ ist, der sich aber zum Dichter und Schauspieler berufen fühlt, und Sempronius, der gelehrte Pedant, der trotz seiner 65 Jahre noch Eroberungen machen will. Da sind jene beiden säbelrasselnden Maulhelden, Horribilicribrifax, der wütend ist, dafs der Kaiser, ohne ihn zu fragen, mit den Schweden Frieden gemacht hat, der Gustav Adolf erschossen, Sachsen erobert, alle kaiserlichen Siege fast allein errungen hat, der seiner Angebeteten die Kronen von Trapezunt, Mohrenland, Ägypten und Persien binnen zwei Stunden zu Füfsen legen, ihr zu Ehren auf der Spitze eines Daches nach dem Ringe reiten, einen grimmigen Löwen in vollem Laufe einholen und ihm vor ihren Augen das Genick brechen will, und Daradiridatumtarides, dessen Barthaare auf der linken Seite von den Blitzen seiner feuerschiefsenden Augen versengt sind, vor dem der Schah von Persien zittert, wenn er auf den Boden stampft, dem der Sultan mehr als einmal seine Krone angeboten, der zuerst Magdeburgs Mauern erstiegen hat, der einen lästigen Nebenbuhler bei der äufsersten Zehe seines linken Fufses ergreifen, dreimal um den Hut schleudern und danach in die Höhe werfen möchte, dafs er mit der Nase an dem grofsen Hundsstern kleben bliebe. Da ist ihr Ebenbild in der 'Majuma', der gelähmte Soldat, vor dem der Norden zitterte, wenn er ans Schwert schlug, den fünfzig Armeen nicht entwaffnen konnten. Alle drei Typen der Heere des Dreifsigjährigen Krieges. Da sind die beiden kupplerischen Alten, Cyrilla und Salome, die gar zu gern noch selbst unter die Haube kommen möchten. Da ist der trunkene Knecht Stranfsky, der verliebte Süfsleeker Florian, der an Kleists Dorfrichter Adam erinnernde Wilhelm von hohen Sinnen. Da finden wir treffliche Gegensätze: zwei arme adlige Fräulein, die keusche Sophie und die mannstolle Selenissa; ihre Mütter: Sophiens, die stets auf der Lauer nach einem Bräutigam liegt, Selenissas, die den Eifer der Tochter zu zügeln sucht; die

rechtschaffene Chloris und ihre leichtfertige Mutter Cornelie; den biederen Greger Kornblume und den geilen Matz Aschewedel; den verschlagenen Diener Fabricius und den dummen Cassander, dessen gebrochenes Deutsch mit dem Riccauts de la Marlinière an komischer Wirkung wetteifert. Wie allerliebst plaudert endlich Selene über das Sprichwort 'Gelehrte, Verkehrte': 'Was kan eine Dame von qualität vor *contentament* haben bey einem solchen menschen? Des morgens um vier, oder auch eher, aus dem bette und unter die bücher; von dannen auff den hoff, in die kirche oder zu den krancken. Sie träumen an der taffel oder belegen die teller wohl gar mit brieffen. Den gantzen tag steckt ihnen der kopf voll mäuseuester, und (was der teuffel gar ist), wenn sie um 12 uhr wiederum zu bette kommen, so schlagen sie sich mit tollen gedancken, machen verse oder schicken die fünff sinne gar in Ost-Indien. Unsere alte waschemagd, die schwartze Dorabelle, welche lange bey einem königlichen rath in diensten gewesen, hat mich mit eyd und thränen versichert, daß eine bauer-Greta viel besser sich auff dem strosack befinde, als des gelehrtesten mannes frau auff schwanenfedern.'

Wir ziehen die Summe. Gervinus' Urteil ist auch das unsere: 'Wenn man von irgend einem Manne sagen kann, dafs ihn üble Verhältnisse hemmten, gute hätten fördern können, so ist es Gryphius.' Ein Dichter im Sinne Shakespeares wäre er freilich nie geworden. Wenn er ihn auch an formaler Begabung vielleicht erreichte, so schied ihn doch innerlich eine tiefe Kluft von diesem gröfsten Interpreten der Renaissance. Aber ein weniger bewegtes Dasein hätte wohl auch in Gryphius dem Dichter zum Siege über den Prediger verholfen. Er beherrschte die Sprache wie wenige seiner Zeitgenossen. Er besafs in der Vers- und Reimkunst grofse Gewandtheit, einen dramatischen Wirkungen nicht verschlossenen Sinn, einen offenen Blick für Menschen und Dinge. Aus seinen lyrischen und epischen Werken spricht ein ernster, tiefer Geist. Er hat Tragödien geschaffen, die zwar mit ihrem oft hohlen Pathos einer Aufführung spotten, aber den Leser zum Teil wahrhaft erschüttern. Von seinen Lust- und Festspielen könnten 'Peter Squentz', 'Horribilicribrifax', 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose' noch heute in Scene gehen, wenn der gelehrte Tand und einige schlüpfrige Stellen gestrichen würden. Die schlesische Bauernkomödie, nach

Gustav Freytags Urteil das beste deutsche Lustspiel vor Lessing, würde durch den Dialekt kaum eine Einbufse erleiden, seitdem ihm Gerhart Hauptmann die Bühne erobert hat. Aber nicht erheitern wollte Gryphius — erschüttern, jede Stunde ans Sterben mahnen, das Leben verachten, Schmerz mit Geduld ertragen, den Tod lieben lehren. Zeitumstände, persönliche Erlebnisse, Erziehung drängten ihn zu einer reformatorischen Wirksamkeit. Bei jeder Dichtung, die er schuf, hatte er mehr den didaktischen Zweck als die poetische Wirkung im Auge. Tragisch sind weniger seine Tragödien als sein eigenes Schicksal. Je düsterer seine Weltanschauung wurde — 'Papinian' bezeichnet den Höhepunkt —, um so weniger kümmerte er sich um die für ihn untergeordneten Fragen nach dem Verhältnis des Dichters zur Geschichte, nach der Einheit der Handlung, nach Exposition, Peripetie und Katastrophe, nach den Anforderungen der Bühne. So kam es, dafs er sich an Vorbilder anlehnte, die seine originale Kraft vollends niederhielten, die aber mit seinen Tendenzen übereinstimmten. Der moderne Deutsche nahm sich einen Römer des sinkenden Altertums, Seneca, der überzeugte Protestant einen zum Katholicismus übergetretenen Holländer, Vondel, ja selbst Jesuiten zum Muster. Ihre Tragöden entzückten ihn ebenso wie ihre Lyriker — ich erinnere an den 'Liber piarum cantionum' des Bernhard Banhusius und die Oden Jakob Baldes, die er übersetzt hat. Die grofse Frage der Zeit, das Bedürfnis einer sittlichen und religiösen Wiedergeburt, verwischte alle Gegensätze des Bekenntnisses.

Sie ist erfolgt. Aber das ist doch nur ein schlechter Trost für das Opfer, das der Genius der deutschen Dichtung ihr bringen mufste. Andreas Gryphius gehört zu den Schmerzenskindern in der Geschichte unserer Litteratur.

'Was hätten wir noch erwarten dürfen, wenn Gryphius nicht das Los der anderen beiden Häupter der ersten schlesischen Schule, eines Fleming und Opitz, nämlich das eines frühen Todes, geteilt hätte!' So schliefst Hermann Palm mit grofser Emphase die von dem Leben seines Helden entworfene Skizze, und die kühle Antwort mufs lauten: aufser einer im Stile des Simplicissimus geplanten Schilderung der Kulturzustände des deutschen Volkes während des Dreifsigjährigen Krieges, aufser der bis auf die Chöre vollendeten Tragödie 'Hedwig', aufser einem zweiten,

originalen Gibeoniterdrama nur minderwertige Gelegenheitsgedichte, eine Reihe lyrischer und dramatischer Werke, die dem abgestandenen Thema kaum eine neue Seite abgewonnen haben würden, vielleicht eine Umarbeitung der 'Fischer', einer Komödie, deren Manuskript bei dem Glogauer Brande arg beschädigt worden war, wahrscheinlich aber kein erfrischendes Lustspiel, keine bedeutende Schöpfung mehr. Gryphius' Kraft war gebrochen. Durch die Schranken der Zeit gefesselt, war er von ihr überholt worden.

Daſs seine Dichtungen dem Geiste der Epoche entsprachen, beweist der Ruhm, den er bei Lebzeiten genoſs. Lohenstein nannte ihn den deutschen Sophokles; der Holländer Adriaan Leeuw stellte ihn mit den griechischen Tragikern in eine Reihe; die 'fruchtbringende Gesellschaft' nahm ihn 1662 als den 'Unsterblichen' unter ihre Mitglieder auf.

Aber das Urteil der Geschichte wird nicht von der Gegenwart gesprochen. Seine Verherrlichungen christlichen Duldens sind heute ebensowenig ein Quell der Erbauung wie der einst vielgepriesene 'Messias' des ihm geistesverwandten Klopstock. Elias Schlegels Vergleich unseres Dichters mit Shakespeare darf höchstens den Anspruch einer litterarhistorischen Kuriosität erheben.

Als Gottsched 1724 den Intendanten des Dresdener Hoftheaters fragte, warum er nicht die Trauerspiele des Gryphius aufführe, erwiderte er ihm, man würde solche Stücke in Versen nicht mehr sehen wollen, zumal sie gar zu ernsthaft wären und keine lustige Person in sich hätten. Schäferspiel und Oper hatten Gryphius' Werke aus dem Felde geschlagen. Auch ihre Mission war nur eine vorbereitende. Aber sie schufen im Verein mit persönlichen und anderen Zeitumständen die Bedingungen, unter denen einem Sachsen gelang, was dem Schlesier miſsglückt war: dem englischen und französischen Drama ein ebenbürtiges deutsches an die Seite zu stellen.

Berlin. Paul Haake.

Wulfstan und Cnut.

In den Homilien, die Wulfstan[1] gehören oder zugeschrieben werden, sodann in den Gesetzen[2] Æthelreds und Cnuts und endlich in den Abhandlungen über Kirche und Staat, besonders der 'Polity',[3] ist gegenseitige Abhängigkeit längst bemerkt worden. Wenn letztere Schrift dem 10. Jahrhundert angehören würde, so könnte sie nicht aus Cnut schöpfen; aber nur auf einem paläographischen Irrtum[4] ruht diese Meinung.[5] Sie erwähnt Eadgar als längere Zeit verstorben und nennt die Grafen *eorlas*,[6] wo ein Früherer *ealdormen* gesagt hätte. Sie entbehrt jedes Hinweises auf das Jahr 1000, womit die Prediger kurz vor dieser Epoche zu drohen pflegen.[7] [Sie giebt sich auf zwei Seiten als Anrede des Bischofs[8] an seinen Klerus, rührt folglich (wenigstens in diesem Stücke, das freilich auch nur anderswoher eingefügt sein kann) nicht vom Abte Ælfric[9] her. Sie redet nicht nordenglisch, sondern die spät-westsächsische *κοινή* der Litteratur-Prosa, und verrät auch inhaltlich keine Spur aus der Dena lagu.[10]] Sie stimmt nun mit drei Stücken Cnuts wörtlich überein,

---

[1] Ed. Napier 1883. [2] Ed. Liebermann, *Ges. der Angels.* I, 299. 303.

[3] Ed. Thorpe, *Ancient laws* fol. 422. Die Einheit dieses Werkes wird hier nur bequemeren Citierens wegen angenommen.

[4] Thorpe p. XI über Hs. X.

[5] Kinard, *A study of Wulfstan* (Baltimore 1897) 43[1].

[6] 430; 424. 429. [7] Vgl. Napier, *Über Wulfstans Werke* 65.

[8] *ic eow habban wylle* 436; *ic beode* 437.

[9] Gegen Selborn, *Ancient facts* 252. Die Aufnahme der Canones Ælfrici beweist nichts: es ist eine Kompilation, die noch bunter aussähe, wenn Thorpe nicht fortgelassen hätte, was seine Sammlung bereits enthielt.

[10] Wir würden sonst z. B. *þræl* oder *lahslit* finden.

und zwar mit einem zweimal. Nämlich 432, 55—433, 8 bringt sie die Sätze I Cnut 26, 1–3 Mitte über die Pflicht der Geistlichen, die Herde vor dem Erzfeind zu warnen. Dafs sie hier nicht Cnuts Quelle ist, erhellt erstens daraus, dafs sie vor und nach dem Gemeinsamen sich mit der Homilie nach[1] Wulfstan n. 52 deckt (und zwar indem sie auch diese plündert; denn der Homilet, wäre er der Benutzer, hatte keinen Anlafs, gerade das Cnutsche Stück zu übergehen). Cnut nämlich hätte, wenn das Verhältnis umgekehrt läge, nicht herausfühlen können, an welchem genauen Punkte das zu jener Homilie Hinzugefügte begann und aufhörte. Zweitens aber steht dasselbe Cnutsche Stück, aber vorn und hinten vollständiger, nämlich 26—26, 4, nochmals in Polity 425, 15 f.; 22–39. Hier schiebt letztere sechs Zeilen ein, die den Gedankengang deutlich unterbrechen; folglich lautet Cnut origineller. — Wo die Abschrift aus jener Homilie 52 endet, bringt Polity 434, 6–21 die Sätze Cnut 4—4, 3 über des Priesters hehren Beruf, denen sie alsdann Wulfstans Homilie 2[2] anfügt. Dafs hier nicht sie Cnut vorlag, ergiebt sich erstens aus demselben Grunde wie vorher: ein Abschreiber ist weder gewillt noch fähig, aus der Vorlage nur gerade deren Eigentum zu übernehmen und deren nicht originalen ähnlichen Inhalt davor und dahinter beiseite zu lassen. Zweitens beginnt hier das Gemeinsame mit *forđam.* Dieses 'denn' pafst nun zwar trefflich zu Cnuts Gesetz, das den verklagten Geistlichen mit leichtem Beweise sich reinigen läfst; es stört dagegen in der Polity, hinter dem Tadel gegen die Habgier beweibter Priester. Drittens aber geht bei Cnut dem mit Polity gemeinsamen Stücke die Ermahnung ans Gericht voraus, man solle jeden Klerusstand *weordian be mæđe*; und das gemeinsame endet: *þi man sceal for Godes ege mæđe* im Klerus anerkennend unterscheiden. Offenbar stammen diese Worte aus VIII Æthelred 18: *weofodþéna mæđe medemige man for Godes ege*; denn unmittelbar dahinter kopiert Cnut Æthelreds gleich folgende Sätze über die Reinigungsbeweise Geistlicher je nach Schwere der Anklage und Höhe ihres Standes. Die Polity kennt Æthelreds Sätze sonst nicht, denen Cnut seitenlang folgt; sie ent-

[1] So bezeichne ich die von Napier gedruckten, aber Wulfstan nicht beigelegten Predigten.

[2] Doch begegnen dieselben Zeilen auch in Homilien nach Wulfstan p. 282. 303.

nahm also jene Wörter Æthelred nicht direkt, sondern nur durch Cnuts Vermittelung.

Endlich decken sich Sätze über den von der Kirche genossenen und gewährten Sonderschutz in Polity 439, 26–37 mit I Cnut 2—2, 2. Wiederum hat hierin Cnut eigene Worte mit seiner Quelle (VI Æthelred 13 f.) verknüpft, und Polity enthält auch jene; wiederum steht das Stück bei Cnut an gehöriger Stelle planvoll eingeordnet, verbindet sich dagegen der Polity nur lose. Allein diese letzte Übereinstimmung besitzt wegen ihres häufig wiederkehrenden Inhalts weniger Beweiskraft.

Jene zwei ersten Übereinstimmungen betreffen Stücke, deren gehobener Stil deutlich absticht von geschäftsmäſsiger Gesetzessprache. Hat sie Cnut, wie er auch sonst kanonistische und homiletische Bücher benutzt, fertig geformt vorgefunden? Möglich, aber jedenfalls nicht in der 'Polity'. Denkbar bleibt ja, daſs eine sonst spurlos verlorene Quelle jene drei Übereinstimmungen enthielt und sowohl Polity wie Cnut aus ihr schöpften, jene in ungeschickter Weise, dieser planvoll. Weit wahrscheinlicher aber ist die andere Erklärung: Polity benutzte Cnuts Gesetze und entstand also nach 1027.[1] —

An zwei Stellen stimmen Cnuts Gesetze mit echten[2] Homilien Wulfstans überein. In I, 22—22, 4 mahnt Cnut, *Pater noster* und *Credo* zu lernen; er sagt 22, 2: *Crist sylf sang Pater noster ærest 7 þæt gebed his leorningccnihtum tæhte.* Aber er verschweigt den bei Wulfstan[3] 20 f. dem obigen folgenden und offenbar doch schon hier gedachten Satz *leorningcnihtas .. sungon Crede.* Er knüpft vielmehr 22, 5 f. ein Stück ebenfalls fremder Herkunft, nämlich aus den sog. Canones Eadgari 22, an. Er bringt also den Text erstens weniger vollständig und zweitens weniger rein als Wulfstan.

Sodann erklärt Wulfstan 113, 14 dem Menschen dessen *þearfe*; er warnt vor *an tima,* da *us wære leofre þonne eal on* Erden, *þær*[4] *we á worhton, þa hwile þe we mihtan, georne* Gottes Willen; 'aber dann werden wir nur Lohn für das im Leben Gethane empfangen; wehe dem der Hölle verdient hat'. Genauestens paſst dies Stück in

[1] S. unten. [2] Napier, *Über Werke Wulfstans* 7. 18.

[3] Verwandt ist 17, 10–14.

[4] *þæt,* Variante in Cnut und Wulfstan; ich schlage vor *þæt ær.* Zwei Homileten nach Wulfstan 118. 208 benutzen dieselbe Stelle.

den Gedankenzusammenhang: vorher treibt Wulfstan zur Entrichtung der Kirchensteuern, die doch ein so kleiner Teil dessen sind, *þæt we on woruldе widæftan us læfað*; nachher malt er die Höllenstrafen aus. Dagegen kommt diese Berechnung des eigenen Vorteils nicht deutlich heraus in der Wiederholung bei Cnut 18, der für diese letzte Zeile das farblose *þæt on middanearde is* einsetzt; und nicht ein Opfer für Gott fordert Cnut vorher, sondern Enthaltung von Geschäften am Feiertag; nicht den Gedanken an die Hölle führt er weiter, sondern er mahnt 18, 1 zur Umkehr von Sünden. Aber nicht genug, daſs das Gemeinsame bei Wulfstan kraftvoller und im richtigeren Lichte erscheint als bei Cnut: letzterer stellt es hinter und vor je ein Stück, das er aus VI Æthelred abschreibt; und zwar indem er es durch 'Vielmehr' dem Folgenden stilistisch verbindet. Wulfstan hätte also, wäre er der Benutzer, in dem fortlaufenden Satze ahnen müssen, wo genau Cnuts Plagiat an Æthelred begann. Folglich schöpft Cnuts Gesetzbuch aus Wulfstans Homilie.[1]

Wulfstan war kraft seiner Stellung als Prälat von York und Worcester zur Teilnahme an der staatlichen Gesetzgebung berufen, laut seiner litterarischen Erfolge besonders befähigt. Er blieb als Prediger durchaus nicht in allgemeinen Ermahnungen stecken, die für alle Zeiten und Völker passen würden, sondern verbot bestimmte Miſsbräuche, die um 1010 in England herrschten, und zwar zum Teil dieselben wie mancher Erlaſs Æthelreds und Cnuts. Er selbst nennt sich bei einem Gesetze Æthelreds[2] an der Formgebung beteiligt. Er spielte auch an Cnuts Hofe eine bedeutende Rolle, z. B. im November 1020.[3] Seine Predigten sind in Cnuts Gesetzbuch benutzt. Es mögen noch sonstige Wahrscheinlichkeitsgründe bestehen für die Annahme 'that the homilist is in large measure the author of the Laws'.[4] Dennoch muſs sie fallen. Wenig Gewicht zwar mag man auf den Einwand legen, daſs ein Autor wohl selten selbstgeschliffene Pfeile abstumpft, um sie noch einmal abzuschieſsen auf ein anderes Ziel, als wofür er sie ursprünglich bestimmt hatte. Aber würde eine litterarische Kraft wie Wulfstan von seinem jungen, für

[1] Kinard, *A study of Wulfstan* 32, meint umgekehrt: 'the homilies follow the laws', ohne die dann notwendige Folgerung zu ziehen, daſs Wulfstan diese Predigten erst 1017—23 geschrieben habe.
[2] VI Atr 40, 2. [3] Ann. Anglosaxon. [4] Kinard 43.

die sittliche und religiöse Reform begeisterten Monarchen vor die grofsartige Aufgabe gestellt, ein geistliches Gesetzbuch zu entwerfen, sich begnügt haben, wie Cnuts erster Teil das thut,[1] fast nur ältere Sätze abzuschreiben? Und hat denn, als Wulfstan am 28. Mai 1023 starb, Cnuts Codex schon existiert?

Dieser datiert sich selbst nur 'Weihnachten zu Winchester'; und für die Benutzer, auch die vielleicht noch zeitgenössischen,[2] steht kein Abfassungsjahr vor Cnuts Tode (1035) fest. Von den Jahren 1016—34 fallen 1019, 1026, 1028 fort, weil damals Cnut zu Weihnachten nicht in England war. Ebenso 1016, da Eadmund III erst am 30. November starb, und drei Wochen nicht genügen zur Vorbereitung einer so wohldurchdachten Gesetzsammlung oder auch nur eines grofsen, wichtigen Reichstages für ganz England, ja nicht einmal zur Besitzergreifung des Landes. Der Annalist setzt diese gewifs mit Recht erst zu Anfang 1017. Nach Florenz fand diese allgemeine Anerkennung zu London statt, und feierte Cnut ebendort das Weihnachtsfest 1017. Gegen die Abfassung des Gesetzbuches in den ersten dreizehn Monaten nach Eadmunds Tode, wenn nicht sogar gegen eine solche in den ersten Jahren überhaupt, zeugen vielleicht zwei Stellen, in denen Cnut wohl als Regent längerer Zeit erscheint. *Hit wæs ær þyson,* sagt er II, 76, 2 (übrigens wie Wulfstan[3] schon 1014), dafs Wiegenkinder Strafe litten zu Gunsten des Justizertrages; *ac ic hit forbeode heonon forð.* Der Mifsbrauch, den er nicht etwa nur früheren Königen beilegt, soll also nicht etwa vom Regierungsantritt an, sondern 'hinfort' unterbleiben. Ferner erprefste laut II, 69 *ær þyson* der Königsvogt von den Eingesessenen eine Beisteuer zu seiner dem Fiskus schuldigen Pacht; hiermit droht ihm Strafe, *gif hwa after þæm wite crafige.* Dies nennt Cnut eine *lihtinge eallon folce*: offenbar die Reform einer schon einige Zeit drückenden Verwaltung, und nicht ein Regierungsbeginn. Als Cnut, noch 1020, seinem Volke den Vorzug des Regierungswechsels preisen will, weifs er weit wichtigere Fortschritte Englands über den Zu-

[1] Das Eigene oder vielleicht nur in früherem Text Verlorene verhält sich zu wörtlich Entlehntem höchstens wie 1 : 10.

[2] Dies sind mehrere Homileten nach Wulfstan, n. 23. 24. 37. 41. 43. 50. 58—61, dann 'Polity', ferner das northumbrische Priestergesetz, endlich der Rechtstraktat 'Grith' (Schmid, *Ges. d. Ags.* 384).

[3] Ed. Napier 158.

stand vor 1016 hervorzuheben, nämlich die Sicherung des Friedens innen und außen. Wenn das Gesetzbuch weder die vorherigen Wirren, noch selbst die finanziell schweren Opfer der Übergangszeit ahnen läßt, so spricht auch das für eine Abfassung, nachdem die Neuordnung schon einige Zeit sich friedlich bewährt hatte.

Zu 1018 meldet der Annalist: *Dene and Engle wurdon sammæle æt Oxnaforda to Eadgares lage.* Kann die Nachricht mit dem Gesetzbuch verbunden werden? Der Ort war ein anderer; Eadgars Recht ist von Cnut allerdings benutzt, aber neben anderen und weit weniger als Æthelreds. Höchst wahrscheinlich meint der Annalist unter *lage* Verfassung, Rechtszustand, nicht Gesetz. Freilich wäre denkbar, daß der Oxforder Beschluß erst zu Winchester, Weihnachten darauf, schriftliche Form gewonnen hätte. Und dafür scheint (außer einem wirren Hagiographen [1]) ein Interpolator zu sprechen, der in Cnuts Prolog einschaltet, die Gesetzgebung sei erfolgt, *sona swa Cnut friđ and freondscipe betweox Denum and Englum gefæstnode and heora saca getwæmde.* Dem ersten Artikel Cnuts fügt er hinzu, die Witan würden *Eadgares lagan folgian.* Er lebt zwar Cnut zeitgenössisch oder höchstens ein Menschenalter später. Aber obwohl er die Versöhnung zwischen Engländern und Dänen richtig dem Gesetzbuche vorangehen läßt, irrt er darin, daß er die Verpflichtung auf *Eadgares lage* mit dem Gesetzerlasse identifiziert. Und er erweist sich auch sonst höchst unzuverlässig: willkürlich kürzt, mehrt und mengt er Gesetze nicht bloß Æthelreds und Cnuts untereinander, sondern verquickt sie mit etwa gleichzeitiger Homiletik und Kanonistik. Möglich, daß er, ohne vom Jahre 1018 aus eigener Erinnerung zu wissen, Cnuts Erlaß von 1020 [2] benutzte. Darin berichtet Cnut nämlich, daß er in England *unfriđ totwæmde,* und befiehlt *Eadgares lage, on Oxenaforda* beschworen, zu halten.

Dieser Erlaß von 1020 citiert einen päpstlichen Mahnbrief zur Kirchlichkeit, erwähnt jenen Eid auf Eadgars Verfassung, beruft sich auf die Autorität der Bischöfe und wiederholt Worte der Gesetze Eadgars und Æthelreds, um Maßregeln zu verordnen,

---

[1] *In regnum promotus, stabiliens sequi queque optima legis, ad Windlesors habito concilii termino;* Hermann, *Mir. s. Eadm.* (ed. Liebermann, *Anglonorm. Geschichtsqu.* 236). Er läßt sogar 1017 erst hierauf folgen.

[2] Ed. Liebermann 273 f.

die ausführlich in Cnuts Gesetzbuch behandelt werden. Er hätte zweifellos letzteres citieren müssen, wenn er nicht (wie auch die Forscher, die ihn damit verglichen, annehmen) ihm zeitlich voranginge und gleichsam nur ein Programm der zukünftigen Gesetzgebung wäre.

Dafs das Gesetzbuch erst nach der Romreise 1027 erschien, sagt Wilhelm von Malmesbury[1] deutlich. [Vielleicht nur ihm folgt, verdient also dann hierfür keine Beachtung, ein Mönch,[2] der erst 1173—80 zu Bourges schreibt, aber englischer Abkunft ist; er meldet zu 1028: *Cnuto rex Anglorum ... leges plurimas a se promulgatas confirmavit et litteris indidit.* Möglich, dafs Herzog Wilhelm von Aquitanien neben Geschenken von Cnut und dank sonstigem Verkehre[3] auch die Nachricht von der Gesetzsammlung erhielt, die einem damaligen Fürsten als ausnahmsweise Merkwürdigkeit gelten mufste.] Dagegen darf man für eine Datierung des Codex nach der Romreise, bezw. nach der Eroberung Norwegens 1028, nicht anführen die Verordnung des Peterspfennigs I, 9, die ja nur VIII Æthelred 10 folgt, oder den Titel *Norđrigena cyning*, der nämlich der besseren Handschriften-Klasse fehlt und überhaupt nur in der Überschrift einer angelsächsischen Handschrift-Klasse,[4] sowie im Prolog einer Übersetzung vorkommt; diese Überschrift und dieser Prolog weichen beide auch sonst willkürlich vom Originaltext ab; für die Aufnahme noch nicht eroberter Reiche in den Königstitel, der also, wenn echt, nach Brefslaus Ausdruck nur 'Prätensionstitel' wäre, giebt es übrigens noch ein anderes Beispiel, nämlich im Briefe von der Romreise 1027.[5]

Dieser Brief, zwei Menschenalter später lateinisch übersetzt und nur so uns erhalten, verspricht und befiehlt, ganz wie jener Erlafs von 1020, für die Zukunft fromme und gerechte Regierung: *Antequam ego Angliam veniam, omnia debita que Deo secundum legem antiquam debemus sint persoluta*: Pflugalmosen, Jungviehzehnt, Peters-

[1] *Reg.* 183; ed. Stubbs 224.

[2] *Ex ms. Paris. Reg.* 4904 ed. Bouquet, *SS. Gall.* X, 263, fälschlich *Will. Godellus* genannt; vgl. Holder-Egger, *Mon. Germ.* 26, 195.

[3] Aus Labbe, *Concil.* IX, 882 (Konzil zu Limoges 1031), citiert von Waitz zu *Ademar, Mon. Germ., SS.* IV, 134.

[4] Aus der A-Klasse schöpft Consiliatio.

[5] Ed. Liebermann, *Ges.* 276.

pfennig, Fruchtzehnt und *Ciricsceatt.* Er verordnet das in Eadgars Worten II, 2, 3—4. Weit ausführlicher behandelt nun dieselben Kirchengerechtsame der Codex I, 8—14; er konnte also, wenn er vor 1027 entstanden wäre, nicht mit Stillschweigen in Cnuts Briefe zu Gunsten alter, ja sogar in einer Kleinigkeit abgeänderter, Gesetze übergangen werden. Ich datiere also Cnuts Codex 1027 oder 1029 bis 1034.[1] Er kann daher nicht von Wulfstan benutzt worden sein.

[1] Über 1028 s. oben S. 51.

Berlin. F. Liebermann.

Über die Entwicklung von ae. *ŭ-, ĭ-*

und die Dehnung in offener Silbe überhaupt.

II.

In meinem früheren Aufsatz (Archiv CII, 43 ff.) habe ich meine These von der Dehnung des ae. *ŭ-, ĭ-* auf nordhumbrischem Boden neuerlich zu stützen und die Einwände Morsbachs (Archiv C, 53 ff., 267 ff.) als nicht stichhältig zu erweisen gesucht. Ich habe dabei auch schon Morsbachs eigene Auffassung berührt und was gegen sie spricht dargelegt. Nun möchte ich auf gewisse Voraussetzungen seiner Ansichten eingehen und einige speciellere Punkte besprechen, welche mit unserem Problem in engem Zusammenhang stehen.

Zunächst mufs ich anerkennen, dafs Morsbach meinen Archiv XCVIII, 436 ff. vorgebrachten Einwänden gegen die ae. *ŭ-, ĭ-* betreffenden Lehren seiner Mittelenglischen Grammatik zum Teil nachgegeben und seine Auffassung modifiziert hat. Dafs wir die me. nordh. *ę̄* für ae. *ĭ-* nicht auf altenglische Formen mit *u*-Umlaut (wie *weocu*) zurückführen können, giebt er jetzt zu (S. 283 f.); ebenso dafs früh-neuenglische Lautungen wie [*lūv*] nicht aus altenglischen Nebenformen mit **o* (**lofu*) abzuleiten sind (S. 63). Er hat auch die überraschende Lehre, dafs ae. *ŏ-, ĕ-* zu me. *ǭ, ę̄* werden können, mindestens bezüglich des *ŏ-* aufgegeben (S. 63), während er sie für *ĕ-* aus ae. *eo-* immer noch für möglich hält (S. 282). Die Längung von ae. *ĭ-* zu me. *ę̄* giebt er überhaupt zu, nur hält er sie für sporadisch (S. 283 f.). Über die Unzulässigkeit dieser Beschränkung ist bereits Archiv CII, 50 ff. gehandelt.

Dagegen will Morsbach die entsprechende Erscheinung auf der anderen Seite des Vokalismus, die Dehnung von ae. *ŭ-* zu *ǭ*, nicht anerkennen. Das hängt in erster Linie damit zusammen, dafs er bezüglich der Entwicklung des me. *ǭ* noch nicht zu der meines Erachtens richtigen Ansicht durchgedrungen ist. Seine Äufserungen über sie zeigen eine seltsame Unklarheit. Ich mufs etwas ausführlicher werden.

1.

In seiner Mittelenglischen Grammatik § 122 hatte Morsbach von den nördlichen Reimen zwischen me. ǭ und ŭ gesagt, sie könnten 'nur durch eine Annäherung des alten [ǭ] an [u^o] erklärt werden'. Unter [u^o] versteht er ein dem *o* nahestehendes offenes *u*, welches der Lautwert des me. ŭ war. Er vertritt also hier die Auffassung, dafs sich me. ǭ auch im Norden der *u*-Qualität genähert habe.

Nun kam ich mit meinen 'Untersuchungen' und zeigte neuerlich, was andere schon ausgesprochen hatten, dafs me. ǭ im Norden eine wesentlich andere Entwicklung einschlug als im Süden. Während es hier im 15. Jahrhundert zu [ū] vorrückte, trat im Norden schon vor dem 14. Jahrhundert eine eigentümliche Veränderung ein, die schliefslich zu einem *ü*-artigen Laut führte, ohne dafs aber bei dieser Entwicklung der Weg über die *u*-Qualität geführt hätte. Die Reime mit ŭ-, lehrte ich, kämen daher, dafs ŭ- zu ǭ geworden war, bevor dieses noch seine speciell nordhumbrische Entwicklung angetreten hatte. Nur um ae. ŭ-, nicht auch um ŭ (in geschlossener Silbe) handle es sich aber bei diesen Reimen.

Morsbach stimmt in den meisten Punkten zu. Nun ist auch er der Meinung, dafs me. ǭ zu zwei früh-neuenglischen Entsprechungen führe, [ǖ] im Norden, [ū] im Süden (S. 61). Er giebt auch zu, dafs 'das ǭ im Norden dem ŭ- lautlich nahe oder vielleicht schon gleich war' (S. 63). Überraschenderweise fügt er aber hinzu: 'wie dies auch schon in der Me. Gramm. § 122 gesagt war'. Hier ist ihm nun ein grofser Irrtum unterlaufen. Dort war die Rede von ŭ im allgemeinen und nicht von ŭ-. Das ist aber eine Unterscheidung von allergröfster Bedeutung: die lebenden Mundarten halten ae. ŭ in geschlossener Silbe überall von me. ǭ getrennt, und nur ŭ- zeigt Berührungen mit diesem: ein Verhältnis, das ja auch in den mittelenglischen Reimen uns entgegentritt. Morsbach hat nicht etwa unter ŭ blofs ŭ- im Auge gehabt; er ist sich vielmehr der Notwendigkeit dieser Unterscheidung sowie des Abstandes meiner Lehre von der seinigen nicht bewufst geworden, denn im weiteren Verlaufe spricht er ausdrücklich davon, dafs me. ǭ dem *u*- und *u* nahestand oder ihm gleichkam (S. 69, 73). Er hat eine klare und höchst wichtige Scheidelinie, die in den lebenden Mundarten zu Tage tritt, nicht in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt. Wenn er daher einmal sagt, meine Untersuchung der Mundarten hätte für das Mittelenglische weit weniger Neues ergeben, als man hätte erwarten dürfen (S. 60), so rückt diese Bemerkung in ein merkwürdiges Licht.

Infolge dieses Versehens ist Morsbach bezüglich der Lautqualität des ǭ auf Irrwege geraten. Wir hätten nach ihm in spät-mittelenglischer Zeit im Norden drei *u*-artige Laute zu unterscheiden: 1) die Entsprechung von ae. ó, 2) die von ae. ŭ- und ŭ, 3) die von ae. ū. Die ersten beiden sollen qualitativ einander nahestehen oder gleichkommen, so dafs sie einen nur quantitativ ungenauen Reim bilden konnten (S. 69, 73). Dagegen sollen sich 2) und 3) deutlich voneinander abgehoben haben (S. 69), d. h.

doch wohl auch qualitativ so verschieden gewesen sein, dafs man sie nicht reimen liefs. Nun zeigen die modernen Dialekte, dafs zwar *ŭ*- und *ọ̄* sich berühren, die Entsprechung des *ŭ* aber überall von der des *ọ̄* auch qualitativ scharf geschieden ist: sie ist [*u*] oder [*v*], letztere [*ü, ö, iu, iə*] u. dgl. Andererseits gewahren wir, dafs me. *ŭ* (aus ae. *ŭ*) im gröfsten Teil von Ellis' Norden (in den Strichen zwischen seinen Linien 6 und 8, also in fast ganz Yorkshire, Westmoreland, Cumberland und angrenzenden Gebieten) noch heute der Entsprechung des me. *ū* qualitativ nahesteht oder gleichkommt, da es hier [*u*] lautet, me. *ū* aber [*ū*], und höchstens eine Unterscheidung zwischen offener und geschlossener Qualität besteht. Es tritt somit gerade das Umgekehrte von dem zu Tage, was Morsbach behauptet. Dafs aber dieser Zustand in mittelenglische Zeiten zurückreichen mufs, ist von vornherein klar und wird durch die me. nordh. Reime bestätigt: me. *ọ̄* wird weder mit me. *ū* noch mit *ŭ* (aus ae. *ŭ*), sondern nur mit der Fortsetzung von ae. *ŭ*- gebunden. Da nun noch heute me. *ū* überall, me. *ŭ* im gröfsten Teil des Nordens *u*-Qualität hat und diese doch gewifs etwas Altes sein mufs, folgt aus der scharfen Trennung des me. *ọ̄* von diesen beiden in alter wie in neuer Zeit doch auch vom Standpunkt Morsbachs aus, dafs hier me. *ọ̄* der *u*-Qualität nie sehr nahe gekommen sein kann.

Allerdings sucht Morsbach seinen Lesern (S. 62) darzulegen, dafs ich mir zwischen dem ursprünglichen *ọ̄* und dem schliefslichen *ṻ* auch einen *u*-haltigen Laut gedacht habe und somit von seiner Lehre in der Mittelengl. Gramm. nicht abweiche. Aber das ist nur ein Spiel mit Worten, das dadurch ermöglicht wird, dafs er einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz meiner Darlegungen mit einseitigem Nachdruck auf einem Worte in s e i n e n Gedankengang einfügt. Ich hatte ausgeführt, dafs der neue Laut des ae. *ó* im Nordhumbrischen zunächst, ohne *ū* zu sein, doch ihm nicht s e h r ferne gestanden haben kann, weil frühe Kürzungen wie in *other* u. dgl. zu demselben Ergebnis wie sonst *ŭ* führen. Von drei Lauten, die wir uns nun a priori als erste Stufe der Modifikation des alten *ọ̄* denken könnten, stehe einer, entrundetes *ọ̄* (also mid-back-unround), dem *ū* am n ä c h s t e n. Morsbach fafst diesen Superlativ, indem er die verglichenen Laute übergeht, als Elativ, als 'höchst nahe', und findet, dafs auch ich 'zunächst einen *u*-haltigen oder mindestens *u*-ähnlichen Laut' mir als Wiedergabe des *ọ̄* vorstelle. Aber mit meinen Worten ist doch nicht gesagt, dafs der neue Laut, a b s o l u t genommen, dem *ū* sehr nahe gestanden haben mufs, und noch weniger, dafs er '*u*-haltig' war. In diesem Sinne habe ich Archiv XCVIII, 438 gesagt, dafs '*ọ̄* im Norden niemals dem *u* genähert' war, d. h. nicht, wie im Süden, dem Vokalextrem zustrebte, sondern 'seit dem 14. Jahrhundert ein *ü*-artiger Laut', d. h. eine Vorstufe des *ṻ*, welches für das 16. Jahrhundert gesichert ist.

2.

Dafs Morsbach den einschneidenden Unterschied zwischen Nord und Süd nicht voll gewürdigt hat, rührt auch daher, dafs er über gewisse

modern-dialektische Verhältnisse vorschnell urteilt und dadurch zu schiefen Auffassungen gelangt. Das me. ǭ wird nicht nur auf nordhumbrischem Boden durch *ü/ö* (bezw. darauf zurückgehende Laute) wiedergegeben, sondern auch auf zwei kleineren Gebieten im Südwesten und in Ellis' Osten (West-Somerset, Devon und Cornwall einer-, Norfolk und Suffolk andererseits; Untersuch. § 109). Ich hatte (eb. § 120, 134) auf Umstände hingewiesen, die wahrscheinlich machen, daſs diese südhumbrischen *ü/ö* jüngeren Ursprungs, d. h. erst in neuenglischer Zeit aus dem gemein-südenglischen [ū] für me. ǭ entstanden und von der nordhumbrischen Entwicklung zu trennen sind. Morsbach will das nicht gelten lassen (S. 62, 271) und meint, wir hätten hier denselben Vorgang wie im Norden. Inzwischen habe ich, hauptsächlich angeregt durch eine Studie eines meiner Schüler über den Dialekt von West-Somerset, die hoffentlich bald veröffentlicht werden wird, ein neues und ganz zwingendes Argument für meine Auffassung gefunden.

Es giebt einige me. ū (geschr. *ou*), die trotz ihrer Stellung unter dem Hochton die Diphthongierung zu [*au*] nicht mitmachen, sondern ihre Lautung bis auf den heutigen Tag bewahren, nämlich die ū vor Labialen: *room*, *co(o)mb* ('Thalmulde'), *tomb*, *droop*, *stoop*, *coop*, *loop*, *whoop* aus me. *roum*, *coumb*, *toumbe*, *droupen*, *stoupen*, **coupe*, *loupe*, *houpen*. Über die Gründe dieser Erscheinung habe ich Anglia XVI, 500 ff. gehandelt. Das sind also Fälle, in denen unzweifelhaft in früh-neuenglischer Zeit die Lautung [ū] gegolten hat. Wo sie heute einen *ü/ö*-Laut aufweisen, muſs die Entwicklung, die zu diesem führte, über früh-ne. [ū] gegangen sein. Das ist in der That der Fall im Südwesten und Osten, nicht aber im Norden.

Von den hierhergehörigen Wörtern ist glücklicherweise eines, *room*, in Ellis' Wortliste, als Nr. 656, enthalten. Auf nordhumbrischem Boden, wo überhaupt gar kein me. ū diphthongiert wird, ist es auch in diesem Wort erhalten; höchstens ist es verkürzt zu ù (Halblänge) oder ŭ. Das ausführlichere Material Murrays bietet noch einen zweiten Fall: *loop* (S. 148). An einem Punkt des mittleren Yorkshire (30[1]) treffen wir allerdings denselben *eə/iə*-Diphthong, der sich sonst in diesen Dialekten aus dem *ü* für me. ǭ entwickelt hat. Aber das kann keine organische Entwicklung sein: für diese Gebiete haben wir ja schon nachgewiesen, daſs der Weg von ǭ zu *ü* nicht über ū führte, was denn auch das Verhalten aller anderen nordhumbrischen Dialekte bezüglich *room* u. dgl. bestätigt. Wenn aber sogar dieser Einzeldialekt von allen übrigen abgewichen wäre und die Entwicklung zum *ü* hier wirklich über ū geführt hätte, so hätte sie doch alle me. ū ergreifen müssen, da diese ja nicht diphthongiert wurden. Thatsächlich sind sie aber noch heute als ū erhalten. Wir haben vielmehr klärlich eine Lehnform vor uns, die entweder südlicheren Dialekten oder der Schriftsprache entnommen ist, und zwar in der Weise, daſs das südenglische [ū] von *room* durch denselben Laut wiedergegeben wurde, der sonst dem südlichen [ū] in *do*, *soon*, *moon* u. dgl. entspricht, nämlich *eə/iə*. Derartige Übersetzungen aus einem Lautsystem

in ein anderes werden weiter unten (S. 65 f.) noch näher besprochen werden.

Anders verhält es sich nun in den kleineren südhumbrischen *ü/ö*-Gebieten. In West-Somerset erscheint in *room, droop, stoop, coop, loop, whoop* nicht [ū], sondern [ö] (Elworthy 52). Dasselbe gilt nach Ellis in Süd-Devon (11^2) in *room.* Im östlichen *ü/ö*-Gebiete finden wir zunächst in Nordost-Norfolk (19^2) [ü] ebenso wie in *good, look* (während me. *ŭ* durch (ɜ) wiedergegeben ist). In Ost-Suffolk (19^4) aber gilt derselbe *öü*-Diphthong, der auch sonst vor *m* anstatt des normalen *ü* auftritt, so dafs *room* vollkommen auf *bloom* und *broom* reimt. An den übrigen Punkten ist *room* leider nicht belegt.

Nun wäre ja die Möglichkeit einer schriftsprachlichen Beeinflussung, wie wir sie oben für einen Punkt Yorkshires annehmen mufsten, an sich nicht ausgeschlossen. Aber da alle hierhergehörigen Dialekte übereinstimmen, und namentlich da in West-Somerset sämtliche überhaupt vorkommenden Fälle von me. *ū* vor Labial diese Entsprechung zeigen, müssen wir annehmen, dafs wir eine lautliche Entwicklung vor uns haben, und es geht aus dem Sachverhalt mit völliger Sicherheit hervor, dafs in diesen Gebieten die Entwicklung von me. *ǭ* zu *ü* über früh-ne. [ū] führte, somit ein sekundärer, ganz junger Vorgang ist, der erst von dem gemein-südenglischen [ū] für me. *ǭ* abzweigt. Dazu stimmt ja auch aufs beste, wie man sieht, das Verkürzungsprodukt in 19^2. In West-Somerset giebt es noch eine Reihe *ü/ö* für früh-ne. [ū] aus anderen Quellen, auf die ich demnächst zu sprechen kommen werde. Vorläufig erwähne ich nur noch *gouge*, wo das Unterbleiben der Diphthongierung des me. *ū* wie in der Schriftsprache zu erklären ist (vgl. Anglia XVI, 504).[1]

Wir haben es also bei den *ü/ö*-Lauten für me. *ǭ* nördlich und südlich des Humber mit ganz verschiedenen Dingen zu thun: dort entstammen sie einer schon mittelenglischen Entwicklung, hier sind sie eine speciell neuenglische Erscheinung. Gewisse Reime und Schreibungen des Norfolkers Osbern Bokenam, die sich scheinbar nordhumbrischem Brauche zur Seite stellen, sind daher nicht wie dieser zu erklären. Wenn er gelegentlich *suth, tuk, stude* für *sooth, took, stood* schreibt, so ist das nicht, wie Morsbach meint (S. 271), ein Anzeichen dafür, dafs hier derselbe Vorgang eingetreten ist wie im Norden, denn das heute allerdings in Norfolk geltende *ü* ist erst innerhalb der neuenglischen Zeit aus älterem [ū] entstanden. Reime von me. *ǭ* und ae. *ŭ*- bei ihm weisen aber nur darauf hin, dafs *ǭ* bereits zu [ū] oder Nahestehendem geworden war.

[1] Anhangsweise sei erwähnt, dafs nach Ausweis des Wortes *room* in Ellis' Wortliste die Entwicklung von me. *ū* vor Labialen auf dem übrigen südhumbrischen Gebiet zumeist mit der in der Gemeinsprache übereinstimmt. Nur im nördlichen und westlichen Mittelland sowie an einigen nahen Punkten des Nordens ist Diphthongierung bezeugt, nämlich in 25 (westl. und südl. Cheshire), 21 (nordwestl. Derby), $24^{3, 4, 5, 9}$ (südl. Yorkshire), 22^4 (mittl. Lancashire), $31^{1b, 2b}$ (nordwestl. Lancashire), 31^6 (südl. Durham).

Zeigt aber dieser Fall nicht abermals, wie sehr die mittelenglischen Verhältnisse durch die neuenglischen Mundarten aufgehellt werden?

3.

Auch in anderen Fällen ist Morsbach in der Beurteilung moderndialektischer Verhältnisse nicht glücklich. Die Belege für me. ǭ aus ae. ŭ- sind für ihn eine noch ungelöste Frage (S. 61 ff., 279). Speciell die im südschottischen Dialekt Murrays hält er nicht für beweiskräftig. Hier wird me. ǭ durch (ə) wiedergegeben. Dafs nun aus den (ə) für ae. ŭ- in *love* etc. auf eine mittelenglische Basis ǭ geschlossen werden kann, leugnet er, weil dieser Laut sich auch in Fällen finde, wo sicher kein ǭ zu Grunde liegt, nämlich in *tusk, ruth, could*. Ich hätte, meint er, von diesen Fällen keine Notiz genommen, wohl weil sie schwer zu deuten wären. In der That! Sollte ich wirklich so — naiv gewesen sein? Sollte ich nicht etwa gute Gründe gehabt haben, trotzdem an meiner Deutung festzuhalten? Fälle wie die angeführten sind sogar in viel gröfserer Anzahl vorhanden, und doch kann an der Rückführung des (ə) in *love* auf me. ǭ nicht gezweifelt werden.

Vorerst bemerke ich, dafs Ellis' (ə), Murrays *ui* ein ö-Laut ist, den Murray als mid-front-round bezeichnet und dem in frz. *peu* gleichstellt (S. 103, 113). Seine Quantität wird durch speciell südschottische Gesetze geregelt: es ist lang im Auslaut, vor *r, z, v* und *d*, sonst kurz. Doch ist die schottische Länge eigentlich Überlänge, die Kürze Halblänge. Der Laut ist von allen anderen scharf geschieden, namentlich von der Entsprechung des me. ŭ, von (ɜ), die nach Murray mid-back ist (S. 103) und der südenglischen Lautung des ŭ in *nut, up* nahe kommt (S. 110).

Wenn man nun das Material Murrays, namentlich seine Zusammenstellungen S. 142 ff. durchgeht, so zeigt sich, dafs (ə) die normale Wiedergabe von me. ǭ und inlautendem ü in französischen Lehnwörtern ist, von ersterem auch in *ford, board, hoard* (wie im Früh-Neuenglischen, vgl. Anglia XVI, 455 ff.), von letzterem auch in Fällen wie *judge, just, fusty*. Aufserdem findet sich (ə) noch:

1) in den Präteritis *should, could, bore, shore, swore, tore, wore, wove, froze, let, set, cast* (S. 203 ff.). Nebenformen gelten bei *could, should* mit dem auf me. ū zurückweisenden Laute, bei *tore* und *wove* mit der Entsprechung des me. ǭ;

2) für me. ęu in geschlossener Silbe: *truth*,[1] *ruth*;

3) für centralfrz. ǫ bezw. ǫu, norm. *u* in (romanisch) vortoniger Silbe in *country, cousin, cutler, gutter*. Ebenso in dem erst in neuenglischer Zeit entlehnten *gusset*;

4) in folgenden Einzelfällen: (*smər*) *'smother'* gegenüber ae. *smorian*; *sprout* gegenüber ae. *sprūtan, sprot, sprota*; *build* aus ae. *byldan*; *doleful*

[1] Von Ellis S. 718 fälschlich mit (əu) angegeben. Vgl. Murray S. 149.

aus afrz. *dueil.* Die noch übrigen Fälle sind etymologisch zu unsicher, um angezogen zu werden.

In den Präteritis unter 1) haben wir klärlich eine Analogiewirkung vor uns nach Mafsgabe der starken Verba der 6. (Sieversschen) Klasse (*faran, fór*). Im Südschottischen sind nicht blofs ae. *bóc, forsóc, sc(e)óc, stód,* **tóc* in der normalen Lautung, also mit (ə) vorhanden, sondern auch noch *ȝróf, hóf, sc(e)óf, sc(e)óp, wósc*; sie bilden also eine stark ausgebildete Gruppe. Der Präsensvokal dieser Verba war ae. *a* oder *e* (letzterer bei Umlaut wie in *hebban*). In der That sehen wir die unorganischen Präterita nur bei Verben entstehen, deren Präsensvokal ae. oder doch früh-me. *a* oder *e* war. Somit ist unsere Deutung völlig gesichert.

Um die Fälle unter 2) richtig zu beurteilen, müssen wir uns nach der sonstigen Entsprechung des me. *ęu* umsehen. Sie ist (əu), also ein Diphthong des *öu*-Typus, in *new, yew* u. dgl. (S. 146, 117), wo es sich um den Auslaut handelt. Für me. *ęu* im Inlaut bilden *truth* und *ruth* die einzigen sicheren Belege: denn *hewn,* das (əu) hat, kann vom Infinitiv beeinflufst sein, und gelehrte Wörter wie *feud, Europe* mit (əu) fallen natürlich weg, zumal sie wahrscheinlich zu me. *ęu* zu stellen sind. Wir haben daher offenbar die lautgesetzliche Entwicklung des me. *ęu* in dieser besonderen Stellung vor uns: sein Zusammenfall mit früh-me. *ü* (aus frz. *ü* und me. *ǭ*) ist gewifs nicht überraschend.

Was die Abteilung 3) betrifft, so wird afrz. vortoniges *ǭ*, norm. *u* sonst vor Vokalen (in *coward, bowel, towel, trowel*) und in *butcher* durch die Entsprechung des me. *ū*, vor Konsonanten (in *mountain, journey* u. dgl.) durch die Entsprechung des me. *ŭ*, also (ɜ), wiedergegeben. Die Abweichung in den angeführten Fällen mufs eine besondere Ursache haben, die vorläufig noch nicht klar ist. (Liegt etwa Einflufs des vorangehenden *c, g* vor?)

Von den unter 4) aufgezählten Wörtern wird in *doleful* wohl die Entsprechung von frz. *ü* vorliegen, die in einigen mittelenglischen Schreibungen zu Tage tritt (Behrens 154) und später besonders dem Norden geläufig zu sein scheint (vgl. *dule* im Prick of Consc. und *dule, duil* in schottischen Texten des 16. Jahrhunderts, z. B. Dunbar ed. Schipper, Gloss.). Die Geschichte dieses Wortes ist ja sehr verwickelt. *Build* ist höchst auffällig. Da aber im 16. Jahrhundert die schottische Form für dieses Wort noch *beild* war (NED. s. v.), haben wir es wohl mit einer Lehnform zu thun. Und da in der Schriftsprache im Früh-Neuenglischen das Wort unter anderen auch die Lautung *büld* hatte (Ellis III, 884), die sich ja noch in der heutigen Schreibung mit *ui* wiederspiegelt, so ist es möglich, dafs die schottische Form daher entlehnt ist. Die zwei noch übrigbleibenden Fälle können möglicherweise denjenigen, in welchen (ə) einem ae. *ŭ*- entspricht, anzureihen sein: denn **smurian,* **spruta* neben den überlieferten *smorian, sprota* sind leicht möglich, wie die belegte Doppelheit *spura — spora, duru — dor* zeigt.

Es sind also allerdings einige Fälle von (ə) vorhanden, die noch der Erklärung harren: werden wir aber deswegen die völlig klare Beziehung

des (ə) zu me. ǭ, die durch so viele Fälle durchgeht, in Zweifel ziehen? Und davon abgesehen: fassen wir nur einmal den Sachverhalt etwas schärfer ins Auge! Worauf soll denn südschottisch (*ləv, abəv, dər, kəd, həl*) gegenüber ae. *lufu, abufen, duru, cudu, hulu* zurückgehen? Zu den noch unklaren Fällen der Kategorie 3) oder zu *doleful* können sie jedenfalls nicht gehören, da sie nicht romanische Wörter sind. Zu *build, smo(the)r, sprout* sind sie aber auch nicht zu stellen, denn altenglische Grundlagen mit *ú* oder *y* sind ziemlich ganz ausgeschlossen, solche mit ŏ mindestens bei den so häufig belegten ersten zwei Wörtern höchst unwahrscheinlich. Somit sind wir schon aus intern-dialektischen Gründen gezwungen, eine mittelenglische Basis mit ǭ anzusetzen, und diese wird vollends zur Gewifsheit erhoben durch die entsprechenden Schreibungen in schottischen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts (*luif, abuif, duir, huil*, Archiv CII, 76 f.).

Ähnliche Erwägungen sind Morsbach entgegenzuhalten, wenn er meine Ansetzung von ae. *duce* (nicht *dúce*) als Basis des südschottischen (*dək*) zurückweist (S. 61). Wir haben keinen sicheren Fall, wo (ə) auf ae. *ú* zurückgeht, dagegen mehrere, wo es aus ae. *ŭ*- erflossen ist. Ich habe ferner (§ 553) schon darauf hingewiesen, dafs auf die Ansetzung von ae. *dúce* nichts geführt hat, als der etymologische Zusammenhang mit dem Verbum *dúcan*, während die Schreibung in den mittelenglischen Belegen (*o* mit *u* wechselnd, nicht *ou*) deutlich auf ae. *ŭ* weist. Ich meine, das sind Erwägungen, die ernst zu nehmen sind, ja sogar schwer ins Gewicht fallen. Wenn Morsbach dagegen behauptet, ich hätte *dŭce* 'lediglich zur Rettung meines Lautgesetzes' postuliert (S. 61), so zeigt das nur, wie wenig Verständnis er für die einfachsten sprachgeschichtlichen Erwägungen hat, wenn sie von anderer Seite vorgebracht werden, und wie voreilig er aburteilt.

Sein Hinweis auf § 54, Anm. 1 seiner Mittelenglischen Grammatik besagt gar nichts. Denn die dort zusammengestellten Fälle von Verkürzung sind teils anders beschaffen, teils liegt auch ihnen altenglische Kürze zu Grunde (*dufe*). Dagegen erweist die Schreibung *duik* in schottischen Texten des 16. Jahrhunderts (Archiv CII, 76 f.) me. ǭ: es mufs also schon vor der Dehnung in offener Silbe, d. i. mindestens in spät-altenglischer Zeit *ŭ* gegolten haben. Da nun ein Grund zu so früher Kürzung eines ae. *ú* nicht zu ersehen, sondern diese vielmehr höchst auffällig wäre, andererseits etymologisch *ŭ* ebensogut möglich ist als *ú*, wird sich kein Unbefangener sträuben, schon ursprüngliche Kürze anzusetzen.

Inzwischen ist der Artikel des NED. über *duck* erschienen und hat allerdings einen spät-mittelenglischen und einen früh-neuenglischen Beleg mit *ou* gebracht, daneben aber auch solche für die Schreibung *dook* im 15. Jahrhundert, die offenbar wie *door* zu beurteilen sind. Wenn nicht eine späte Umdeutung nach dem Verbum *douke* aus ae. *dúcan* vorliegt (was ich für wahrscheinlich halte), so hat also a u c h ein ae. *dúce* bestanden. Aber die vorwiegende Form war jedenfalls *duce*, die einerseits das nordenglische *dǭke* (und schottische *duik*), andererseits das südenglische

düke, dücke (auch *doke, docke* geschrieben) und ne. *duck* liefert. Die *ek, kk* des 15. Jahrhunderts machen durchaus keine Schwierigkeiten, wie Murray meint: es war nur natürlich, dafs man, als das *-e* verstummte, so schrieb, da sonst einfaches *k* nach kurzem Vokal im Auslaut nicht vorkommt (vgl. *thick, back, luck* u. dgl.).

Mit ähnlichen Erwägungen sind auch sonstige Fälle, wo ich nicht belegte Nebenformen angesetzt habe, z. B. die oben S. 61 erwähnten, zu stützen. Ich brauche sie nicht zu wiederholen. Morsbach sollte sich am allerwenigsten gegen solche Ansätze sträuben, denn er selbst hat vor kurzem (Me. Gramm. S. 91) daran gedacht, für *lufu* und eine Reihe ähnlicher Wörter nicht belegte Nebenformen mit *ō* anzunehmen! —

In den obigen Zusammenstellungen ist noch nicht der dritte von Morsbach mir entgegengehaltene Fall, wo südschott. (ə) nicht auf me. *ǭ* zurückgeht, erledigt worden, nämlich *tusk*. Dies rührt daher, dafs das Wort bei Murray nirgends belegt ist. Es findet sich in einem benachbarten Dialekt derselben Grafschaft, dem von Liddesdale Head (33 b, Ellis S. 721 ff.), der allerdings in allem wesentlichen mit dem Murrays, d. i. dem von Hawick, übereinstimmt. Nun ist zunächst zu betonen, dafs die Länge des Vokals in ae. *túsc* keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist (vgl. Kluge-Lutz, E. Etym. s. v.). Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist vor der mehrfachen Konsonanz frühe Verkürzung zu erwarten. Das zeigt die Entwicklung von *áscian*, das fast immer im Mittelenglischen als *aske, asshe*, nur selten als *ǫske, ǫsshe* erscheint, und ähnlicher Fälle. Morsbach konstatiert Me. Gramm. § 63 selbst, dafs vor *sc, sh* sich vorwiegend Kürze entwickelt. In der That bieten auch die bis jetzt bekannten mittelenglischen Schreibungen nur *u, o*, nicht *ou*. Andererseits konnte *sk* in flektierten Formen leicht zur zweiten Silbe gezogen werden, was Morsbach a. a. O. ebenfalls zugiebt. In einer Form *tu-scas* stand aber *ŭ* in offener Silbe, somit ist die Weiterentwicklung zu me. *ǭ* und neuschott. (ə) ganz in Ordnung. Wir haben hier einen Fall von der Verkürzung und späteren Dehnung, von welcher ich Archiv CII, 70 f. gehandelt habe. —

Schliefslich mufs ich noch einen weiteren Irrtum Morsbachs bezüglich des Südschottischen aufdecken. Im Dialekt von Hawick (dem Murrays) erscheint ae. *duru* als (*dər*), in dem von Liddesdale Head als (door), d. h. [*dǫr*].[1] Diese letztere Form führt Morsbach auf me. *dǭre* aus ae. *dor* zurück, 'da me. *ǭ* im Südschottischen (*oo*) ergiebt' (S. 61). Das ist eine Behauptung, die von geringer Sachkenntnis zeugt. Im Dialekt von Hawick, für den wir das reiche Material Murrays haben, ist die lautgesetzliche Wiedergabe von me. *ǭ* offenbar (*u'*), d. i. ein Diphthong des *uə*-Typus, und wo statt dessen [*ō*] erscheint, haben wir Lehnwörter oft recht späten Datums vor uns. Das hat bereits Murray aus der Beschaffenheit der *ō*-Wörter selbst erkannt (S. 147), und der Umstand, dafs die sicher nicht dialekt-

[1] In runden Klammern gebe ich Ellis' 'Palæotype' wieder, in eckigen zur Erklärung die uns geläufige Umschrift.

echten Fälle, wo ae. *á* durch me. *ǭ* wiedergegeben scheint, wie *oath, roam,* fast immer [ō], nicht (*u'*) zeigen, macht dies ganz unzweifelhaft. Dafs (*u'*) das Echte darstellt, folgt auch schon daraus, dafs das Seitenstück (*i'*) für me. *ā* klärlich das Lautgesetzliche ist. In dem nahe verwandten Dialekt von Liddesdale Head, für den wir nur Ellis' Wortliste haben, erscheint (*u'*) in *foal, coal, hole,* ferner in *storm, corn, horn,* wo offenbar auch me. *ǭ* zu Grunde liegt,[1] dagegen [ō] in *open, hope,* welche in Hawick (*u'*) haben. Bei dieser Sachlage kann man keinesfalls sagen, dafs me. *ǭ* im Südschottischen [ō] ergebe. Woher sollten denn die (*u'*) kommen, wenn sie nicht lautgesetzlich wären? Gewifs ist dieses (*u'*) die normale Entsprechung; die Fälle mit [ō] dagegen werden — da ein lautlicher Grund zu einer Sonderstellung dieser Wörter nicht zu ersehen ist — Lehnformen darstellen. Es ist abermals daran zu erinnern, dafs in den englischen Dialekten Lehnformen eine viel gröfsere Rolle spielen als sonst (vgl. Arch. CII, 46). Speciell *hope* ist auch in vielen anderen Dialekten kein bodenständiges Wort, gerade so wie *hoffen* in vielen deutschen Mundarten. Somit weist alles darauf hin, dafs die Lautung (door) in Liddesdale Head nicht lautgesetzlich entwickelt, sondern entlehnt ist, vermutlich aus der Schriftsprache.

Morsbach wäre vor seinem Irrtum bewahrt worden, wenn er bezüglich der Wiedergabe des me. *ǭ* im Südschottischen meine 'Untersuchungen' zu Rate gezogen hätte. Dort ist bereits § 45 gesagt, dafs in dieser Gegend me. *ǭ* zu (*u'*) wird. Die Fälle mit (oo) waren mir keineswegs entgangen; aber ich war zu dem Ergebnis gelangt, dafs sie nicht die lautgesetzliche Entwicklung darstellen, und diese festzustellen war mein Ziel.

Vielleicht könnte man mir einen Vorwurf daraus machen, dafs ich Erwägungen wie die eben jetzt und vorhin bezüglich des (ə) vorgebrachten blofs für mich angestellt und nicht auch in meinen 'Untersuchungen' den Fachgenossen mitgeteilt habe. Ich mufs zugeben, dafs dies ganz nützlich gewesen wäre, aber andererseits mufs ich zu bedenken geben, zu welchem Umfang mein Buch angeschwollen wäre, wenn ich derartige Vorarbeiten, die fast bei jedem Dialekt und fast für jeden Vokal anzustellen waren, alle aufgenommen hätte. Wollte ich die grofsen Linien der Vokalentwicklung, auf welche es mir ankam, herausarbeiten, so mufste ich auf die Mitteilungen derartiger Einzelheiten verzichten. Ich glaubte das um so eher thun zu können, weil mir Erwägungen wie die vorgebrachten bei genauer und unbefangener Betrachtung des Materials ziemlich selbstverständlich schienen. Darin habe ich mich nun wohl, wie es scheint, ge-

[1] Wenn dagegen in *ford, board, hoard* die Entsprechung des me. *ǭ* gilt (oben S. 60), so tritt hier ein chronologischer Unterschied zu Tage. In diesen Wörtern erfolgte die Längung, als ae. *ŏ* noch geschlossen, in *storm, corn, horn,* als es schon offen war. Diese Scheidung geht, soweit erkennbar, durch alle schottischen Dialekte durch und ist auch in schottischen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts deutlich (*bu(i)rd, fu(i)rd* gegenüber *corn, horn*). Die ältere Dehnung vor *-rd* ist auch ziemlich gemein-englisch, die jüngere vor *rm, rn* nicht.

täuscht. Jedenfalls glaube ich an die Fachgenossen die Bitte richten zu dürfen, mit der Annahme, daſs ich etwas übersehen habe, weil ich es nicht speciell erwähne, etwas zurückhaltender zu sein als Morsbach.

4.

Ich muſs nun einen Punkt zur Besprechung bringen, der in meinem früheren Aufsatz noch nicht berührt wurde: die Spuren der nordhumbrischen Dehnung in der Schriftsprache. Ich hatte in meinen 'Untersuchungen' (§ 531 ff.) darzuthun gesucht, daſs im 15. und 16. Jahrhundert in der Schriftsprache Formen mit me. *ǭ*, *ę̄* für ae. *ŭ*-, *ĭ*- auftauchen, die sich zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und daſs wir sie als Entlehnungen aus dem Norden fassen müssen. Daſs Fälle wie *week* auf Dehnung von *ĭ*- beruhen, erkennt nunmehr auch Morsbach an (S. 284). Aber die entsprechenden Erscheinungen auf der anderen Seite des Vokalismus sucht er anders zu erklären.

Bevor ich darauf eingehe, will ich zwei allgemeinere Bedenken abfertigen, die er gegen mich vorbringt: Er sieht einen methodischen Fehler meiner Untersuchung darin, daſs ich bei dieser Frage 'nicht auch die früh-neuenglische Reimtechnik energisch mit herangezogen habe' (S. 274). Was darauf zu erwidern ist, habe ich inzwischen schon an anderer Stelle gesagt (in meiner Besprechung der Schrift Bauermeisters über die Reime Spensers, Engl. Stud. 26, 271 f.) und dort auch gezeigt, daſs sich aus den Reimen keineswegs Gründe gegen meine Auffassung ergeben. Ferner kann sich Morsbach eine Entlehnung nordhumbrischer Formen mit me. *ǭ* aus *ŭ*- nicht recht vorstellen, weil um jene Zeit me. *ǭ* im Norden einen *ü*-artigen Laut hatte. Verwundert fragt er, wie ich mir die Übertragung dieses Lautes in das Lautsystem der Schriftsprache denke (S. 274). Es thut mir leid, aus dieser Frage zu ersehen, daſs er die Schrift, der er eine so umfängliche Recension widmete, sehr unvollständig gelesen hat. Denn bei Besprechung der Formen *woo*, *swoon* (§ 141), die ich gleichfalls für Entlehnungen aus dem Norden halte, wo also gleichfalls das nordhumbr. *ü* für me. *ǭ* die Basis bildete, habe ich bereits den realen Vorgang bei dieser 'Übersetzung ins Lautsystem der Schriftsprache' erörtert. 'Die Nordländer, die gewohnt waren, für ihr sonstiges *ü* das schriftsprachliche *ū* einzusetzen, thaten es auch in diesen Worten, und die so gebildeten Formen fanden Verbreitung.' Ich habe dann a. a. O. auf ein englisches Seitenstück hingewiesen und gesagt, daſs wir diese Art der Entlehnung auch künftig werden im Auge behalten müssen. Als später ein entsprechender Fall zur Behandlung kam (§ 327), habe ich auf diese Bemerkungen zurückgewiesen. Danach konnte ich bei den Lesern meines Buches wohl meine Auffassung solcher Fälle als bereits bekannt voraussetzen.

Das erwähnte Seitenstück ist eine Eigentümlichkeit der Irländer, welche Sheridan 1780 bezeugt. Da *ea* in *sea*, *tea* u. dgl. in Irland wie

heute noch [ē], in England [ī] lautete, verfielen, sagt er, manche Irländer, wenn sie sich um korrektes Englisch bemühten, in den Irrtum, auch in *great, pear, bear* u. s. w. [ī] zu sprechen (Ellis I, 92). Ein weiteres Seitenstück kann ich aus meinem niederösterreichischen Heimatsdialekt beibringen. Hier wird inlautendes *t* zwischen stimmhaften Lauten zu *d*: *weiter* zu *waidə*. Darum stellt sich bei dem Bemühen, schriftdeutsch zu sprechen, nicht selten ein *t* dort ein, wo *d* berechtigt ist: *kleiten* für *kleiden* habe ich erst kürzlich wieder gehört, und *gebültet* für *gebildet* ist als Eigentümlichkeit von Dialektsprechern, die gebildet scheinen wollen, so häufig, dafs es zu einem in Wien allgemein bekannten Spottwort geworden ist. Eine vollkommene Parallele bilden nach Behaghel neuhochdeutsche Formen wie *Löffel, schöpfen, ergötzen* für mhd. *leffel, schepfen, ergetzen* (Die deutsche Sprache S. 56): da in vielen Mundarten *ö* zu *e* entrundet ist, konnten solche, deren Muttersprache der Dialekt war, wenn sie sich der Schriftsprache bedienten, dazu kommen, auch für dialektisches *e* anderer Herkunft *ö* einzusetzen, und diese Formen fanden Verbreitung. Ähnlich ist ja unsere Phrase 'sein Schäfchen ins Trockene bringen' aus dem niederdeutschen *Schepken* 'Schiffchen' hergeleitet (Behaghel a. a. O.).

Ein solcher Vorgang wird wohl jedem, der von Kindheit an einen Dialekt beherrscht, plausibel erscheinen, weil er die Ansätze dazu an sich selbst beobachtet haben wird. Wenn ein Individuum zwischen dem Gebrauch des Dialekts und dem der Schriftsprache wechselt, so werden die Beziehungen zwischen den Lauten der beiden Sprachstufen, wenn sie durch eine Reihe von Wörtern durchgehen, zu festen Associationen, die zu Analogiebildungen führen können. Der Nordländer hatte in vielen Fällen sein heimisches [ṻ] durch das gemeinsprachliche [ū] zu ersetzen. Stiefs er nun auf ein Wort mit [ṻ], dessen Entsprechung ihm nicht gegenwärtig war, so war das Naheliegendste, auch hier [ū] einzuführen. Gerade dann aber, wenn die schriftsprachliche Form von dem, was er nach seinem Lautstande erwarten mufste, abwich, konnte es kommen, dafs er sie schwerer im Gedächtnis behielt oder leichter vergafs. Wir haben genau dieselbe Sachlage wie bei den Analogiewirkungen auf dem Gebiet der Formenlehre. Aus der Proportion

nordengl. *dṻr* ('Thür') : x = nordengl. *dṻ* ('thun') : südengl. *dū*

ergab sich die Lösung *dūr*.

Thatsächlich ist aber dieser Vorgang noch viel mehr vereinfacht und daher um so leichter möglich. Derartige Associationen zwischen den Lauten zweier Sprachstufen werden durch den häufigen Übergang von einer in die andere aufserordentlich fest, und je mehr sie dies werden, desto mehr schwindet das Gefühl für den Abstand zwischen den beiden Lauten. Das bairisch-österreichische *å* in der bequemsten Form meiner Umgangssprache scheint meinem naiven Sprachgefühl dem reinen *a* meiner Vortragssprache ganz nahe zu stehen, dagegen von dem *ǫ* der letzteren (in *voll* u. dgl.) weit entfernt, obwohl das thatsächliche Verhältnis gerade umgekehrt ist — — blofs deshalb, weil ich gewohnt bin, von *å* zu *a* überzugehen, während

å und ǫ in keiner solchen Beziehung stehen. In der That, ich durchlaufe, je nachdem die Verhältnisse, in welchen ich spreche, sich ändern, eine ganze Reihe von Lauten zwischen å und *a*, und doch hat mein naives Sprachgefühl kaum eine Empfindung dafür, dafs sich da etwas ändert: ich bedarf erst der Reflexion und energischer Selbstbeobachtung, um mir darüber klar zu werden. Die Laute å — *a* und alle Zwischenstufen verschmelzen mir zu einem Lauttypus, dessen einzelne Varianten dieselbe Funktion haben und daher in dieser Richtung gleichwertig sind. Ebenso verschmelzen mir *o* und ǫ (für nhd. *ŏ*) zu einem Typus, der von dem eben erwähnten für mein Sprachgefühl weit absteht, obwohl sich ihre Endpunkte (å und ǫ) fast berühren.

Ganz so müssen wir uns, glaube ich, bei den Nordengländern des 15. und 16. Jahrhunderts, welche sich der Gemeinsprache bedienten, das Verhältnis zwischen ihrem heimischen [*ū̄*] und dem südlichen [*ū*] vorstellen: für sie waren dies nur unbedeutend voneinander abstehende Varianten desselben Lautes, die mit der gröfsten Leichtigkeit einander ablösten. Dafs die Nordländer in ihrer Sprache bereits ein [*ū*] hatten (für me. *ū*), änderte daran natürlich nichts: dieses war in derselben Weise mit dem gemeinsprachlichen Diphthong, der me. *u* wiedergiebt, associiert und eine Störung ebenso ausgeschlossen, wie in dem oben angeführten Falle. Somit bildet das Auseinandergehen der Entsprechungen des me. *ǭ* im Norden und Süden für die Entlehnung kein Hindernis; es kommt vielmehr ganz in Wegfall.

Es ist übrigens zu erwähnen, dafs keineswegs auf dem ganzen Gebiet der nordhumbrischen Dehnung me. *ǭ* zu *ū̄* geworden ist. Der südwestliche Teil des Nordens (die Landstriche südlich von Ellis' Linie 6, also das nördliche Lancashire, westliche Yorkshire und Teile von Cumberland und Westmoreland), sowie fast der ganze Streifen des nördlichen Mittellandes, der an der Dehnung teilnahm, lassen *ǭ* wie im Süden zu *ū* vorrücken (Unters. § 117 ff.). Für die Entlehnung aus diesen Gebieten kann also Morsbachs Einwand nicht gelten, und wer durch die voranstehenden Ausführungen nicht überzeugt wird, kann zu dem Auskunftsmittel greifen, speciell diese Landstriche als Heimat der Lehnformen zu fassen. Ich glaube allerdings nicht, dafs diese Annahme nötig ist, um den Thatbestand befriedigend zu erklären. —

Morsbachs allgemeine Einwände sind also unbegründet. Wie verhält er sich nun zu den von mir als Spuren des nordhumbrischen *ǭ* ausgesprochenen Formen selbst? Zunächst sucht er durch allerlei Einwände im einzelnen ihre Zahl zu verringern. Immerhin bleiben zwei Fälle übrig: früh-ne. [*lūv*] und [*dūr*] gegenüber ae. *lufu, duru*. Er hält es nun für 'nicht undenkbar, dafs in gewissen Fällen das südhumbrische *ŭ* der Schriftsprache etwa seit dem 15. oder 16. Jahrhundert (zu einem *ū*-Laute) gedehnt worden sei' (S. 275). Ich finde diese Annahme völlig willkürlich, und bei näherem Zusehen unhaltbar. Sie setzt voraus, dafs me. *ǭ* bereits zu [*ū*] vorgerückt war oder diesem Laut doch sehr nahe stand; nur dann konnte gelängtes *ŭ* mit ihm zusammenfallen und von me. *ū* geschieden

bleiben. Die von Morsbach angenommene Dehnung könnte also erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts oder später eingetreten sein. Um diese Zeit war aber schon das End-*e* verstummt, Chaucers *dure* war zu *dur* geworden und der alte Unterschied zwischen *ū-* und *ŭ* völlig geschwunden. Wenn nun in *dur* das *ŭ* vor *r* gelängt wurde, so müfsten wir dies, ganz abgesehen von *spur* (aus ae. *spura*) auch in Fällen wie *fur*, *cur*, *bur*, *incur* (aus me. *furre*, *curre*, *burre*, *incurren*) erwarten. Es ist nicht abzusehen, was die Lautfolge *-ur* in diesen Wörtern von der in *dur* unterschieden haben sollte. Denn dafs die ursprüngliche Verschiedenheit der Konsonantenquantität nach dem Verstummen des End-*e* ebenfalls verloren ging, somit alle diese Wörter dieselbe Lautfolge aufwiesen, wird Morsbach nach seinen Äufserungen S. 69 wohl zugeben. Wenn der Ausgang *-ur* in fünf Fällen unverändert bleibt und in einem einzigen durch *-ūr* ersetzt erscheint, kann es sich da um eine lautliche Entwicklung handeln? Dazu kommt, dafs wir sonst, bei anderen Vokalen, von einer dehnenden Wirkung des *r* und *v* um diese Zeit kaum etwas wahrnehmen können.

Weiterhin sucht aber Morsbach das Bestehen von früh-ne. [*dūr*] und [*lūv*] überhaupt in Frage zu stellen, indem er darauf hinweist, dafs bei den Grammatikern, die diese Lautungen bezeugen, auch sonst Irrtümer bezüglich der Quantität vorkommen. Was er davon aufzählt, ist nicht alles stichhältig; die Fälle mit *r*-Verbindungen sind zu streichen, denn vor solchen ist Länge möglich. Die noch übrig bleiben, sind zu geringfügig, um von Belang zu sein. Da wir [*dūr*, *lūv*] auch vielfach aus den Reimen erschliefsen können, so haben wir keinen Grund, die Grammatikerzeugnisse zu bezweifeln. Dazu kommt speciell für [*dūr*] die Äufserung eines frühen Metrikers, George Puttenhams, in seiner 'Art of English Poesy' 1589 (Arber's Reprints XV), wonach mit *restore* nicht etwa *door* oder *poor* gereimt werden dürfen, weil keines von beiden denselben Ausgang habe wie jenes (S. 94).

Bei *door* liegen ja die Verhältnisse besonders verwickelt, weil neben me. *dŭre* aus ae. *dŭru*, wie wir es bei Chaucer finden, auf südhumbrischem Gebiet auch ein me. *dǫre* aus den flektierten Casus von ae. *dor* bestand; wenigstens weisen auf letzteres einige von Morsbach beigebrachte Reime (Me. Gramm. § 126, Anm. 2), deren Beweiskraft freilich noch zu untersuchen wäre. Die Verhältnisse im Früh-Neuenglischen müssen daher mit besonderer Vorsicht und Schärfe geprüft werden. Ich finde, dafs Morsbach die Fäden nicht gehörig entwickelt hat. Er verweist namentlich auf die Ausführungen Bauermeisters über die Reime Spensers, in denen das Wort mit me. *ǭ* gebunden ist. Diese Thatsache ist richtig. Aber was kann sie besagen, wenn wir wahrnehmen, dafs auch me. *ǭ* aus ae. *ó*, also unzweifelhaftes me. *ǭ*, in solchen Reimen steht? Ich habe diese Verhältnisse bereits Engl. Stud. 26, 265 f. besprochen. Es stellt sich heraus, dafs *door* in Schreibung und Reimgebrauch genau dasselbe Verhalten zeigt, wie sichere Fälle von me. *ǭ* vor *r*, z. B. *floor*, dagegen in zwei Punkten deutlich von den sicheren Fällen mit me. *ǭ*, z. B. *more*, abweicht: es giebt

sich also bei unbefangener Betrachtung als ein ǭ-Wort zu erkennen. Der Irrtum Morsbachs ist zum Teil durch einen merkwürdigen Trugschlufs verursacht. Er betont (S. 274 oben), dafs me. ǭ vor r 'teils nach ū verschoben wurde, teils als ō erhalten blieb', wenige Zeilen später führt er aber die Lautung [dōr] auf me. *dǫre* zurück. Gerade bei seiner Annahme kann die Lautung [dōr] ebensogut auf me. *dǭr* zurückgehen. Seltsam ist auch, wenn er die ō-Lautung bei den Grammatikern des 18. Jahrhunderts als Beweis für die mittelenglische Basis *dǫre* anführt: um 1700 waren ja doch alle früh-ne. [ū] vor r zu [ǭ] geworden und daher mit der Lautung des me. ǭ zusammengefallen! (Vgl. Anglia XVI, 455 ff.).

Auf der anderen Seite hat er nicht beachtet, dafs die Schreibung *door* doch auch von Belang ist. Obwohl die Lautfolgen me. *ǭr* und *ǫr* um 1700 lautlich zusammenfallen, sehen wir sie in den sicheren Fällen noch heute in der Schreibung geschieden: einerseits *floor, moor, poor,* andererseits *more, sore, lore, bore* u. s. w. Nur *whore* und *ore* haben, der lautlichen Entwicklung folgend, die Schreibung der zweiten Gruppe angenommen. Im 16. und 17. Jahrhundert ist diese Scheidung nicht so scharf: für me. *-ǭr* wird auch *-ore* geschrieben (*flore*), aber nach 1550 (nachdem für me. ǫ die Bezeichnung *oa* aufgekommen war) kaum je das Umgekehrte: *-oor* für me. *-ǫr* (**loor*, **soor*). Ist unter solchen Umständen die Schreibung *door* nicht ein Beweis für me. *dǭr*? Dies wird noch deutlicher, wenn wir ihr Aufkommen ins Auge fassen. Nach dem NED. überwiegt im 16. Jahrhundert zunächst die Schreibung *dore,* die sich noch ins 17. Jahrhundert hinüber rettet; inzwischen dringt *door* vor und siegt schliefslich. Sind diese Thatsachen mit einer mittelengl. Basis *dǫre* vereinbar? Dazu kommt, dafs die Schreibung *dore* gar nicht mit Sicherheit auf me. ǫ zurückweist, da, wie erwähnt, auch unzweifelhaftes *ǭr* durch *-ore* wiedergegeben wird (*flore*); ja nicht einmal die vereinzelten Grammatikerzeugnisse für ō-Lautung sind beweisend, da wir solche auch bei sicherem ǭ vor r finden. Wir kommen somit zu dem Schlufs, dafs sämtliche bisher beigebrachten Schreibungen, Reime und Lautungen des Wortes *door* sich aus der Basis me. *dǭr* völlig ungezwungen erklären lassen, und zwar zum gröfsten Teil n u r aus dieser Basis, somit gerade das Gegenteil von dem, was Morsbach behauptet, zutrifft.

Nun möchte ich allerdings nicht diesen extremen Standpunkt einnehmen. Da uns in mittelenglischer Zeit auch ein *dǫre* ziemlich gesichert ist, so ist es wohl wahrscheinlich, dafs diese Form auch noch im Neuenglischen fortlebte und sich hinter einem Teil der Schreibungen mit einfachem *o* birgt. Jedenfalls aber war die vorwiegende Form diejenige, die auf me. ǭ zurückging, wie sie auch noch heute in der Schreibung zum Ausdruck kommt.

Was die noch übrigen Fälle von ǭ aus ŭ- in der Schriftsprache anlangt, so würde es zu weit führen, alle Einwände Morsbachs im einzelnen abzuweisen. Der unbefangene Leser wird sie nach dem, was vorgebracht worden ist, selbst richtig beurteilen können.

5.

Nicht unbesprochen darf dagegen eine mit unserem Problem in Zusammenhang stehende Frage bleiben. Ich hatte in meinen 'Untersuchungen' darzuthun gesucht, dafs das bekannte spät-me. nördlich-schottische *ę̄* für ae. *éa, éo* + *ȝ, h* (*ee, hee* aus *éaȝe, héah*) dadurch entstanden ist, dafs die ursprüngliche Spirans hier nicht, wie im Süden, vokalisiert wurde, sondern im 14. Jahrhundert, ohne ein *i̯* zu entwickeln, abfiel (§ 162 ff.). Morsbach ist dagegen der Ansicht, dafs 'ae. *ēȝ* im Nordhumbrischen zunächst zu *ēi̯* und dann erst zu *ę̄* wurde' (S. 279), und er tadelt es ziemlich heftig, dafs ich mich lediglich wieder nur mit Rücksicht auf mein angebliches Lautgesetz für direkten Schwund des *ȝ, h* entschieden hätte. Was hat er nun aber meiner Auffassung entgegenzustellen? Nichts anderes, als dafs die noch aus dem 14. Jahrhundert stammende Cotton-Hs. des Cursor Mundi nach Hupe in ihrem älteren Teil vorwiegend, nach Murray allgemein *dey* für das spätere *dee* 'sterben' schreibt, und diese Form nicht durch südenglische Beeinflussung erklärt werden könne. Sind tönende Worte je mit weniger Berechtigung gebraucht worden?

Bleiben wir nicht an Einzelheiten haften, sondern richten wir den Blick aufs Ganze, so ergiebt sich Folgendes. Der von Morsbach angezogenen Schreibung einer Handschrift stehen die so bezeichnenden Formen *eghe, hegh* u. s. w. entgegen, die im Psalter, Prick of Conscience und manchen späteren Texten, wie z. B. in der Destruction of Troy, fast ausschliefslich herrschen und auch in den Handschriften des Cursor Mundi vorkommen, während in denselben Texten dort, wo nach Ausweis der Folgeentwicklung sicher ein Diphthong gegolten hat, in *wey, day* u. dgl., regelmäfsig *ei, ai* (*ey, ay*) ohne Spirans geschrieben ist, wie denn auch die Reime die beiden Reihen von Wörtern auseinanderhalten, auch im Cursor Mundi.[1] Das ist also doch eine deutlich wahrnehmbare Scheidung, über die man sich nicht hinwegsetzen darf. Warum sollte man nicht konsequent *ey, deye* geschrieben haben, wenn hier ebenso Diphthong galt wie in *day, way* (*wey*)? Und namentlich ergiebt sich eine Frage: wenn wirklich das *dey* der Cotton-Hs. die Vorstufe der späteren monophthongischen Form darstellt, wie Morsbach ausdrücklich sagt, wie sind dann die in den ältesten nordhumbrischen Texten überwiegenden Formen mit Monophthong und Spirans (*deghe*) zu erklären?

---

[1] Der von Köster (QF. 76, 52) für das Gegenteil beigebrachte Fall *a-way* : *ei* ('Auge') 13546 fällt weg. *away* 'weg' giebt keinen Sinn. Gemeint ist wohl hier ebenso wie in *a littel wei* (: *drei*) 25886 das spätere *a wee* 'ein wenig', das im Bruce auf ae. *éaȝe* u. dgl. reimt (Buss, Anglia IX, 497). Köster hat unrecht, in diesem Wort 'ein klares *e*' zu finden und gegen Buss zu polemisieren. Ob man das Wort aus an. *vegr* oder nach dem Unters. § 180 Dargelegten aus ae. *weȝ* ableitet, jedenfalls hat es ursprünglich einen Guttural nach dem Vokal gehabt, **wegh*, und konnte daher auf *egh* aus *éaȝe* u. dgl. reimen. (Auch Kösters Polemik bezüglich *fleghe* ist hinfällig [vgl. Unters. § 163], und Buss behält bezüglich der Scheidung von *ē* und *ēgh* im Bruce recht.)

Wir haben nun aber einige ae. *éȝ*, welche eine andere Entwicklung zeigen. Ae. *héȝ* 'Heu' und *fléȝan* erscheinen schon in den ältesten nordhumbrischen Texten als *hay*, *flay* im Reime auf Wörter wie *day*, *way* u. dgl., denen sie sich auch in der Folgeentwicklung anschliefsen (Unters. § 168). Hier ist also thatsächlich *éȝ* zu *ē̜i̯* geworden, das offenbar Verkürzung zu *ei* erfuhr und mit dem sonstigen *ei* (aus ae. *eȝ* wie in *weȝ*) zu *ai* weiterschritt. Von diesen Fällen heben sich die oben berührten doch höchst charakteristisch ab! Wir haben abermals eine deutliche Scheidung vor uns, über welche sich Morsbach hinwegsetzt: man darf nicht von der Entwicklung des ae. *éȝ* schlechthin reden. Dazu kommt, dafs ja schon in altenglischer Zeit zwischen der Spirans in *dæȝ*, *héȝ* einerseits und *éaȝe* andererseits ein Unterschied besteht, der im Mittelenglischen auch im Süden deutlich weiterwirkt, wie zum erstenmal Kluge, Grundr. I, 845, dargelegt hat, und der im Norden klärlich in der dargelegten Verschiedenheit zu Tage tritt.

All das sind in die Augen springende Thatsachen, welche bei dieser Frage in Betracht kommen und in ihrem Zusammenhang mich zu meiner Auffassung geführt haben. Sie waren zu erwägen und zu erklären, bevor man leicht- und hochmütig meine Ansicht abwies. Ihnen die abweichende Schreibung einer Handschrift entgegen zu halten, erscheint mir erstaunlich armselig. Oder sollte etwa Morsbach diese Thatsachen nicht gekannt haben, obwohl sie in meinen Unters. § 163 ff. erörtert sind?

Ich glaubte nun ferner ein Seitenstück zu dieser Entwicklung auf der anderen Seite des Vokalismus zu finden. Da auslautendes ae. *óȝ*, *óh* in den heutigen nordhumbrischen Mundarten durch die Entsprechung des einfachen me. *ō̜* wiedergegeben ist, und da die ältesten nordhumbrischen Texte zumeist die Schreibung *-ogh* bieten, so schlofs ich daraus, dafs hier die Spirans ohne Entwicklung eines *u̯* geschwunden ist. Morsbach findet, ich hätte dies 'doch lediglich aus der scheinbaren Symmetrie mit *ē̜* aus *ē* + *ȝ*, *h*' gefolgert, und wendet sich, ohne die angeführten Schreibungen eines Wortes zu würdigen, wieder mit Heftigkeit dagegen.

Eine deutliche Parallele, die Curtis (Anglia XVI, 411 ff.) aufgedeckt hat, das Fehlen der *u̯*-Entfaltung in der Weiterbildung des ae. *oh* im Schottischen (im Gegensatz zu *ah*) weist er ab, weil sie durch die Schreibungen der von Ackermann untersuchten ältesten schottischen Urkunden direkt widerlegt würden. Thatsächlich belegt Ackermann S. 47 neunmal *-ocht*, wozu aber noch die nicht angeführten Fälle des häufigen *noght* kommen, und nur viermal *ought*, während den sieben *-acht* aus ae. nordh. *æht* ebensoviele *-aucht* gegenüberstehen und bei ae. *āht* letztere (nach den nicht vollständigen Belegen S. 36) zu überwiegen scheinen. Die von Curtis festgestellte Scheidung ist also nicht konsequent durchgeführt, aber doch deutlich zu erkennen. Und ganz abgesehen davon: es ist seltsam, welch grofses Gewicht Morsbach diesen Urkunden beimifst, als ob die gesamte übrige schottische Überlieferung gar nicht existierte. Was ist das für eine sprachgeschichtliche Methode, die die schwankenden Hinweise einer Sammlung von kleinen, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten

entstandenen Texten höher stellt als die Übereinstimmung einer stattlichen Reihe umfangreicher und dialektisch scharf ausgeprägter Denkmäler mit den lebenden, unmittelbar zu beobachtenden Mundarten! Dafs diese Urkunden im Gegenteil vielfach erst durch die spätere Entwicklung klar werden und manchmal sogar ein falsches Bild des Schottischen geben, wurde bereits Archiv CII, 77 ff. dargethan.

Weiter behauptet Morsbach, ich müsse selbst zugeben, dafs die mittelenglische Überlieferung gegen meine Auffassung bezüglich der Entwicklung von ae. *óʒ*, *óh* spreche, da 'ae. *ʒ*, *h* nach velaren Vokalen auch im Norden Englands (einschliefslich Schottlands) sonst allenthalben einen *u̯*-Laut entwickelt, der auch bei der ae. Lautfolge *ōʒ*, *ōh* oft genug durch die Schreibung angedeutet ist' (S. 278). Was 'sonst allenthalben' geschieht, finde ich ziemlich belanglos und die verwunderte Frage Morsbachs: 'warum soll denn gerade nach me. *ō* diese Vokalisierung nicht eingetreten sein?' gänzlich irrelevant, solange wir erst daran sind, die Thatsachen festzustellen. Das habe ich § 175 zu thun versucht und keineswegs zugegeben, was Morsbach mir zuschreibt. Ich habe es nur auffällig gefunden, dafs nicht im 15. Jahrhundert für ae. *óʒ*, *óh* die Schreibung *o(o)* ohne Spirans und Bindungen mit ae. *ó* auftreten. Diesen Satz mufs ich nun zurücknehmen: ich habe dabei zu sehr an die Parallele auf der *e*-Seite gedacht. Es handelt sich hier um auslautendes ae. *óʒ*, *óh*, und in dieser Stellung bleibt die Spirans sogar im Süden bis in die neuenglische Zeit erhalten. Auf nordhumbrischem Boden wird dies gewifs auch der Fall gewesen sein, zumal sie im Schottischen ja noch heute vorhanden ist. Wir haben also im 15. Jahrhundert nichts anderes zu erwarten als die Schreibung *-ogh*, und diese findet sich auch mehr oder minder ausgeprägt wohl in allen nordenglischen Texten. Wenn daneben *ough* und *ow* erscheinen, so kann das zu einer Zeit, wo die dialektischen Eigentümlichkeiten vor der werdenden Gemeinsprache immer mehr zurücktreten, nicht auffallen. Wenn aber auch die Handschriften des Cursor Mundi solche Schreibungen bieten, so werden sie wie die oben (S. 70) berührten *ey* für *egh* zu beurteilen sein. Eine genauere, von sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung wird wohl überhaupt zu dem Ergebnis kommen, dafs diese Handschriften keineswegs die nordhumbrische Sprachform in allen Punkten deutlich zum Ausdruck bringen: es sieht aus, als ob man bei den ersten Aufzeichnungen im Norden noch vielfach im Bann südlicher Schreibtraditionen gestanden hätte. Denn wenn wir beobachten, dafs in anderen, wenn auch späteren Texten die vom südhumbrischen Sprachtypus abweichenden Eigentümlichkeiten konsequenter zu Tage treten, und weiterhin finden, dafs diese mit den Formen der lebenden Mundarten aufs beste übereinstimmen, so ist doch die unabweisbare Folgerung die, dafs wir in diesen Eigentümlichkeiten echt nordhumbrische Züge vor uns haben. Es bleibt allerdings noch zu untersuchen, was die lautgesetzliche Entwicklung von inlautendem ae. *-óʒ-* war und ob etwa hier *u̯*-Diphthonge entstanden, die dann in den Auslaut übertragen werden konnten. Schon jetzt ist aber jedenfalls gesichert, dafs es im Auslaut nicht

zur u̯-Entfaltung kam und dies eine speciell nordhumbrische Eigentümlichkeit ist.

Thatsächlich auffällig ist die spätere schottische Entwicklung dieser Lautfolge. Vom 15. Jahrhundert ab finden wir dafür die Schreibung *-euch*: *aneuch, beuch* u. dgl. Da in den lebenden schottischen Mundarten inlautendes *eu* und *ü* (aus ae. *ó* und frz. *ü*) zusammengefallen sind (vgl. oben S. 60 f.), so können die heutigen Lautungen ebensogut auf me. *-ọ̄χ* als auf me. *-euχ* zurückgehen, und daher bin ich auf diese Formen bei meiner Behandlung der Frage (§ 175) nicht aufmerksam geworden. Auch in nordenglischen Texten findet sich Ähnliches. So in den York Plays *enew* I 104, in den Towneley-Spielen (aus dem nördlichen Mittelland, das ja sprachlich zumeist mit dem Norden geht), *enewe* (: *knewe*) S. 111, neben *enoghe* 271. Die ältesten schottischen Urkunden zeigen wie gewöhnlich Schwanken, doch überwiegt *ew* (siebenmal *plew* gegenüber je einmal *plwis, plvis, slɥw* aus ae. *plóȝ, slóȝ*, Ackermann S. 48). Da im Verlaufe der Entwicklung, wie erwähnt, me. *ẹu* und *ü* aus *ọ̄* zusammengefallen sind, könnte man vermuten, dafs dies in unserer Schreibung bereits zum Ausdruck komme, also *eu* in *aneuch* nur eine umgekehrte Schreibung für *anu(i)ch* sei uud ein wirklicher Diphthong *eu* hier niemals bestanden habe. Es ist nur bemerkenswert, dafs in diesen Fällen, obwohl auch *anuich, pluich* etc. vorkommt, *eu* doch ziemlich regelmäfsig auftritt, während sonst für *ü* aus *ọ̄* die Schreibung *u(i)* feststeht. Ich gedenke auf dieses Problem ein andermal zurückzukommen. Vorläufig genügt es, die negative Seite festzustellen: ein alter *ọ̄u*-Diphthong kann dieser Entwicklung nicht zu Grunde liegen. Denn wo unzweifelhaft einmal ein *ọ̄u* vorhanden war, zeigen sich heute ganz andere Entsprechungen. Für ae. *ów*, wie in *gróvan, blóvan*, gilt in den schottischen Dialekten noch heute ein u̯-Diphthong (*ou* oder *ɔu*), und zwar derselbe, der aus me. *ŏ* + vokalisiertem *l* (z. B. ae. *bolla* > *bow*) entstanden ist (Murray S. 149, 116 f.). Offenbar ist hier das ursprüngliche *ọ̄u* wie in der Vorstufe der Schriftsprache zu *ọu* geworden (Anglia XVI, 452), dem sich natürlich der neue Diphthong aus me. *ŏ* + *u̯* angeschlossen hat. Der Abstand von der Entwicklung des *ó* + *ȝ*, *h* ist in die Augen springend.

Warum sich aber Morsbach so heftig gegen meine Ansicht sträubt, hat einen ganz anderen Grund. Ich hatte konstatiert, dafs die eben besprochene speciell nordhumbrische Entwicklung nicht blofs nach altem *ẹ̄, ọ̄*, sondern auch nach jüngerem, erst aus *ĭ-, ŭ-* entstandenem eingetreten ist: so ae. *niȝon* > *nẹ̄n(e)*, ae. *suȝu* > **sọ̄*. Da Morsbach diese Dehnung leugnet, kann er auch diese Fälle nicht anerkennen. Er giebt zu, dafs die modern-dialektischen, auf me. *ọ̄* zurückweisenden Formen ihm noch eine ungelöste Frage sind (S. 279), verweist aber nachdrücklich darauf, dafs sie keineswegs auf dem ganzen nordhumbrischen Gebiet belegt sind, speciell ae. *suȝu* in Schottland nur die Entsprechung des me. *ū* aufweist wie im Süden. Indessen: kann dieser Thatbestand wunder nehmen, da die Formen mit *ẹ̄, ọ̄* aus ae. *ĭ-, ŭ-* überhaupt in den lebenden Mundarten so sehr zurückgedrängt sind? Es haben hier die Erwägungen einzutreten,

die ich Unters. §§ 397, 12 vorgetragen und Archiv CII, 45 f. wiederholt habe. Mit diesen Dialektformen ist die Sache aber nicht abgethan. Ich habe doch (§ 439, 508) auf mittelenglische Formen wie *ne(e)ne, stee, wee* aus ae. *niȝon, stiȝu, wiȝa* hingewiesen, deren *ę̄* durch Schreibungen und Reime völlig gesichert ist. Ich füge jetzt noch einige Belege für die ältere Schreibung *-egh-* hinzu: *neghen(d)* Pr. Consc. 729, 3988, 4790, 6571; *stegh* Wars of Alex. 2481; *wegh* Destr. of Troy 55, 155, 360 u. s. w.[1] Deutlicher könnte die Entwicklung *ĭ-γ > ę̄-χ > ę̄* doch kaum zu Tage treten! Solche Formen mufsten dem Verfasser einer Mittelenglischen Grammatik längst, bevor ich auf sie hinwies, vertraut sein. Was sagt er dazu? Er berührt sie gar nicht!

Gegenüber einer solchen Art der Polemik läge es nahe, Morsbach daran zu mahnen, dafs es in der Wissenschaft nicht genügt, Argumenten ein machtvolles Nein entgegenzustellen, es läge nahe, gegen derartige Unfehlbarkeitsgelüste nachdrücklich Verwahrung einzulegen. Indessen wird ihnen jeder Vorurteilslose von selbst die Auffassung zu teil werden lassen, die ihnen gebührt.

Völlig entsprechende Schreibungen bei *ŭ-γ > ǭ-χ*, also solche wie **sǭ*, **fǭl* aus ae. *suȝu, fuȝol*, können nicht erwartet werden, da die Spirans hier erst später geschwunden ist (vgl. oben S. 72). Aber es ist bezeichnend, dafs zu einer Zeit, wo im Süden *ū*, also die Schreibung *ou* oder *ow*, für ae. *ŭȝ* bereits völlig feststeht, im Norden noch immer *ogh* geschrieben wird, worauf ich in meinen Untersuchungen (§ 508) noch nicht genügend hingewiesen habe. Aufser dem bereits dort angeführten *soghe* (ae. *suȝu*) der Towneley-Spiele (S. 91) habe ich mir angemerkt: *fogh(e)les* Ps. 103/12, 148/10, *foghul(s)* C. M. (Cott.) 3506, 7570, *foghel* Pr. Consc. 7075, 7598, *foghle(s)* Destr. Troy 10553, 11805, aus ae. *fuȝol*; *floghen* Destr. Troy 4732, 8602 aus ae. *fluȝon*, auch *floȝe* Wars of Alexander 3936, 4784 u. s. w., da in diesem Text *ȝ* die Bedeutung des sonstigen *gh* hat (vgl. *wroȝt, liȝt*). Wie bei altem *ǭ* erscheint auch hier später die Schreibung *ew*: *fewle(s)* York Plays VIII, 125, IX, 239, 257, *fewlis* Wars of Alex. 3690. Wenn aber daneben schon sehr früh auch *ou, ow* auftauchen, so ist aufser dem oben S. 72 Gesagten auch noch zu erwägen, ob nicht etwa diese Formen nach Sievers, Ags. Gr. § 214, 8 zu erklären sind: durch bereits altenglische Nebenformen **fuwel* u. s. w., wie für *s(w)uȝian* auch *suwian* erscheint.

Inzwischen hat Björkmann Archiv CI, 393 f. darauf aufmerksam gemacht, dafs das von den neuenglischen Dialekten vorausgesetzte **sǭ* für ae. *suȝu* auch aus dem altdän. *sō* stammen kann. Seltsamerweise be-

[1] Das von Gehrken (S. 33) beigebrachte, durch den Reim für Douglas erwiesene *le* für ae. *lyȝe*, das auch sonst durch Schreibung und Reim gesichert ist und in älterer Form *leghe* lautet (vgl. Mätzner s. v.), ist leider nicht sicher hierherzustellen. Dafs ae. *ȝ* in *lyȝe* palatal war, ist kein absolutes Hindernis (vgl. Unters. § 166 ff.). Aber da neben dem Substantiv das Verbum ae. *léoȝan* stand, das im Norden *lę̄* ergeben mufste, kann diese Form übertragen sein. In der That verwendet Douglas daneben auch die Form *lie* im Reim: diese dürfte ae. *lyȝe*, *lę̄* dagegen ae. *léoȝan* entsprechen.

hauptet er dabei, dafs diese Form eine mittelländische sei, während sie thatsächlich nur in einem Distrikt des Mittellandes vorkommt, dagegen im ganzen Norden heimisch ist. Nun ist ja nicht zu leugnen, dafs hiermit eine Möglichkeit für die Erklärung eröffnet ist. Da aber meines Erachtens sowohl die Dehnung des ae. *ŭ*- und die Sonderentwicklung der Folge *ǭχ* für den Norden erwiesen ist, so können die modernen Formen ebensogut auf ae. *suȝu* zurückgehen. Die Entscheidung liegt beim Mittelenglischen. Das altdänische Lehnwort mufste me. **sǭ* ergeben, das heimische, nach dem oben Dargelegten, me. *soghe*. Leider ist das Wort selten belegt, und das bisher bekannte Material giebt keine endgültige Auskunft. Das *soghe* der Towneley-Spiele spricht aber gegen Björkmann und für mich.[1]

Noch manches wäre im einzelnen gegen die Ausführungen Morsbachs vorzubringen, namentlich auch gegen seine Äufserungen über das Verhältnis von Gemeinsprache nnd Dialekten (S. 68, 284). Ich will indessen meine Leser nicht ermüden. Wer durch das Voranstehende überzeugt worden ist, für den ergiebt sich alles andere zumeist von selbst.

Auch manche thatsächliche Berichtigungen wären vorzubringen, wie etwa, dafs der Dialekt von Windhill keineswegs ein nördlicher (S. 64), sondern ein nordmittelländischer ist, also die nordhumbrischen Eigentümlichkeiten in ihm nicht voll ausgebildet zu erwarten sind, obwohl sie ja vielfach ins nördliche Mittelland hineinreichen; oder dafs me. **stę̄l* aus ae. *stiȝol* nicht 'allenthalben auch im Mittelland' sich findet (S. 283), sondern mit Ausnahme von Cheshire nur im nördlichen Teil — u. dgl. m. Dafs die Zahlen für gewisse mittelenglische Reime vielfach ungenau wiedergegeben sind, wurde bereits Archiv CII, 50 betont.

Ferner wäre hervorzuheben, dafs Morsbach meine Ansichten in vielen Fällen falsch aufgefafst und verzerrt wiedergegeben hat. Wie weit die Schuld an mir liegt, kann ich nicht beurteilen. Aber ich mufs wahrnehmen, dafs auch einfache und meines Erachtens völlig klare Sätze in seiner Besprechung ganz anders erscheinen. Ich hatte es sehr auffällig gefunden (§ 28), 'wenn in West-Somerset me. *ī* durch *ę̄*, die gewöhnliche Entsprechung des me. *ę̄*, vertreten wird'. Ich dachte also dabei an Lautungen wie [*nę̄f*] für *knife*, wie sie Elworthy verzeichnet. Morsbach erwidert darauf: 'warum aber die Erhaltung des (*ī*) in West-Somerset "auffällig" sein soll, ist mir unerklärlich, da (*ū*) sich ja noch in weit gröfserem Mafse erhalten hat' (S. 285). Ich hatte § 135 bezüglich der im S ü d w e s t e n geltenden *ü*/*ö* für me. *ǭ* die Frage aufgeworfen, ob etwa hier eine Beeinflussung durch das im 16. Jahrhundert noch gesprochene Cornische stattgefunden habe, aber sogleich nnd ausdrücklich gesagt, dafs wir die

[1] Bei dieser Gelegenheit sei Björkmann daran erinnert, dafs me. *bole* 'Stier' nicht ohne weiteres aus awn. *boli* abgeleitet werden kann (S. 394), sondern eher auf aon. *bule* zurückgeht (Unters. § 547), von dem er selbst ja auch Orrms *bule* ableitet (Språkvetenskapliga Sällskapets förhandlingar, 1898—1901, S. 24).

Beantwortung dieser Frage 'Kennern des Cornischen überlassen müssen'. Morsbach leugnet keltischen Einfluſs, der 'im mittleren Osten Englands auch undenkbar' sei (S. 62, vgl. S. 271). Als ob ich ihn irgendwo für den Osten vermutet hätte! Nach solchen Proben ist es nicht verwunderlich, wenn er S. 286 behauptet, ich hätte etwas 'zugegeben', was ich selbst überhaupt zuerst gelehrt habe (Anglia XVI, 374), und daſs eine Bemerkung über mein Verhältnis zu Curtis fällt (S. 60), die mehr andeuten zu sollen scheint, als sie sagt, obwohl ich in der Vorrede (S. VI) den Sachverhalt klargelegt habe.

Es würde indes zu weit führen, nun eine Unzahl Berichtigungen vorzubringen. Ich halte es auch für ziemlich überflüssig, entrüstet zu sein, obwohl ich alle Berechtigung dazu hätte. Ich begnüge mich damit, die Leser des Archivs zu bitten, in jedem Falle meine 'Untersuchungen' selbst einzusehen und die Angaben Morsbachs über sie auf ihre Zuverlässigkeit nachzuprüfen. —

Von den zwei Problemen, die Morsbach noch weiterhin flüchtig berührt (S. 285 f.), will ich die zum Teil nur scheinbare Bewahrung des me. ĭ im Südwesten in anderem Zusammenhange besprechen (im nächsten Heft dieser Zeitschrift), die Erörterung der Entwicklung von ae. *á* + *w* aber nach so langwierigen Auseinandersetzungen auf eine andere Gelegenheit verschieben. Diese Frage ist von keinem so groſsen Belang: denn ich kann ihre Bedeutung für die Stellung des Dialekts von Windhill und einiges andere, was Morsbach im Vorbeigehen behauptet, absolut nicht einsehen. —

Am Schlusse seiner Ausführungen hat es Morsbach für nötig erachtet, noch einmal der Überschätzung der lebenden Mundarten entgegenzutreten und vor 'einseitigen und voreiligen Schlüssen auf diesem schlüpfrigen Gebiete dringend zu warnen'. Nach dem, was oben vorgebracht ist, namentlich über die eigenen Versuche Morsbachs auf dialektologischem Gebiet (S. 57 ff.), kann ich die Entscheidung, an wen von uns beiden diese Warnung zu richten ist, dem Leser überlassen. Morsbach hätte aber meines Erachtens nicht hervorheben sollen, 'wie wenig die heutigen Mundarten ... oft imstande sind, die komplizierte, aber doch recht reichhaltige me. Überlieferung aufzuhellen'. Bereits hat er eingestandenermaſsen einiges von den Mundarten gelernt (vgl. oben S. 55), und aus dem Voranstehenden dürfte hervorgehen, daſs er noch viel mehr aus ihnen hätte lernen können und sollen. Die mittelenglische Forschung der letzten Jahre leidet vielfach darunter, daſs sie zu intern-philologisch im engeren Sinne gehalten ist und zu wenig von sprachgeschichtlichen Standpunkten ausgeht. Auch Morsbach ist trotz aller anerkennenswerten Bemühungen von diesem Mangel nicht frei geblieben. Wenn er zu 'festeren und annehmbaren Resultaten' gelangen will, wird er gut daran thun, den Weisungen der von ihm nur widerwillig anerkannten Mundarten sehr eingehend, freilich auch mit gröſserer Schärfe als bisher nachzuspüren.

III.

Während Morsbach die Dehnung von ae. *ŭ-*, *ĭ-* fast ganz leugnet, besteht Sarrazin (Archiv CI, 65 ff.) auf seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, dafs sie auch im Süden eingetreten sei. Jenem bin ich zu kühn, diesem zu zahm. Ein seltsam Verhältnis: als ob für jedes Extrem ein advocatus diaboli bestellt wäre. Dafs die Wahrheit in der Mitte zu liegen pflegt, ist ein trivialer Satz: ich mufs ihn diesmal verfechten.

Sarrazins Wege erscheinen mir höchst bedenklich. Nur allzu leicht schwingt er sich über den spröden Stoff empor, um frohgemut die Fäden seiner Kombinationen zu spinnen. Ob die Thatsachen sich seinen Sätzen fügen, prüft er nicht immer gründlich genug. Geht Morsbach zu wenig konstruktiv vor, so thut es Sarrazin zu viel. Besonders seiner Behandlung der lebenden Mundarten mufs ich aufs allerschärfste widersprechen.

Bevor ich all das darlege, will ich nur gleich ein seltsames Mifsverständnis berichtigen, das Sarrazin manche meiner Feststellungen in wunderlichem Lichte sehen läfst. Ich hatte wiederholt vom 'nordhumbrischen Gebiet' gesprochen und damit die Landstriche nördlich der Humberlinie (wenn auch nicht immer buchstäblich des Humberflusses) gemeint. Dieser der altenglischen Grammatik geläufige Ausdruck schien mir mit Vorteil für die späteren Sprachperioden anwendbar zu sein, um die höhere Einheit, welche das Nordenglische und Schottische bilden, zu bezeichnen. Sarrazin hat nun darunter speciell das Gebiet der heutigen Grafschaft Northumberland verstanden, die ja blofs einen Teil der nordenglischen Abteilung ausmacht (S. 66 und namentlich S. 71, 72, 73). In dieser Umbildung erscheint allerdings manches, was ich gesagt habe, geradezu als Zerrbild.

1.

Wie zu erwarten, geht Sarrazin von dem Bestand in der heutigen Schriftsprache aus. Dafs hier fast alle Fälle von ae. *ĭ-*, *ŭ-* mit Kürze erscheinen, beweise nichts: der ursprüngliche Zustand sei durch sekundäre Verkürzung wieder beseitigt worden, wofür er bei jedem einzelnen Falle Seitenstücke beizubringen sucht. Von vornherein drängt sich da ein Gedanke auf: wäre es nicht höchst auffällig, dafs speciell bei *ĭ-*, *ŭ-* fast alle Fälle von Dehnung durch Einzelvorgänge wieder rückgängig gemacht worden wären, während dies bei den anderen Kürzen immer nur in einigen wenigen Fällen statt hatte? Sehen wir aber näher zu, so ergeben sich die schwersten Bedenken gegen Sarrazins Art, allzu konstruktiv vorzugehen. Er nimmt zwischen den heute geltenden Lautungen und den mittel-, ja altenglischen Formen eine bestimmte Entwicklung (von Dehnung und Rückverkürzung) an, ohne zu untersuchen, ob unsere Erkenntnisquellen für das Früh-Neu- bezw. Mittelenglische seine Ansätze bestätigen. Wenn wir etwa ein so häufiges Wort wie *live* neh-

men (das Sarrazin nicht erwähnt, weil ich es § 383 übersehen habe), so ist doch bemerkenswert, dafs wir aus der ganzen langen Zeit vom 14. bis zum 17. und 18. Jahrhundert kaum einen festen Anhaltspunkt dafür haben, um eine Form mit me. *ē̜* im Süden anzusetzen. Spenser hat vielleicht eine derartige Nebenform gekannt (Engl. Stud. 26, 267): das ist bis jetzt alles. Dafs in der mittelenglischen Schreibung *e* statt *i* erscheint, beweist natürlich nichts, weil ja auch für *ĭ* in geschlossener Silbe diese Abweichung auftritt. Nur einigermafsen durchgehendes *e*, eventuell *ee*, ferner entsprechende Reime und zwar in beweisenden Zahlenverhältnissen (wie im Norden, vgl. Archiv CII, 48), weiterhin früh-neuenglische Zeugnisse wären vollgültige Hinweise. Daran fehlt es aber. Denn dafs in spät-mittelenglischer Zeit regelmäfsig *e* für *ĭ*- erscheint, wie Sarrazin S. 77 behauptet, ist eine Übertreibung.

Daher kommt es, dafs die Parallelen, die er für seine Rückverkürzung anführt, nicht stichhältig sind. Bei *bit* z. B. aus ae. *bite* verweist er auf *grit* aus me. *grē̜t*, ae. *ʒréot*. Aber dieses Wort erscheint im Früh-Neuenglischen auch als *greet*: erst wenn ein me. **bē̜t*, früh-ne. **beet* nachgewiesen wäre, hätte man das Recht, diese beiden Fälle zusammenzustellen. Wahrscheinlich ist *grit* übrigens keinem lautlichen Vorgang zu danken, sondern der Vermengung von ae. *gréot* und *grytt* (vgl. Grieb-Schröer s. v.). Sarrazin denkt auch an die Möglichkeit, dafs *bit* vom Part. *bitten* beeinflufst sei. Das ist aber kaum wahrscheinlich, weil zwischen dem Part. und dem Substantiv gar kein formeller und ein nur ziemlich loser begrifflicher Zusammenhang besteht. Oder ein anderer Fall: *pith* aus ae. *piđa* vergleicht er mit sonstigen Verkürzungen vor *th* wie in *death*. Indessen hier erweist noch die heutige Schreibung, was frühe Grammatiker lehren: dafs im 16. Jahrhundert die zu erwartende Länge gegolten hat und erst im 17. Jahrhundert beseitigt wurde. Erst dann könnte man *pith* anreihen, wenn aus jener Zeit ein **peeth* belegt wäre.

Wir haben ja einen deutlichen Fall dafür, dafs me. *ē̜* zu ne. [*ī*] wird und dann Verkürzung zu [*ĭ*] erfährt, das noch heute gilt: *breeches*. Wie man sieht, hat aber hier die Schreibung die ältere Form bewahrt. Das Gleiche wäre zu erwarten, wenn bei me. *ē̜* aus *ĭ*- dieser Vorgang eingetreten wäre. Und diese Erwartung wird in einem Falle erfüllt: bei *sieve* aus ae. *sife*, welches trotz seiner heutigen Lautung [*ĭ*] früh-neuenglisch [*ī*] aus me. *ē̜* gehabt haben mufs, da die Schreibung noch heute darauf weist. Man sieht aber auch sofort, dafs dies eine Ausnahme ist, dafs die grofse Mehrzahl der Fälle von ae. *ĭ*- keinen solchen Anhaltspunkt gewährt.

Man darf die neuenglische Schreibung nicht unterschätzen. Da sie für ae. *ĭ*- fast immer *i* bietet, und zwar schon seit dem 16. Jahrhundert, so ist daraus zu schliefsen, dafs zur Zeit, wo sie im wesentlichen fixiert wurde, also im ausgehenden 15. Jahrhundert, auch *ĭ* dafür gegolten hat. Wir kämen also dazu, die fast durchgängige Rückverkürzung in die Zeit vorher, etwa in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu verlegen, obwohl nach Sarrazin die Dehnung selbst im Süden erst im 14. Jahrhundert er-

folgt ist. Ist das glaublich, da doch bei den anderen Kürzen die Dehnungsprodukte sich so wohl erhalten haben? Wir werden übrigens sehen, dafs auch für das 14. und 15. Jahrhundert nicht Länge zu erweisen ist.

2.

Sarrazin wendet sich hierauf dem so schlüpfrigen Gebiet der neuenglischen Mundarten zu. Er hält mir die Fälle entgegen, wo auf dem südhumbrischen Gebiet bei Ellis für ae. *ŭ-* anderes als Kürze (*u* oder *v*) bezeugt ist, und dies sind, von zwei Fällen abgesehen, nur solche, wo Ellis durch ' in *son* Halblänge anzeigt. Aber was können sie an und für sich beweisen? Sarrazin hebt selbst mit den Worten an: 'Neuenglische Mundarten zur Aufhellung mittelenglischer Quantitäten heranzuziehen ..., erscheint mir wenigstens bei dem jetzigen Stande der Kenntnis etwas bedenklich.' Ich halte es für mehr als bedenklich — wenn man so verfährt, wie er gethan hat. Aber er hat sehr unrecht, wenn er mir in einem Zwischensatze dasselbe Verfahren zuschreibt. Thatsächlich habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, und hiermit komme ich wieder auf einen grundlegenden Unterschied unserer Arbeitsweise, den ich nachdrücklich hervorheben möchte. Nicht darum handelt es sich, wo in den lebenden Mundarten Länge oder Halblänge gilt — diese können ja auch jungen Ursprungs sein —, sondern darum, wo für ae. *ŭ-*, *ĭ-* die Entsprechungen des me. *ǭ*, *ę̄* erscheinen (§ 387), und ob diese als solche sicher zu erkennen sind. Um zunächst dies letztere festzustellen, habe ich die langwierige Untersuchung über die Entwicklung der mittelenglischen Längen angestellt, die jetzt den Hauptteil meines Buches bildet, thatsächlich aber zuerst nur eine Vorarbeit war. Dabei hat sich herausgestellt, dafs die normale Entsprechung mindestens des me. *ǭ* sich fast überall von den anderen Längen und Kürzen abhebt, somit sichere Schlüsse auf die mittelenglische Grundlage erlaubt. Was für eine Quantität heute gilt, ist dabei ganz gleichgültig: es zeigt sich, dafs die Lautqualität für sich ein untrügliches Kennzeichen abgiebt. Ich mufs nun in aller Schroffheit, wie anmafsend es auch klingen mag, die Forderung aufstellen, dafs jeder, der dialektische Lautungen für die Sprachgeschichte verwerten will, sich zunächst mit den Ergebnissen dieser Untersuchung vertraut mache, wofern er sie nicht selbst neuerlich anstellen will. Das Herausfischen einzelner Dialektformen und ihre isolierte Deutung, losgelöst von dem Vokalsystem des betreffenden Dialekts, ist ein so schwerer methodischer Fehler wie nur irgend einer. Ich habe bereits vor Jahren eindringlich vor diesem Vorgehen gewarnt und an einem Beispiel gezeigt, wohin es führt (Anglia XVI, 490 f.). Dafs auch Sarrazin infolge dieses Fehlers in die Irre gegangen ist, wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Vorerst nur noch eine Berichtigung. Sarrazin behauptet, die meisten Mundarten des Mittellandes seien in meiner Darstellung unberücksichtigt geblieben, obwohl reichliche Belege auch in diesen bei Ellis verzeichnet

wären. Aber die Belege in den übergangenen Mundarten seien allerdings fast durchweg solche, die nicht zu meiner Theorie stimmen. Dabei verweist er auf S. 216 meiner 'Untersuchungen'. Dort nun heifst es, dafs ich 'vom Mittelland nur die Dialekte anführe, in denen sich Belege [für me. ǭ, ę̄ aus ae. ŭ-, ĭ-] finden, vom Norden und Schottland aber sämtliche', d. h. auch solche, welche keine derartigen Belege aufweisen. Ist das ein 'Übergehen?' Aus seinem zweiten Satz könnte man sogar die Verdächtigung herauslesen, dafs ich über die Thatsachen mangelhaft berichtet hätte, um zu glatten Ergebnissen zu gelangen, also eine Fälschung vorgenommen hätte. Ich glaube nicht, dafs Sarrazin dies andeuten wollte, sonst hätte er mir seinen Aufsatz nicht mit so anerkennenden Worten übersenden können. Aber dafs solche zweideutige Wendungen einem ehrlichen Gegner gegenüber überhaupt vermieden werden mögen, ist gewifs ein berechtigter Wunsch.

Und nun zur Sache! In den südhumbrischen Dialekten ist die normale Wiedergabe des me. ǭ eine volle Länge oder ein Diphthong, gewöhnlich einfaches ū (wofür vereinzelt ü/ö-Laute), seltener *uə*, im Mittelland auch öfter ein Diphthong, der dadurch entsteht, dafs der Eingang des ū zu wenig gerundet ist (§ 106 ff.). Halblanges *u*, Ellis' *ù*, erscheint gewöhnlich nur in Fällen wie *done*, die in der Schriftsprache Verkürzung zeigen (me. ǭ > ne. ū > ŭ > ʋ) und auch in den Dialekten zumeist ŭ oder ʋ aufweisen. Hier ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs wir eine sekundäre Entwicklung aus früh-ne. ŭ vor uns haben, wie ja auch in der Schriftsprache bei vielen in *man, gone* u. dgl. Halblänge gilt (Sweet, HES. § 943). Jedenfalls ist, wenn *ù* in Fällen erscheint, deren mittelenglische Basis festzustellen ist, aus ihm n i c h t m i t S i c h e r h e i t auf me. ǭ zu schliefsen: wenn es früh-ne. ū aus me. ǭ wiedergeben kann, so kann es auch andere früh-ne. ŭ darstellen, z. B. aus me. ŭ. Für unser Problem dürfen aber nur Fälle in Betracht kommen, wo für ae. ŭ- eine unzweideutige Entsprechung des me. ǭ vorliegt. Darum mufsten die Halblängen beiseite bleiben, und so kommt es, dafs die von Sarrazin angezogenen Fälle von *ù* von mir nicht einmal erwähnt wurden. Übrigens sind sie durchaus nicht so häufig, wie Sarrazin in dem oben angeführten Satze behauptet.

Nun ist ja nicht zu leugnen: die M ö g l i c h k e i t, dafs diese *ù* auf me. ǭ zurückgehen, ist von vornherein nicht abzuweisen. Ein sorgfältiger Beobachter wird wohl sofort etwas skeptisch werden, wenn er wahrnimmt, dafs über ein so grofses Gebiet verstreut immer nur die unsicheren Halblängen und nirgends die unzweideutigen Entsprechungen des me. ǭ auftauchen. Indessen, sehen wir davon ab. Die Möglichkeit müssen wir zunächst zugeben. Ist aber nicht dieselbe Möglichkeit auch bei jedem ŭ und ŏ (in *up, full, some* u. s. w.) vorhanden? Könnte man nicht mit demselben Rechte hinter diesen Kürzen die Entwicklung me. ǭ > ne. ū > ŭ (> ŏ) vermuten? Daran wird niemand denken wollen, weil ŭ und ŏ gewöhnlich auf me. ŭ zurückgehen. Ähnlich werden wir uns fragen müssen, worauf *ù* normalerweise zurückgeht und welche Rolle die Halb-

längen überhaupt in den betreffenden Dialekten spielen, ob sie sonst mittelenglische Längen oder Kürzen widerspiegeln. All das hat Sarrazin nicht bedacht, und darin liegt ein schwerer methodischer Fehler.

Die Beantwortung dieser Fragen wird dadurch sehr erschwert, dafs es sich zufällig zumeist um Dialekte handelt, von denen sehr wenig Material überliefert ist. Nur einer ist bei Ellis durch eine ziemlich vollständige Wortliste vertreten, der von Südost-Lancashire (D. 21, S. 324). Hier finden wir nun, dafs Halblänge auch für unzweifelhafte mittelenglische Kürze steht. Abgesehen von Fällen, wo sie durch auch sonst bekannte Vorgänge, wie Schwund gewisser Konsonanten (z. B. *l*), zu erklären ist, findet sie sich noch in folgenden Fällen vor einfachen Konsonanten: *as, man, has, at, that, what, far, him, his, it, full* (ferner auch in *arm, warm*). Entsprechend finden wir nun in fast jedem der anderen von Sarrazin angezogenen Dialekte trotz des spärlichen Materials einen oder den anderen Beleg: 6[1] (S. 113): *man*; 6[2] (S. 115): *man*; 6[3] (S. 118): *man*; 6[4] (S. 120): *will*; 23[1] (S. 359): *man* (*went*); 23[3] (S. 363): *man*; 25 (S. 422): *well*; 26[2] (S. 444): *man* (*milk*); (26[3], S. 445: *dark*); 28[1] (S. 455): *man*; 29[1c] (S. 482): *will*; 16[4] (S. 220): *egg*. Man beachte, wie speciell vor *n* sich häufig diese mittlere Quantität einstellt.

Somit ist erwiesen, dafs die Halblänge dieser Dialekte durchaus nicht auf mittelenglische Länge zurückgehen mufs, sondern ebensogut mittelenglischer Kürze entsprechen kann. Da nun ein sicherer Fall von me. *ǭ* für ae. *ŭ*- in ihnen nicht vorkommt, werden wir alle Fälle von *ù* für ae. *ŭ*- auf Kürze zurückführen. Wovon die Entstehung der mittleren Quantität abhängt, ist vorläufig noch nicht klar. Es scheint, dafs -*n* vielfach eine dehnende Wirkung ausübt (wie in West-Somerset me. *ĕ* und *ĭ* vor *n* in *hen, then, men, pen, skin, spin, thin* u. s. w. regelmäfsig gelängt sind). Wie dem aber auch sei: jenes negative Ergebnis ist völlig gesichert.

Von den Dialekten mit *ù* abgesehen hat Sarrazin noch drei angezogen, die wir einzeln besprechen müssen. In 5[3] (Hampshire, Ellis S. 106) giebt der eine Gewährsmann, offenbar ein Laie, eine Notierung, die auf einen *uə*-Diphthong weisen würde. Aber ein phonetisch geschulter Beobachter, niemand anders als Schröer, hat in dem Wort keinen anderen Laut gehört als den, der sonst für me. *ŭ* gilt. Können wir da der ersteren Angabe Wert beimessen? In 4[1] (Chippenham, Wiltshire, Ellis S. 56) lautet *above*: (boov). Der Laut (*oo*) ist hier selten, er erscheint sonst nur noch in *through* und *dove*, während me. *ǭ* durch *ū, uə, ù* wiedergegeben ist. Wie kann man also diesen Beleg für unsere Frage heranziehen? In West-Somerset endlich (Ellis S. 155) zeigt *wood* dasselbe (əə), das sonst me. *ǭ* wiedergiebt, und wir haben scheinbar eine vollkommene Parallele zu den nordhumbrischen Fällen vor uns. Sarrazin ist nur etwas voreilig, wenn er meint, dieser Fall wäre mir entgangen: ich habe vielmehr gute Gründe gehabt, ihn beiseite zu lassen. Vorerst ist zu bemerken, dafs (əə) hier nicht eigentlich ae. *ŭ*-, sondern vielmehr ae. *wu*- wiedergiebt, die Form lautet (*əəd*). Derselbe Laut, in mittlerer Quantität, giebt aber auch ae. *wu*- in *wool* und ae. *ŭ* in *pull* wieder (Ellis eb.), und derselbe

Laut in voller Länge entspricht ae. me. ŭ in *bush, push* (Elworthy S. 51). Danach kann von einem sicheren Rückschlufs auf me. ọ̄ nicht die Rede sein. In allen diesen Fällen bemerken wir ae. me. *u* in der Nähe von Konsonanten, welche ihm selbst artikulatorisch nahe standen: wir haben offenbar eine specielle Entwicklung des ŭ infolge dieser Stellung vor uns. Nach dem, was oben S. 58 ff. über die Vorgeschichte des (*əə*) in West-Somerset ausgeführt wurde, mufs hier ein früh-ne. ū zu Grunde liegen, dessen Entstehung aus ŭ in labialer Umgebung ganz begreiflich ist. Es fiel ebenso wie einige anders entstandene früh-ne. ū (oben S. 59) mit dem das me. ọ̄ vertretenden Laute zusammen und entwickelte sich mit diesem zu (*əə*). Auf eine Basis mit me. ọ̄ kann man daher aus (*əəd*) ebensowenig schliefsen, wie aus dem (*vbəə*) 'above' desselben Dialekts (vgl. Untersuch. § 396).

Nun sind aber in fünf von den von Sarrazin angeführten Dialekten ae. *sunu* und ae. *sunne* in der Weise geschieden, dafs in ersterem Halblänge, in letzterem Kürze erscheint (S. 71). Darauf legt er grofses Gewicht, und in der That erscheint diese Thatsache auf den ersten Blick höchst bemerkenswert. Aber gleich der erste Dialekt, der diese Scheidung aufweist, 21 (S. 324), ist derselbe, der Halblänge auch in so grofsem Umfange für sichere mittelenglische Kürze aufweist (oben S. 81): somit mufs die moderne Scheidung nicht aus mittelenglischer Zeit stammen, wie es zunächst scheinen möchte. Dazu kommt, dafs dasselbe Verhältnis wie zwischen *sùn* (ae. *sunu*) und *sun'* (ae. *sunne*) auch zwischen *fàr* und *star'* besteht, zwei Wörtern, die gleichmäfsig auf me. *-ăr* zurückgehen. Dies beweist vollends, dafs diese Halblängen erst eine neuenglische Entwicklung sind. Offenbar sind in diesem Dialekt die Folgen: kurzer Vokal + halblangem Konsonanten und halblanger Vokal + kurzem Konsonanten gleichwertig, und ihre Verteilung speciell neuenglischen Vorgängen entsprungen. In dem Paar *sùn* und *sun'* scheint diese Variation zur Differenzierung gleichlautender Wörter verschiedener Bedeutung benutzt worden zu sein.

Bei den anderen vier Dialekten ist das Material wieder zu spärlich für eine ähnliche Beweisführung. Doch erscheint in 28[1] Halblänge auch in *man*. Wir werden daher nach alldem aus der Scheidung von *sùn* und *sun'* gar nichts schliefsen dürfen. Übrigens ist noch zu erwähnen, dafs die Zuverlässigkeit Ellis', wie Wright, Gram. Windh. 174 gezeigt hat, keineswegs sehr grofs ist. Bei solchen Feinheiten ist daher die Gefahr, dafs ein Fehler von seiner Seite vorliegt, ziemlich bedeutend. Man wird aus seinem Buche doch nur das völlig Deutliche herausgreifen dürfen.

Mit diesem unsicheren Material, das sofort zerfliefst, wie man es schärfer anfafst, vergleiche man nun die von mir angeführten Belege für me. ọ̄ aus dem Norden![1] Man wird finden, dafs da die normale Ent-

[1] Ich benütze diese Gelegenheit, um meine Zusammenstellung S. 217 bezüglich zweier Einzelheiten zu berichtigen. Ae. *abufan* zeigt in 20[3] (Nord-Lincolnshire) die Lautung ū, die aber nicht sicher auf ọ̄ zurückweist, da hier auch me. ū durch ū wiedergegeben ist. Ferner ist *suȝu* in 32[5] (Mittel-Northumberland) nur mit der Entsprechung des me. ū (nicht auch der des ọ̄) belegt.

sprechung oder doch eine solche, die durch deutliche Parallelen als unzweideutige Variante derselben erwiesen wird, vorliegt. Da stehen wir auf sicherem Boden. Alles andere müssen wir beiseite schieben. Nur wenn wir so vorgehen, können wir die Gefahren, welchen die Behandlung des Ellisschen Materials ausgesetzt ist, vermeiden.

3.

Weiterhin kommt Sarrazin auf die mittelenglischen Reime von *ĭ-* : *ẹ̄* und *ŭ-* : *ọ̄* zu sprechen und sucht darzuthun, dafs sie sich auch im Süden finden. Dabei stellt er vor allem Dinge zusammen, die scharf zu trennen sind. Wenn im südlichen Octavian und bei Shoreham ae. *ŭ-* auf *ū* reimt (*woke* : *sowke*), so kann dies nicht das geringste für unser Problem beweisen. Sowohl *ŭ* : *ū* als *ọ̄* : *ū* sind ungenaue Reime: wie kann man also erkennen, ob der Dichter *ŭ* oder *ọ̄* sprach? Dasselbe gilt von der Bindung *ĭ-* : *ī*, die Sarrazin in dem Chaucerschen *wyke* : *syke* ('seufzen') Troil. II, 430 zu finden glaubt. Wahrscheinlich wird aber dieser Reim überhaupt rein sein, da es neben me. *sĭke(n)* aus ae. *sīcan* ein *sĭke(n)* aus ae. *sīce* oder einem ae. *sician* gegeben zu haben scheint, das später im Schottischen als *seich* zu Tage tritt (Archiv CII, 76). Auch die übrigen aus Chaucer beigebrachten Fälle kommen in Wegfall. Über zwei derselben, Thop. 147 und Troil. II, 933, habe ich bereits gehandelt (Unters. § 507). Troil. I, 228 *stere* (ae. *styrian*) : *afere* (ae. *on fȳre*) beruht auf der kentischen Form dieser Wörter (ten Brink § 24 β, 23 Anm). Troil. I, 825 *wyte* : *lyte* ist in Ordnung; denn *wyte* ist hier nicht ae. *witan*, sondern *wītan* 'impute'.

Was übrig bleibt, sind teils Reime, die ich schon besprochen habe (§ 505 f.), teils solche aus dem 15. Jahrhundert. Ich bestreite nun Sarrazin mit allem Nachdruck das Recht, aus diesen Fällen dieselben Schlüsse zu ziehen, wie ich aus meinem Reimmaterial. Erst dann kann ich es ihm zugestehen, wenn er dieselben mühevollen Untersuchungen bezüglich der Reinheit der Reime in den betreffenden Denkmälern überhaupt und der Zahlenverhältnisse derselben anstellt, wie ich bezüglich der nordhumbrischen Texte (§ 412 ff.), und wenn sich dasselbe herausstellt wie dort. Thatsächlich giebt er selbst zu, dafs wir es hier mit ungenau reimenden Dichtern zu thun haben, während die von mir untersuchten Texte trotz der gegenteiligen Behauptung Sarrazins (S. 73) die Quantitäten und die in Frage kommenden Qualitäten im Reime genau auseinander halten. Die Zahlenverhältnisse würden gewifs zeigen, dafs die von ihm angezogenen Reime Ausnahmen sind, während es sich im Norden ganz anders verhält (vgl. Archiv CII, 48). Überdies kommt bei denjenigen aus dem 15. Jahrhundert noch eine Möglichkeit in Betracht, die ich bereits Unters. § 506 bei Besprechung Bokenams angedeutet habe. In dieser Zeit war das me. *ẹ̄*, *ọ̄* bereits auf dem Wege zu ne. [*ī*, *ū*]. Weniger genaue Dichter konnten sich daher Bindungen von *ĭ*, *ŭ* mit diesen Lauten gestatten. Dieser Möglichkeit möchte ich jetzt gröfseren Raum geben als früher. Auch die ent-

sprechenden Reime in der Editha-Legende (§ 505) bin ich geneigt, in diesem Sinne zu deuten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich meine Ausführungen § 505 zum Teil berichtigen. Die Form *doors* aus Richard Löwenherz, die ich anführe, kommt in Wegfall, da dieser Text modernisiert ist. Dasselbe gilt von Trevisas *beele* für ae. *bile,* welches nach Ausweis moderner Dialektformen als me. *bę̄le* zu fassen ist, also, wie dunkel sein Ursprung auch ist, jedenfalls nicht hierher gehört (vgl. Angl. Beibl. VIII, 40).

Nun sucht ja Sarrazin S. 74 ff. zu erklären, warum genau reimende Dichter derartige Bindungen vermeiden. Ich kann auch diesen Ausführungen nicht beipflichten, aber ich kann es mir ersparen, auf sie näher einzugehen. Denn sie kämen nur dann in Betracht, wenn wir sonst deutliche Anzeichen dafür gefunden hätten, dafs auch im Süden ae. ĭ-, ŭ- zu me. ę̄, ǭ geworden waren und wir uns daher das Fehlen entsprechender Reime, das sehr auffällig wäre, irgendwie zurechtlegen müfsten.

Ich mufs vielmehr bei meiner früheren Auffassung beharren, dafs in diesen vereinzelten Reimen im Süden, soweit nicht die eben S. 83 ausgesprochene Erklärung dafür zu gelten hat, nördliche Beeinflussung zu Tage tritt. Da das Gebiet der Dehnung ja auch den nördlichen Streifen des Mittellandes umfafste, war der Weg nicht so weit. Wir gewahren hier den Beginn der Entlehnungen, die in der neuenglischen Zeit immer häufiger werden.

Sarrazin leugnet natürlich, dafs die neuenglischen Formen mit gedehntem ĭ-, ŭ- nordhumbrische (oder nordmittelländische) Einschläge darstellen, und zwar auch aus einem allgemeineren Grunde. Er findet diese Annahme gezwungen, denn 'wie wäre', fragt er, 'eine solche Beeinflussung bei gewöhnlichen, allgemein üblichen Wörtern wie *week, beetle, pease, door* zu erklären?' Von dieser Liste ist zunächst *pease* (wie von einer vorhergehenden *breach*) zu streichen: hier weist die Schreibung *ea* auf me. ę̄, nicht ẹ̄, und dieses geht auf eine romanische Grundlage zurück. Was aber die übrigen und alle anderen hierhergehörigen Fälle anlangt, so sind sie keineswegs auffällig, wenn man auf Seitenstücke in anderen Sprachen blickt. Wir haben in unserer doch hochdeutschen Schriftsprache eine stattliche Reihe niederdeutscher Lehnwörter und -formen. Bei Ausdrücken aus dem Seewesen, wie *Bord, Boot, Tau* u. dgl., spielen die realen Verhältnisse herein. Aber wir begegnen auch völlig neutralen, zum Teil ganz alltäglichen Wörtern. So haben z. B. *Nichte, Schlucht, echt, Gerücht, Schacht, Lehm, Nelke, Hafer, Hälfte, Stempel, Lippe, bersten* die ursprünglichen oberdeutschen Formen nachweislich verdrängt; neben diesen haben sich Geltung verschafft u. a. *sacht, Wappen, Born, fett.*[1] Zumeist sind diese Formen erst in neuhochdeutscher Zeit, einige schon etwas früher, eingedrungen, also in Perioden, wo das Niederdeutsche weder litterarisch noch sonst im Vordergrunde stand. Eine oder die andere (wie *fett*) ist

[1] Weiteres Material bei Jänicke, Über die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. Wriezen 1869.

sogar in oberdeutsche Dialekte eingedrungen. Sind das nicht völlig genaue und völlig gesicherte Parallelen zu meinen Ansetzungen? Bedenkt man aufserdem noch, dafs das Sprachgebiet in England viel kleiner war als bei uns, und seine einzelnen Provinzen infolge der insularen Lage des Landes viel mehr auf den Verkehr untereinander angewiesen waren, bedenkt man ferner, dafs England viel früher staatlich und wirtschaftlich geeint war, so wird man gewifs behaupten dürfen, dafs es der Annahme von Entlehnungen an allgemeiner Wahrscheinlichkeit nicht gebricht. Die fortschreitende Forschung wird wohl auch sonst allerlei dialektische Einschläge in der englischen Schriftsprache entdecken. Ein völlig deutlicher Fall, wieder aus dem Norden, ist ja *mickle*, das schon Shakespeare bekannt ist. *Speir* verrät schon in seiner Schreibung den schottischen Ursprung, und *weird* wird wohl hier anzureihen sein (vgl. Angl. XVI, 462). Eine Beeinflussung der werdenden Schriftsprache vom Norden her hat auch schon Morsbach konstatiert: die Verdrängung des Chaucerschen *hond, lond* u. dgl. durch *hand, land* (Schriftsprache S. 155). —

Auf die nun folgenden Darlegungen Sarrazins S. 73 ff. einzugehen, kann ich mir füglich ersparen, teils aus dem oben S. 84 angegebenen Grunde, teils weil ich auf die entsprechenden Ausführungen meiner 'Untersuchungen' verweisen kann. Dafs seine Angaben über die mittelenglische Schreibung einseitig und übertrieben sind, wurde bereits betont (S. 78).

4.

Eine besondere Besprechung erheischt indessen Sarrazins Erklärung der Vokal-Dehnung in offener Silbe überhaupt, zu der ihn seine Folgerungen führen. Brugger hatte sie Angl. XV, 272 mit der Schwächung der vollen Endsilbenvokale des Altenglischen zu *-e*, d. i. *ə*, in Zusammenhang gebracht: die Dehnung der Stammsilbe sei ein Ersatz für die Schwächung der Endsilbe. Sarrazin geht weiter und verknüpft sie mit dem Abfall des End-*e*: sie wäre also eine ausgesprochene Ersatzdehnung. Er will das Dehnungsgesetz, welches Streitberg in seinem Aufsatz über die Entstehung der Dehnstufe (Indog. Forsch. III, 305) für die indogermanische Urzeit formuliert, im Spät-Mittelenglischen wieder erkennen.

Es ist nicht zu leugnen, dafs diese Verknüpfung für den ersten Augenblick etwas sehr Verlockendes hat. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber meines Erachtens, dafs dieser schöne Gedanke mit den harten Thatsachen nicht fertig wird. Vor allem finde ich eine bedeutende chronologische Schwierigkeit sowohl bei der Theorie Bruggers als der Sarrazins. Die Reduktion der vollen Endsilbenvokale zu *ə* fand in der gesprochenen Sprache gewifs schon in der ausgehenden altenglischen Periode statt, spätestens im 11. Jahrhundert, während die Kürzen in offener Silbe sich im 12. Jahrhundert noch als intakt erweisen und erst im 13. gelängt werden. Der Abfall des End-*e* andererseits erfolgte im Süden erst im 15. Jahrhundert, also viel später als die Dehnung. Im Norden Englands stünde nach der bisherigen Meinung über die Chronologie dieser Vorgänge das

Verhältnis etwas günstiger, da hier das End-*e* früher verstummt als im Süden. Wenn ich aber mit meinen Ausführungen Archiv CII, 63 ff. recht behalte, so ist auch hier die Dehnung bedeutend früher erfolgt als der Schwund des -*e*. Nach Sarrazins Theorie wäre die umgekehrte Reihenfolge zu erwarten.

Nun kann man sagen, dafs uns immer erst die fertigen oder nahezu fertigen Ergebnisse der Entwicklungen vor Augen treten und diese selbst schon lange Zeit früher eingesetzt haben können. Gewifs werden auch die Anfänge der uns beschäftigenden Vorgänge ein Stück vor den angegehenen Zeitpunkten liegen. Aber wenn das Endergebnis des einen erst zwei Jahrhunderte später als das des anderen greifbar wird, so ist doch wahrscheinlich, dafs die Anfänge, wenn auch nicht in genau demselben zeitlichen Abstand, so doch in derselben Reihenfolge, nicht in der umgekehrten, eingetreten sind. Dafs etwa im 12. Jahrhundert der Abfall des End-*e* und im Zusammenhang damit die Dehnung begonnen hätte und diese schon im 13. Jahrhundert abgeschlossen gewesen wäre, während jener so langsam vorschritt, dafs er erst im 15. Jahrhundert deutlich zu Tage tritt, das ist doch eine höchst gezwungene Annahme.

Ich hätte erwartet, dafs Sarrazin auf diesen so naheliegenden Einwand von vornherein Bedacht nehmen würde. Wenn er statt dessen eine zeitliche Abstufung in der Dehnung je nach dem vorausgehenden Vokal behauptet (S. 80), für die ich nirgends einen Beweis finde, und die Dehnung von *ū*- und *ī*- auf Grund unzulänglichen Materials in dieselbe einfügt, so hilft das nicht weiter. Im Gegenteil: man würde dann erwarten, dafs der Abfall des End-*e* in derselben Weise abgestuft erfolgt wäre: nach *a*- etwa 1230—1250, nach *o*- etwa 1260—1280, nach *e*- um 1300, nach *u*- um 1320—1340, nach *ī*- 1370—1390. In der Sprache Chaucers müfste also das End-*e* in *fare, before, bere, dure* hereits abgefallen, dagegen in *wike* noch erhalten sein!

Will man etwa daran denken, dafs das -*e* in der gesprochenen Sprache schon früher abgefallen war, als dies in der Schrift und im metrischen Gebrauch zu Tage tritt? Das ist bis zu einem gewissen Grade möglich, aber dasselbe gilt bezüglich der Dehnung in offener Silbe: der starke zeitliche Abstand zwischen beiden Vorgängen wird durch eine solche Annahme nicht wesentlich verändert. Ich glaube übrigens, dafs wir dieser Möglichkeit nicht zu grofsen Raum zugestehen dürfen. Sobald das -*e* in der gesprochenen Sprache bereits abgefallen oder doch unfest geworden ist und in der Dichtung nur noch traditionell als Silbe verwendet wird, ist eine genaue Einhaltung des etymologischen Geltungsgebietes kaum denkbar. Wenn wir nun in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert Reim- und Versgebrauch auf die vollzogene Dehnung in offener Silbe weisen sehen, andererseits aber das End-*e* noch ganz fest finden, so ist dies ein mit Sarrazins Theorie unvereinbarer Thatbestand.

Es scheint allerdings, dafs er schon die Reduktion des -*e*, welche dem vollen Abfall gewifs vorausging, als ausreichend erachtet, um die Dehnung hervorzurufen; denn er spricht von 'Schwächung oder Synkope' S. 79,

'Schwächung oder Abfall' S. 80. Ich finde dieses 'oder' sehr unexakt und höchst seltsam. Wenn die Dehnung vom wirklichen Abfall des *-e* abhängt, wie es dem Wesen einer Ersatzdehnung entspricht, so hat die vorhergehende Schwächung desselben für sie keine Bedeutung; wenn die Ursache der Dehnung aber in dieser Schwächung steckt, dann ist der Abfall des *-e* eine Folgeentwicklung, die die Dehnung nicht weiter berührt. Dafs bald der eine, bald der andere Vorgang sie hervorgerufen habe — und das scheint in dem 'oder' zu liegen —, ist doch nicht glaublich. Oder soll dies 'oder' besagen, dafs Sarrazin selbst noch nicht darüber klar ist, welcher von ihnen die eigentliche Ursache der Dehnung bildet?

Wenn es schon die blofse Schwächung des *-e* sein sollte, so wäre allerdings die chronologische Schwierigkeit gemildert, vielleicht beseitigt. Denn gewifs ist eine Reduktion dem völligen Abfall vorangegangen, und dafs sie im 13. Jahrhundert noch unbekannt war, läfst sich nicht erweisen. Aber ich kann mir nicht gut vorstellen, dafs sie so tiefgreifende Folgen gehabt haben sollte. Sie wird vor allem in einer qualitativen Reduktion bestanden haben (von *e* zu *ə*), demnächst gewifs auch in einer quantitativen, die aber doch nicht so bedeutend war, dafs sie dem Verlust einer More gleichkam. Sowohl in den von Streitberg vorgeführten Fällen als auch bei ähnlichen Vorgängen in anderen Sprachen, die man etwa anziehen könnte, handelt es sich immer um Verlust einer vollen More, ja sogar (wie wir gleich sehen werden) einer Silbe. In der That ist eine so starke Veränderung der Quantität der Tonsilbe nur unter solchen Umständen begreiflich. —

Bei näherem Zusehen, wenn wir die einzelnen Fälle der Dehnung überblicken, geraten wir auf neue Schwierigkeiten. Vor *-el, -em, -en, -er* ist sie teils verhindert, teils vollzogen. Fälle der letzteren Art, wie z. B. *over, beaver, acre, cradle, weazel, besom, raven, even,* sind nicht gut mit Sarrazins Theorie vereinbar. Er kommt einmal auf dies Schwanken zu sprechen, gleitet aber zu leicht darüber hinweg. Die Dehnung sei hier fakultativ; 'denn auch in diesem Falle trat ja Morenverlust nicht notwendig ein' (S. 80). Dagegen sei zunächst darauf verwiesen, dafs Streitberg am Beginn seiner Untersuchung allerdings blofs von Morenverlust spricht, bei Prüfung der einzelnen Fälle aber zu dem Schlusse kommt, dafs nicht Morenverlust schlechthin, sondern 'speciell Silbenverlust für die Dehnung verantwortlich zu machen ist' (S. 378). Danach wäre die Dehnung in Beispielen wie den angeführten, wo ja die Silbenzahl nie verändert wurde, unbegreiflich. Dies scheinen mir in der That allgemein-phonetische Erwägungen zu bestätigen. Bei der Entwicklung z. B. von ae. *ofer* zu ne. *over* kann sich ein Quantitätsverlust nur ergeben haben, als an die Stelle von Vokal + Liquida silbische Liquida trat. Dieser Verlust war aber doch ziemlich unbedeutend, zumal naturgemäfs ein silbischer Laut einen unsilbischen an Dauer leicht übertreffen kann. Jedenfalls ist er mit dem beim Abfall des End-*e*, der den Verlust einer Silbe zur Folge hat, nicht auf eine Linie zu stellen: es ist nicht gut denkbar, dafs zwei so verschiedenwertige Vorgänge dieselbe Folge gehabt haben sollten.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Wenn wirklich dieser geringe Verlust an Dauer die Ursache der Dehnung in der Tonsilbe sein sollte, müfste man doch erwarten, dafs er in nicht zu starkem zeitlichem Abstand vor dieser eingetreten ist, dafs sich also die silbische Liquida oder Nasalis in solchen Fällen etwa im 12. Jahrhundert entwickelt habe. Thatsächlich finden wir aber, dafs sie vielfach schon in der altenglischen Schreibung, und zwar von den ältesten Texten an, zum Ausdruck kommt. Nicht wenige der uns beschäftigenden Fälle sind ja durch das Wirken der vor unserer Überlieferung liegenden Auslautgesetze entstanden: germ. **akra-* > westgerm. **akr* (vgl. got. *akrs*), und das Altenglische zeigt speciell nach Kürze bei *-l, -m, -n* vorwiegend die Schreibung ohne Zwischenvokal: *setl, næȝl, hræfn, stefn, fædm* u. s. w. (Sievers § 139). In diesen Fällen war also silbisches *l, m, n* nicht nur das Ursprüngliche, sondern es wurde offenbar auch in der altenglischen Zeit bewahrt. Dafür spricht auch der Umstand, dafs im Verse solche Ausgänge vielfach nicht als Silbe zählen, während dies bei etymologischem *-el, -on* u. dgl., wie in *micel, heofon* u. dgl., immer der Fall ist (Sievers, Altgerm. Metr. § 79, 4). Wenn im Mittelenglischen die Schreibungen *-el, -em, -en* allgemein werden, so wird wohl niemand dahinter einen wirklichen Lautwandel, den Übergang von silbischem *l, m, n* zu *-el, -em, -en* erblicken wollen. Das ist eine rein orthographische Änderung, die nur spät-altenglische Schreibtendenzen fortsetzt. Ebensowenig wird man die in gewissen Texten häufigen *-il (yl), -ul* auf wirklichen Vokal deuten dürfen: hier kommt offenbar nur ein specifisch gefärbter Gleitlaut zum Ausdruck. Überdies treten diese Schreibungen zumeist erst nach der Dehnung auf. Wir dürfen also sagen: in einem Fall wie ae. *hræfn* hat seit dem Wirken der germanischen Auslautgesetze immer blofs silbisches *n* gegolten, und es ist im Verlauf der historischen Entwicklung an Quantität überhaupt nichts verloren gegangen; dennoch ist aber Dehnung (zu me. ne. *răven*) eingetreten.

Eine genaue Musterung der auf silbische Liquida oder Nasal endenden Belege ergiebt vielmehr ganz anderes. Es zeigt sich, dafs in den isolierten, deren es freilich nur wenige giebt, die Dehnung nicht fakultativ, sondern gesetzmäfsig ist. Das weist darauf hin, dafs der Grund des Schwankens zwischen Länge und Kürze in dem Wechsel liegt, in dem die nicht isolierten Fälle standen, also in dem Wechsel zwischen zwei- und dreisilbigen Formen (*heofon, heofones*). Auf Grund dieser Beobachtung habe ich Anglia XX, 340 ff. eine Erklärung gegeben.

Damit komme ich auf den dritten Einwand, den ich gegen Sarrazin vorzubringen habe. Die Dehnung läfst sich ungezwungen in Zusammenhang mit den anderen Quantitätsveränderungen erklären, wie ich a. a. O. dargelegt zu haben glaube. Der Abfall des End-*e* erklärt sich aber als eine Folgewirkung der in den Quantitätsveränderungen zu Tage tretenden Tendenzen, wie er denn auch später als sie erfolgt. Selbst wenn Sarrazins Theorie imstande wäre, die Thatsachen anstandslos zu erklären, also eine Möglichkeit darstellte, würde ich sie doch ablehnen müssen, weil sie die Dehnung in offener Silbe isoliert betrachtet, während sich ein natür-

licher Zusammenhang mit den anderen Quantitätsveränderungen erkennen läfst. Eine Theorie, welche für sämtliche Erscheinungen der gleichen Art eine gemeinsame Erklärung liefert, wird vor der, welche eine einzelne derselben herausgreift, gewifs schon a priori den Vorzug verdienen.

Noch weniger kann ich Sarrazins weiterer Kombination zustimmen, dafs sowohl die Vokaldehnung als der Abfall des End-*e* auf dieselbe Accentwirkung zurückzuführen sei, nämlich die der Gravisbetonung (S. 79). Weder Akut noch Gravis an sich pflegen Dehnung zu bewirken, wie noch immer vielfach angenommen wird. Letzterer ist gewöhnlich eine Bedingung, unter der Dehnung eintreten kann, nicht aber ihre Ursache. Ersterer ist ihr im Gegenteil zumeist hinderlich. Diese aus allgemein phonetischer Erwägung wie sprachgeschichtlicher Erfahrung fliefsenden Lehren Sievers' (Phon.[4] § 553 ff., 559, 781 ff., 790 f.), auf welche ich schon einmal verwiesen habe (Archiv XCVIII, 410), sind meines Erachtens noch zu wenig in ihrer Tragweite für lautgeschichtliche Forschungen gewürdigt.

Alle weiteren Folgerungen Sarrazins mufs ich, da ich seinen Ausgangspunkt nicht anerkennen kann, gleichfalls ablehnen. Es ist übrigens meines Erachtens nicht schwer zu erkennen, dafs sich das Material keineswegs seinen Sätzen fügt. Auf seine Diphthongierungstheorie werde ich noch zurückkommen. Seine Regel über die Verteilung der Quantitäten im Neuenglischen (S. 85) läfst Verkürzungserscheinungen aus mittelenglischer Zeit stammen, die nach Ausweis der heutigen Lautung (*hood, foot, soot*) oder der Schreibung (*dead, lead, death, breath*) erst in neuenglischer Zeit eingetreten sein können, wie denn auch thatsächlich bei den Grammatikern des 16. Jahrhunderts noch Länge bezeugt ist. Wie kann man also diese Fälle mit solchen wie *sick, hot, red* ohne weiteres auf eine Linie stellen?

Indessen, ich bin bereits vom Gegenstand dieses Aufsatzes abgekommen. Ich kann aber zum Schlufs nicht umhin, der Befürchtung Ausdruck zu geben, dafs unsere gesamte Forschung ins Wanken gerät, wenn wir uns so bereitwillig verlockenden Kombinationen hingeben und so wenig die thatsächlichen Verhältnisse berücksichtigen, wie dies Sarrazin thut.

IV.

Nachtrag.

In meinen Ausführungen über die von Ackermann untersuchten ältesten schottischen Urkunden (Archiv CII, 77 ff.) habe ich unter anderem bemerkt (S. 79), dafs wir keineswegs berechtigt sind, die Schreibung *boiddis* 'bodies', die auch sonst gelegentlich vorkommt, als einen Fall hinzustellen, wo das schottische unorganische *-i* gebraucht wird, ohne dafs der Vokal lang wäre, dafs wir vielmehr aus ihr eine mittelenglische Form *bōdi* zu erschliefsen haben, die sprachgeschichtlich ebensogut mög-

lich ist, wie das gewöhnliche *bŏdi*. Dafs nun wirklich eine derartige Form bestanden hat, bin ich jetzt in der Lage völlig sicherzustellen: im südschottischen Dialekt Murrays weist dies Wort den *uə*-Diphthong auf, welcher die lautgesetzliche Wiedergabe des me. *ǭ* bildet (Murray S. 148, vgl. oben S. 63).

Graz. Karl Luick.

Inhaltsübersicht.

Zu Shelleys Prometheus Unbound.

Herausgegeben aus dem Nachlaſs von Julius Zupitza.

(Fortsetzung.)

Act II.

21ᵛ fängt an: *Act 2.*

Scene Morning — a lovely vale in the Indian Caucasus —. Asia alone (dabei ist *lovely* mit Karetzeichen über der Zeile nachgetragen, *alone,* in anderer Tinte, offenbar nachträglich hinzugefügt). 1 *descended* — || 10 *or* aus *of.* 12 *The desart of our life ....* || 16 nachgetragen auf 22ʳ mit anderer Tinte. 18 *widening morn* mit derselben Tinte über getilgtem *widern.* 19 *through.* 24 *through.* 25 *sunrise* statt *sun-light.* 26 *eolian.* 36 *the* auf *a.* 37 *noontide.* 38 *I* — 43 *slept* nachträglich auf 24ʳ, während auf 23ᵛ getilgt ist:

I slept peacefully
Before thine exile & his grievous woe

38 *to* über der Zeile. 40 *thy*] *thine.* 41 *had made through* (das letzte Wort mit Bleistift) über mit Tinte getilgtem *And ere by.* 42 *familiar to my heart* über mit Tinte getilgtem *had grown mine own ..,* unter dem auch *my hearts own mates* mit Tinte getilgt ist. Hinter *own ..* stand *I slept,* das dann mit Bleistift getilgt und eine Zeile niedriger hinter *As they had* (aus *have* korrigiert) *grown to yours ... erewhile* mit Bleistift gesetzt worden ist (*familiar to my heart* und *As — erewhile* mit derselben Tinte geschrieben). 44 *Under* über getilgtem *Within.* 50 *But* aus e. a. 51 *bear* wie gedruckt. 55 *pain* wohl aus *woe.* 66 *giddy*] *dizzy.* 69 *thysel* in *thyselfair* ausgestrichen und durch *more* ersetzt. 77 *ether.* 82 *absorbed.* 83 *And* hinter durchgestrichenem *Then* || *like* aus *as.* 84 *Gather-*

ing mit Bleistift über mit Bl. durchgestrichenem *Which hang* | *upon* hinter getilgtem *on th* || 85 *And* über getilgtem *So.* 88 *ere*] *as* deutlich. 89 ursprünglich *of lost music ... but,* aber *lost* mit Bleistift getilgt und (undeutliches) *weak* in Tinte darüber, *music* und *but* mit Tinte getilgt, *melody* in Tinte über *music* | *thy name — none* (in Vers 92) steht nachgetragen auf S. 26ʳ; auf S. 25ᵛ stand dafür (jetzt durchstrichen):

I heard
Among the many sounds, one word, thy name

91 *though.* 98 ursprünglich

I know not even — so sweet, that it is sweet

von *even* an getilgt und auf 26ʳ *something sweet since it is sweet,* aber außerdem steht etwas wieder Getilgtes über der Zeile im Texte; es scheint zu heißen: *yet it is killing* || 99 *thy* über getilgtem *some* || *false sister!* über getilgtem *of thine* — || 100 *some* zu *an* korrigiert, dann wieder hergestellt. 108 *Thou — words* über getilgtem *Lift up thine.* 110 *soul* über getilgtem *spirit.* Hinter diesen Versen folgten ursprünglich folgende (sie sind jetzt durch einen Vertikalstrich — der erste auch noch horizontal — getilgt):

Lift up thine eyes Panthea — they (sieht wie *thy* aus)
pierce — they burn!
Panthea
Alas I am consumed — I melt away
The fire is in my heart —
Asia
Thine eyes burn burn! —
Hide them within thine hair
Panthea
O quench thy lips
I sink I perish
Asia
Shelter me now — they burn
It is his spirit in their orbs .. my life
Is ebbing fast — I cannot speak —
Panthea
Rest, rest!
Sleep death annihilation pain! aught else

Danach zwei Blätter ausgerissen. 111 *though.* 112 *that* aus *what.* 115 *to*] *in.* 119 *beyond* über getilgtem *within.* 122 *moon* ist gewifs gemeint, aber das Wort konnte leicht *morn* gelesen

werden. 123 auf 28ʳ nachgetragen. 126 *on*] *oer*, natürlich = *o'er*; konnte übrigens leicht für *on* verlesen werden. 128 *&* getilgt vor *its*. 130 *thro* undeutlich zu *through*. 131 *quenched*. 133 Hinter *mind*. steht *methou* (oder *methin*?) *it was* durchgestrichen, darunter *methought*, darauf als Anfang einer neuen Zeile für sich, durchgestrichen, *A dream of sprin* ‖ 139 *b* von *bells* auf *of*. 140 *tell* über getilgtem *speak*. 141 *follow, follow!* unterstrichen im Ms. 142 *mine*. 143 *the*] *these*. 145 *d* in *dense* aus *th*? 148 *new-bladed*. 151 *morning*] *moving*. 153 *Follow, o follow* unterstrichen ‖ *as*. 158 *Low* aus *Slow*. 159 von *h* an unterstrichen. 162 *follow, follow* unterstrichen ‖ *Echo — follow!* erst nachträglich auf 30ʳ (statt *Echo* zuerst *Voice*). 165 *Around* die Hs. ‖ Vor der folgenden Überschrift *Echoes* ein *V* getilgt (= *Voices*? vgl. 162). 167 Vor *We* getilgtes *As*. 171 *Hark spirits speak!* Hs. ‖ *liquid* über getilgtem *aerial*. 172 *aerial*. 178 *Thro* zu *Through*. 180 *wild-bee*. 181 *Through* ‖ *noontide*. 183 *faint* mit Bleistift über mit Bleistift getilgtem *sweet*. 184 *At* aus e. a. 185 *our* über getilgtem *the*. 186 *Mocks* aus *Mocked*. 189 *list — the strain* an Stelle von ursprünglichem *It* ‖ Vor 190 Überschrift nur *Echo*, ebenso vor 196. 199 *noontide*. 207 *thine*.

32ᵛ Mitte beginnt *Scene 2*. Vor *intermingled* getilgt *surrounded by Mountains* ‖ 2 *young fawns* (so!) — *listening* nachträglich mit a. T. Erste Überschrift ursprünglich *Chorus of Spirits — 1*. Dann *C* getilgt und *Semic* davor. *1 through*. 7 *where*] vielmehr *when* (wie in 14)? 10 *pale* über getilgtem *faint* mit a. T. 15 *climb and wander through*. 16 *cleft* mit a. T. über getilgtem *spot*. 20 *drops* über getilgtem *beams*. Vor 24 *Semichorus 2*. ‖ 25 *through* ‖ *noonday* ohne Interpunktion dahinter. 26 *fails* aus *sails*. 27 *through*. 31 *close* über getilgtem *strain* (letzteres Wort übrigens sehr undeutlich). 33 *weak* mit a. T. über getilgtem *faint*. 34 *Till*. 38 *lake-surrounded* Hs. Hinter 40 *Semichorus 1*. ‖ 44 *sweet*] *deep*. 45 *on* nicht deutlich. 50 Forman hat Frl. Blind falsch aufgefaſst, die S. 80 nur sagt: '*Destined ought to be followed by a full stop*'; die Hs. hat einen Gedankenstrich, dahinter *soft*. 52 *breathing* über getilgtem *steaming* (auf den ersten Anblick sieht es aus, als ob auch *breathing* getilgt wäre: allein diesen Schein bringt nur der lange Strich durch *t* in dem darunterstehenden *steaming* hervor). 53 *There*

aus e. a. || *steams* Hs.; offenbar mufs es so heifsen: das ursprüngliche *steaming Earth* in 52 ist in *breathing Earth* wegen des Verbums *steams* verwandelt worden. 56 Liest die Hs. *desires* oder *desire*? 60 Hinter *hurrying* Gedankenstrich. Mit 63 schlofs (36v) ursprünglich die Scene; was noch im Druck folgt, steht nachträglich auf S. 37r und 38r.

Überschrift vor 64 ursprünglich *enter two young female* (dieses Wort doch wohl so?) *Fauns* (davon ist *r two young* in einem Zug durchstrichen, *female* mit Doppelstrich getilgt, *Fauns* aus *Fawns*); darunter ursprünglich nur *1st*, dann *Fawn* ergänzt und dieses in *Faun* korrigiert. 66 *least frequented* über getilgtem *moist & mossy*. 68 *though*. 69 *Faun* nachträglich mit a. T. (ursprünglich nur *2d*.). 71 *the enchantment of the sun* Hs. 76 ursprünglich *Which the noon kindles*; dann *the* durchgestrichen und *tide* mit Karetzeichen eingefügt || *through*. 78 im Text *lucid homes*, darüber (ohne Tilgung) *lucent domes*. Auch am Anfang der Zeile stehen über *The* zwei (sehr unleserliche) Worte; das erste sieht wie *shining* oder *striving* aus (könnten die Worte zu II, 3, 5 nebenan auf 36r gehören?). 80 lautete ursprünglich:

They rein its headlong speed, & glide with it

dann *its* in *their* und *with it* in *in fire* korrigiert; über die erste Hälfte der Zeile ist dann geschrieben: *They ride on it &*, die letzten zwei Worte ausgestrichen und durch *them &* ersetzt. Es folgte dann weiter die Zeile:

Into the waters of the Earth again

(vor *Into* ist *It* — oder *If*? — ausgestrichen), darüber steht *And bow their burning crests*; endlich ist *Into* ausgestrichen und durch *Under* ersetzt. So finden sich die einzelnen Stücke der Verse 80—82 wohl im Ms., doch ohne Andeutung der richtigen Verbindung. Überschrift vor 83 nur *1st* || 83 Vor *such* ist *these* durchgestrichen. 85 *folded violets deep* (zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte) über mit Bl. getilgtem *in the violets heart*. 87 *in*, wie bei Forman. Nächste Überschrift nur *2d*. || 88 *divine* erst mit Bleistift, dann mit Tinte über mit Bl. und T. getilgtem *imagine*. 89 *stay* in *try* korrigiert?? Vor *noontide* ist *the* durchgestrichen. Auf 91 folgte ursprünglich nur noch:

Which cheer our lonesome twilights, & which charm
To silence the unenvying nightingales ..

Darunter hat dann Shelley (mit Freilassung eines Zwischenraumes) die Verse 92—95 nachgetragen (93—95 zuerst in Bleistift, dann mit Tinte überschrieben); oben im Text ist dann die zweitletzte Zeile

Which cheer our lonesome twilights, & which charm

entsprechend geändert worden: die vier ersten Worte sind durchgestrichen, *Which cheer* und *lonesome* mit Bl. und T., *our* nur mit T.; über *lonesome* steht mit Bleistift *solitary*; über *Which cheer our* steht mit Tinte *Our solitary*. Übrigens ist keine Andeutung gegeben, wo die vier nachgetragenen Verse einzufügen sind.

36ᵛ *Scene 3.* || *Asia & Panthea* erst nachträglich. 1 *to* (falls so zu lesen) aus e. a. (*the*?). 4 *hurled*] *breathed.* 12 *be*] *beest.* 14 *should be* über getilgtem *must.* 15 Die ursprüngliche Lesart zu Anfang der Zeile so getilgt, daſs sie unleserlich (das letzte Wort = *love*?); über dieser (ebenfalls getilgt) *As those*(?) *perchance* und endlich über *ance* und rechts davon *Like its creation* || *yet* über getilgtem *although.* 26 *illumined*] schwerlich gemeint; viel eher *illumed*; dann steht nur ein Strich zu viel, wie häufig. 28 *mountains* wegen Raummangels auf dem nebenstehenden 38ʳ. 29 *icy spires* über getilgtem *pyramids.* 34 *thaw-clov'en* (so!). 38 *had* mit a. T. aus *has.* 39 *flake : in* 41 *nations* über getilgtem *mountains.* 42 : *as* || 46 *some*] *an.* 48 *that*] *which.* 49 Der erste Strich des *w* aus *t* || *my eyes.* 50 *I* scheint durchgestrichen und *If* (oder *It*?) darüber geschrieben; *thin* über der Zeile nachgetragen (es heiſst wohl vielmehr *seest thou shapes*: hinter *mists* — so eher als *mist* — scheint ein Punkt zum Fragezeichen gewandelt; auch der Zusammenhang macht sich so sehr gut).

Vers 54 (nebst Überschrift) — 98 erst nachträglich auf fol. 40ʳ, 41ʳ, 42ʳ (mit *Desideratur aliquid* auf 40ʳ Mitte machte sich Shelley wohl selbst auf die Notwendigkeit einer Ergänzung aufmerksam). 59 *viel* statt *veil* ganz deutlich. 61 ursprünglich *Even to the threshold of the*; dann die drei letzten Worte durchgestrichen und *steps of the remotest Throne* darunter geschrieben. 68 *Love* || *despair* in *Despair, sorrow* in *Sorrow* korrigiert.

69 *To-day to-morrow.* 71 Keine Interp. am Ende des Verses Hs. 78 *earth* zu *Earth,* 79 beidemal *one* zu *One* gewandelt. 83 *veiled* zu *veil'd* korrigiert. 84 *the*] *that.* 88 *treasured*] steht nicht in der Hs., sondern zuerst *buried,* dieses durchgestrichen und darüber mit a. T. *hidden* || *for* getilgt; darüber *from* mit der Tinte von *hidden.* 92 *the* aus e. a. (zuerst *thy,* dann *that,* dann *the*?). 94 *Such* vor getilgtes *For* geschrieben. 95 ff. Shelley schrieb zuerst:

That the Eternal the Immortal
With the key of life's portal
Will loose

Dies ist alles durchgestrichen; über *loose* und rechts davon hat er dann noch einmal geschrieben:

That the Eternal the Immortal;

dann probierte er eine neue Zeile:

With Must unchain, as

Hier war *With* gleich durchgestrichen worden, auch *unchain, as* ist durchgestrichen und ersetzt durch *unloose thro life's portal* (übrigens setze ich *as* nur vermutungsweise, das Wörtchen ist in der Hs. kaum mehr zu lesen). In 97 ist *The* vor ein durchgestrichenes *A* gesetzt worden, das selbst wieder auf e. a. stand | *doom* zu *Doom* gewandelt || Hinter *coiled* ist *up* durchgestrichen.

39ᵛ *Scene 4 the Cave of Demogorgon* | *Asia, Panthea,* dahinter ausgestrichen *and Demogorgon on his throne.* 1 Vor *What* steht durchgestrichen *A veiled s* (*s* wohl Anfang von *shape*?). 3 *the* über getilgtem *that.* 4 *sun* || *shapeless* — .. | 7 *know* undeutlich. 8 *darest.* 10 *thought* über getilgtem *sense.* 12 *when* die Hs. 13 *or* deutlich die Hs. Das Ms. giebt keine weitere Zeile. 22 *S* in *Sway* aus e. a. Vers 24 und 25 nachträglich auf 42ʳ || Zwischen 27 und 28 sind die drei Zeilen getilgt:

Or looks which tell that while the lips are calm
And the eyes cold, the spirit weeps within
Tears like the sanguine sweat of agony;

35 *world's* im Text (42ᵛ), aber unterstrichen und auf 43ʳ gegenüber steht *earth.* 37 *Before the wind or* (*o* aus *h*?) *sun have* (so!) *withered them* nachträglich mit Bleistift auf 43ʳ | 39 Vor *birthrights* (so!) ist *The spirit* durchgestrichen (das not-

wendige *The* mit Unrecht) || *knowledge* über getilgtem *wisdom* || Vor *power* ist *&* getilgt. 55 *desart.* 66 *prey* unerkennbar (es hiefs im Ms. vielleicht eher *chase*?).

Mit II, 4, 74 endet *MS. Shelley e. 2.* Bevor wir es verlassen, sei noch bemerkt, dafs Shelley auf den Rektoseiten von Blatt 35, 34, 33, 32, 31 dieses Manuskripts die *Invocation to Misery* (Forman III, 413—416) mit Bleistift von unten nach oben eingetragen hat. — Auf 23[r] stehen von unten nach oben die Verse:

When a nation screams (über getilgtem *cries*) *aloud*
Like an eagle from the cloud
When a

weiter unten *When the right*; ferner:

Watch the look askance & cold —
See neglect, & falshood fold

III. MS. Shelley e. 3.

Der *Prometheus Unbound* setzt sich hier auf dem ersten der 38 Blätter fort mit II, 4, 75 || 75 Komma hinter *not* mit Bleistift korrigiert zu Semikolon. 82 *until it grew* im Text, dann *it* durchgestrichen und gegenüber auf 2[r] *till marble* ohne Tilgung von *until.* 84 Gedankenstriche vor *behold* und nach *perish*; nach *behold* scheint Komma zu stehen. 86 Gedankenstriche vor *Death* und hinter *sleep,* unter dem zweiten mit Bleistift ein Komma. 95 *thro.* 100 *rains* deutlich. 106 ursprünglich *for while his,* dann *for* getilgt und *yet* zwischen *while* und *his* über der Zeile. 114 *the master* Hs. Vor *If* Gedankenstrich. 115 *secrets* : — *but* || 122 *response* in Bleistift über mit Bl. getilgtem *answer.* 124 bis 126 ursprünglich:

demand ... and be thine answer now
Nor doubtful nor obscure.

Dann ist *be* zu *do, thine* zu *thou, now* zu *me* (schwerlich *true*) gewandelt, *Nor — obscure* durchgestrichen und dafür nebenan auf 4[r]

As my own soul would answer, did it know
That which I ask —

geschrieben. Die letzten vier Worte stehen über ausgestrichenem *Nor dark nor*(?) *dim,* das offenbar zuerst als Ersatz für *Nor*

doubtful nor obscure gedacht war. 128 *shall* aus *will.* 132 *flight* hinter getilgtem *speed.* 138 und 139 ursprünglich:

their bright hair
Streams on the blast like meteors, & they all

hair und *Streams* stehen unkorrigiert da, *on — they* ist durchgestrichen und ersetzt durch *like a comets scattered hair, &*, dann aber *scattered hair* auch durchgestrichen; ein weiterer Ersatz ist nicht gegeben. 143 Ursprünglich am Anfang der Zeile *Waits with it's,* dies durchgestrichen und gegenüber auf 5ʳ in Bleistift zuerst *Stays its dark,* dann *Stays* ausgestrichen und *Checks* darüber. 145 *Who*] *What* || *Speak* zuerst aus Raummangel auf 4ᵛ unter der Zeile, dann hier ausgestrichen und (mit kleinem *s*) in gleicher Linie mit *me* auf die gegenüberliegende Seite 5ʳ gesetzt. 150 *That* aus *The.* 151 *may* über getilgtem *doth* (dieselbe Tinte) || *dust* hinter getilgtem *smoke* in anderer Tinte. 152 *oer* über getilgtem *to.* 153 *Lo* aus *See.* 154 ursprünglich:

Terrified; & its path darkens the night —

dann alles hinter *Terrified* ausgestrichen und ersetzt durch *watch its path among the stars.* 155 zuerst *Darkens the night,* wo *Darkens* zu *Darkening* korrigiert scheint; das Wort wurde dann in Bleistift durch *Blackening* ersetzt. 155 Die Rede *Asias* lautete ursprünglich:

See near the verge another chariot stays

(vor *See* ist *But see* durchgestrichen) = Vers 156; darunter, von *the* an, das Gedruckte (*Thus* u. s. w.). 157 Anfang ursprünglich *Like the;* dies ausgestrichen und der Vers, wie gedruckt, darüber und rechts davon. 158 Vor *comes* ist *burns around* ausgestrichen. 159 *fair* durchgestrichen vor *young.* 160 *That guides it* über durchgestrichenem *Within it.* 162 *Lures winged*] dafür zuerst *Attracts* mit Zwischenraum für ein Epitheton zu *insects;* dann *Attracts* durchgestrichen und *Leads winged* darüber; endlich auch *Leads* durchgestrichen und *Lures* unter der Zeile. 168 *Daughters.* 173 nachträglich zwischen 172 und 174 eingeflickt. || *at noon*] *ere noon.* 174 *daughters.*

Scene V etc.] Das Ms. hat: *Scene — the car* u. s. w. bis *mountain,* der Rest *Asia — Hour* fehlt. 9 erstes *the*] *this.* 12 *aerial.* 22 *thy* mit anderer Tinte zu *thine.* 24 *chrystal.* 26 ursprünglich *like a fire, s,* dies durchgestrichen und darunter

the atmosphere (*a* zu *an* wegen *atmosphere*?). 30 *dwell* deutlich. 30 *grief cast* unter durchgestrichenem *Earth* (*h* nicht zu Ende geschrieben). 35 *Hearest*. 36 *all* über durchgestrichenem *each* ‖ *feelest*. 43 *It makes* mit Bleistift über durchgestrichenem *Making*. 47 Überschrift *Panthea* durchgestrichen; über *Voice in the Air* ist durchgestrichen *Song of an enamoured Spirit*. 52 *looks* deutlich. 54 *limbs*. 55 *vest* deutlich. 57 *Through*. 59 *wheresoe'r* ‖ Vor 60 sind zweieinhalb Verse der nächsten Strophe (*Lamp* — *sou*) ausgestrichen. 60 *others*; — *none* ‖ 67 Kein Komma hinter *brightness*. 68 *those* über unkorrigiertem *whom*.

Mit Vers 71 schliefst 10ᵛ: was dann in der gedruckten Ausgabe *Asia* spricht, steht 11ʳ unten und 12ʳ und 13ʳ, aber vor dieser Rede *Asias* steht ungetilgt auf 11ʳ (die letzten viereinhalb Verse in viel blasserer Tinte):

Asia
You said that Spirits spoke, but it was thee
Sweet sister, for even now thy curved lips
Tremble as if the sound were dying there
Not dead
Panthea
Alas it was Prometheus spoke
Within me, and I know it must be so
I mixed my own weak nature with his love
And
And my thoughts
Are like the many forests of a vale
Through which the might of whirlwind & of rain
Has passed they rest through the evening light
As mine do now in thy beloved smile.

Dabei ist in Vers [1] *say* vor *said* durchgestrichen; *spoke* steht über getilgtem *speak*. [4] *was* über getilgtem *is* ‖ *spoke* über getilgtem *speaks*. [5] Die Zeile steht folgendermafsen da:

Within me, if I spoke, & even now it it must be so

Dabei ist *even now it* durchgestrichen; ebenso *if I spoke*, aber in blasserer Tinte, mit der auch *and I know* über die Zeile geschrieben wurde. [6] *love* sieht fast wie aus *life* korrigiert aus. [10] *Has* zu *Had* korrigiert? *passed* aus *past* ‖ dahinter *bu and they glimmer through*, wo *bu* (= angefangenem *but*?) *and* durchgestrichen; ebenso *glimmer*, über dem zweimal *rest*, und unter dem noch einmal ausgestrichenes *glimmer* steht. [11] Der

erste Strich des *m* aus *I* || 76 *a*] *the* (nur Druckfehler bei Forman). 79 *Upon* über getilgtem *Betwee* || 80 ursprünglich:

Betweens (so!) *forests* *abysses,*

mit Lücke nach *forests*; dieses Wort wurde dann getilgt, und *mountains, woods* über die Zeile geschrieben. 84 *spreading* unter getilgtem *flowing*. 85 die Strophe deutlichst abgetrennt. 96 Vor durchgestrichenes *Which* noch einmal *Which* gesetzt (weil mit Unrecht eingerückt!) *& on* deutlich. 98 *past*. 103 *Thro. End of the second Act*] fehlt in der Hs.

Act III.

11ᵛ beginnt der dritte Akt; *Act 3ᵈ* nachträglich in Bleistift. *Scene — Heaven.* || *Thetis &* nachträglich. Überschrift *Jupiter* in Tinte und Bleistift. 3 *am I* Hs. 4 *has* zu *had* korrigiert. 5 Kein *an* in Hs. 8 im Text auf 11ᵛ: *In tameless insurrection;* die ersten zwei Worte sind mit Bleistift getilgt und auf 12ʳ gegenüber steht mit Bleistift *Hurling up,* dies aber von *most be* (II, 5, 92) zum Teil überdeckt. Auf gleicher Höhe mit diesem Verse steht rechts auf 12ʳ auch *The masks of a rebellion,* aber durchgestrichen (jedenfalls mit Bleistift, der Anfang vielleicht auch mit Tinte). 11 und 13 *though*. 13 *night* deutlich in der Hs. und zwar wegen Raummangels gegenüber auf S. 12ʳ. 14 zuerst *climbs*, dann *s* durchgestrichen. 18 *a* über getilgtem *the*, *wonder* über getilgtem *might*. 19 *That*, wie es scheint, auf einem anderen, zuerst undeutlich geratenen *That*. 20 *destined* deutlich || *Hour* aus *Hours*? vgl. die letzte Zeile dieser Seite, wo auch *Elysian* aus *Elysians* korrigiert scheint. 22 *might* über getilgtem *robe*. 23 *awful* über *shadowy* || *unbeheld* — gegenüber auf 13ʳ ein *Ere*, vielleicht der Anfang einer beabsichtigten Änderung. 24 *To redescend* über getilgtem *He shall descend &* || 27 *divine* über getilgtem *of Heaven*. 28 *Ye all* mit Bleistift über getilgtem *Let the*. 29 vor *Earth* ist *the* ausgestrichen || *under* über getilgtem *beneath*. 30 *circling* über getilgtem *living*. 33 *winds. — & thou.* 36 *Image* über getilgtem *Shadow*. 39 *The* aus *Thy* || *being* über getilgtem *frame*. 44 *th* vor *which* ausgestrichen. Nach 44 folgt im Ms. die durchstrichene Zeile:

Even now unbodied & invisible

(über *Even* noch durchstrichenes *Which*). 45 *felt although unbeheld* über durchgestrichenem *our mighty Progeny* (*eheld* von *unbeheld* in Bleistift, unter dem Bl. undeutlich mit Tinte); *al* in *although* mit Unrecht getilgt. 47 *wheels* über getilgtem *winds*. 49 *feel'st*. 51 *toward* in der Bühnenweisung. 54 *as thou wert Saturns child* über getilgtem *as thou art Saturns ...* Auf 15 r steht gegenüber dieser Zeile etwas schwer Leserliches: zweites Wort *Rhea's*, erstes *He* (oder *As*?). 55 *together* unter einem unleserlichen Wort. 68 und 69 nachträglich rechts nebenan auf 16 r || Auf *just &* folgt durchgestrichenes *mild if he is now*; über get. *mild* steht *dreadless*. 69 *then* steht Hs. 70 *refuge* über getilgtem *respite* || Von *Sink* an bis 74 *sea* nachträglich nebenan auf S. 16 r; auf 15 v steht dafür getilgt:

Defiance
then shall we sink

71 *will*] *shall* || *on* aus *in* || Unter Vers 71 steht ausgestrichen

Together then
Shall we be drowned in ruin fathomless

über *be — fathomless* steht weiter, ebenfalls ausgestrichen: *sink down upon the stream of ruin* || Über *Shall we* und unter *on* (*in*) *the wide* stehen einige Worte in Bleistift: *Into* (zwei- oder dreimal) ist deutlich leserlich. 72 *as* über getilgtem *like*. 73 *Drop* über getilgtem *Sink*. 74 Vor *Hell* ist *loose* und der Anfang eines weiteren Buchstabens durchgestrichen. 75 *Its* über getilgtem *Thy*. 76 *Swallow* getilgt vor *And* || vor *them* ist *let* durchgestrichen und *whelm on* mit Karetzeichen über der Zeile ergänzt. 77 *thee*] *thou* (so!). Vers 81 steht über getilgtem

Down down down down dizzily, far & deep
Ever ever d

Die Verse 82 und 83 sind rechts nebenan auf 16 r nachgetragen. 82 *the* über getilgtem *mine* (mit anderer Tinte).

Vor der zweiten Scene die Weisung: *Scene The mouth* u. s. w. 2 *made pale dim* (*pale* ausgestrichen) wegen Raummangels nebenan auf S. 16 r. 3 *crimson* durchgestrichen, darunter *sanguine*; Shelley fährt dann in der Linie von *sanguine* fort || *thro*. 11 *An eagle so, caught*. 12 Vor *his* Doppelpunkt in Strichpunkt korrigiert. 16 ohne Komma. 17 *aerial* || *it* — ||

17r, 18r, 19r und vier Zeilen auf 20r = *Ode to Heaven*, bei Forman II, 287 ff.

19 *unstain'd* Hs. 22 *many-peopled*; der Bindestrich scheint auf den ersten Blick in der Hs. zu stehen; wir haben es aber vielmehr mit dem Abdruck eines *t*-Striches auf 18r zu thun.[1] 26 *unladen* korrigiert zu *light* = *laden.* 27 zuerst *star, which is,* dann *which is* getilgt und darunter (und weiter nach rechts geschrieben) *its unseen pilots crest,* endlich *unseen* getilgt und durch *sightless* ersetzt. 32 ursprünglich *and odours sweet,* dann *sweet* getilgt und *floating* über der Zeile nachgetragen. 33 *free* über getilgtem *frank.* 34 *And*] Druckfehler bei Forman statt *That* || Hinter *music* Punkt ausgestrichen und Komma darunter — oder Strichpunkt in Gedankenstrich verwandelt? 39 Shelley wollte zuerst wohl *in* ausschreiben, *i* ist deutlich, danach der erste Strich eines *n* (?) durchgestrichen || Hinter *away* Fragezeichen. 40 *even* über durchgestrichenem *mor* || 41 steht mit Bleistift nebenan auf S. 19r, mitten in der *Ode to Heaven* (vor *to* Komma): im Text steht (mit Bleistift getilgt):

Hark the loud Deep calls me home too, to feed it

43 *forever.* 44 *the* vor *Nereids* durchgestrichen (oder vielmehr nur der Strich durch *t* etwas tief geraten?). 45 *streams* (?). Die Bühnenweisung hinter 48 mit Bleistift; *the roar* statt *A sound.* Scene III, Bühnenweisung (erste drei Zeilen bei Forman):

Scene Caucasus, Prometheus, Hercules, Asia
Panthea Ione, the Earth. Spirits —

Rechts über *Panthea,* zwischen den beiden Zeilen, steht mit anderer Tinte eingefügt: *borne by the spirit of the Hour* || 6 Vor *Asia* kein Absatz, nur kleine Lücke. 8 *sister-nymphs* || *made*] *make.* 9 *through* || Gegenüber auf 20r steht *let us not,* das wohl als Variante zu *we will* in Vers 10 gemeint war. Gegenüber Vers 17 auf S. 21r *Cling pendent,* offenbar Variante zu *Hang downward* || *forth* in Bleistift über getilgtem *down.* 25 *For* durchgestrichen vor *What.* 26 *if* über Karetzeichen nachgetragen. 27 *shalt*] wohl *shall* im Ms. (vgl. das *shall* der nächsten Zeile) *chant* || 30 *& beams* — 31 *brim* nachträglich gegenüber auf

[1] Frl. Blind (*Westminster Review,* July 1870, S. 84) schlägt diese Lesart mit dem Bindestrich vor, aber richtig nicht auf Grund handschriftlicher Lesung, sondern als *'conjectural emendation'* (ib. S. 83).

S. 21 r. 36 *and* über getilgtem *till,* || 40 *And* über getilgtem *For* | *hither*] *thither* Hs. 42 *aerial.* 55 *rapt.* 56 *though.* 70 *this the*; also fehlt *is* in der Hs. 83 dahinter Bühnenweisung *kissing the ground* || 85 *thy*] *their.* 88 *through.* 95 *Draining* mit anderer Tinte und Feder über getilgtem *Sucking.* 98 Kein Komma hinter *wind.* 102 *unwithering* zweifellos die Hs., wenn auch *ering* wohl mit *ing* verwechselt werden könnte || *hues in their repose* nachträglich mit Bleistift gegenüber auf S. 25 r: im Text steht: *colours as they dream*; das letzte Wort mit Tinte, die übrigen mit Bleistift ausgestrichen. 108 *O* || 110 *The* vor *It* ausgestrichen. 112 *But* über getilgtem *Only.* 114 *They* (zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte) über getilgtem *Men.* 124 *where*] *whence.* 125 (recte 126) *who.* 131 *Which breath now rises* gegenüber auf S. 26 r (zuerst in Bleistift, dann in Tinte): im Text steht mit Bleistift getilgtes *Which now floats upward* || *among* Hs. 138 *Which star* mit Bleistift gegenüber auf 27 r statt mit Bl. ausgestrichenem *Starring* im Text: vor der Bleistiftkorrektur steht mit Tinte ein mir unverständliches Wort (sieht ungefähr wie *Shedhart* aus, oder zwei Wörter, erstes *She* oder *The*?). 139 *through* || *bright, golden* || 141 *through.* 143 *aerial.* 145 *waving wings of noonday dreams* mit Bleistift gegenüber auf 27 r statt mit Bl. getilgtem *hum of fountain-gathered dreams* || 147 *This*] *that* (nach ...). 148 Die Bühnenweisung (mit *arises* statt *rises*) erst mit Bleistift, dann Tinte in der zwischen 147 und 148 gelassenen leeren Zeile. 152 *Wayward!* wegen Raummangels auf 27 r. 159 *chrystalline* (wagerechter Strich über *a* Zufall?). Hinter 161 getilgt:

Which bore thy name ere faith was

dazu noch erster Buchstabe eines weiteren Wortes. 163 *capitals.* 164 *populous with most living.* 168 *there the emulous* über getilgtem *and ardent.* 169 *thine* || auf S. 28 r gegenüber *The beginning of Platos Republic* — || 173 und 174 nachträglich auf 28 r. 174 *far* über getilgtem *high.* 175 *that Temple* unter getilgtem *it* || Ende der Zeile ursprünglich *Cave ... depart!* aber das letzte Wort getilgt.

Die vierte Scene beginnt oben auf 28 v: Hinter *Scene* zwei Striche (weil Shelley über die Nummer der Scene noch nicht im klaren war), dann durchgestrichenes *the,* dann durchgestrichenes

The plus unleserlichem Wort (*pull?*), dann erst *A forest* u. s. w. *Cave*] *Cavern* — || Reihenfolge im Ms. ursprünglich *Ione Panthea Prometheus Asia*; dann ist diese Reihenfolge durch darübergesetzte Ziffern 1, 2, 3, 4 gewandelt in *Prometheus Asia Ione Panthea* || *and*] fehlt. 2 Komma hinter *leaves* durch Ausrufungszeichen ersetzt; *how* über getilgtem *&* || *head*] Shelley hat *its* wiederholt und dann *ts* in *h* gewandelt; das *i* ist geblieben. 14 *through*. Gedankenstriche hinter 22 und 23 || 24 *of the Earth* fehlt. 26 *mine eyes*. In der Überschrift vor 33 fehlt *of the Earth*. 37 *venemous*. 47 *Though*. 50 *though*. 53 *A*] *The* Hs. 56 *Than* hinter durchgestrichenem *But*. 63 *t* in *the* aus *a*. 69 *passed*. 71 *ere* in *Were* auf e. a. (hatte Shelley zuerst *Where* geschrieben?). Nach 77 gestrichen:

Like an old garment soiled and overworn

79 *nighshade*, wie es scheint || *twined*] gewifs so gemeint, aber nur *tw* deutlich. 81 *bunch* mit Bleistift über ungetilgtem *mass*. 86 (mit Überschrift davor) — 96 nachträglich mit Bleistift gegenüber auf 33 r. 86 ursprünglich *and thy cold chaste*, dann *till* über getilgtem *and*, über getilgtem *cold* noch einmal getilgtes *cold*, darüber *chaste*, über getilgtem *chaste* endlich steht *Sister*. 87 Hinter *and* ein *the* über der Zeile. 88 *warm* über *pure* | *& equal light* in gleicher Höhe wie *warm*. 89 scheint nachträglich eingefügt. 90 (Überschrift) *of the Earth* nachträglich gesetzt. 94 *fires* über getilgtem *lights*. Überschrift vor 94 *of the Earth* nachträglich. 95 *trims* über getilgtem *fills*. 96 *Why* getilgt vor *Tis*. Hoch oben auf 33 r, für sich, in Bleistift, *from* über getilgtem *those* (zu III, 4, 84 auf 32 v gehörig??). Hinter 96 steht noch, ebenfalls auf 33 r, aber mit Tinte:

Spirit
I hear & see, (Lücke) *but I must away*

(die Lücke wohl nur, um der tiefstehenden Überschrift *Spirit* auszuweichen). Die nächste Bühnenweisung (auf 32 v): *Enter, the Spirit of the Hour*. Überschrift vor 98 *of the Hour* fehlt. 98 zwischen *the* und *sound* durchgestrichenes *thu* (= angefangenem *thunder*). 99 *of* über der Zeile nachgetragen || *sky* über getilgtem *air*. 101 Vor *And* steht getilgtes *The light*. 107 Keine Interp. hinter *plumes*. 108 *birthplace* über getilgtem *pastures* || hinter *sun* keine Interpunktion. 110 Kein *on* in der Hs. || Hinter

fire Gedankenstrich. 111—124 nachträglich gegenüber auf 34 r. 111 ursprünglich *moonlike stands within,* dazu *car* (in anderer Tinte?) über Karetzeichen hinter *moonlike* ergänzt, und *stands* durch *will stand* ersetzt. Über *car* steht noch durchgestrichenes *chariot* (das metrisch zu der alten Lesart *stands within* paſst). 112 Hinter *A temple* schrieb Shelley zuerst:

underneath its hollow dome
Poised on twelve columns of resplendent stone
Around stand Asia & the Earth & thou
Prometheus, and the sisters of the Sea
In memory of the tidings it has borne

All dies ist durchgestrichen (über *hollow* steht noch ebenfalls getilgtes *fretted,* vor *Around* durchgestrichenes *And*): als nächster Vers steht dann da:

And gazed upon by living statues forms, around

Hier ist *living statues* durchgestrichen und *Phidian* darübergeschrieben, *around* am Eude getilgt und ebenso *And* am Anfang, so daſs der Vers nun an *A temple* fünf Zeilen weiter oben anschlieſst. 113 *thee* korrigiert aus *thou.* 114 *you* unter getilgtem *thou.* 115 zuerst hinter 117, aber umgestellt durch Verweisung (s. übrigens auch oben zu 112) || 116 hinter *dome* über der Zeile ein durchgestrichenes *which* || *graven flowers* über getilgtem *carven.* 117 *dent* in *resplendent* aus *did?* 118 *bright & liquid sky* nachträglieh links quer am Rande eingefügt statt des getilgten *all-surrounding Heaven* (*all* übrigens fraglich; wohl auf e. a.?). Vers 119 steht über getilgtem

Drawn by the likeness of those winged steeds

dies durchgestrichen (vor *Drawn* noch *And* getilgt). 119 Hs. *amphisbœnic* (ἀμφίσβαινα). 121 *flight* Hs. 122 *Whither* hinter getilgtem *Withe.* 123 Im Ms. scheint *untold* in *unsaid* gewandelt. Auf 34 r unten steht noch isoliert *Yoked* (V. 119). 128 *dissappointed.* 131 hinter *behold* mit Bleistift Ausrufzeichen. 133 *fawned*] *frowned* Hs. 137 *frowned*] *fawned* Hs. 139 *subject* über getilgtem *captive* (*c* in *captive* auf e. a.). 140 *abject* über getilgtem *subject.* 145 gegenüber auf 35 r *ain* statt [*Rem*]*ained*; 147 ebenso gegenüber *creeps* statt *crept.* 150 *yes* unterstrichen. 152 Punkt aus Strichpunkt. 158 *Looking* sofort aus *Looked.* 159 *be* wegen Raummangels zuerst unter der Zeile;

hier durchgestrichen und gegenüber auf 35 r gesetzt. 160 *Yet* hinter getilgtem *And* | *make* Hs. || *pride* steht noch angefangen auf 34 r (drei Buchstaben durchgestrichen), dann wegen Raummangels ganz nebenan auf 35 r. 168 ***hideous secret*** im Text durchgestrichen, gegenüber auf 36 r *monstrous.* 172 *conquerors, mouldering round* || 173 Gedankenstrich (oder zufälliger[1] Strich?) vor *These* (so!). 175 gegenüber diesem Vers scheint S. 36 r *as they* zu stehen (*as* unsicher). 186 *Dragged to* über getilgtem *slain at* und gegenüber auf 37 r. 187 nachträglich auf 37 r; *among* zu *amid* korrigiert. 189 *Frown* unter getilgtem *Stand oer* aus *on.* 192 *and*] *or* Hs. 194 Vor *but* zuerst Komma und Gedankenstrich, korrigiert in Doppelpunkt und Gedankenstrich (ebenso 197). Hinter *man* Doppelpunkt in Punkt korrigiert? 197 hinter *man* Doppelpunkt. 198 hinter *Passionless* scheinbar Fragezeichen über Komma; wie zu deuten? || *no* — | *yet* auf getilgtem *but* || *or* aus *&.* 200 *Nor yet* über getilgtem *Though not* || *though* über getilgtem *yet.* 202 gegenüber auf 37 r für im Text getilgtes

Which Which clog that spirit, else which might outsoar

(das zweite *Which* aus angefangenem *That*?). Statt *End of the third Act* hat die Hs. *Prometheus,* gleichsam als Überschrift. Wollte Shelley den Akt ursprünglich mit einer Rede des Prometheus schliefsen?

Auf 37 r hat die Hs. noch die Verse (= *Prom.* IV, 251. 252):

Kindling with mingled sounds, & many tones
Intelligible words & music wild —

(*mingled* über getilgtem *many,* und *many* über getilgtem *mingled*).

Die Schlufsseiten der Hs. enthalten auch das Ende der *Preface* zum *Prometheus,* wie schon oben angegeben.

[1] Dies scheint mir jetzt sicher ein zufälliger Strich. Auf 37 v steht ein über die ganze Breite der Seite gezogener Verweisungsstrich, der am Rand auch noch auf die drei folgenden Blätter (darunter genau unsere Stelle) abglitt. Es steht also in der Hs. keine Interpunktion zwischen *round* und *These.*

München. J. Schick.

(Schlufs folgt.)

Der Satiriker Trajano Boccalini
und sein Einflufs auf die deutsche Litteratur.

In den Briefen, die dem Andenken älterer deutscher Dichter gewidmet sind, sagt Herder, dafs Joh. Val. Andreä, der Dichter und Theologe, 'der die italienische und spanische Sprache liebte und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil nahm; insonderheit scheint Boccalini auf ihn gewirkt zu haben'. Und an einer anderen Stelle behauptet derselbe Gelehrte, dafs kein damals lebender Autor so viel Einflufs auf die Manier Andreäs gehabt habe, als eben Boccalini; die ganze *Mythologia christiana* habe mit dessen *Ragguagli di Parnaso* die unverkennbarste Ähnlichkeit. Was aber hier von dem streitbaren württembergischen Gottesmann gesagt wird, das gilt auch noch von anderen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, vor allen von Harsdörffer und Schupp. Dies im einzelnen zu verfolgen und damit an einem konkreten Beispiele zu zeigen, welchen Einflufs fremdländische Autoren auf bedeutende und fruchtbare deutsche Schriftsteller jenes Jahrhunderts ausgeübt haben, ist der Zweck der nachfolgenden Untersuchung; dieser aber kann nur dann erreicht werden, wenn wir uns zuvor mit der bei uns fast gänzlich unbekannten Persönlichkeit jenes Italieners und seinen Werken einigermafsen vertraut gemacht haben.

1) Leben und Schriften des Trajano Boccalini.[1]

In den römischen Marken, denen Italien so manchen für seine geistige und politische Entwickelung bedeutenden Mann

[1] Biographisches über Boccalini findet sich, abgesehen von älteren Gelehrtenlexicis und Encyklopädien (Jöcher, Morhof, Bayle), bei Ersch

verdankt, hat Trajano Boccalini 1556 das Licht der Welt erblickt, und zwar ist der bekannte Wallfahrtsort Loretto seine Vaterstadt gewesen. Dort lebte sein Vater Giovanni Boccalini als päpstlicher Beamter, als *architetto della Santa Casa*. Letztere ist bekanntlich das Geburtshaus der Jungfrau Maria, welches 'die Engel, um es der Gewalt der Ungläubigen zu entreifsen, zuerst nach Dalmatien, dann in die Gegend von Loretto unter dem Pontifikate des heiligen Cölestin V. im Jahre 1294 übertragen haben'. Giovanni Boccalini hatte also wohl über den prächtigen Kuppelbau zu wachen, den einst Bramante über dem Heiligtume emporgewölbt hatte, er hat auch selbst verschiedene Baulichkeiten daran ausgeführt. Er stammte aus Carpi und verdankte seine Stellung, in die er kurz vor der Geburt unseres Trajano eingetreten ist, seinem Landsmanne, dem Kardinal Ridolfo Pio. Er starb 1580; von seiner Frau, der Mutter Trajanos, wissen wir nur, dafs sie Giulia hiefs.

Die Verhältnisse scheinen daheim dürftig gewesen zu sein, Boccalini selbst klagt darüber, dafs er erst spät — wohl erst nach des Vaters Tode — den gelehrten Studien sich habe zuwenden können, und dafs er sich dann nur mühselig durchgeholfen habe. Wir wissen, dafs er noch 1583 in Padua studierte; vorher ist er auf der hohen Schule zu Bologna gewesen. Aber bald nach 1583 mufs er nach Rom gezogen sein, denn er rühmt noch den holländischen Philologen Marc Antoine Muret, der sich erst im Alter zum Priester weihen liefs, als seinen Lehrer: der aber starb 1585. Sein Hauptstudium galt der Rechtswissenschaft; dafs er aber nebenbei auch die schönen Wissenschaften mit Eifer gepflegt haben mufs, ist aus seinen Schriften deutlich erkennbar. Wenn ihn Prospero Mandosi[1] auch als Dichter preist, so können wir die Richtigkeit seiner Behauptung nicht mehr nachprüfen, da nichts von den *carmina plura*, die jener kannte, erhalten ist.

Rom hielt nun Boccalini fast für sein ganzes Leben fest, darum bezeichnet auch er selbst sich zumeist als einen Römer

und Gruber sowie in der *Biographie universelle*; die hier gegebene Darstellung seines Lebens beruht im wesentlichen auf der trefflichen Schrift seines Landsmannes Giovanni Mestica: *Trajano Boccalini e la letteratura critica e politica del Seicento*, Firenze 1878.

[1] *Bibliotheca Romanorum scriptorum*, Romæ 1682, centuria I, 41.

und hat damit verschuldet, dafs in einer Reihe älterer Werke Rom als sein Geburtsort genannt wird. Auch aus einem anderen Grunde als dem oben angeführten ist anzunehmen, dafs Boccalini 1583 oder spätestens im nächsten Jahre nach Rom gezogen sein mufs. Es ist nämlich neuerlich die Urkunde von seiner in Rom eingegangenen Ehe mit Ersilia Ghislieri, einer Verwandten des Dominikaners Michele Ghislieri, der als Papst Pius V. dem Protestantismus in Italien ein Ende bereitete, veröffentlicht worden, und dieses Dokument stammt aus dem Jahre 1584; es werden darin auch noch zwei Brüder Boccalinis, Polycarp und Hadrian, genannt.[1] Boccalini mag sich damals nicht gerade in glänzender Lage befunden haben; man darf wohl eine Stelle in seinen Kommentarien zum Tacitus auf jene Zeit beziehen, wo er erzählt, dafs er nur mit äufserster Anstrengung sich die Mittel zur Erhaltung seiner Familie habe verschaffen können.[2] Da mag es auch gewesen sein, dafs er begann, junge Leute zu unterrichten, eine Beschäftigung, die ihm mit der Zeit Ansehen und Ehre eintrug, wie denn der Kardinal Bentivoglio in seinen Memoiren erzählt, dafs er bei Boccalini, den er als grofsen Tacituskenner rühmt, Unterricht in der Geographie genossen habe. Bentivoglio berichtet dies aus dem Jahre 1601; vorher wie auch später mufs aber Boccalini daneben als päpstlicher Beamter thätig gewesen sein. Er selbst erwähnt einmal, dafs er 1591 Statthalter in Benevent war, und 1608 bekleidete er dasselbe Amt in Argenta, im folgenden Jahre in Matelica, dann wieder in Rom selbst. In der Zwischenzeit von 1591 bis 1608 scheint er auch schon eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt als richterlicher Beamter angestellt gewesen zu sein. Boccalini hat nicht viel Befriedigung in dieser Beschäftigung gefunden und keine grofsen Erfolge damit errungen: wir hören von Beschwerden über seine Amtsführung, und er selbst spricht nicht gerade mit Begeisterung davon. Er-

[1] *Giornale storico della letteratura Italiana,* Band 22 (1893), S. 465. Mestica, a. a. O. S. 94, Anm. 4 bemerkt, dafs in den Taufbüchern von Loretto unter dem 22. April 1580 ein Adriano Boccalini als Taufzeuge angeführt sei, und vermutet einen Schreibfehler (Hadriano statt Trajano), da er jenes Dokument nicht kannte.

[2] *Bilancia politica di tutte le opere di Tr. Boccalini,* Castellana 1678, I, S. 124.

folge und Anerkennung verschafften ihm vielmehr seine umfassende Bildung und glänzende Geistesgaben, die ihn zu hochstehenden Männern, wie den beiden Kardinälen Borghese und Caetani, in nahe Beziehungen brachten.

Von den Päpsten, unter denen Boccalini in Rom lebte, nennt er als seinen besonderen Gönner Clemens VIII. (1592—1605); die Politik dieses Kirchenfürsten, der die römische Curie von der auf ihr lastenden Bevormundung der Spanier frei zu machen verstand, war auch Boccalini sympathisch. Als dagegen mit Paul V. (1605—1621) wieder die frühere Zuneigung zu Spanien erwachte, als dieser in seinem Bestreben, die geistliche Herrschaft auch in anderen Ländern als im Kirchenstaate auszuüben, mit der von Boccalini so sehr geschätzten Republik Venedig in Zwist geriet, da begann auch Boccalini seiner Unzufriedenheit mit den Verhältnissen Ausdruck zu verleihen. Er fing damals — wenigstens hören wir aus früherer Zeit nichts von solcher Thätigkeit — an, seine Abneigung gegen diese Art des Kirchenregiments und gegen den spanischen Einfluſs am päpstlichen Hofe in witziger, oft aber auch beiſsender Satire kund zu thun, und so sind dann in den letzten Jahren seines römischen Aufenthalts die satirischen Schriften *Ragguagli di Parnaso* und *Pietra del paragone politico* zum gröſseren Teile entstanden. Handschriftlich wurden sie zuerst nur vertrauten Freunden und Gönnern, deren sich selbst in der Nähe des Papstes welche befanden, mitgeteilt, aber auch den Späheraugen der Inquisition blieben diese Ausfälle nicht verborgen, und Boccalini zog es schlieſslich vor, in seinen alten Tagen noch einmal den Wohnort zu wechseln, als der Rache der Spanier sich preiszugeben. So zog er denn 1612 nach Venedig, für das er stets lebhafte Vorliebe gezeigt hatte, und hoffte dort die Sicherheit zu finden, die ihm Rom ferner nicht bieten konnte.

Er hat aber auch dort seinem Schicksal nicht entgehen können: kaum hatte er noch das erste seiner Werke, die *Ragguagli di Parnaso,* herausgegeben, da ereilte ihn im November 1613 der Tod, ehe er noch die Hauptarbeit seines Lebens, die Kommentarien zum Tacitus, vollendet hatte. Es herrscht nicht völlige Klarheit über seinen Tod. Zwar die vielfach überlieferte Nachricht, daſs Boccalini in seinem Bette von Meuchelmördern, die im Solde der spanischen Krone gestanden hätten, überfallen und

mit Sandsäcken zu Tode geprügelt worden sei, hat sich als unrichtig erwiesen; das Totenregister der Kirche zur Santa Maria Formosa in Venedig meldet vielmehr, daſs er an Kolikschmerzen und Fieber gestorben sei. Man nimmt aber jetzt allgemein an, daſs dieses Leiden und der Tod Boccalinis durch Gift veranlaſst worden ist, das ihm von spanischer Seite aus beigebracht worden war.[1]

Boccalini ruft einmal, nachdem er eine Anzahl von Fürstenmorden, die durch Gift begangen wurden, aufgezählt hat, den Fürsten zu: *Attenti dunque, o Prencipi! Un Archibugio, uno stiletto leva la vita à gli huomini privati, mà i Prencipi non hanno maggior nemico che il veleno.*[2] So war es seinem Freunde in Venedig, dem Geschichtschreiber Paolo Sarpi, ergangen, dem 1607 aus Rache dafür, daſs er seine Feder in den Dienst der Republik in dem schon erwähnten Streite zwischen Venedig und Paul V. gestellt hatte, *stilo curiæ Romanæ,* wie er dann selbst dem Arzte sagte, einige zum Glück nicht tödliche Wunden beigebracht wurden. An sich selbst aber muſste er erleben, daſs den finsteren Mächten der Inquisition jedes Mittel recht war, wenn es galt, einen Widersacher unschädlich zu machen, und daſs das Gift ebensogut Privatleuten wie gekrönten Häuptern gegenüber Verwendung fand.

Von Boccalinis schriftstellerischer Thätigkeit ist im Vorstehenden nur nebenbei die Rede gewesen, wir wenden uns daher nunmehr zu seinen Werken. Von denselben kommt für uns dasjenige zunächst in Betracht, das zuerst von allen erschienen ist und bei uns in Deutschland die meiste Beachtung gefunden hat; es sind die schon genannten *Ragguagli di Parnaso,* Relationen aus dem Parnaſs, wie die deutschen Übersetzer sie zu bezeichnen pflegen. Zweck dieser bald kürzeren, bald längeren Satiren ist, wie Boccalini selbst einmal sagt, über politische und moralische Dinge in scherzhafter und geistreicher Weise zu reden, was vor ihm noch niemand unter seinen Landsleuten gethan habe. Etwas ausführlicher äuſsert er sich hierüber in der Widmung zum ersten Teile der *Ragguagli,* wo er erklärt, daſs er in scherzhafter Weise über die Leidenschaften und Gewohnheiten der Menschen über-

[1] *Giorn. stor. d. lett. It.* Bd. 12 (1888), S. 459, Anm. 3. [2] *Bil. pol.* I, 145.

haupt, dann aber auch über die Bestrebungen und die Thätigkeit der Fürsten die Wahrheit sagen wolle. Zu diesem Zwecke also übermittelt Boccalini der Welt als *Menante,* als 'Zeitungsschreiber auß Parnasso' allerhand Nachrichten vom Parnafs; dort nämlich hat Apollo seinen Herrschersitz, und um ihn herum wohnt sein Hofstaat und sein Volk, die *Virtuosi,* eine glänzende Versammlung von Kaisern und Königen, Feldherren und Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten aus allen Zeiten und Völkern. Mit diesen hält der Gott Gericht über die mannigfachsten Angelegenheiten, die auf der Erde sich zutragen, läfst durch seine Leute wichtige Fragen erörtern, schlichtet zwischen diesen selbst entstandene Streitigkeiten und teilt Lob und Tadel, ja Strafen härtester Art aus. Unter den *Virtuosi* finden sich aufser den sieben Weisen Griechenlands die Philosophen Plato, Aristoteles und Seneca, die Historiker Livius und Tacitus — letzterer nimmt in Boccalinis Schriften eine besonders hervorragende Stellung ein —, Virgilius und Horaz, Cäsar und Tiberius, um nur einige Vertreter des Altertums zu nennen; daneben begegnen uns in Menge politisch und wissenschaftlich hochstehende Männer aus der Geschichte Italiens in Mittelalter und Neuzeit, vom Ostgoten Theoderich an bis zu Boccalinis gefeiertem Zeitgenossen, Carl Emanuel I. von Savoyen. Auch das Ausland stellt seine Leute zum Staat Apollos: Maximilian I. und Karl V., Isabella und Philipp II., Franz I. und Heinrich von Navarra, Gelehrte wie Justus Lipsius und Guillaume Budé treten im Parnafs unter Apollos Auserwählten auf.

Was aber vor dem Tribunal des delischen Gottes verhandelt wird, das umschliefst den ganzen weiten Kreis des politischen und des wissenschaftlichen Lebens, umfafst alle Interessen jener Zeit. Einige Beispiele mögen dies darthun. Da kommen die Fürsten und beklagen sich, dafs Treue und Anhänglichkeit bei den Unterthanen so sehr geschwunden seien: Apollo läfst ihnen raten, durch gute Regierung, 'heylsame Gerechtigkeit, Mildigkeit und Wolfeilung aller Sachen zum menschlichen Leben und Notdurft gehörig', wie es in der Übersetzung von 1644 heifst, diesem Übelstand ein Ende zu machen.[1] Umgekehrt wird freilich auch den

[1] *Ragguagli di Parnaso, centuria* I, 99.

Einwohnern der volkreichen Landschaft Phocis, die sich darüber beschweren, daſs ihnen ein Privileg nach dem anderen von dem Herrscher, in dessen Abhängigkeit sie geraten sind, genommen werde, empfohlen sich zu fügen; mit dem Hinweis auf Tacitus' Worte: *decora victoribus libertas; quanto intolerantior servitus iterum victis* wird ihnen das Schicksal vor Augen gestellt, das ihrer harre, wenn sie rebellieren und dabei unterliegen.[1] Wenn aber Boccalini auch hier und anderwärts die Rechte der Fürsten vertritt, so ist doch entschieden die von ihm bevorzugte Staatsform die republikanische; die Verfassungen der freien Städte, zumal die von Venedig, wo er selbst vor der spanischen Monarchie Schutz gesucht hatte, preist er des öfteren.[2] Bei der Republik Venedig erkundigen sich die Kronen von Spanien, Frankreich, England und Polen, wie es komme, daſs dort der Adel so verschwiegen und gehorsam in Staatssachen sei; sie erhalten die Antwort, daſs die Liebe zur Freiheit und die Teilnahme an der Regierung es dem venetianischen Adel unmöglich machen, Verrat oder Ungehorsam gegen das Vaterland zu üben. Nahe liegt es dem Schriftsteller natürlich, schon infolge seiner Tacitusstudien, die römische Geschichte zum Vergleiche heranzuziehen, wie er denn einmal Rom mit Venedig vergleicht, wobei diese Republik jener gegenüber bevorzugt wird.[3] Aber auch sonst liebt er es, der alten Geschichte seinen Stoff zu entnehmen. Lucius Brutus, der die Tarquinier aus Rom vertrieb, setzt sich mit Marcus Brutus, dem Mörder Cäsars, auseinander,[4] und M. Brutus wechselt dann wieder mit Cäsar selbst, als sie auf dem Parnaſs sich treffen, heftige Reden und Streitschriften, wobei Brutus das letzte Wort behält und, indem er sich gegen den Vorwurf des Meuchelmordes verteidigt, die Erklärung abgiebt, daſs er unter seinen Gegnern zu unterscheiden pflege: gegen auswärtige Feinde, wie Hannibal und Mithridates müsse man mit kriegerischem Heldenmute kämpfen, aber gegen Tyrannen, die reiſsenden Wölfen in Schafskleidern glichen, müsse man deren eigene Waffe, die Verräterei, gebrauchen.[5]

Vor allem sind es natürlich die politischen Verhältnisse

[1] *Ragguagli di Parnaso,* centuria II, 1, 7 und 11. [2] Ibid. I, 5, 21, 25, 39 u. s. w. [3] Ibid. I, 79. [4] Ibid. II, 30. [5] Ibid. I, 71.

seiner Zeit, die in Boccalinis Satiren sich wiederspiegeln, und hier stehen wieder die italienischen Staaten im Vordergrunde. Apollo selbst, der Herrscher im Parnafs, mit seiner Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, seinem Streben nach Recht und Gerechtigkeit, ist, ohne frei von Willkür und Launen zu sein, das Abbild eines Fürsten, wie etwa jener Carl Emanuel von Savoyen einer gewesen sein mag. In den einzelnen Behörden auf dem Parnafs sind dann insbesondere die Gerichts- und Verwaltungsorgane des Kirchenstaates, die Boccalini ja aus eigener Erfahrung wohl kannte, nachgebildet, die *Sacra Ruota*, der oberste päpstliche Gerichtshof, und das Kardinalskollegium.[1] Was nun freilich im einzelnen unter den Fürstentümern zu Lesbos, Mithylene, Laconia zu verstehen sei, ist oft nur schwer, in manchen Fällen vielleicht überhaupt nicht mehr festzustellen, sicher ist indes, dafs Boccalini hierbei ganz bestimmte Staaten und Persönlichkeiten im Auge gehabt hat. Manches ist ja ohne besondere Mühe zu erraten. So liegt es z. B. nahe, unter der volkreichen Landschaft Phocis, von der schon oben die Rede war, das Herzogtum Mailand zu verstehen, das sich der Krone von Spanien gegenüber in der Abhängigkeit befand, von der sich dort die Phocenser befreien wollen, und ganz unzweifelhaft ist es, dafs im zweiten Teile der *Ragguagli* mit Achaja stets die Niederlande gemeint sind, deren Schicksale unter Albas Statthalterschaft eingehend behandelt werden.[2] Im allgemeinen hat, so scheint es, Boccalini bei der Schilderung einheimischer Verhältnisse und Personen sich der Pseudonyme bedient, während er dem Auslande gegenüber zumeist auf die Maske verzichtet; er nennt aber auch zuweilen seine Landsleute beim rechten Namen, wie er denn dem schon genannten, von seinen Zeitgenossen viel bewunderten Carl Emanuel I., in dessen Verehrung alle Freunde einer nationalen Politik in Italien und alle Gegner der mit spanischer Tyrannei verbündeten päpstlichen Übergewalt einig waren, in einer besonderen Relation ein Ehrendenkmal setzt. Er läfst ihn nämlich gelegentlich der Verlobung seiner beiden Töchter mit den Erbprinzen von Mantua und Modena durch Apollo mit dem Titel eines *primo guerriere Italiano* belegen, und auf dem

[1] Mestica S. 37. [2] *Ragguagli* II, 7, 26, 44, 51 und 96.

Parnaſs werden Freudenfeste gefeiert, ja der Gott gestattet in seiner guten Laune sogar, daſs Schauspieler dort ihre Kunst zeigen dürfen, was bis dahin verboten war.[1]

Im Gegensatz zu Altertum und neuerer Zeit tritt das Mittelalter in den *Ragguagli* sehr zurück; eine besondere Relation aber ist Theoderich dem Groſsen gewidmet, freilich nicht um ihn zu ehren.[2] Denn trotz seiner Bitten wird ihm die Aufnahme in den Parnaſs versagt, weil Apollo in ihm, dem Arianer, den Urheber aller Religionsspaltungen sieht, und Ketzerei hält natürlich auch Boccalini trotz seiner Satiren auf die römische Herrschaft für ein todeswürdiges Verbrechen. Darum läſst er auch den französischen Publizisten Jean Bodin,[3] der auch dem Parnaſs sein Werk über den Staat vorgelegt hatte, durch Apollo zum Feuertode verurteilen, weil jener in seinem Buche Gewissensfreiheit und Religionsduldung für die Unterthanen fordert.[4] Bei dieser Gelegenheit kommt Boccalini auch auf die Religionsverhältnisse in Deutschland zu sprechen; das Verständnis für Luther und die deutsche Reformation geht ihm völlig ab. 'Die heutigen Ketzereien sind in vielen christlichen Reichen durch die Fürsten selbst ausgesät und verbreitet worden, denen Leute wie Luther, Calvin und viele andere Schriftsteller deinesgleichen — sagt Apollo zu Bodin — als Verführer der Völker und als Kuppler für ihre Ehrsucht gedient haben, nur um ihnen die Gefolgschaft des miſsvergnügten Adels und des Volkes zu verschaffen; jener nimmt die neuen Sekten mit Eifer auf in dem Streben, seine Lage zu verbessern, und dieses ist dafür empfänglich aus Habsucht und Widerwillen gegen seinen unglückseligen Zustand.' Wie es in einem Staate, wenn er gedeihen solle, nur einerlei Gesetz geben dürfe, so sei in noch höherem Maſse in Religionssachen Einigkeit erforderlich; dies bestätigen die Ketzer selbst, denn in Genf, einem Pfuhl aller aufrührerischen Gottlosigkeit, stehe auf Häresie der Feuertod. Wenn aber auch in Deutschland, wo die Ketzereien nur dazu benutzt würden, der Gröſse des Hauses Habsburg Abbruch zu thun, in etlichen freien Städten trotz der

[1] *Ragguagli* I, 78. [2] Ibid. II, 13.
[3] 1530—1596. Gemeint ist sein Werk *De la république,* Paris 1577.
[4] *Ragguagli* I, 64.

gewährten Glaubensfreiheit noch Friede und Ruhe herrsche, so sei es doch gefährlich, solch ein Beispiel nachzuahmen. Boccalini meint, dafs man in Deutschland nur aus politischen Rücksichten kirchliche Neuerungen dulde und einführe: 'Die weltlichen Kurfürsten und ebenso andere Fürsten des Reiches haben die neuen Ketzereien nur angenommen nicht um der Gewissensfreiheit willen, sondern so, dafs sie in einer besonderen Sekte, die ihren weltlichen Interessen dient, leben.' Weil Sachsen die lutherische Lehre angenommen habe, hätten andere ketzerische Fürsten sich Calvin, Zwingli oder sonst jemand zugewandt, nur damit Sachsen nicht zu grofs würde, ja man könne behaupten, dafs es in Deutschland so viel Sekten als Fürsten gebe.[1] Besseres weifs Boccalini dagegen von den freien Städten im Reiche zu melden. An einer Stelle aber zieht er auch mit derber Satire über die Trunksucht der Germanen her, wobei er natürlich als Verehrer des Tacitus dessen Germania citiert; dann rühmt er wieder einmal die Treue und Wahrhaftigkeit der Deutschen im Gegensatz zu der Treulosigkeit ihrer gallischen Nachbarn.[2]

Es würde zu weit führen, mit gleicher Ausführlichkeit auf diejenigen Abschnitte der *Ragguagli* einzugehen, die sich auf Spanien und zumal auf die Regierung Philipps II., auf Frankreich, Polen oder gar das Ottomanenreich beziehen; ebensowenig soll hier bei den Partien verweilt werden, die sich mit allgemeineren Themen, Vaterlandsliebe und Treue, Schmeichelei und Heuchelei, oder mit Vorschlägen, die Welt zu verbessern, befassen, zumal wir später noch Gelegenheit haben werden, einen Bericht dieser Art etwas näher zu betrachten. Aber auf eine Seite der *Ragguagli* mufs noch kurz hingewiesen werden, das ist die Berücksichtigung von Litteratur und Wissenschaft, die einen breiten Raum in diesem Werke Boccalinis einnimmt. Die Schriftsteller der römischen Welt müssen fast alle Revue passieren. Bei dem schon erwähnten Freudenfeste zu Ehren Carl Emanuels werden Komödien von Nävius, Plautus und Terenz aufgeführt, und letzterer wird von Apoll gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit, den der überstrenge Stadtschultheifs im Parnafs, Jason Mainus,[3] erhoben

[1] *Ragguagli* I, 64. [2] Ibid. II, 28.
[3] Ein Mailänder (1435—1519), hervorragender Jurist.

hat, in Schutz genommen.[1] Horaz und Juvenal werden von dem Satiriker Francesco Berni,[2] einem Nachahmer des Ariosto, herausgefordert, und letzterer erklärt bei dieser Gelegenheit, daſs die Italiener den Römern zwar bezüglich der epischen Dichtung nachständen, in der Lyrik aber ihnen gleichkämen und in der Satire sie sogar überträfen.[3] Dann läſst Apollo einmal die römischen und die italienischen Dichter Schulter an Schulter gegen die Ignoranten kämpfen, die gegen die schönen Wissenschaften zum Kriege rüsten und schon viel tausend Barbaren zu diesem Behufe angeworben haben.[4] Petrarca hält eine begeisterte Rede auf den Lorbeer, wobei er seiner Gewohnheit nach gegen den Niedergang der freien Künste eifert, der sich auch darin zeige, daſs die Menschen sich nicht entblödeten, die Blätter dieses geheiligten Baumes als Gewürz zu brauchen;[5] dafür muſs er dann den Spott Martials leiden, daſs er den Lorbeer (*laurus*) nur um seiner Geliebten (Laura) willen gefeiert habe. Tasso überreicht sein befreites Jerusalem, und Apoll nimmt die Dichtung an trotz des Einspruches, den Ludovico Castelvetro, sein Bibliothekar, erhebt;[6] dieser nämlich, der seiner Zeit als scharfer Kritiker und Verfasser eines Kommentars zu Aristoteles' Poetik gerühmt wurde, tadelt Tassos Werk, weil die Regeln des Stagiriten zu wenig darin beachtet worden seien. Nach einem späteren Bericht aus dem Parnaſs[7] wird Tasso daselbst sogar feierlich zum Dichterfürsten erhoben und als oberster über die Dichtkunst Italiens gesetzt. Nicht mindere Beachtung als die Dichter finden die Historiker bei Boccalini: als von Livius' Geschichtswerk einige Bücher verbrannt sind, entsteht allgemeine Trauer im Parnaſs,[8] und Tacitus wird auf Antrag etlicher *Virtuosi* aufgefordert, die verloren gegangenen Bücher seiner Annalen und Historien noch einmal abzufassen.[9] Bei Boccalinis Vorliebe für letztgenannten Autor nimmt es nicht wunder, daſs der gelehrte Justus Lipsius im Parnaſs wegen seiner feindseligen Haltung gegen Tacitus scharf getadelt und erst, nachdem er diesen Fehler wieder gut gemacht hat, zu Gnaden angenommen wird.[10] Schon das letzte

[1] *Ragguagli* I, 34. [2] 1490—1535. [3] *Ragguagli* I, 60. [4] Ibid. I, 85. [5] Ibid. I, 82. [6] Ibid. I, 28. Castelvetro stammte aus Modena; er starb 1571. [7] Ibid. I, 58. [8] Ibid. II, 46. [9] Ibid. I, 84. [10] Ibid. I, 23 und 86. Lipsius hat in der Textkritik zu Tacitus Bedeutendes geleistet.

Beispiel zeigt, daſs Boccalini nicht nur mit den klassischen Werken seines Vaterlandes aus Altertum und Mittelalter wohl vertraut war, sondern auch die daran anknüpfenden gelehrten Studien gründlich kannte; die Belege dafür lieſsen sich in Menge beibringen, wir wollen uns jedoch mit einigen wenigen begnügen.

Der gelehrte Graf Pico von Mirandola, der Freund Lorenzos von Medici, verlangt, um Ruhe für seine Platostudien zu gewinnen, daſs die Reformatoren, die neben ihm wohnen, ausquartiert werden: es wird ihm aber dargethan, daſs jene, soweit sie sich mit Verbesserungen im Staatswesen befassen, gar wohl zu dulden sind.[1] Da nun Pico den Streit zwischen Plato und Aristoteles nicht beilegen kann, wird zwischen diesen beiden eine Disputation angestellt, die zwar mit groſsem Gepränge anhebt und sechs Stunden dauert, aber zu nichts führt.[2] Das Amt des Groſsschatzmeisters verwaltet auf dem Parnaſs der Franzose Guillaume Budé,[3] der wegen seiner Beschäftigung mit Maſs und Gewicht der Alten dazu wohl geeignet war; da er sich jedoch der Ketzerei verdächtig macht, wird er durch den spanischen Gelehrten Diego Covarruvia[4] ersetzt, der aber das Amt auch bald niederlegt, um in die Sekte der Stoiker einzutreten.[5] Die gesamte Geschichtschreibung der neueren Zeit wird scharf getadelt, weil sie einerseits sich zu sehr in Specialitäten verliere und ihre Zeit an Dinge verschwende, die des Andenkens nicht wert seien, andererseits aber es auch mit der Wahrheit nicht streng genug nehme. Bei dieser Gelegenheit bekommt auch Francesco Guicciardini aus Florenz,[6] der Verfasser einer *istoria d'Italia,* eine Rüge, weil er Venedig zu schlecht beurteilt habe, 'das doch — hier hören wir wieder in Boccalini den Lobredner der Dogenstadt — selbige Republik aller Gelehrten einige Zuflucht, ein rechtes Contrefait einer vollkommenen Libertät, eine

[1] *Ragguagli* II, 16. [2] Ibid. II, 55.

[3] Budæus (1467—1540) legte die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Münzkunde in der Schrift *De Asse et partibus eius,* Paris 1514, nieder.

[4] Diego Covarruvias y Leyva (1512—1577), ein spanischer Jurist, der unter Philipp II. hohe Kirchen- und Staatsämter bekleidete, schrieb u. a. *De mutatione monetarum* und *Collatio nummorum veterum cum modernis.*

[5] *Ragguagli* II, 27 und 70. [6] 1482—1540.

Vormauer wider den grausamen Türken, eine Schmiede, darin die herrlichsten Bücher verfertiget werden, das rechte Salz der menschlichen Weisheit und Verstands, und der ganzen Italianischen Nation einige Zierde sei.'[1]

Gerade dieser letzte Passus giebt einen gewissen Anhalt, auf die Abfassungszeit der *Ragguagli* einen Schluſs zu machen, denn es lag für Boccalini damals, als er selbst in Venedig Schutz suchte, sehr nahe, diese Stadt als Asyl aller Gelehrten zu preisen. Auch Mestica weist auf solche Stellen der *Ragguagli* hin, die vermuten lassen, daſs Boccalini diese Schrift erst in seinen letzten Lebensjahren verfaſst habe, und Boccalini selbst deutet dies an, wenn er einmal bemerkt, daſs er die Berichte aus dem Parnaſs zur Erholung von einer ernsteren Arbeit, die ihn in jenen Jahren beschäftigte, den Kommentarien zum Tacitus, geschrieben habe. Ferner läſst sich aus geschichtlichen Anspielungen ein Anhalt für unsere Vermutung gewinnen, so z. B. wenn in der oben angezogenen Stelle die Verlobung der Töchter Karl Emanuels (1608) oder in zwei weit auseinander liegenden *Ragguagli* die im Mai 1610 erfolgte Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich erwähnt wird.[2] Gerade dieser letzte Umstand dient auch dazu, eine von Mestica ausgesprochene Ansicht einzuschräuken.[3] Es befindet sich nämlich im Archiv der Familie Borghese ein handschriftliches Exemplar der ersten Centurie der *Ragguagli* mit einem Widmungsbriefe, der aus Matelica, wo Boccalini ein Richteramt bekleidete, vom 20. Juni 1609 datiert ist; Mestica glaubt nun, daſs diese Handschrift nur bezüglich des Titels und der Widmung vom ersten Druck abweiche: das ist aber unmöglich, es muſs doch wenigstens der *Ragguaglio* über den Tod Heinrichs IV. darin fehlen. Eine genaue Vergleichung dieser Handschrift mit dem ersten Druck hat also jedenfalls nicht stattgefunden, und es ist zu vermuten, daſs dieselbe überhaupt nur einen Teil der *Ragguagli* der ersten Centurie enthielt. Der Titel der Handschrift lautet: *Avvisi dei Menanti di Parnaso di Trajano Buccalino Romano, all'Ill.^{mo} et R.^{mo} Sig.^{re} il Sig.^{re} Card. Borghese*; der falsch geschriebene

[1] *Ragguagli* I, 54. [2] Ibid. I, 3 und II, 58.
[3] Mestica S. 101 f., Anm. 41.

Name des Verfassers, der sich am Schlusse des Briefes in einer anderen, ebenfalls unrichtigen Form findet, läfst darauf schliefsen, dafs man es hier auch nur mit einer Abschrift zu thun hat. Sicher ist nur, dafs Boccalini im Sommer 1609 eine Sammlung von Satiren fertig hatte und zunächst dieselbe als abgeschlossen betrachtete, da er im Jahre 1610 dem Herzog von Urbino mitteilt, er wolle dieselben drucken lassen. Daraus ist dann nichts geworden, und Boccalini hat, wie wir nun annehmen dürfen, seine Sammlung dann, als er nach Venedig übergesiedelt war, erweitert und in zwei Teilen, deren jeder hundert Abschnitte umfafste, dort in den Jahren 1612 und 1613 veröffentlicht. Gewidmet ist der erste Teil dem Kardinal Borghese, einem Nepoten Pauls V., dem schon die eben erwähnten *Avvisi* zugedacht waren, die zweite Centurie dem Kardinal Caetani. Da die Widmung zur letzteren vom 21. September 1613 datiert ist, kann dieser Teil nur erst kurz vor dem Tode des Verfassers erschienen sein. Man hat früher vermutet, dafs diese beiden Kardinäle oder doch einer von beiden Verfasser der *Ragguagli* gewesen sei, und so findet sich in den *Lexicis anonymorum et pseudonymorum* und anderwärts Boccalinis Name als Pseudonym des Borghesi und Caetani angegeben; in neuerer Zeit ist man allgemein von diesem Verdachte zurückgekommen und hält Boccalini allein für den Urheber der *Ragguagli*; gerade jene Briefe aus den Jahren 1609 und 1610 scheinen mir eine Gewähr für seine Autorschaft zu sein.

Der Eindruck, den die *Ragguagli* machten, mufs ein aufserordentlicher gewesen sein, das beweist schon die grofse Zahl der Auflagen,[1] die sie bis gegen das Ende des Jahrhunderts erlebt haben, das beweisen die vielfältigen Nachahmungen, Fortsetzungen und Übersetzungen dieses Werkes, von denen noch späterhin zu reden sein wird. Diese Anerkennung war aber auch verdient, denn Boccalini bot in seinen Satiren nach Form und Inhalt etwas Neues, seltsam phantastische Gebilde, aus denen doch wieder der sittliche Ernst hervorleuchtet, der sie hervorgerufen hat; sie sind

[1] Mir sind aus der Zeit von 1612 bis 1680 nicht weniger als dreizehn Auflagen bekannt: 1612/13 Venedig; 1614 Venedig; 1614/15 Mailand; 1616, 1618, 1624, 1629, 1630, 1637, 1641, 1669 Venedig; 1669 Amsterdam; 1680 Venedig.

voll köstlichen Humors, doch auch an beiſsendem Witze fehlt es nicht. Freilich ist dem Verfasser nicht alles gleich gut geraten, und man empfindet beim Lesen bisweilen ermüdende Eintönigkeit: bedenkt man aber, daſs die Welt des 17. Jahrhunderts in dieser Hinsicht weit weniger anspruchsvoll war als unsere Zeit, erwägt man ferner, daſs die Zeitgenossen Boccalinis und die zunächst folgenden Generationen doch viel leichter als wir die Anspielungen und verhüllten Gestalten in seinen Schriften zu deuten wuſsten, so muſs man wohl Mestica zustimmen, der die *Ragguagli* mit der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes nicht nur als ein litterarisches Kunstwerk, sondern auch als ein Zeitbild und eine treffende Satire angesehen wissen will.[1]

Eine andere Schrift Boccalinis, den politischen Probierstein (*Pietra del paragone politico*), pflegt man in nahe Beziehung zu den *Ragguagli* zu setzen, und vielfach, namentlich in deutschen Übersetzungen, wird sie einfach als deren Fortsetzung bezeichnet. Diese Anschauung beruht darauf, daſs allerdings im Probierstein der Stoff auf einzelne Abschnitte verteilt ist, die den *Ragguagli* entsprechen; auch die poetische Fiktion, daſs es sich um Kundgebungen aus dem Parnaſs handle, ist wieder benutzt worden, und endlich wird auch die Abfassung dieses Werkes in die letzte Zeit, die Boccalini in Rom verbrachte, zu setzen sein, also in die Zeit, in der er auch mit jener Schrift beschäftigt war. Bei näherem Zusehen aber zeigt sich doch, daſs Boccalini hier etwas anderes schaffen wollte als in den *Ragguagli*. Das dichterische Beiwerk tritt viel mehr zurück, der Humor fehlt ganz, und es herrscht im Probierstein die bitterste Ironie und schärfste Satire. Auch der Stoff ist nicht so bunt durcheinander gewürfelt wie dort, sondern es ist hier vor allem Spanien, dessen Herrschergelüste den italienischen Staaten gegenüber Boccalini zurückweisen und lächerlich machen will. Weitaus die meisten unter den einunddreiſsig Abschnitten, aus denen der politische Probierstein sich zusammensetzt, beschäftigen sich mit der spanischen Monarchie, auch solche, deren Titel nicht ohne weiteres darauf schlieſsen lassen; so z. B. das siebente Stück, worin Thomas Morus, der Kanzler Heinrichs VIII. von England, den

[1] Mestica S. 41.

Apollo fragt, wann eigentlich einmal die Ketzereien in der Welt ein Ende nehmen würden? Da antwortet der Gott: 'Dann, geliebtester Thomas, wirst du das Übel der heutigen Ketzereien aufhören sehen, wann sich die Spanier mit ihrem Spanien allein begnügen und niemand mehr Grund zur Eifersucht geben werden; und wann das durchlauchtigste Haus Österreich in Deutschland sich mit seinem alten Erbteil, der Grafschaft Habsburg, begnügen und den Ehrgeiz, den es besitzt, die Welt zu beherrschen, ablegen wird; denn da die jetzigen Ketzereien nichts anderes als ein Bündnis von Herrschern gegen die Gröfse des Hauses Österreich sind, so werden diese Leiden nicht eher aufhören, als bis der wahre Grund davon beseitigt ist.'

Der politische Standpunkt, den hier Boccalini vertrat, hat veranlafst, dafs man auch ihn schon als einen Verfechter des italienischen Einheitsgedankens, der erst in unserer Zeit durch einen Nachkommen jenes von Boccalini gefeierten Karl Emanuel verwirklicht worden ist, gerühmt hat.[1] Es darf aber auch nicht wunder nehmen, wenn der spanische Hof und die römische Curie solche Veröffentlichungen zu verhindern suchten. Der Probierstein ist noch in Rom von Boccalini abgeschlossen worden, und zwar in der allerletzten Zeit, wie die Erwähnung von Heinrichs IV. Ermordung beweist. Es hatte sich nun ein Gerücht von der Existenz dieser Schrift verbreitet, und eines Tages erhielt Boccalini in Rom den Besuch eines *padre*, der ihn darüber aushorchen wollte. Boccalini stellte, wie er in einem Briefe an Giovanni Battista Rinuccini in höchst humorvoller Weise es schildert, dem Geistlichen gegenüber das Vorhandensein einer solchen Schrift in Abrede und gab nur zu, dafs er einen solchen Titel — *pietra del paragone politico* — erfunden und seinen Freunden mitgeteilt habe; gleichzeitig aber übersendet Boccalini dem Freunde das Werk in einer Abschrift. Man schenkte indessen dem geistvollen Spötter keinen Glauben und suchte ihn dadurch mundtot zu machen, dafs man ihm die Würde eines Historiographen der Krone Spanien anbot. Boccalini lehnte ab und ging, da er sich nun nicht mehr sicher fühlte, nach

[1] E. Errera, *La pietra del paragone politico di Tr. B.*, Milano 1891. Vgl. *Giorn. stor. d. lett. It.* 18 S. 452.

Venedig, wie oben schon mitgeteilt wurde. Die Furcht vor der Rache Spaniens und der Jesuiten hat auch wohl zunächst den Druck des Probiersteins verhindert; erst nach Boccalinis Tode ist er erschienen. Aber auch da noch fand sich in Italien kein Drucker dafür, sondern in Amsterdam (*Cosmopolis*) bei Georg Teler erlebte die Schrift 1615 ihre erste Auflage; es war ein schlechter, an Fehlern reicher Druck, und noch im gleichen Jahre erschien in demselben Verlage eine verbesserte Auflage. Auch späterhin hat man die Schrift nur einmal auf italischem Boden gedruckt, nämlich 1619 in Sabbioneta im Herzogtum Mantua, zu dessen Fürstenhaus Boccalini und seine Söhne freundschaftliche Beziehungen gehabt haben.[1] Erst in neuester Zeit ist der Probierstein in Boccalinis Vaterland wieder gedruckt worden, und zwar 1863 in Mailand in der den Namen *Biblioteca rara* tragenden Sammlung, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Carlo Teoli.[2] Die übrigen Auflagen — sie sind nicht minder zahlreich als bei den *Ragguagli* — sind sämtlich in Amsterdam veranstaltet worden bis auf zwei, die in Paris und Genf hergestellt wurden.[3] Der erste Amsterdamer Druck ist mit einer Widmung an *M. F. R.* versehen, die in den späteren Amsterdamer Auflagen wiederholt worden ist. Die Genfer Ausgabe von 1678 hat dagegen als Einleitung den schon erwähnten Brief an Rinuccini. Seltsamerweise bildet jene Widmung einen Teil dieses Briefes; wir kommen bei der Besprechung von Boccalinis Briefen noch einmal auf diesen Punkt zurück. Teoli hat seinem Neudruck die Genfer Ausgabe zu Grunde gelegt und damit die Amsterdamer von 1660 verglichen, ohne daſs er sich über diese Abweichung äuſsert.[4] Die Wirkung des Probiersteins war übrigens fast noch gröſser als bei den *Ragguagli*; auch

[1] Ein Brief Boccalinis an den Herzog von Mantua und die Antwort des letzteren sind im *Bibliofilo* 1884, Heft 5/6 veröffentlicht worden.

[2] Milano 1863.

[3] Ich kenne folgende fünfzehn Ausgaben: 1615 Cosmopoli (zweimal); 1619 Sabbioneta; 1626 Parigi; 1642, 1651, 1652, 1660, 1664, 1667, 1671, 1675 Cosmopoli; 1678 Castellana (in der *Bilancia politica di tutte le opere di Tr. B.* III, S. 137—191); 1726 Cosmopoli; 1863 Milano.

[4] Nach Mestica S. 114, Anm. 112 ist Carlo Teoli ein Pseudonym für Eugenio Camerini.

wurde er zuerst vollständig in andere Sprachen übersetzt und vermittelte so zuerst dem Auslande die Bekanntschaft mit dem italienischen Satiriker.

Wir wenden uns drittens dem umfänglichsten und — nach des Verfassers Urteil — bedeutendsten Werke des Boccalini zu, das sind seine Kommentarien zu den ersten sechs Büchern der Annalen, dem ersten Buche der Historien und dem *Agricola* des Tacitus, den er in der erwähnten Widmung an den Kardinal Borghese *il Prencipe degli scrittori politici* neunt. Wie sich Boccalini auch sonst mit Machiavelli vergleichen läfst, in Hinsicht auf seine politische und kirchliche Stellung, so hat er bei der Abfassung dieser Betrachtungen über Tacitus sich des grofsen Diplomaten und Historikers gleichartiges Werk über Livius (*discorsi sopra la prima decade di Tito Livio*) zum Vorbilde genommen. Man würde irren, wenn man in diesen Kommentarien Beiträge zur philologisch-kritischen Erklärung des römischen Schriftstellers vermutete; Boccalini benutzt vielmehr dessen Text, um daran anknüpfend seine eigenen Ansichten über Politik und Regierung darzulegen und selbstgemachte Erfahrungen und Beobachtungen hinzuzufügen, so dafs das ganze Werk als ein Lehrbuch der Staatskunst und als eine reichhaltige Quelle für Boccalinis Leben und die Geschichte seiner Zeit anzusehen ist. Und seltsam! dies Werk, auf das Boccalini nach seinen eigenen Angaben alle Kraft seiner letzten Lebensjahre verwandte, neben dem er seine anderen Schriften als Spielereien ansah, es ist so gut wie nicht bekannt geworden. Gleich dem Probierstein hinterliefs es der Autor im Manuskript, und zwar, nach berühmten Mustern, mit der Verfügung an seine Söhne, es dem Feuer preiszugeben, falls er vor der Vollendung des Werkes sterben sollte. Die zwei Söhne Boccalinis, Ridolfo und Aurelio, die beide ansehnliche Stellungen nach des Vaters Tode erlangten, wandten sich später an die venetianische Regierung mit der Bitte, in Venedig das Hauptwerk ihres Vaters in Druck geben zu dürfen, wurden aber abschlägig beschieden, weil er sich zu sehr seiner Neigung, böswillig über die Fürsten und ihr Regiment, besonders über den Kirchenstaat und Spanien zu reden, hingegeben habe. So wurden denn diese Kommentarien den Zeitgenossen unseres Satirikers überhaupt nicht bekannt, sondern erst

spät, zwei Menschenalter nach seinem Tode, wurden sie gedruckt. Mestica erwähnt einen ersten Druck aus Genf 1669, den er aber nicht gesehen hat und den ich sonst nirgends erwähnt finde;[1] dann erschien 1677 eine Ausgabe in Cosmopolis (Amsterdam) mit der ausdrücklichen Bemerkung, dafs das Werk so, wie der Autor es hinterlassen habe, veröffentlicht werde, und dafs es vorher überhaupt noch nicht gedruckt worden sei, und endlich 1678 kam es in Verbindung mit Briefen Boccalinis in Castellana (Genf) zum Druck, und zwar mit Anmerkungen von Lodovico du May. Im Vorworte dieser Ausgabe wird jener von 1669 auch nicht gedacht, sondern nur die von 1677 erwähnt, so dafs es sehr zweifelhaft erscheint, ob jene von Mestica angeführte Ausgabe überhaupt existiert hat. Kein Übersetzer hat sich zu diesem Werke gefunden, und noch immer warten Litterarhistoriker und Geschichtsforscher auf eine neue, kritische und vervollständigte Ausgabe der Kommentarien, wie sie mit Hilfe der in verschiedenen Bibliotheken Italiens noch vorhandenen Manuskripte und der beiden Drucke recht wohl hergestellt werden könnte.[2]

Der Druck von 1677 unterscheidet sich von dem des nächsten Jahres in den Wortformen, der Wortstellung und auch in der Wahl einzelner Ausdrücke, so dafs ihm offenbar eine andere Niederschrift zu Grunde gelegen hat; wenn aber im Vorworte der Genfer Ausgabe (1678) behauptet wird, dafs jene höchst unvollkommen und so von Druckfehlern entstellt sei, dafs selbst gebildete Leser an manchen Stellen den Sinn des Textes sich nicht erschliefsen könnten, wenn gesagt wird, dafs darin sogar eine Anzahl wichtiger Abschnitte fehle, so ist darin nichts anderes als der Neid eines Verlegers zu sehen, dem ein anderer mit der Herausgabe eines Werkes zuvorgekommen ist. Die Ausgabe von 1677 scheint vielmehr in reinerer Form den Text wiederzugeben, denn der Verleger der anderen, Herrmann Widerhold, sagt im Vorwort an den Leser, dafs er den Herausgeber du May gebeten habe, allzu starke Auslassungen Boccalinis über die Religion, zumal über Luther und Calvin, zu mildern. Erscheint demnach die Ausgabe von 1677 als ein schlichter Ab-

[1] Mestica S. 110, Anm. 95. [2] Ibid. S. 112 f., Anm. 110.

druck, der, wie ich aus einer Angabe in Morhofs Polyhistor schliefsen möchte, von einem gewissen Blau veranstaltet worden ist,[1] so ist die andere vielmehr mit all dem Beiwerk, das man in jener Zeit den Büchern zu geben liebte, ausgestattet. Nach dem Titelkupfer, das Tacitus und Boccalini in den Wolken thronend zeigt, und dem Titelblatt folgt die Widmung des Cavalier Lodovico du May, die an den Herzog Karl V. von Lothringen gerichtet ist, dann das Vorwort des Verlegers. Am Schlusse des ersten Teils der *Bilancia politica di tutte le opere di Traiano Boccalini* — so lautet nämlich der Haupttitel des Genfer Druckes — befindet sich auch noch ein Register zu den darin enthalteuen Kommentarien zu *Tac. ann.* I—VI; den zweiten Teil bilden die Erläuterungen zu dem ersten Buche der Historien und dem Leben des Agricola, der dritte Teil endlich, von dem noch besonders zu reden ist, enthält Briefe Boccalinis und Auszüge aus dessen früheren Schriften. Jener du May war ein aus Frankreich gebürtiger Protestant, der in Tübingen Professor der französischen Sprache und zugleich als politischer und historischer Schriftsteller thätig war; er starb 1687.[2] Seine Arbeit bei der Herausgabe der Kommentarien bestand darin, dafs er unter dem Texte Boccalinis in kurzen Anmerkungen Erläuterungen gab, wo es ihm nötig schieu.

Boccalinis Absicht ist es nun durchaus nicht, den vollständigen Text der von ihm ausgewählten Schriften des Tacitus zu bringen und daran seine *osservazioni politiche* anzuknüpfen, sondern er greift nur einzelne Stellen, ja einzelne Worte aus dem Zusammenhange heraus und schliefst daran seine Betrachtungen an. Nehmen wir z. B. deu Anfang des *Agricola*; es werden daraus zuuächst die Eingangsworte *clarorum virorum facta* hingesetzt, und diese veranlassen den Schriftsteller zu folgenden Ausführungen: auf das *clarorum* müsse man besonders achten; denn wer sich einen Namen dadurch machen wolle, dafs er die Thaten anderer verherrlicht, der möge vor allem in der Auswahl seines Stoffes vorsichtig sein, damit er nichts Unbedeutendes zum

[1] ... *nunc a Blavio editus est* heifst es daselbst tom. III, l. II, 12.

[2] Vgl. Jöchers Gelehrtenlexikon, auch Bayle s. v. *Boccalini*; nach der *Biogr. universelle* starb du May (auch Dumay geschrieben) schon 1681.

Gegenstande der Darstellung wähle. Wer dies nicht beachte, dessen Werk verfalle rasch der Vergessenheit, da die Welt nur von wirklich bedeutenden Dingen und Personen hören und lesen wolle. Boccalini tadelt alsdann aber auch die Menschen, die, ohne je Hervorragendes geleistet zu haben, es veranlassen, daſs ihr Leben oder die Geschichte ihres Hauses geschrieben werde, nur damit ihre Ruhmsucht Befriedigung finde. — Es folgen die Worte *moresque posteris tradere*; nicht nur die Thaten, sondern auch die Charaktere der Fürsten, Feldherren oder Staatsmänner sind es, deren Schilderung bei der Geschichtschreibung berücksichtigt werden muſs. Gerade darin aber zeichnet wieder Tacitus, dessen Lob Boccalini ja allenthalben verkündet, vor anderen sich aus; Boccalini vergleicht ihn mit Apelles und stellt ihm unter den Historikern seines Zeitalters nur den Guicciardini in dieser Hinsicht zur Seite. Auch Dio Cassius wird gelobt, und zwar seiner Kleinmalerei wegen, weil gerade diese dazu beitrage, uns das römische Volk in seinem Privatleben zu zeigen, eine Seite der Geschichtschreibung, die nach Boccalinis Ansicht von seinen Zeitgenossen zu wenig beachtet werde; man lasse auſser acht, daſs geschichtliche Aufzeichnungen ja nicht für die Gegenwart, sondern für spätere Zeiten gemacht würden. Die nun folgenden Worte *antiquitus usitatum* führen zu der Bemerkung, daſs das Verlangen, die Vergangenheit kennen zu lernen, den Menschen angeboren sei; dies veranlaſst den Autor wieder zu einer Lobrede auf Venedig, wo man sich im Rechtswesen nach früheren Entscheidungen richte: so vermeide man Irrungen oder, wenn man doch irre, treffe der Vorwurf das Vorbild, nach dem man sich gerichtet habe, und nicht die eigene Person — eine Anschauung, die uns freilich seltsam anmutet. — Aus dem ersten Buche der Annalen wählt Boccalini aus dem ersten Kapitel die beiden Stellen *Urbem Romam a principio reges habuere* und *florentibus ipsis ob metum falsæ, postquam occiderant, recentibus odiis compositæ sunt*, aus den folgenden Kapiteln ebenfalls je zwei oder drei Stellen, deren Inhalt ihm zu politisch-historischen Betrachtungen Anlaſs giebt.

Konnte man in den *Ragguagli di Parnaso* und im politischen Probierstein den köstlichen Humor und die treffende Satire bewundern, so tritt einem in den Kommentarien, wo er

nicht mehr die Maske vor dem Gesichte trägt, um so mehr Boccalinis Geschichtskenntnis und seine tiefe Einsicht auf politischem Gebiet entgegen; ganz besonders ist es natürlich auch hier wieder die Geschichte seines Vaterlandes, in der er eingehendes Einzelwissen bekundet. Man kann also wohl behaupten, dafs in diesem Werke noch manches Goldkörnlein unbeachtet und unbenutzt ruht, und dem Wunsche eines italienischen Forschers der Neuzeit, Ferdinando Ranalli, beistimmen, der einen Neudruck desselben fordert.[1] Es wäre dann mit Bestimmtheit zu erwarten, dafs bei dieser Gelegenheit auch noch ungedruckte Partien dieses Werkes bekannt würden, denn der Venetianische Codex der Kommentarien enthält nach einer Angabe Cicognas auch noch Betrachtungen zum 11. und 12. Buche der Annalen.[2]

In der Genfer Ausgabe der Kommentarien (1678) befinden sich, wie schon erwähnt wurde, in einem dritten Teile vierzig Briefe — *lettere politiche et historiche* —, die auch von Boccalini herrühren sollen. Der Glaube an ihre Echtheit wird freilich schon arg auf die Probe gestellt, wenn man auf dem Titelblatte weiter liest: *ricovrate, ristabilite e raccomodate dalla diligenza e cura di Gregorio Leti*, noch mehr, wenn man das Vorwort dazu ansieht, am meisten aber durch die Briefe selbst. Das Vorwort besteht nämlich aus zwei Briefen, deren einer vom Verleger Widerhold an Leti geschrieben ist, der andere von diesem an jenen. Widerholds Brief sollte eigentlich an der Spitze des ganzen Werkes, der *Bilancia politica di tutte le opere di Traj. B.*, stehen, denn er enthält eine Darstellung davon, wie diese Ausgabe der Kommentarien entstanden ist, und erst am Schlusse kommt der Briefschreiber darauf zu sprechen, dafs er Leti im Besitze etlicher Briefe Boccalinis wisse, und bittet ihn nun, ihm dieselben zum Abdruck zu überlassen; erst dadurch werde die geplante Ausgabe ihren richtigen Abschlufs erhalten. Leti antwortet: die Briefe seien in seinem Besitze, aber vergraben unter einer Menge von Skripturen, verblafst vom Alter, von Feuchtigkeit verderbt, so dafs man nur schwer den Sinn herausbekommen werde; sie seien zudem vermengt mit Briefen von Ridolfo, Boccalinis ältestem Sohn, und oft fehlten die Unterschriften, so dafs

[1] Mestica S. 49 u. Anm. 112. [2] Ibid. S. 113, Anm. 110.

man die Briefe des Vaters von denen des Sohnes nicht mehr unterscheiden könne. Nur von sieben Briefen stehe es fest, daſs sie von Trajano Boccalini stammten, alles übrige aber von Ridolfo, soweit es nicht von ihm, dem Herausgeber, ergänzt sei. In einem der Briefe sei die Rede vom politischen Probierstein, und da empfehle es sich, diesen selbst mit abzudrucken, und ebenso wolle er eine Inhaltsangabe aus den *Ragguagli* den Briefen einverleiben, so daſs dann das ganze Werk den Inhalt von sämtlichen Schriften Boccalinis darbiete. — Hiernach erklärt sich nun auch der Titel dieses Genfer Druckes: *La Bilancia* etc., erst völlig; er sollte eben alles von Boccalini enthalten, und da der Umfang der *Ragguagli* deren vollständigen Abdruck nicht rätlich erscheinen lieſs, fertigte Leti ziemlich ausführliche Excerpte davon an und verteilte sie auf sieben Briefe (Nr. 23—29). Wie diese, so erscheint auch sonst eine ganze Anzahl unter den Briefen ohne weiteres als unecht, so z. B. von den sieben datierten diejenigen fünf, die ein späteres Datum haben als Boccalinis Todestag; es sind dies Nr. 6, 9, 10, 13 und 20. So bleiben von den mit Datum versehenen Briefen nur zwei als möglicherweise echte übrig, nämlich der erste, der aus Rom vom 8. Mai 1612, und der elfte, der vom 22. November 1605 datiert ist. Dieser ist an den Servitenpater Paolo Sarpi,[1] den bekannten Verfasser einer Geschichte des Tridentiner Konzils, gerichtet und handelt von den Differenzen, die damals zwischen Papst Paul V. und der Republik Venedig über die Kriminaljustiz den Klerikern gegenüber ausbrachen.[2] Da nun Boccalini auch sonst mit Sarpi in Beziehung stand, läſst sich recht wohl die Echtheit dieses Briefes behaupten, und das Gleiche dürfte dann auch von Nr. 18 gelten, wo wir dieselbe Adresse finden. Das letztere Schreiben ist ohne Datum, der Inhalt aber läſst erkennen, daſs es kurz nach Beilegung jener Händel, also 1607 oder doch bald danach abgefaſst worden ist. Auch der oben erwähnte erste Brief der ganzen Sammlung kann echt sein; er würde dann gleichzeitig den Termin angeben, vor welchem Boccalinis Übersiedelung nach Venedig noch nicht erfolgt war.[3] Bis zu einem gewissen Grade

[1] 1552—1623. S. oben S. 111. [2] Weber, Weltgeschichte XI, 82
[3] S. oben S. 110.

kann man auch die beiden Briefe an Giovanni Battista Rinuccini in Recanati (Nr. 21 und 22) für echt halten; der erste davon ist schon oben bei der Besprechung des politischen Probiersteines erwähnt worden. In diesem Briefe ist aber bedenklich, daſs sich ein solcher Adressat in Recanati, das unweit Loretto, der Geburtsstadt Boccalinis, gelegen ist, nicht nachweisen läſst.[1] Wohl aber ist ein Rinuccini mit denselben Vornamen ein Menschenalter später nachweisbar, der 1625 Erzbischof in Fermo, also auch in den Marken, wurde und 1653 gestorben ist.[2] Er wird seiner Herkunft nach als Florentiner bezeichnet; vielleicht ist es sein Vater gewesen, mit dem Boccalini, wie es im Eingange des Briefes heiſst, in Bologna einst studierte. Möglich ist aber auch, daſs der Eingang und der Schluſs des Briefes von Leti ergänzt sind. Hält man nun aber auch diese fünf Briefe für echt, so fehlen immer noch zwei zu den sieben, die Leti als unzweifelhaft von Boccalini herrührend ansah. Näheres festzustellen bin ich nicht imstande; es würde sich aber sicherlich der Mühe lohnen, diese Briefsammlung, was meines Wissens noch nicht geschehen ist, einmal einer sorgfältigen Kritik zu unterziehen, eine Aufgabe, die freilich nur von einem italienischen Gelehrten, der sich leichter über die Adressaten der Briefe informieren könnte, in vollem Umfange gelöst werden würde. Dann würde nicht mehr, wie es kürzlich wieder von Benrath geschehen ist, Boccalini da als Quelle citiert werden, wo er es der Zeit nach gar nicht mehr sein kann.[3]

Zum Schlusse seien noch ein paar kurze Bemerkungen über den Herausgeber, Gregorio Leti, gegeben. Er wurde 1630 in Mailand geboren und studierte in Cosenza bei den Jesuiten und

[1] Mestica S. 105, Anm. 52. [2] Zedlers Lexikon.

[3] In der dritten Auflage der Theologischen Realencyklopädie führt Benrath in dem Artikel über den italienischen Theologen de Dominis (1560—1624), der bis 1616 Erzbischof in Spoleto war und dann Protestant wurde, als wichtigste Quelle den dritten 'wenn auch von Leti überarbeiteten und ergänzten Brief' Boccalinis an. Der Brief kann aber gar nicht von Boccalini stammen, denn er geht gleich von dem drei Jahre nach Boccalinis Tode stattgefundenen Übertritt des de Dominis aus und bezeichnet diesen Umstand als Anlaſs zu dem ganzen Briefe. Ebenso steht es mit dem zwölften Briefe, der an de Dominis nach dessen Religionswechsel gerichtet ist.

in Rom, wo er nach dem Wunsche seines Oheims Geistlicher werden sollte; da er nicht Lust dazu hatte und überhaupt Abneigung gegen den Katholicismus empfand, ging er ins Ausland, zunächst nach Genf und Lausanne, wo er das Calvinische Bekenntnis annahm. Von 1660 bis 1679 lebte er dann in Genf; infolge von Streitigkeiten ging er später über Frankreich nach England, muſste aber auch dies 1682 wieder verlassen und verbrachte den Rest seines Lebens († 1701) in Amsterdam. Er ist ein auſserordentlich fruchtbarer Schriftsteller gewesen, aber seine Schriften sind 'entsetzlich weitläufig und auseinander abgeschrieben und nichts als Wiederholungen'.[1] Am bekanntesten sind wohl seine Biographien von Papst Sixtus V. und Philipp II. von Spanien. Im eigentlichen wie im übertragenen Sinne treffend hat ihn ein neuerer Gelehrter einen *scrittore avventuriero* genannt.[2]

2) Einfluſs Boccalinis auf die Litteratur, insbesondere auf die deutsche.

Die Kommentarien zu Tacitus mögen das bedeutendste Werk unseres Schriftstellers gewesen sein, an Einfluſs aber stehen sie weit zurück gegen die früheren Schriften, schon um deswillen, weil sie zu spät dem Publikum bekannt wurden; noch mehr aber wohl des leichter verständlichen, ansprechenderen Inhalts und der bequemen Form wegen, die den *Ragguagli di Parnaso* und der *Pietra del paragone* eigen sind. Beide Schriften erregten starkes Aufsehen, reizten zur Nachahmung. Alsbald erschienen — Boccalini war ja unmittelbar nach der Veröffentlichung der zweiten Centurie der *Ragguagli* und vor dem Druck des Probiersteins gestorben — Zusätze und Fortsetzungen.

Wir nennen zuerst die *Nuova aggiunta,* die sich bereits in dem zweiten Druck der *Pietra del paragone* von 1615 findet. Ist es schon auffällig, daſs dieser Zusatz erst im zweiten Druck sich zeigt, so scheint mir noch mehr der Ton, namentlich im

[1] J. P. Nicerons Nachrichten III, S. 311—331; daselbst findet sich auch ein Verzeichnis von Letis Schriften, ohne daſs dabei der Herausgabe der *Bil. pol.* gedacht wäre.

[2] *Giorn. stor.* Bd. 26 (1895), S. 418.

zweiten Abschnitt, der die Überschrift *Discorso fatto all'Italia da un gentiluomo italiano, intorno le azioni e disegni del cattolico Re di Spagna* trägt, gegen die von anderer Seite angenommene Verfasserschaft Boccalinis zu sprechen; seinen anderen Schriften ist das rhetorische Pathos, das sich hier zumal gegen den Schlufs bemerkbar macht, gänzlich fremd. Weder Mestica noch Teoli, der Herausgeber des Probiersteines, äufsern Bedenken wegen der Echtheit dieses Zusatzes, aber auch das erste Stück davon, das den Wettstreit zwischen Rom und Neapel durch einen Schiedsspruch im Parnafs entscheiden läfst, erregt mir durch seine Form Bedenken; denn Boccalini hatte im Probierstein die Allegorie sehr zurücktreten lassen; wie sollte er sie nun in einer Fortsetzung dazu so in den Vordergrund stellen, wie es hier geschieht? Auch das befremdet, dafs hier der Schiedsspruch mit einem bestimmten Datum, 11. Mai 1611, versehen ist, während Boccalini sich sonst unbestimmter Angaben, wie 'am 15. vergangenen Monats', bedient; sicher hat der Nachahmer gerade dies Datum eingesetzt, um die Echtheit seines Machwerkes dadurch glaubhaft zu machen.

Auch zu den *Ragguagli* entstand sogleich ein Zusatz, verfafst von Girolamo Briani aus Modena; er erschien 1616 in Venedig als *parte terza* des genannten Werkes und enthielt fünfzig Abschnitte. Späterhin wurde diese Fortsetzung als dritte Centurie in die Ausgaben aufgenommen und ging sogar in die deutschen Übersetzungen mit über. Es folgte dann von unbekannten Autoren eine *Centuria quarta,* die aus acht Abschnitten bestand, und endlich noch eine *Centuria quinta,* die 1629 in Nürnberg erschien; sie umfafste 21 Stücke und ist nicht so ausschliefslich wie die beiden anderen Zusätze im Interesse Karl Emanuels verfafst und gegen Spanien gerichtet.

Der soeben bezeichneten politischen Richtung dienten überhaupt die meisten Fortsetzungen und Nachahmungen, die Boccalinis Schriften fanden. Karl Emanuel selbst liefs 1614 einen *Ragguaglio di Parnaso* ausgehen, und gleichzeitig erschien zu seinen Gunsten eine *Relazione del Consiglio generale di Parnaso.*[1] Aus dem Jahre 1618 erwähnt G. Rua[2] *Advis du Sieur*

[1] *Giorn. stor.* Bd. 26 (1895), S. 226 f. [2] Ibidem.

Boccalin au Ser.me Duc de Savoye, sur l'alleance qu'il doit prendre pour le Prince de Piedmont son fils. Traduit de l'Italien. Von dem schon genannten Briani war 1617 auch noch ein *Avviso di Parnaso* erschienen. So hat denn Marchesi recht, wenn er mit Beziehung auf Boccalinis *Ragguagli* sagt: *Quella nuova e arguta forma di satira da lui inaugurata venne di moda, ed altri molti Ragguagli di Parnaso, ad imitazione dei primi, dilagaron l'Italia per tutto il secolo.*[1] Und, wie dieser Gelehrte weiter ausführt, man blieb auch bei der Nachahmung Boccalinis, als es sich nicht mehr um die Politik Karl Emanuels und der Spanier handelte; man wandte vielmehr auch auf Gegenstände der Litteratur die einmal beliebt gewordene Form an. So erschienen 1638 in Mailand *Ragguagli di Parnaso contra i poetastri e partigiani delle nationi* von Antonio Abati,[2] so 1641 von dem Historiker und Novellisten Gerolamo Brusoni[3] zwölf *Ragguagli di Parnaso;* auch der Titel von dessen gegen die Schwächen und Fehler der damaligen Litteratur gerichteten *Sogni di Parnaso* läſst auf Nachahmung Boccalinis schlieſsen. Der schon bei Boccalinis Briefen erwähnte Gregorio Leti hat in seinen *Segreti di Stato de' Principi dell'Europa rivelati da varii confessori politici* (Genf 1671) Boccalini nachgeahmt, und nicht minder Carlo Celano in den *Lettere e ragguagli di Parnaso.* Als bedeutender und sich wieder mehr der Politik zuwendend wird die *Secretaria di Apollo, che segue gli ragguagli di Parnaso del Boccalini* gerühmt, die zum Verfasser den Theologen und Sekretär seiner Königl. Majestät von Polen und Schweden, Antonio Santa Croce, haben soll; dies Buch erschien 1653 in Venedig, gleichzeitig aber auch in Amsterdam, und 1661 in Frankfurt in deutscher Übersetzung.

Aber auch das Ausland gewann rasch Interesse an den politisch-satirischen Schriften Boccalinis, und zumal in Deutschland tauchten bald Übersetzungen auf, und was die Dauer des Einflusses betrifft, den Boccalini ausgeübt hat, so kann sich hierin Deutschland mit Italien wohl messen, wie wir noch sehen

---

[1] *Giorn. stor.* Bd. 27 (1896), S. 78 ff.

[2] Ein italienischer Dichter, † 1667. Vgl. *Nouv. biogr. univ.*

[3] 1610—1686. *Giorn. stor.* Bd. 31 (1898), S. 141 ff.

werden. Es seien zunächst einige Übersetzungen in nichtdeutsche Sprachen genannt: 1615 erschienen *Les cent premières nouvelles et avis du Parnasse,* Paris, übersetzt von Thomas Fougasse; 1626 *Pierre de touche politique*; im gleichen Jahre eine englische Übersetzung des Probiersteins, deren Titel mir nicht bekannt ist;[1] 1640 *Traiani Boccalini lapis Lydius politicus. Latinitate donavit E. O. Creutz, Amsterodami; politiike Toet-Steen,* Harlingen 1669; *Kundschappen van Parnas,* Amsterdam 1670—1673.

Am stärksten aber, wie gesagt, wirkten doch Boccalinis Schriften in Deutschland; hier sind die meisten Übersetzungen — und von denen soll zuerst die Rede sein — der *Ragguagli* und des Probiersteins erschienen. Bereits 1614, ein Jahr nach dem Tode unseres Schriftstellers, wird in Kassel eine 'Allgemeine vnd *General Reformation* der gantzen weiten Welt. Beneben der *Fama Fraternitatis,* deß löblichen Ordens des Rosenkreutzes ...' gedruckt. Die ersten 90 Seiten dieses Büchleins nimmt die Übersetzung vom 77. Stück aus der ersten Centurie der *Ragguagli* ein, das den Titel führt: *Generale Riforma dell'Universo da i sette Savij della Grecia, e da altri Letterati pubblicata di ordine di Apollo.* Da gerade dies Stück aus Boccalini auch später noch das besondere Wohlgefallen eines deutschen Autors erregte, wollen wir noch kurz auf den Inhalt eingehen: Kaiser Justinian bringt bei Apoll ein Gesetz ein, um den Selbstmorden auf der Erde zu steuern; hierdurch auf die unter den Menschen herrschenden Mifsstände aufmerksam gemacht, ordnet der Gott eine Reformation der Welt durch die sieben Weisen und andere Gelehrte an. Diese versammeln sich am festgesetzten Tage auf dem Parnafs und verhandeln über die Verbesserung der Welt. Thales von Milet macht zuerst, da Lug und Trug die Ursache alles Übels sei, den Vorschlag, ein Guckfensterlein in des Menschen Brust einzusetzen, damit Lüge und Falschheit aus der Menschen Herzen schwinde. Nachdem aber die Ärzte auf das Unmögliche einer solchen Operation hingewiesen haben, macht Solon den Vorschlag, 'heilsame Gleichheit der Güter und Reichthums, eine Mutter des gemeinen Friedens

[1] S. *Nouv. biogr. univ.* s. v. Boccalini.

und Einigkeit', unter den Menschen herzustellen. Chilon will das Gold und Silber, Cleobulus das Eisen aus der Welt verbannt haben; Pittacus dagegen und Periander suchen Besserung dadurch herbeizuführen, daſs jener die Menschen nur auf dem Pfade der Tugend, dieser nur durch ihre Treue zu Ehren und Würden kommen lassen will, und Bias endlich verlangt, daſs der Verkehr zwischen den Völkern aufhöre: Flüsse, Meere und Gebirge sollten als Grenzen zwischen den Nationen gelten und nicht überschritten werden dürfen; dann werde es Frieden auf Erden geben. Die Herren streiten nun hin und her, auch Cato und Seneca greifen noch in die Debatte ein, und endlich wird das *Saeculum,* dem man helfen soll und will, vorgefordert. Dies zeigt zwar von auſsen eine gesunde Farbe, erweist sich aber innerlich so krank, daſs alle Hoffnung auf Heilung des Patienten schwinden muſs. Um sich jedoch keine Blöſse zu geben, setzt man einen groſsen Beschluſs auf, der mit hochtönenden Phrasen vom Volkswohl u. s. w. anhebt und schlieſslich nur in eine Festsetzung der Preise für etliche geringe Gemüsearten, Kraut, Rüben und Petersilie, ausläuft. Der Beschluſs wird öffentlich verlesen vor allem Volk, 'welches — so heiſst es in der Übersetzung — mit Hauffen zulieffe, vnd Naß vnd Maul aufsperreten, auch ein solches vergnügen an diesem Werk truge, daß der gantze Berg *Parnassus* erschallete, von jauchtzen und schreyen derer, so hierüber frolocketen. Also kan man leichtlich dem gemeinen Pöbel ein Nasen drehen, vnd mit schlechten Dingen vergnügen: Aber verständige Leut wissen, das, so lang als Menschen seyn werden, auch Laster seyn, vnd das in dieser Welt keine gäntzliche richtigkeit zu treffen, Sondern das man da wol lebe, da man mit wenigen vnrichtigkeiten beladen, endlich das es der Herrn Menschliche Klugheit seye, das man sich in den schweren fürsatz schicken könne, vnd gäntzlich bey sich entschliessen, die Welt also zu lassen, wie man sie gefunden hat.' — Der Übersetzer, wie überhaupt der Herausgeber dieser ganzen Schrift ist unbekannt; man hat darüber früher wie über die ganze Frage der Rosenkreuzerei lebhaft gestritten, und Herder wollte sie dem Johann Valentin Andreä zuweisen, eben weil Boccalini darin benutzt ist. Nach neueren Untersuchungen muſs man aber wohl von Andreä selbst absehen, doch ist es wahrscheinlich, daſs er dem Kreise, aus wel-

chem die Schrift hervorging, nahe gestanden hat.[1] Auch Andreä selbst muſs frühzeitig mit den *Ragguagli* bekannt geworden sein, denn, wie am Eingange dieser Untersuchung mit Herders Worten gesagt wurde, in seiner Christlichen Mythologie, die 1619 in Straſsburg erschien, hat er dieselben zum Vorbilde gehabt. Nicht daſs er ihn geradezu ausgeschrieben hätte, aber die ganze Darstellungsweise zeigt, wie sehr sich Andreä in jene Satiren hineingelesen haben muſste. Hie und da nennt er ihn auch; so nimmt er einmal Bezug auf das, was Boccalini den Deutschen gelegentlich vorwirft, und läſst ihn sich deshalb entschuldigen,[2] auch die Einleitung zu dem Urteil des Phöbus am Schlusse des zweiten *manipulus* ist ganz nach Boccalinis Art angelegt, und die Generalreformation wird ohne Nennung ihres Verfassers erwähnt.

Doch wenden wir uns zu den Übersetzungen zurück. Abgesehen von der besprochenen Übertragung von *Ragg.* I, 77 ist es zunächst der politische Probierstein, der in deutscher Sprache erscheint, und zwar bereits 1616, also ein Jahr nach dem Originaldruck. Der Titel heiſst: 'Politischer Probierstein auß Parnasso. Darauff der fürnemsten Monarcheyen vnd Freyen Ständen in der gantzen Welt Regierungen gestrichen, vnd dern Inhalt zusehen ist. Erstlich Italianisch beschriben. Von *Traiano Boccalini.*' Gewidmet ist das Büchlein den 'Staaten der vereinigten Provinzen in Niderland', denn da in demselben die heimlichen und öffentlichen Gewaltthaten und Verbrechen der spanischen Monarchie dargestellt seien, so 'gehöret solches Gemäld zuforderist für diejenige, die selbige Macht vil Jahr fast allein auff: vnd von andern, sonderlich Hoch-Teutschlandt abgehalten, vnd damit jhr Lob so weit die Sonne leüchtet, außgebreitet ... haben.' Die Widmung ist mit *G. A.* unterzeichnet; der zweite dieser Buchstaben ist in einem Gedicht von Harminius de Monte, das der Übersetzung voraufgedruckt ist, in den Namen *Amnicola* ausgeschrieben; wer freilich dieser 'Bachmann' gewesen sein mag, entzieht sich unserer Kenntnis. Wie aus dem Vorwort an den Leser zu ersehen ist, ist es der politische Inhalt des Pro-

[1] S. den Artikel von Henke über Andreä in der Allgemeinen deutschen Biographie.

[2] *Mythol. christ. manipulus* V, 5. S. oben S. 116.

biersteins, der die Übersetzung veranlaſst hat; die Deutschen sollen sich daraus eine Warnung nehmeu, damit sie sich vor den verderblichen Einflüssen der spanischen Politik wahren köuuen. Die Vorrede entschuldigt feruer das, was iu der Schrift gegen Deutschland gesagt sei; es sei nur mit übersetzt worden, damit man sehe, 'was iu Italia für reden vnd *discurs* lauffeu'. Ein Stück jedoch hat der Übersetzer gauz weggelassen, das nämlich, woriu Boccalini den Kaiser Maximilian II. Kunde erhalten läſst von den Zwistigkeiten, die zwischen seinen Söhuen Rudolf und Matthias ausgebrochen sind. Am Schlusse sind noch zwei Abschnitte aus den *Ragguagli* hinzugefügt, I, 3 und II, 6, von deuen jener die Ermordung Heinrichs IV., dieser aber die überhanduehmende Macht der freien Städte in Deutschland zum Thema hat. Diese Übersetzung der *Pietra del paragone* ist übrigens die einzige deutsche; in allen späteren in Deutschland veranstalteten Ausgaben von Boccalinis satirischen Schriften ist diese Übersetzung von Amnicola eiufach wieder abgedruckt worden.

Bereits 1617 aber erschien auch eine Auswahl aus den *Ragguagli* in deutscher Übersetzung, und wieder anonym; sie kam in zwei Teilen heraus, deren erster 29, der zweite 44 Relationen enthält. Die Stücke sind zumeist der ersten Centurie entnommen, nur fünf gehören der zweiten an. Zu dem zweiten Teile aber sind noch drei Stücke hinzugekommen, die sich auch auf die spanisch-savoyischen Händel bezieheu, doch weder von Boccalini noch von dessen obenerwähntem ersten Fortsetzer Briani herrühren; auch mit der *Aggiunta* zum Probierstein sind sie nicht identisch. Der Übersetzer schickt ihnen ein besonderes Vorwort voraus, worin er so über diese Zusätze urteilt: 'Es seyn die uächstfolgende drey zeittungen, so vnsers erachteus der Boccalinischen bey weittem nicht zu vergleichen, eiue zeitlaug in Italiauischer sprach vmbgetragen, vnnd vor wenig wochen anderer orten von einem der sachen vnnd sprachen vnerfahrenen auß einem falschgeschriebenen exemplar noch übeler verteutscht, vnd durch den truck außgebreittet worden: weßhalben man diß orts in verdacht so vngereimbter version gezogen werden wollen. Auß deme nuhn zu kommen, auch damit man, ob jemand wolte, die zeittungen, wie sie anfangs geschriben vnud gemeiudt gewesen, vernemmen möchte, sein dieselbe auderweit

verteutscht hernach gesetzt worden.' Die beiden Teile dieser Übersetzung von 1617 sind betitelt: 'Relation auß Parnasso. Oder Politische und Moralische diseurs, wie dieselbe von allerley welthändeln darinnen ergehen. Erstlich Italianisch beschrieben Von *Trajano Boccalini*' und 'Andere Relation auß Parnasso, Von allerhand Historisehen, Politisehen vnd Moralisehen Discursen vnd Händeln so darinnen vorgehen. Erstlich ... *Boccalini*'. Im folgenden Jahre ist der zweite Teil noch einmal gedruekt worden, jedoch mit dem irreführenden Titel: 'Politisehen Probiersteins auß Parnasso Dritter Theil. Von allerhand ...' u. s. w., wie auf dem Titel des Druckes von 1617, nur noch mit dem Zusatz: 'Itzo aber von einem fürnehmen Herrn in gut Deutseh vbergesetzet.' Ein Druckort ist in den beiden Drucken von 1617 und dem des zweiten Teiles von 1618 ebensowenig angegeben wie in dem zuerst erwähnten Druck des Probiersteins von 1616. Hält man aber alle vier Drucke zusammen, so ergiebt sich zunächst, daſs sie sämtlich aus einer Druckerei stammen: die Lettern, namentlich die Initialen, auch einige Vignetten und Teile von Kopfleisten zeigen solche Übereinstimmung, daſs man durchaus zu diesem Schlusse berechtigt ist. Wir können aber noch weitergehen und behaupten, daſs auch der Übersetzer aller dieser Drucke ein und derselbe ist, nämlich jener *G. A(mnicola)*, der die Widmung des Probiersteins von 1616 unterzeichnet hatte. Nicht allein die ganze Art der Übersetzung und des deutschen Ausdrucks gestatten diese Vermutung oder fordern vielmehr dazu auf, sondern es sind auch zwei Äuſserungen des unbekannten Übersetzers selbst, die zu diesem Ergebnis führen. Einmal nämlich sind es die oben gesperrt gedruckten Worte in dem Drucke von 1617: der Verdacht, jene schlechte Übersetzung der drei Stücke von unbekannter Herkunft verfertigt zu haben, konnte unseren Anonymus doch nur treffen, wenn er schon Ähnliches vorher veröffentlicht hatte; das einzige dieser Art aber, das kurz zuvor erschienen war, ist eben der Probierstein von *G. A.* Dann aber klingt es im Vorworte des letzteren selbst — die Drucke von 1617 und 1618 haben weder Widmung noch Vorwort — wie eine Ankündigung dieser zwei Sammlungen aus den *Ragguagli*, wenn dort *G. A.* am Schlusse, nachdem er etwaige Fehler seiner Übersetzung entschuldigt hat, sagt: '... vnd stehet einem jeden

frey beuor, es in *Versione* der übrigen 200. Parnassischer Zeittungen, oder so vil deren sich ins Teütsche schicken, besser zu machen, vnnd mit *Publication* derselben ohnangesehen jhren ein guter theyl auch schon fertig, zu *praeoccupiren* vnnd würdt man jhme dessen grossen Dank wissen.' Das gute Teil aber der *Raggnagli*, welches *G. A.* schon fertig übersetzt hatte, sind eben die 63 Stücke, die dann 1617 als erste und andere Relation aus dem Parnafs erschienen. Also: die Übersetzungen aus den Jahren 1616, 1617 und 1618 rühren von einem Übersetzer her, jenem *G. A(mnicola)*, und sind an einem Orte gedruckt worden.[1] Und dieser Ort, so dürfen wir weiter schliefsen, war Tübingen; darauf führt uns eine Bemerkung im Vorwort der noch zu besprechenden deutschen Ausgabe von 1644: 'Es ist aber schon vor etlich vnd zwantzig Jahren etwas von diesem *Opere*, als nemblich der Politische Probierstein, vnd etliche wenige von den andern *Relationibus vertiret* vnd zu Tübingen gedruckt worden.'

Der Schreiber vorstehender Worte wufste entweder oder wollte nichts von der Thatsache wissen, dafs nur wenige Jahre zuvor, 1641, in Leyden bei dem Buchführer Jacob Marci wiederum eine Auswahl aus Boccalinis Satiren erschienen war mit dem Titel: 'Hundert ein vnd dreissig *Relationes* oder *Newe zeitungen aus Parnasso.* Aus den Italienischen *Des vortreflichen vnd Hochberuhmbten D. Traiani Boccalini, von Rom.* Vbersetzet vnd auffs newe vbersehen.' Die Ausgabe hat weder Widmung noch Vorwort. Sie zerfällt in zwei Teile, deren zweiter den Probierstein enthält, während der erste 95 Abschnitte aus den *Ragguagli,* die drei letzten Stücke aus Brianis dritter Centurie (Nr. 48—50) und die beiden Abschnitte der *Nuova aggiunta* zum Probierstein umfafst. Diese Leydener Ausgabe ist ein wortgetreuer Abdruck der Tübinger Drucke, nur dafs der Leydener Herausgeber noch eine Anzahl von Abschnitten hinzugefügt hat, nämlich zwanzig Stücke aus der ersten Centurie, aber nichts

[1] Möglicherweise könnte man auf diesem Wege auch noch dazu gelangen, den Urheber der oben angeführten Schrift über die Rosenkreuzerei zu bestimmen. Denn auch die dort gebotene Übersetzung der Generalreformation stimmt bis auf ganz unwesentliche Abweichungen mit der in der 'Relation auß Parnasso' von 1617 enthaltenen überein.

Neues aus der zweiten. Im Probierstein ist jener schon erwähnte Abschnitt über Maximilian II. eingefügt worden, da der Leydener Herausgeber die Rücksicht nicht zu üben brauchte, die *G. A.* in Tübingen für angezeigt hielt.

Wir wenden uns schließlich zu der letzten deutschen Bearbeitung von Boccalinis Schriften, die darum vor den bisher genannten den Vorzug verdient, weil sie die vollständigste ist, das ist die Frankfurter Ausgabe von 1644 aus dem Verlage Johann Beyers, die dann 1655 noch einmal unverändert aufgelegt worden ist.[1] Sie enthält die beiden Centurien der *Ragguagli* bis auf zwei Abschnitte, die nach des Verfassers Ansicht zur Übersetzung sich nicht eigneten, und sogar die dritte Centurie des Briani, die der Herausgeber zwar für weit unbedeutender als Boccalinis Schriften hält, aber doch nicht weglassen will, da sie auch in den meisten italienischen Ausgaben stehen; nur die drei letzten Stücke Brianis, die gerade in die Leydener Ausgabe aufgenommen worden waren, läßt der Übersetzer weg, weil sie nach seiner Ansicht nicht 'ins Teutsche zu bringen gewesen', und setzt dafür jene drei auch schon erwähnten Stücke ein, 'wie solche hiebevor in der Tübingischen *Edition* hinden angesetzt worden.' Da wir es hier wieder mit einer in Deutschland gedruckten Ausgabe zu thun haben, so fehlt natürlich im Probierstein der Abschnitt über Maximilian und seine Söhne. Nur die zuletzt genannte Schrift ist, wie schon oben gesagt wurde, aus der Tübinger Ausgabe einfach abgedruckt worden, im übrigen wird hier eine durchaus selbständige Übersetzung geboten, was auch der Herausgeber im Vorwort besonders betont.

So finden wir also folgende deutsche Übersetzungen:

1614	Die Generalreformation (*Ragg.* I, 77), Kassel	
1616	Probierstein	Tübingen
1617	Relation und andere Relation aus Parnasso	Tübingen
1618	Andere Relation mit verändertem Titel	Tübingen
1641	131 Relationen, Leyden	
1644, 1655	Vollständige Ausgabe von Boccalinis satirischen Schriften, Frankfurt a. M.	

[1] Mestica erwähnt auf S. 125 noch eine dritte Auflage von 1661, von der ich aber sonst keine Spur gefunden habe.

Diese Übersetzungen, daneben aber auch die Originalschriften Boccalinis haben in Deutschland ziemliche Verbreitung gefunden und auf einzelne Schriftsteller nicht geringen Einfluſs ausgeübt. Wir sahen dies oben schon an Joh. Val. Andreä. Man darf freilich dabei nicht so weit gehen wie Gervinus in seiner Litteraturgeschichte, wo er behauptet,[1] daſs 'Boccalinis, des Lieblings von Harsdörffer und Andreä, Einwirkungen' auch in Philanders von Sittewald Geschichten bemerkbar seien. Denn was das letztgenannte Werk betrifft, so vermag ich darin wie überhaupt bei Moscherosch eine Beeinflussung durch Boccalini nicht zu erkennen. Harsdörffer kennt und benutzt die *Ragguagli* in seinen Schriften, zumal in den Gesprächsspielen,[2] diesem Kompendium alles dessen, was der gebildeten Welt des 17. Jahrhunderts wissenswert erschien, und zwar hat er sich keiner Übersetzung, sondern der Venediger Ausgabe von 1629 bedient, wie aus dem Autorenverzeichnis am Schlusse des zweiten Teiles ersichtlich ist. Er kennt, sagte ich, Boccalini wirklich; das beweist die Art, wie er ihn citiert, wenn er z. B. V, 312 (im 214. Gespräch) von der 'Erfindung *Valentini Andreae* und des Sinnreichen Italianers *Trajani Boccalini*' redet, welche in ihren Schriften die Laster mit lieblichen Gedichten angemeldet, und derselben Bestraffung gleichsam vergüldet haben.'[3] Ebenso zeigt sich an anderen Stellen, daſs der Verfasser des Nürnberger Trichters nicht nur die eine oder andere Stelle aus Boccalini abschreibt, sondern daſs er den Geist der *Ragguagli* ähnlich wie Andreä auf sich hat einwirken lassen. So atmet der Anhang zum 'grossen Schau-Platz Lust- und Lehrreicher Geschichte',[4] der dreihundert 'scharffsinnige Hofreden, denkwürdige Sprüche, artige Fragen und darauff wolgefügte Antworten, erfreuliche Schertze und etliche kurtze Erzehlungen' enthält, in seinen oft epigrammatisch zugespitzten Aussprüchen wirklich etwas wie Boccalini-

[1] III, 372. [2] Acht Teile, Nürnberg 1641—1649.

[3] An dieser Stelle macht uns Harsdörffer noch mit einem Nachahmer Boccalinis bekannt, Luca Assarino († 1672); dieser hat 'eine Hofstatt von den löblichen Weibspersonen unserer Zeit bestellet, und zu ihrer Königinn aufgeworffen die keusche Freye oder Venus, als Regentinn in Cypern'. Dann erzählt Harsdörffer eine diesem Werke entlehnte Geschichte und citiert sie als *Ragguaglio 23. di Cipro.* [4] Frankfurt 1650—1651.

schen Geist, und auch in dem 'Schauplatz' selbst wird Boccalini citiert. Aber in der Weise wie den Boccalini hat Harsdörffer eine Unmasse anderer deutscher, französischer, italienischer und spanischer Autoren in seinen Schriften benutzt, und es liefse sich vor Boccalini mehr als einer, z. B. Andreä, Ronsard, Loredano, dessen Dianea er übersetzt hat, nennen, wenn es sich darum handelte, besondere 'Lieblinge' des Stifters vom pegnesischen Blumenorden aufzuführen.[1]

Am stärksten aber wohl ist die Einwirkung Boccalinis in den 'lehrreichen Schriften' des eingangs auch schon genannten Hamburger Hauptpastors Johann Balthasar Schupp[2] zu verspüren. Es ist ganz unverkennbar, wie sehr ihn der geistesverwandte Italiener gefangen nimmt und beeinflufst, seit er ihn einmal kennen gelernt hat. Das aber mufs erst ziemlich spät geschehen sein, denn weder in den lateinischen Schriften aus Schupps akademischer Zeit — er war von 1635—1645 Professor in Marburg — noch in seinen früheren deutschen Schriften zeigt sich auch nur eine Spur solchen Einflusses. Dieser tritt vielmehr erst in den letzten Lebensjahren, nicht vor 1657, zu Tage, so dafs man annehmen kann, Schupp habe den B. überhaupt erst durch die zweite Frankfurter Ausgabe der Übersetzung (1655) kennen gelernt; denn nur in dieser Übersetzung hat er Boccalini gelesen und benutzt, mit ihr stimmen seine Entlehnungen aus den *Ragguagli* meist wörtlich überein. Es scheint, als ob Schupp zuerst bei der Herausgabe des '*Salomo* oder Regentenspiegels' (1657) Boccalinis Schriften in die Hand bekommen hätte; in diesem Traktat selbst ist noch nichts davon zu finden, im Nachwort aber verwertet er sofort die neue Bekanntschaft und führt aus *Ragg.* I, 1 eine Stelle an. Und nun tritt eine so starke Benutzung Boccalinis ein, dafs Schupp mitunter gröfsere Partien aus ihm herausschreibt, ohne seine Quelle auch nur zu nennen. 1658 erscheint dann von Schupp sogar schon eine 'Relation auß dem

[1] Man vergleiche doch, was A. Schneider in seinem vortrefflichen Buche über Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (Strafsburg 1898) über Harsdörffers Verhältnis zur spanischen Litteratur zusammengestellt hat.

[2] 1610—1661. Die lehrreichen Schriften sind 1663, 1677, 1684, 1701 und 1719 aufgelegt worden.

Parnasso, welche bey jüngster Post Mercurius erbracht hat von Verfolgung Antenors[1] ...', eine Verteidigungsschrift, die er gegen anonyme Angriffe auf sein amtliches und privates Leben ausgehen lieſs.[2] Nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt entlehnt er hier groſsenteils aus Boccalini, namentlich aus *Ragg.* I, 100. Nach seiner Weise aber macht er sich sein Vorbild zurecht und spinnt dann den fremden Faden, den er aufgenommen hat, selbständig weiter. So hebt diese Relation folgendermaſsen an: 'Es war eben ein schöner Tag, als *Apollo* im Parnasso seinen Namens-Tag *celebrirte.* Alle *Musae* im Parnasso *gratulirten* ihm. Es wurden ihm unterschiedene Geschenke *praesentirt. Ceres* brachte Früchte. *Pomona* brachte Obst. *Vulcanus* kam mit seinem lahmen Fuß, und brachte etliche Pfeiffen Taback. *Bacchus* kam und *praesentirte* zwey Faß, eins voll Neckarwein, das andere voll Klingenberger. Der gantze Parnassus war lustig. Endlich kam *Mercurius,* Jederman war begierig etwas neues von ihm zu hören'. Nun erzählt Merkur von dem Pasquill, das auf Antenor-Schupp verfaſst worden sei, und verliest es. Allgemeine Entrüstung; man stellt Vermutungen über den Verfasser an, da mengt sich Boccalini ins Gespräch und sagt: 'Ihr wisset, daß ich eine geraume Zeit sey *Secretarius* im Parnasso gewesen. Einsmals als *Apollo* allbereit den mühseligen Lauff des Tages hatte vollendet, und nun im Niedergang von seinem hellgläntzenden Wagen absteigen wolte, kam ein Gelehrter vor, dieser überreichte Ihr. Majestät eine sehr schroffe Censur über ein Poetisch-Italiänisches Gedicht.' Und nun erzählt Boccalini den Inhalt seiner oben angeführten Satire, und Schupp setzt diese dann in seinem eigenen Sinne fort. So ist auch der 'Calender', den er seinem in Gieſsen studierenden Sohne Anton Meno zum Neujahr 1659 widmete, von Boccalini beeinfluſst, nicht minder der 'Teutsche Lehrmeister, oder: Ein *Discours* von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künste und Wissenschaften in Teutscher Sprach'. Am weitesten aber ist Schupp in der Benutzung Boccalinis bei der Abfassung seiner Schrift

[1] Ein von Schupp häufig gebrauchtes Pseudonym.

[2] Über Datierung und Inhalt der einzelnen Traktate vgl. Stötzner, Beiträge zur Würdigung von J. B. Schupps lehrreichen Schriften, Leipzig 1890.

vom Schulwesen gegangen, einer der letzten Arbeiten des streit- und schreiblustigen Pastors, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde; der Titel heifst: *'Ambassadeur Zipphusius.* Auß dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertiget an die Churfürsten und Stände des heyligen Römischen Reichs.' Hier ist es wieder die Generalreformation Boccalinis, die zur Einleitung dienen mufs, und zwar legt Schupp das, was dort die sieben Weisen sagen, den Musen in den Mund. Unter diesen aber erklärt Erato, dafs man bei der Jugend anfangen müsse, wenn man die Welt bessern wolle, und nun kommen verschiedene Pädagogen, allen voran Amos Comenius, zu Worte, die die Vorzüge ihrer Methoden für den Jugendunterricht darlegen.

So ist Boccalini während eines halben Jahrhunderts übersetzt und ausgeschrieben worden in Süd- und Norddeutschland, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs bei weiterem Suchen noch mancher deutsche Schriftsteller jener Zeit Spuren einer Beeinflussung durch den italienischen Satiriker zeigen würde. Aber auch damit ist die Einwirkung Boccalinis auf Deutschland noch nicht erschöpft, wir müssen vielmehr zum Schlusse noch einer Anzahl von Erscheinungen denken, die in der Form oder doch wenigstens im Titel eine Nachahmung Boccalinis verraten; es sind Flugschriften, meist politischen Inhalts, die sich auch zeitlich an die bisher besprochenen Schriften anschliefsen.

Zuerst ist eine Flugschrift zu nennen, die sich auf den Sturz des allmächtigen Ministers am Hofe Kaiser Leopolds I., des Fürsten Wenzel Lobkowitz, beziehen. Der Fall dieses Mannes erregte 'Aufsehen in ganz Europa. Die Berichte der Gesandten, die Zeitungen, die Memoiren der Zeitgenossen waren davon voll. Je weniger man wufste, desto geschäftiger war man, die Gründe zu erraten, welche den Kaiser vermocht hatten, den Mann seines Vertrauens, den ersten Rath der Krone in die Verbannung zu schicken. Wahres und Falsches wurde vermengt'.[1] Hierher gehört nun die auch von Zwiedineck-Südenhorst in seinem Buche über 'Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV.' (S. 48 f.) besprochene Flugschrift 'Der gewonnene Außgang und Plötzliche Fall des vor diesen in höchst ansehn-

[1] Wolf, Fürst Wenzel von Lobkowitz, S. 421.

liehen Ehren gewesenen Fürst Lobkowitzens, Hertzogens zu Sagan, Am Kaiserl. Hoff gewesenen Ober-Hoffmeisters und geheimen Raths etc. Geschrieben aus dem Parnas von Trajano Boccalini an den Aulum Gallionem am 1. Oktober des 1674. Jahrs.' In drei Gestalten liegt diese Schrift vor, sie ist nämlich 1675 mit etwas verändertem Titel noch einmal gedruckt und gleichzeitig auch in lateinischer Übersetzung herausgegeben worden.[1] Dann erschien nach etlichen Jahren 'Deß *Apollinis* neuer Probier-Ofen, wie die bisherige *Europaei*sche Kriegs-*Consilia* auf der Waag der Gerechtigkeit und Klugheit bestehen möchten. Aus dem *Parnasso* herausgegeben durch *Trajanum Boccalini*. Gedruckt im Jahr Christi 1678.' Auch diese Schrift, die einen Überblick über die politische Lage Europas geben will, ist ohne Angabe des Druckortes.[2] Nachher ist es der zu Nimwegen 1679 geschlossene, für Frankreich und Holland so vorteilhafte, für das deutsche Reich aber um so schmachvollere Frieden, der verschiedene hierhergehörige Flugschriften hervorrief. Noch 1679 erschien *'Trajani Boccalini de triplici pace ex Parnasso novissima relatio. Ad amicum Germanum'*, und zugleich die deutsche Übersetzung unter dem Titel 'Neue Post aus dem Parnaß von einem dreifachen Frieden'.[3] Das folgende Jahr brachte alsdann noch zwei auf dies Ereignis bezügliche Schriften, von denen wieder die eine die Übersetzung der anderen ist: *'Trajani Boccalini de ratione status imperii Galliaeque circa pacem Noviomagensem discursus. Veronae, anno MDCLXXX'*; was man aber hier unter Verona zu verstehen habe, zeigt uns der Titel der deutschen Ausgabe: *'Trajani B.* Gespräch und Discursen Von Gegenwärtiger Staatsbeschaffenheit deß heiligen Röm. Reichs Teutscher Nation und der Cron Franckreich Nach dem zu Nimwegen geschlossenen Frieden. Auß der Wahrheits-Burg.'[4] Nach einer Angabe

[1] Zwiedineck-Südenhorst führt in seinem Buche auch diese beiden Drucke von 1675 an, aber ohne auf deren Übereinstimmung mit dem von 1674 hinzuweisen.

[2] Bei Zwiedineck-Südenhorst S. 98 angeführt. [3] Ibid. S. 99.

[4] 1675 erschien eine politische Flugschrift zu Falso-Verona; vgl. Rühs, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen, S. 240.

in Wellers *Lexicon pseudonymorum*, die auch in andere Schriften übergegangen ist, birgt sich hier unter Boccalinis Namen der um die Litteraturgeschichte des klassischen Altertums so hochverdiente Johann Albert Fabricius; das ist aber nicht wohl möglich, denn dieser Gelehrte ist erst 1668 zu Leipzig geboren, war also 1680 erst zwölf Jahre alt.

Anders steht es bei den *Quinquaginta Relationes ex Parnasso de variis Europae eventibus*, Hamburg 1683; da nennt sich der Jurist Adam Ebert[1] aus Frankfurt a. O. als Verfasser. Wie er selbst berichtet, wurde er zur Nachahmung dadurch veranlafst, dafs er auf einer Reise durch Italien den Boccalini im Original kennen lernte, den er bis dahin nur aus Übersetzungen gekannt hatte. Sein Werk befafst sich meist mit Politik, doch sind auch Philosophie und Litteratur nicht ausgeschlossen; so lautet die Überschrift der 25. Relation: *'Apollo Martino Opitzio demonstrat, Eruditos olim non plus valuisse quam hodie.'* Seinem Vorbilde aber steht Ebert weit nach, es fehlt ihm völlig die Frische und Lebhaftigkeit, die an Boccalini so wohl gefällt. Auch bei der aus dem Jahre 1688 stammenden 'Des in Unruhe ruhigen Staats-*Prognostici Continuation*' ist der Verfasser bekannt, der sich hier hinter *J. F. Boccalino di Neutra* versteckt; es ist auch ein Jurist, Carl Scharschmid aus Crimmitzschau (1645—1717). Er hielt eine Zeit lang Vorlesungen an der Universität Jena, geriet dann in gelehrten Zwist mit seinem berühmten Landsmann Samuel Pufendorf und lebte zuletzt in Dresden. Seine eben genannte Schrift bezeichnet Zwiedineck-Südenhorst mit Recht als ein 'ziemlich geistloses Kannegiefsern gegen Frankreich'.[2]

1689 erschien eine kleine Schrift unter dem Titel *'Trojani Boccalini iudicium ex Parnasso de triga scriptorum recentium. Cosmopoli.'* Sie wendet sich gegen Christian Thomasius, dessen Schriften über Naturrecht damals viel Aufsehen erregten, aber auch viel Widerspruch hervorriefen. Vorher aber wird, wohl um des Gegensatzes willen, zwei anderen Gelehrten reichliches Lob gespendet, nämlich dem Kieler Orientalisten Matthias Wasmuth, der 1688 gestorben war, und dem durch sein um-

[1] 1653—1735. [2] Zwiedineck-Südenhorst S. 107.

fassendes Wissen berühmten Daniel Georg Morhof, dessen Polyhistor damals zu erscheinen angefangen hatte. Auch hier nennt Weller als Verfasser den Joh. Alb. Fabricius, und hier würde dessen Jugend nicht mehr dieser Vermutung im Wege stehen, denn es ist bekannt, daſs derselbe bereits 1688 seine erste anonyme Schrift hat ausgehen lassen.[1] Vielleicht ist Weller von hier aus rückwärtsschlieſsend zu der oben als falsch bezeichneten Meinung gekommen, daſs auch frühere unter Boccalinis Namen gehende Schriften von Fabricius herrührten. Übrigens ist noch im Jahre 1689 eine Entgegnung auf obige Schrift veröffentlicht worden, die hier auch zu nennen ist: *'Trajano Boccalini actio criminalis in Parnasso adversus latebrosum quendam scurram sub Boccalini persona in Iudicio de Triga Scriptorum recentium dolose insanientem. Coloniae.'* Endlich sind mir aus Weller noch die 'Traum-Relation aus dem Parnasso über Staats- und Justiz-Affairen', 1701—1703, und gar eine Dichtung, 'Die wohlgewählte Wahl eines Königs unter den menschlichen Gliedern' (1715), als pseudo-Boccalinische Schriften bekannt.

Ein Jahr nach Boccalinis Tode, 1614, war die erste Übersetzung aus seinen Schriften in Deutschland erschienen, und ein Jahrhundert danach wird sein Name noch auf dem Titel einer allegorischen Dichtung verwertet: da darf man wohl von einem nachhaltigen Einflusse dieses Italieners auf die deutsche Litteratur reden. Neben seinen Landsleuten Malvezzi und Loredano, neben einem Baco, Ronsard und Quevedo verdient auch Trajano Boccalini unter denen genannt zu werden, aus deren Werken die deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts 'ihre Nation — um mit einem Worte Herders zu schlieſsen — mit vortrefflichen Denkweisen mehrerer Geister und Völker bereichert haben'.

[1] Deutsche Allg. Biographie.

Zwickau. P. Stötzner.

Kleine Mitteilungen.

Zu Dedekind-Scheids Grobianus.

Folgende kleine Berichtigung fand ich beim Durchsehen des 'Catalogue of books in the library of the Br. Mus. printed — to the year 1640.' Bd. I, S. 463.

Milchsack citiert in seiner Ausgabe von Dedekind-Scheids Grobianus (Hallenser Ndr. 34/35) S. XXXII der Einleitung eine englische Übersetzung von 'R. J. Sent'. Dies ist falsch. Auch Bolte citiert sie gelegentlich so. Die Angabe im Katalog lautet:

'Dedekind (Friedrich), The schoole of Slovenrie: or Cato turnd wrong side outward. Translated out of Latine into English verse, to the use of all English Christendome, except Court and Cittie. By R. F., Gent. V. Simmes, London 1605. 4^to^. Sign: 78. c. 40.'

Würzburg. R. Petsch.

Herford, der bereits in seinen 'Literary Relations of England and Germany' (p. 389) Milchsacks Irrtum aufgedeckt hat, liest 'R. S., Gent.' (d. h. Gentleman). Beide Namensformen finden sich auch sonst in englischen Übersetzungen jener Zeit: wenn Herford das Richtige bietet, könnte der Grobianus-Übersetzer identisch sein mit dem Verfasser von 'H. Drexelius, The School of Patience ... Translated ... by R. S., Gent. London 1646' oder 'Du Moulin, Heraclitus: or Meditations upon the Vanity and Misery of Human Life ... translated into English by R. S., Gentleman [sic!], London 1609' oder dem Zusammensteller der Gedichtsammlung 'The Phœnix Nest ... set forth by R. S. of the Inner Temple, Gentleman, London 1593'. Die andere Namensform weist auf 'Alexis de Salo, An admirable Method to love, serve, and honour the B. Virgin Mary ... Englished by R. F., 1639'.

Des Inhaltes wegen darf man wohl schwerlich an den berühmten Vorkämpfer des Katholicismus und weit gefeierten Dichter Robert Southwell (1561? — 1595) denken, der seine zahlreichen Werke meist

unter den Initialen 'R. S.' veröffentlichte; auch jener Valentine Simmes druckte 1596 seinen 'Triumph ouer Death ... by R. S.' und 1595 seine Gedichtsammlung 'Mœoniæ ... composed by R. S.'; möglich also, dafs der Londoner Buchdrucker die Grobian-Übersetzung unter einer zugkräftigen Flagge segeln lassen wollte.

Würzburg. Max Förster.

Zur vierten Blickling Homily konnte ich Arch. XCI, S. 184 nur eine syrische Übersetzung der Apokalypse des Paulus heranziehen, da die damals gedruckt vorliegenden lateinischen Versionen sich sämtlich als zu kurz erwiesen. Seitdem hat M. R. James eine vollständigere lateinische Übersetzung zugänglich gemacht (Texts and Studies, Contributions to Biblical and Patristic Literature, ed. by J. A. Robinson. Vol. II, Nr. 3: Apocrypha Anecdota, Cambridge 1893), welche die schon früher supponierte lateinische Urversion darzustellen scheint. Sie enthält denn auch die betreffende Stelle der obengenannten ae. Homilie fast wörtlich, wie folgende Gegenüberstellung zeigt:

EETS. LVIII, S. 43, Z. 25 ff.:

Þonne sægde Sanctus Pauwlus, þæt he gesawe naht feor from þæs mæsse-preostes sidan, þe we ær bufan emb spræcon, ..., oþerne ealdne man, & þone læddon feower awyrgde englas mid mycelre reþnesse & hine besencton on þa fyrenan êa æt his cneowa; & hie hine hæfdon geþreatodne mid fyrenum racentum, þæt he ne moste gecweþan: 'Miltsa me, God.' Þa cwæþ se æþela lareow to þæm engle, þe hine lædde: 'Hwæt is þes ealda man?' Se engel him to cwæþ: 'Hit is ân biscop, se dyde mare yfel þonne gôd; he onfeng for worlde mycelne noman & þæt eal forheold & his Scyppend, þe him þone noman forgeaf.' Þonne sægde Sanctus Paulus, þæt se biscop nære miltsiende wydewum ne steopcildum ne nânum Godes þearfan; þa wæs him forgolden æfter his agenum gewyrhtum.

Visio Pauli § 35:

Et vidi non longe alium senem, quem adducebant currentes cum festinatione quatuor angeli maligni, et dimiserunt eum usque in genua in flumine igneo et lapidibus percutiebant eum [vgl. § 39: quatuor angelos metuendos habentes in manibus suis catenas ignitas] et vulnerabant faciem eius sicut procella et non permiserunt eum dicere: 'Miserere mei.' Et interrogavi angelum [vgl. § 34: et interrogavi angelum et dixi: 'Domine, quis est iste senes?'], et dixit mihi: 'Hunc quem vides episcopus fuit et non bene consummavit episcopatum suum, qui equidem nomen accepit magnum, sed non est ingressus in sanctitatem eius, qui dedit ei nomen in omni vita sua, quoniam non fecit iudicium iustum, et viduas et orfanos non est misertus; nunc autem retributum est ei secundum iniquitatem et opera sua.'

Die zum Schlufs der ae. Michaels-Homilie (a. a. O. S. 209, Z. 29 ff.) angefügte Stelle, die sich wie aus einer Visio Pauli geschöpft ausnimmt, findet sich freilich auch nicht in dieser Version.

Würzburg. Max Förster.

Shirley-Handschriften. Ich weifs nicht, wer es zuerst ausgesprochen hat, dafs die beiden MSS. Harleian 2251 und Har-

leian 7333 von der Hand des bekannten Chaucer-Verehrers und -Kopisten John Shirley (1366?—1456) geschrieben seien. Jedenfalls war es ein rechtes Danaergeschenk für unsere Wissenschaft; denn diese nahm die Behauptung unbesehen hin und erhob sie zu einem Dogma, das man ohne nähere Begründung als feststehende Thatsache überall wiederholen durfte. So wurde diese Angabe durch alle Veröffentlichungen der Chaucer-Society, durch alle neueren Chaucer-Ausgaben, von Skeat bis zur Globe Edition, fortgeschleppt; in das Dictionary of National Biography (z. B. Vol. LII, S. 134) fand sie Eingang und in manches andere wissenschaftliche Werk, wie Zupitza-Schleichs Lydgate-Buch u. a. m. Und doch, so oft wiederholt, so falsch ist diese Angabe. Die genannten beiden Handschriften sind bestimmt nicht von Shirley geschrieben. Auf den ersten Blick haben zwar die Schriftzüge beider Manuskripte miteinander und mit den echten Shirley-Handschriften viel Ähnlichkeit; bei genauerer Betrachtung, namentlich der Majuskeln, ergiebt sich indes bald, dafs schon aus paläographischen Gründen hier mindestens drei[1] Hände zu unterscheiden sind. Also können die genannten Manuskripte weder beide von demselben Kopisten, noch eins von ihnen von Shirley geschrieben sein. Obendrein enthält Harleian 2251 eine Stelle, die durch ihren Inhalt Shirleys Niederschrift ausschliefst. Auf fol. 59v findet sich nämlich das Datum 1459 und zwar mitten in einem Gedichte, *The Craft of Loueres*, so dafs es nicht nachträglich eingefügt sein kann. Es heifst dort:

I herd two louers dispute this argument
In the yeere of God a .M. by rekenyng
Foure hundred fifty and .IX. yere folwyng.[2]

Diese Stelle wenigstens mufs also frühestens im Jahre 1459 oder später geschrieben sein. Um 1459 lebte aber Shirley gar nicht mehr; denn er war, wie wir aus Stowes *Survey* (ed. Strype 1720, B. III. S. 213) wissen, bereits am 21. Oktober 1456 gestorben.

Ein weiteres Beweismoment ergiebt sich daraus, dafs beide Handschriften die charakteristischen Eigentümlichkeiten Shirleyscher Orthographie (s. Schick im Temple of Glas S. XXIII f.) entbehren.

Wie man dazu gelangen konnte, die beiden Harleian Manuskripte als Shirleys Arbeit auszugeben, ist unschwer zu erkennen. In Harleian 2251 bricht auf fol. 227v plötzlich ein Gedicht ab, was der Schreiber des Bandes mit den Worten entschuldigt: *'Shirley*

[1] Harleian 7333 rührt selbst von verschiedenen Schreibern her, während Harleian 2251 ganz von einer Hand geschrieben ist.

[2] Nichts beweist gegen unser Argument die Thatsache, dafs in einer anderen Handschrift (Trinity Coll., Cambr., R. III. 19, fol. 156) dies Gedicht das Datum 1448 aufweist. Die dritte Handschrift, Additional 34360, bietet ebenfalls 1459.

kowde fynde no more for this copye.' Indes beweist dieser Zusatz nichts für unsere Handschrift; denn der Kopist kann ihn aus seiner Vorlage mit abgeschrieben haben, wofern er nicht in der That eine Shirleysche Aufzeichnung vor sich hatte, die hier abbrach. Ähnlich, nur fast noch weniger beweisend steht es mit Harleian 7333. Hier findet sich Shirleys Name unter einem Marien-Gedichte, das der Dichter, Richard Sellyng, zur Durchsicht an Shirley gesandt und am Schlusse in der Original-Niederschrift mit einem diesbezüglichen Vermerke versehen hatte, der dann vom Abschreiber auch in unseren Kodex übertragen worden ist. Wir lesen daher auf fol. 37^v:

Sellyng makithe þis in hes manere;
And to John Shirley now sent it is
For to amende, where it is a-misse.[1]

Ganz andere Echtheitskriterien stehen uns, abgesehen von den übereinstimmenden Schriftzügen, in den wirklich echten Shirley-Handschriften zur Seite. So trägt Additional 16165 auf dem ersten Blatte in großen verzierten Buchstaben Shirleys Namen; und auf fol. 2^r folgt am Schlusse einiger Verse, die dem Bande gewissermaßen als Vorrede vorausgeschickt sind, die ausdrückliche Versicherung: *'Þis litell boke with myn hande wryten I haue.'* Ebenso steht bei Ashmole 59 auf der ersten Seite: *'ma ioye M. Shirley'*;[2] außerdem finden wir öfter auf dem Rande eines Blattes die Bemerkung: *'notata per Shirley'*. Für die anderen drei Shirley zugeschriebenen Handschriften, Harleian 78, Trin. Coll. Cambr. R. III. 20 und Sion Coll. MS., fehlt es mir an Notizen. Jedenfalls, meine ich, sollten wir aufhören, Harleian 2251 und 7333 als Shirley-Handschriften zu bezeichnen.

Würzburg. Max Förster.

Berichtigungen zum Centenary Burns von Henley und Henderson.

'Epistle to Davie' Str. II, Z. 11 'Mair spier na, nor fear na' ist, wie Burns selbst angiebt, ein Citat aus Allan Ramsay. Den Herausgebern der Centenary Edition ist es nicht geglückt, die fraglichen Worte in Ramsays Gedichten aufzufinden: 'The line most nearly resembling this in Ramsay is "Nocht feirful, but cheirful," in *The Vision,'* &c. (I. 370). Unsere Stelle bildet den 53. Vers der Ode 'The Poet's Wish: The Response of the Oracle' (Poems by Allan

[1] Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Romanisten darauf aufmerksam machen, daß hier auf fol. 36^v col. b mitten unter lauter englischen Versen versteckt auch vier französische Strophen des Herzogs Charles von Orléans stehen.

[2] Was bedeutet hier das M.? Etwa manus oder manuscriptum oder magister?

Ramsay, London 1751, I. 236). In einer mir vorliegenden späteren Ausgabe (1800: Repr. 1877) ist die letzte Strophe der Ode, die unseren Vers enthält, weggelassen; doch ist der Vers in den der Ausgabe vorangestellten 'Remarks on the Genius and Writings of Allan Ramsay' von Lord Woodhouselee (p. lxxv, Anm.) erwähnt.

'Second Epistle to J. Lapraik' Str. XVI, Z. 2 'The followers o'the ragged Nine': — "Motherwell and some other editors adopt the reading, 'The ragged followers o'the Nine': but Burns wrote and steadily passed the verse as it is printed. It is classically inexact; but the proposed change would be no improvement," &c. (I. 383). Burns ist in dem fraglichen Verse[1] nur ein Nachahmer Ramsays, der die Musen als 'threed-bare Nine' bezeichnet hatte (Wealth, or the Woody v. 127).

'On Thanksgiving for a National Victory.' Henley-Henderson citieren als Quelle (II. 442) 'Four Lines Put into the Basin of the Tron Church on the Thanksgiving Day for Perth and Preston, 17th June 1716' nach Maidment's Scotish Pasquils, 1868. Besser hätten sie das Original dieser vier Zeilen, ein Pasquill aus dem Jahre 1683, abgedruckt (a. a. O. erwähnen sie es nur ganz kurz als mögliche Quelle); es ist u. a. in den Roxburghe Ballads (V. 299) zu finden und lautet:

'You Hypocrites, forbear your pranks,
To murther men and then give thanks!
Forbear your tricks, pursue no further,
For God accepts no thanks for murther.'

'A Mother's Lament.' Nach Henley-Henderson (III. 352) wäre das Gedicht durch die Eingangstrophe einer Ode von Robert Lloyd angeregt:

'Fate gave the word; the deed is done,
Augustus is no more.'

Unserer ersten Zeile 'Fate gave the word — the arrow sped' kommt indes beträchtlich näher der Anfangsvers von John Browns 'Essay on Satire, Occasioned by the Death of Mr. Pope' (Dodsley's Collection III. 315):

'Fate gave the word; the cruel arrow sped.'

'Sensibility how charming.' 'This balderdash, which reads like the effect of a fit of serious admiration for a certain Song by a Person of Quality:

"Glittering spread thy purple pinions,
Gentle Cupid, o'er my heart;
I a slave in thy dominions;
Nature must give way to art":

[1] Übrigens auch in dem folgenden Verse: schon Ramsay hatte den Dichter einen 'Poor thoughtless mortal' genannt (Wealth v. 131).

is also inscribed,' &c. (Henley-Henderson III. 372). Ich vermag zwischen den beiden Liedern — die 'Person of Quality' ist, nebenbei bemerkt, niemand anders als Alexander Pope — keine Beziehung zu entdecken. Dagegen weist der Anfang des Burnsschen Liedes auf L. Sterne, der in seiner 'Sentimental Journey' ausgerufen hatte: 'Dear Sensibility! source inexhausted of all that's precious in our joys, or costly in our sorrows!' — und die Schlufszeilen erinnern an Jessicas Worte: 'I am never merry, when I hear sweet music.'

'Delnded Swain, the Pleasure.' Burns, der das Lied im September 1793 an George Thomson schickte, bezeichnete es als ein 'old bacchanal'. Henley-Henderson bemerken (III. 454): 'The ideas and sentiments are common enough; so is the phrasing; and "old bacchanal" is probably a figure of speech.' Das ist ein Irrtum: wenigstens die ersten vier Zeilen lassen sich als alt nachweisen. Sie stehen in einem Liede, das nach der Sammlung 'The Lark' 1740, S. 377 (Song 410) hier citiert sei:

'Boast no more, fond Swain of Pleasure
That the fickle Fair can give thee:
Believe me, 'tis a Fairy Treasure,
And all thy Hopes will soon deceive thee.
Sweet's the morn, but quickly flying;
Her Smiles I've known, and her Disdaining:
The Flow'r is fair, but quickly dying;
And Chloe still will be complaining.'

'The Joyful Widower.' Unter den 'Improbables' drucken Henley-Henderson IV. 55 f. ein dem Dichter von Stenhouse zugeschriebenes Gedicht 'The Joyful Widower', das sich als Nr. 98 in Johnson's 'Scots Musical Museum' (I. 99, 1787) findet. Sie haben übersehen, dafs die Strophen II und III fast wörtlich schon in William Camden's 'Remaines concerning Britaine' stehen.[1] Wir lesen hier (The fifth Impression, 1637, p. 409): 'One to shew the good opinion hee had of his wifes soule departed, who in her life time was a notorious shrew, writes vpon her this Epitaph.

We lived one and twenty yeare
As man and wife together:
I could not stay her longer here,
Shee's gone I know not whether.
But did I know, I doe protest
(I speake it not to flatter),
Of all the women in the world,
I sweare I'de nere come at her.
Her body is bestowed well,
This handsome grave doth hide her,
And sure her soule is not in hell,
The divell could ne're abide her:

[1] Vgl. Notes and Queries VI. Ser. X; XI; VII. Ser. IX. 165; X. 36, 56.

But I suppose shee's soar'd aloft,
For in the late great thunder,
Me thought, I heard her very voyce,
Rending the clowds asunder.'

Der Burnsschen Fassung noch näher kommt eine Version, die ich in Joseph Retzers 'Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets' IV. 47 (1786) finde, wo das Gedicht einem William Thompson Ibbekken(?) zugeschrieben wird. — Höchstwahrscheinlich rührt auch die Anfangstrophe des 'Joyful Widower' ('I married with a scolding wife,' &c.) nicht von Burns her.

'For the Sake of Somebody.' '... the first line of Stanza II. is conveyed from an owlish lover in The Tea-Table Miscellany:

"Ye powers that preside over virtuous love."

Thus some solemn poetaster a good half-century at least ere Burns; and for over a hundred years 'Ye powers that smile on virtuous love' has lived as pure Burns, and as pure Burns is now passed into the language' (Henley IV. 327). Meines Wissens hatte der 'solemn poetaster' — Robert Crawford († 1732), der Verfasser der berühmten Lieder 'Tweed-side' und 'The Bush aboon Traquair' — geschrieben:[1]

'Ye powers that smile on virtuous love,'

so dafs also nicht einmal das 'smile' Burns angehört, wie es nach Henleys Angabe scheinen mufs.

Berlin. O. Ritter.

An Irish Parallel to the Beowulf Story.

In Patrick Kennedy's *Legendary Fictions of the Irish Celts* (Macmillan, 1866).

I find under the sub-heading, "Ossianic and other Eearly Legends", a tale which somewhat resembles portions of the *Beowulf.*[2] The tale is entitled, *Beanriogain Na Sciana Breaca*, which, the author says, means "The Queen with the Speckled Dagger", or, with a slight alteration in the letters, "The Queen of the Many-colored Bedchamber". It occupies scarcely more than four pages of Kennedy's volume. According to the editor, "the MS. from which the story is extracted is distinguished by very careless spelling"; further than this, he tells as nothing about the manuscript.

I have here transcribed those parts of the tale which contain any parallelisms with the *Beowulf,* italicizing the more notable passages

[1] Tea-Table Miscellany, I. (14. Ed.) 57; vgl. The Lark 1740, p. 245; Herd's 'Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads,' &c. 1776, I. 263; The Scots Musical Museum I. (1787) 83; u. s. w.

[2] Cf. the somewhat similar Irish tale noted by Brooke, *Hist. Early Engl.-Lit.*, p. 85.

and inserting in square brackets the line-numbers of the *Beowulf* by means of which one may easily be enabled to trace the similarities. It will be observed that the Irish tale is in at least one respect simpler. Thus Grendel and his mother have become one person, a witch, and the pursuit of the mother is here resolved into the pursuit of the one whose arm has been torn off. The hall beneath the water has become a tower above it, and the pursuit has to be made by boat. Finally, in the Irish tale it is the principal foe who is slain by an arrow, instead of a mere auxiliary.

The extract is as follows:

"*When the darkness came* [702 b], Fion and the three brothers took their station in the room of the sick child; Grunne and Bechunah played at chess, *Cluas Guillin watched* [705 a], and Fion reclined on a couch. Vessels full of Spanish wine, Greek honey (mead), and Danish beer, were laid on the table. The two chess players were intent on their game, *the watcher kept his senses on the strain* [708—9], and a druidic sleep seized on the son of Cumhail. *Three times he made mighty efforts to keep awake, and thrice he was overcome by powerful weariness* [703 b]. The brothers smiled at his defeat, but left him to eepose. Soon the watcher felt a chill shiver run over him, and the infant began to moan. A feeling of horror seized on the three boys, and *a thin, long hairy arm was seen stealing down* [746 a] the opening above the fire. Though the teeth of Cluas Guillin were chattering with terror, *he sprung forward, seized the hand, and held it firm* [759 b—760 a, 764 b—765 a, 814—815 a]. *A violent effort was made by the powerful witch sprawling on the roof to draw it away, but in vain* [755, 791—2]. *Another, and then another, and down it came across the body of Cluas Guillin* [815 b—818 a]. A deadly faintness came over him, the chess players an to his aid, and when his senses returned, neither child nor arm was to be seen. They looked at each other in dismay, but in a moment Cluas cried, 'Grunne' take your arrows, you, Bechunah, your cord, and *let us pursue the cursed Druidess* [1390—1]. In a few minutes they were at the mooring post, and away in their boat they went as fleet as the driving gale *till the enchanted tower of the witch came in sight* [1013]. It seemed built with strong upright bars of iron with the spaces between them filled by iron plates. *A pale blue flame went out from it on every side* [1516 b—7, 1570—72 a], and it kept turning, turning, and never stood at rest. As soon as the boat approached, Cluas began to mutter charms in verse, and to raise and sink his arms with the palms downwards. He called on his gods to bring a mighty sleep on the evil dweller within, and cause the tower to cease its motion. It was done according to his incantation, and Bechunah taking his cord-ladder and giving it an accurate and very powerful heave, it caught on the pike of the steep circular roof, and up he sprung fleeter than

the wild cat of the woods. Looking in through the opening, *he beheld the dread woman lying on the floor* [1585[b]—88[a]] weighed down with the magic sleep, the floor stained with the blood which was still flowing from her torn shoulder, and the three children crying, and striving to keep their feet out of it. Descending into the room he soothed them, and one by one he conveyed them through the opening, down the knotted cords, and so into the boat. The power of the spell ceasing as soon as the boat began to shoot homewards, the tower began again to whirl, and the witch's shriek came over the waves. It was so terrible that if Cluas had not covered the heads of the children with a thick mantle, their souls would have left their bodies with terrora. A dark form was seen gliding down the building, and the dash of an oar was heard from the witch's corrach, which was soon in swift pursuit. 'Draw your bowstring to your ear, O Grunne,' said Cluas, 'and preserve your renown.' He waved his arms and said his spells, and light proceeding from his finger-ends illumined the rough, dark, foam-crested waves for many a fathom behind them. The hellish woman and her corrach were coming fleet as thought behind, but *the light had not rested on the fearful figure and face a second moment when were heard the shrill twang of the bowstring, and the dull stroke of the arrow in her breast* [1432[b]—36]. Corrach and rower sunk in the waters; the magic light from Cluas's hands vanished, but a purple-red flame played over the spot where the witch had gone down till the boat was miles ahead.

As they approached the harbor, the landing-place and all around were lighted up with numberless torches held in the hands of *the anxious people* [1602[b]—1605[a]]; *the sight* of the three children and their three deliverers *made the sky ring with cheers of gladness* [1626—8]."

It is much to be desired that Celtic scholars shall assist in elucidating the relation between the two stories.

Yale University. Albert S. Cook.

Afz. *lüis.*

Für das merkwürdige afz. Adverbium *lïis*, mit dem Mussafia und G. Paris sich in der Romania XXVIII 112 und 113 beschäftigen, haben die beiden Gelehrten eine ansehnliche Zahl von Belegen beigebracht, teils solche, wo die Herausgeber es wirklich in ihre Texte gesetzt haben, teils andere, wo es auf Grund verworfener Varianten erst einzuführen ist. Zum Dank für ein paar davon, die mir entgangen waren, bringe ich hier einige weitere. Gautier von Coinci erzählt, nachdem er von einer wunderbaren Heilung berichtet hat:

Volee tost est la novele
Et portee par lou päis,
Et par ça jus et par lïis

Mesel aqeurent et atrotent,
Qui se degratent et defrotent
Après la sainte bone fame, Méon II 75, 2370,

wo man sich wohl versucht fühlen mag dem *läis* ein *çäis* gegenüber zu stellen. — Im Renart findet sich kurz vor der zweiten von G. Paris nach Godefroy angeführten Stelle auch folgende:

Moult l'avoit volentiers mengie, (Renart die Krähe)
Grant bien li fist, ce li est vis.
La plume en a jeté läis,
Que il n'en avoit plus que faire,

so in Chabailles Supplément S. 251 = Martin, Bd. III S. 474. — Auch Jean von Meun braucht das Wort zweimal im Reime; er sagt von den drei allegorischen Thürhütern, die für sich zu gewinnen die Liebenden bedacht sein sollen:

Ne ja cil mau gré n'en savront
A ceus qui prië les avront;
Ains leur savront bon gré näis, (l. *nëis*)
Quant les avront boutés läis,

bei Michel 8327 (I S. 253), und hernach von den Insassen der in Brand gesteckten Burg:

Tuit s'escrïent: 'trahi, trahi!
Tuit somes mort! ahi, ahi!
Föir nous estuet du päis'.
Chascuns giete ses clefx läis,

eb. 22264 (II S. 335). — Bei Rutebeuf hält der Kreuzzugs-Unlustige seinem Gegner vor:

Hom puet mult bien en cest päyx
Gaaignier dieu cens grant damage.
Vos ireix outre meir läys,
Qu'a folie aveix fait homage.
Je di que cil est foux näyx
Qui ce mest en autrui servage,
Quant dieu puet gaaignier säyx
Et vivre de son heritage, Ausg. Jubinal I[1] 128;

derselbe Dichter erzählt von einem Traume, den er gehabt habe:

Ce soir ne fui point esperix,
Ainx chemina mes esperix
Par mainx leu[s] et par mainx päys.
En une grant citei läyx
Me sanbla que je m'arestoie, eb. II[1] 67;

und berichtet von einem Verwandten der heiligen Elisabeth:

Evesque[s] estoit d'un päis
Vers cele Hongrie läis, eb. II[1] 192.

Guillaume Guiart I 328 meldet von Philipp II. August, der den Kirchenfeind Ilymbert von Bourges gezüchtigt habe:

Et li roys saisi la cité
Et conquesta tout le päis
Que cils sires avoit läis.

Auch Cristine von Pisa kennt das Wort noch. Nachdem sie von dem Flusse Gion und seinem Gebiete gesprochen hat, sagt sie von dem dritten der Ströme, die im Paradies entspringen:

Tygris ne tient mendre päis,
Car par Persie court läis, Chemin de lonc est. 1440.

(das letzte Wort hat der Herausgeber im Glossar mit *nuisible, funeste* übersetzt und für eine Form von *laid* gehalten).

Was den Sinn des Adverbiums betrifft, so ist zuzugeben, dafs er an mehreren Stellen der von *la jus*, nfz. *là bas*, wofern damit nicht gerade in die Tiefe, sondern nur in die Ferne gewiesen wird, zu sein scheint; an einigen anderen ist es aber ohne alle hinweisende Kraft und entspricht einem blofsen *au loin*. Für *çäis* ist hier zu dem von G. Paris beigebrachten, bei Godefroy auch im Supplément fehlenden Beleg aus dem Renclus wenigstens noch der aus Rutebeuf hinzugefügt. Aber die Stelle aus Gautier von Coinci, wo *ça jus* einem durch Reim gesicherten *läis* gegenüber steht, dürfte nicht minder beweiskräftig sein.

Berlin. Adolf Tobler.

Beiträge zu den Vermischten Beiträgen zur Französischen Grammatik, 3. Folge, von A. Tobler.

S. 14. *Nous chantions avec lui.* — Diese Ausdrucksweise findet sich als ganz gebräuchlicher Provinzialismus in Niederschlesien; ich habe ihn von Görlitz bis Breslau verfolgt. 'Wir sind heute mit ihm spazieren gegangen' = ich und er, wir sind heute spazieren gegangen. — Ebendaselbst begegnet man auch dem S. 126 berührten falschen Gebrauch des Reflexivpronomens 3. Person statt 1. Person, besonders beim Imperativ. 'Setzen wir sich!' 'Vereinigen wir sich in dem Wunsche.' — Oder beide Eigentümlichkeiten verbunden: 'Wir haben sich köstlich mit ihm amüsiert' (so wörtlich aus dem Munde eines studierten Mannes!).

S. 121. An diesen falschen Gebrauch des 'sich' schliefst sich ein hessischer Provinzialismus an, eine Passivbildung von wesentlich reflexiven Verben: Statt 'Man amüsierte sich vortrefflich', sagt man in Giefsen und Marburg 'Es wurde sich vortrefflich amüsiert'; ebenso: 'Erst wurde spazieren gegangen, dann wurde sich im Walde niedergesetzt.'

S. 47. Der Gebrauch von *si* mit dem Kondicional läfst sich wohl kurz dahin feststellen, dafs er in der Scheinbedingung (Steinbart, Gramm. 2. Aufl. § 17) zulässig ist, für welche ich als Musterbeispiel den Vers aus dem Cid lernen lasse: *Si vous fûtes*

vaillant, je le suis maintenant. In dem § 17 meiner Grammatik mufs der Zusatz 'mit Ausnahme der Tempora der Zukunft' fortfallen. Ich selbst habe mir folgende Beispiele mit Futur, resp. Kondicional an den Rand geschrieben: (Ségur, Hist. de Napoléon, 5. Buch, Kap. II) *Car si dans Moscou on pourra tout prendre, ici il faudra tout acheter.* (J. Girardin, Épreuves d'Étienne S. 154) *C'est à peine si je l'aurais reconnue dans la rue.* — Zu der Scheinbedingung gehören auch die Formeln: *S'il en fut, s'il y en eut jamais.*

S. 94. Weitere Beispiele dafür, dafs *que* allein im Sinne von *excepté* nach negativen Ausdrücken oder solchen, die negativen Sinn haben, steht: *Personne ne le sait que lui; Qui connaît que vous, les beautés et les grâces.* — *Ai-je fait un seul pas que pour vous rendre heureux?* (Fundstelle nicht notiert). In der Wendung *'Il ne fait que d'arriver'* (S. 92) hat man es offenbar mit pleonastischem *'que de'* wie in: *'Avant que de partir'*, oder *'si j'étais que de vous'*, oder *'c'est un plaisir que de donner'* zu thun. — Wie 'quam' und der 'Ablativ' im Lateinischen nach dem Komparativ konkurrierten, so noch im Französischen *que* und *de* in etlichen Wendungen; nach Oster, Cours supérieur de grammaire française, Dresde 1895, ist neben *'Nous étions moins de vingt'* auch *'Nous étions moins que vingt'* richtig. — Interessant ist auch der Satz aus Dumas, père, La chasse à l'ours: *Guillaume se mit à mesurer une charge de poudre double de celle que l'on met ordinairement dans une carabine.* — Auf diesen Mischgebrauch von *que* und *de* stütze ich auch eine Erklärung der Verse in Horace, III, 5. Scene:

Mais enfin l'amitié n'est pas du même rang
Et n'a point les effets de l'amour ni du sang.

Ich sehe hier ein Zeugma der Konstruktion und zwar eines Genitivus comparationis und eines Genitivus subjectivus, und konstruiere: 1) *l'amitié n'est pas du même rang de l'amour* (= *que l'amour*); 2) *l'amitié n'a point les effets de l'amour.*

S. 115. Zu den Beispielen, in denen die Präposition *avec* von ihrem Substantivum getrennt ist (die im Feuilletonstil überraschend häufig sind), füge ich ein Beispiel hinzu, bei welchem die Einschiebung weder eine präpositionale Bestimmung, noch ein Adverbium, sondern ein vorausgesetztes Attribut ist: (Annales politiques et littéraires, 1898, S. 351) *'C'étaient, deux gars bas-manceaux, portant la veste grise des Chouans, à revers larges, avec, brodé au côté, un sacré-cœur de Jésus.'* — Ich habe mir diesen eigentümlichen Gebrauch bei *avec* so erklärt, dafs avec zu seiner alten Bedeutung *'apud hoc'* = *en outre*, avec cela, zurückkehrt. Diese Erklärung würde freilich auf *sans* nicht passen, für welche allerdings nur ganz wenige und kaum beweiskräftige Beispiele beigebracht sind. Das Beispiel mit *dans* verwirft Tobler selbst.

S. 119. In einer Nummer der Annales polit. et littéraires findet sich zweimal: *Il est très à craindre,* einmal von Sarcey.

S. 134. Bei der Wendung *'et dire que'* trifft jedesmal die deutsche Übersetzung 'und dabei' zu, z. B. *et dire qu'il n'a pas vingt-cinq ans* = 'und dabei ist er noch nicht 25 Jahre alt'. Ich mache darauf aufmerksam, daſs für dieselbe Wendung hier am Niederrhein der Ausdruck 'wo ... doch' gebräuchlich ist, also: 'wo er doch noch nicht 25 Jahre alt ist'.

Herrn Toblers kritisches Auge möchte ich noch auf eine auffallende Erscheinung lenken, nämlich den fortschreitenden Gebrauch des Substantivs in der Teilform bei vorausgehendem Adjektiv mit dem bestimmten Artikel; derselbe findet sich nicht nur bei den gewohnheitsgemäſs vorausstehenden Adjektiven (*du vieux linge, du beau travail*), sondern auch in zahlreichen Beispielen wie dem folgenden: (Zola, Paris, S. 354) *Le chemin portait la trace de la poudre qui a fait du si terrible ouvrage.*

Duisburg. Q. Steinbart.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Richard Loewe, Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle, M. Niemeyer, 1899. 59 S. 8. M. 1,60.

Loewes kleine, aber inhaltsreiche und gründliche Arbeit ist eine Fortführung und Vertiefung von Kossinnas Untersuchung in den Idg. Forsch. VII, 276 ff. Während jener der Frage fast nur von der ethnologischen Seite näher trat, stellt Loewe daneben die sprachliche gebührend in den Vordergrund. Der erste Abschnitt handelt über das Verhältnis der Goten, Nordgermanen und Westgermanen zu einander; er erörtert genau und unter Beibringung manches Neuen das in ihren Dialekten jeweils Gemeinsame oder Verschiedene und kommt nach einigen geographischen Betrachtungen, in die auch die gotische Wanderungssage bei Jordanes einbezogen wird, zu dem Ergebnis, dafs die Goten ursprünglich Bewohner eines Teiles von Skandinavien waren und ihre Sprache zu dieser Zeit nichts als ein nordgermanischer Dialekt gewesen ist (S. 15, 19). Auch die von Bugge aufgedeckten sprachlichen Beziehungen zwischen dem Gotischen und Gutnischen werden von Loewe verwertet, obgleich er sie anders erklärt als Bugge (S. 21). — Das zweite Kapitel beschäftigt sich eingehend mit den Ostgermanen, wobei sich freilich die sprachliche Untersuchung infolge des mangelhaften Materials auf ziemlich unsicherem Boden bewegt; bei der genealogischen werden mit Glück griechische Parallelen angeführt. Um gröfsere Genauigkeit und Deutlichkeit in die Terminologie zu bringen, schlägt der Verfasser vor, im Gegensatz zu den jüngeren Nordgermanen, die bisher allein diesen Namen trugen, für die älteren, zu denen auch die Wandilier gehören, die Bezeichnung 'Gotonordgermanen' einzuführen. — Der dritte Abschnitt erörtert endlich, hier natürlich wieder mit stärkerer Betonung des Sprachlichen, im einzelnen die Gliederung der Westgermanen. — Loewe verheifst übrigens eine baldige Fortsetzung dieser seiner dankenswerten Studien, in der er insbesondere auch die Stellung des Krimgotischen zu behandeln gedenkt.

Breslau. H. Jantzen.

La Lingua Gotica. Grammatica, esercici, testi, vocabolario comparato con ispecial riguardo al tedesco, inglese, latino e greco del dottor S. Friedmann, Prof. nella R. Accademia scientifico-letteraria di Milano. (Manuali Hoepli.) Milano, Hoepli, 1896. XIV, 335 S. kl. 8. geb. L. 3.

Dies gut ausgestattete und handliche Büchlein soll nach dem Vorwort des Verfassers den italienischen Studenten ein bequemes Mittel darbieten, um sich in kurzer Zeit einige Kenntnis des Gotischen zu erwerben. Zu dem Zwecke dient zunächst eine gotische Grammatik auf 75 Seiten. Dann aber vertieft der Verfasser seine Lehren, indem er einen sprachvergleichenden Anhang von einigen dreifsig Seiten hinzufügt, worin die Vokale und Konsonanten, die germanische Lautverschiebung, der Ablaut, die Auslautsgesetze vorgeführt werden. Es folgen 27 Seiten mit kurzen gotischen Übungssätzen, die sich an die Bibel anlehnen und znr Einübung der Konjugation und Deklination dienen sollen. Darauf 10 Seiten aus den drei ersten Evangelien. Beide Abteilungen von Lesestücken siud mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet. S. 153 bis 293 enthalten ein Vokabular, das die verwandten Wörter der idg. Sprachen in breitem Umfang heranzieht und eingehend erörtert. Ein deutscher, englischer, griechischer, lateinischer, romanischer Index (S. 294 bis 333) macht grofse Gruppen der dabei erwähnten Wörter von verschiedenen Seiten her zugänglich.

Man wird nach diesem Überblick zugeben, dafs in Friedmanns Buch ein sehr brauchbares, inhaltreiches und anregendes Hilfsmittel geboten wird. Nur die Textstücke aus dem Neuen Testament erscheinen mir zu knapp bemessen und die Übungssätze würde ich nicht in gotischer, sondern in italienischer Sprache geben. Es ruft zwar stets Schrecken bei den Studenten hervor, wenn man sie aus dem Neuhochdeutschen oder gar Althochdeutschen ins Gotische übersetzen läfst, aber das Gelernte wird dabei aus seinem schematischen Verbande gelöst und erhält Leben nnd Bewegung, wie auch Unsicherheiten auf diese Weise am besten zu Tage treten.

Natürlich hat Friedmann bewährte und bekannte Werke benutzt, sie aber nicht urteilslos ausgeschrieben und auch nicht versäumt, in den Zeitschriften Umschau zu halten. Gerade auf dem Gebiete der Sprachvergleichung, wo er Dilettant zu sein bekennt, hat er einige selbständige Schritte gewagt, Etymologien gegeben, die freilich meist mifsglückt sind, aber nicht schaden werden, da er sie als Versuche kennzeichnet. Das thut so mancher geschulte Etymolog nicht und irrt sich doch auch.

Berlin. Max Roediger.

Rudolf Fischer, Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos (Hartmanns 'Iwein', das Nibelungenlied, Boccaccios 'Filostrato' nnd Chaucers 'Troylus and Cryseyde'). Wien und

Leipzig, W. Braumüller, 1899 (Wiener Beiträge zur engl. Philol. IX, herausgeg. von J. Schipper). XVIII, 370 S. gr. 8. 4 fl. 80 kr. = M. 8.

Als in den sechziger Jahren der mächtige Einfluſs der zu ganz neuer Kraft erstarkten Naturforschung auch auf die Philologie sich zuerst geltend machte, waren es vorerst gewisse allgemeine Anschauungen vom Kampf ums Dasein u. dergl., die Schleicher in die Sprachforschung trug. Allmählich begannen Scherer und die Junggrammatiker aus diesen Anschauungen heraus auch die philologische Methode der naturwissenschaftlichen anzunähern; die Einführung der Lautphysiologie gehört dahin so gut wie die strengere Auffassung der Lautgesetze. Am folgerichtigsten aber entwickelte Heinzel diese Ideen. Schon seine 'Beschreibung der isländischen Saga', vollends aber die des geistlichen Spiels strebt eine durchgebildete Analogie mit der Arbeit etwa eines Physikers aus Kirchhoffs Schule an. Gewisse einfache letzte Elemente: Motive, Figuren u. dgl., sollen in objektiver Weise ausgehoben und ihre Zahl wie ihre Lagerung soll ebenso objektiv wiedergegeben werden, so daſs das schlieſslich gewonnene Schema als ein zuverlässiges Modell des gegebenen Werkes gelten darf.

Diese Richtung auf eine möglichst durch quantitative Angaben zu gewinnende mathematische Evidenz in der Philologie sucht in dem vorliegenden, methodisch ungemein interessanten Werk R. Fischer weiterzuführen, wie er sich schon früher durch seine wichtigen Studien zur Technik des englischen Dramas als hervorragendster Schüler Heinzels in jener Hinsicht erwiesen hat.

Der Aufbau des Epos in seinen materiellen Formen, 'also in seh- und meſsbaren Erscheinungen, die jederzeit von jedermann nachgeprüft werden können' (S. VII), soll objektiv untersucht werden. Auf diese Weise ergäbe sich dann eine 'genetisch-funktionelle Ästhetik' (S. X), die 'in der Lage wäre, die verschiedensten Epen individuell nach Art und Wert zu bestimmen im Hinblick auf den Kern des Wesens und der Wirkung jedes Kunstwerks'. Ich mache schon hier auf die Abweichung vom naturhistorischen Verfahren aufmerksam, die in dem Ausdruck 'Wert' liegt. Der Versuch, Wesen und Wirkung des Kunstwerkes zu bestimmen, führt ohne weiteres von der quantitativen Methode zu der subjektiven Schätzung. Objektive Elemente, durch deren Zählung der Wert eines Kunstwerkes rein empirisch festgestellt werden könnte, besitzen wir wenigstens einstweilen noch nicht; und so weit sie überhaupt denkbar sind, müſsten sie auſserhalb des zu analysierenden Werkes gesucht werden. Der Wert einer Dichtung könnte etwa in Fechnerscher Weise bemessen werden, indem man Stichproben auf seine thatsächliche Wirkung in einem bestimmten Publikum anstellte; oder einfach indem man, was man nun allerdings auch sonst schon gethan hat, sachverständige Urteile sammelt. Sucht man aber aus den Bestandteilen der Dichtung selbst, ihren Verhältnissen und ihrer Anordnung den Wert zu ermitteln, so setzt dies Verfahren bereits eine auf subjektivem Wege gewonnene Vorstellung vom 'Kern des

Wesens' voraus. Mit anderen Worten: das objektiv gewonnene Material wird doch wieder subjektiv ausgedeutet.

Ich glaube, dafs mit diesem Satz das ganze Buch Fischers in seinen Leistungen wie in deren Begrenztheit charakterisiert ist.

Fischer nimmt vier Wasserproben aus dem Ocean des mittelalterlichen Epos. (Statt 'Iwein' wäre vielleicht besser sein französisches Vorbild gewählt worden, das die Gattung noch reiner vertreten und gleichzeitig die vierte Kulturnation in die Vergleichung gebracht hätte). In ungemein eingehender Weise sucht er nun die Komposition ('formale: Verwickelung, Entwickelung, Lösung;' 'elementare: psychologisch, fabulistisch'), das epische und das dramatische Element, die Figurentechnik auf feste zahlenmäfsige Formeln zu bringen. Zur Erleichterung der anstrengenden Mitarbeit des Lesers wären vielleicht ein paar Proben, z. B. von dramatischen und epischen Bildern erwünscht gewesen. — Man folgt der Analyse mit der ganzen Bewunderung, die ein reinlich und elegant ausgeführtes physikalisches Experiment erweckt. Kommt es aber dann zum Ziehen der Resultate, so ist man leicht enttäuscht. Bald sind sie (wie S. 49) dürftig, bald (wie S. 155) durch kühnes Auslegen gewonnen. Die epische Stöchiometrie ergiebt an sich gerade so wie statistische Angaben über Vers und Reim nur ein allerdings dankenswertes Material für die subjektive Deutung. Dafs eine objektive, gewissermafsen automatisch funktionierende Handhabe für die Autorschaftskritik gewonnen sei, mufs ich trotz der Probe am Nibelungenlied (S. 83 f.) bestreiten, mehr noch trotz der an sich äufserst lehrreichen Vergleichung von Boccaccio und Chaucer (S. 217 f.), dafs die Wertmessung durch diese Wage allein geleistet werden könnte.

Ein paar Beispiele aus dem ersten Kapitel! Bei der Vergleichung der epischen Bilder tritt (S. 20) das Gegenteil von dem ein, was Fischer selbst erwarten mufste. 'Notwendigermafsen, wenn man schärfer zusieht... Das Moment der Stofffülle brutalisiert hier die stilfeinere Ausführung.' Was bedeutet eine solche Interpretation anders, als einen Versuch, das Zahlenbild doch wieder durch eine rein subjektiv-inhaltliche Erklärung zu ersetzen? Oder: der Held ist der Heldin 'an dramatischer Masse und an Zahl der Auftritte weitaus überlegen' (S. 43). Das bedeutet nach Fischer: er, der werbende, aktive Mann, sie, die umworbene, passive Frau. Gut. Wäre aber bei der Heldin die gröfsere Quantität der dramatischen Auftritte, so würde das sich vermutlich ebenso leicht 'von selbst begreifen', da die Frau lebhafter, der Mann gehaltener zu sein pflegt. Bleibt bei solchem Spielraum der psychologischen Deutung von der angestrebten Objektivität nun wirklich gar so viel übrig? Oder gar die Begründung der Zahlenverhältnisse im 'Duolog' (S. 67; Fischer ist in seinen Terminis nicht glücklich: 'höfisiert' S. 132, 'medial' in sonderbarer Verwendung S. 141, 'dralle Derbheit' S. 155, 'Reheroisierung' S. 176, 'stilrein aber stilschwach' S. 198 u. s. w.)! Die Verhältnisse sind doch eben, wie Fischer einmal (S. 173) sehr hübsch sagt, so 'reizend kompliziert', dafs der Ausleger (z. B. S. 139) fortwährend ein 'nur scheinbar überraschendes' Resultat (S. 91) umzudeuten gezwungen ist.

Ich glaube also, dafs der Verfasser hinsichtlich der Leistungskraft seiner objektiven Methode sich in einer leicht begreiflichen Selbsttäuschung befindet. Jede ernste Forschung ist eine Kriegsführung; die besten Kanonen und die wundervollste Dressur der Soldaten thut es nicht, wenn das strategische Genie fehlt. Fischers liebenswürdiger Irrtum ist eben der, dafs er seinen Maschinen ganz zuschreiben möchte, was seine geistreiche, zuweilen (wie beim Nibelungenlied) freilich auch gesuchte Handhabung eigentlich vollbringt.

Das ändert nichts an der Bedeutung der Maschinen selbst. Wir können nicht genug Werkzeuge haben, um unsere Wege ins feindliche Land des Unbekannten zu erweitern und zu befestigen. Neben der Vergleichung der Motive, neben der Metrik, der eigentlichen Stiluntersuchung, neben der Analyse des Vorstellungsinhaltes (wie sie jetzt Schönbach mit so grossem Erfolge pflegt) werden wir diese quantitativen Analysen mit grofsem Dank als Hilfsmittel zu benutzen haben. Feststellungen wie die über den Bau des Duologs (S. 32), über die von Fischer schon in jener früheren Schrift feinsinnig untersuchte Figurentechnik (S. 38 f.), Gesamtvergleichungen wie die von Kunst- und Volksepos (S. 188 f.), und selbst der geistreiche Versuch, Chaucers und Boccaccios Behandlungsart ganz auf Verschiedenheiten der 'Stimmung' (S. 217 f.) zurückzuführen — all das hat für die Methodologie der litterar-historischen Forschung dauernde Bedeutung. Dauernde Bedeutung hat aber auch das ganze mit eindringendstem Fleifs, mit liebevollster Sachlichkeit geschriebene Werk. Denn es beweist von neuem, dafs auch die 'Kunstformen' der Forschung doch eben schliefslich nur Formen sind, die Leben erst durch den in sie gelegten Geist erhalten!

Berlin. Richard M. Meyer.

Adam Schneider, Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Strafsburg i. E., Schlesier und Schweikhardt, 1898. XIX, 347 S. 8.

Bald nachdem wir durch Farinelli eine treffliche Übersicht über die Beziehungen zwischen der spanischen und der deutschen Litteratur[1] bis auf die romantische Schule und Grillparzers Dramen erhalten haben, unternimmt ein junger Gelehrter, Adam Schneider, eine solide Grundlage für weitere Studien auf diesem Gebiete zu schaffen, indem er 'die im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland erschienenen Übersetzungen aus dem Spanischen und die demselben Zeitraum angehörigen Bearbeitungen spanischer Litteraturwerke bibliographisch zusammenstellt'. Doch beschränkt

[1] Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. 5, 135, 276; 8, 318. — Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega (Berlin 1894). — Über die Litteratur der in Österreich und auf der Balkanhalbinsel lebenden spanischen Juden handelt Grünbaum, Jüdisch-spanische Chrestomathie (Frankfurt 1896). Darin S. 143 eine 1866 zu Wien gedruckte spanische Übersetzung von Lichtwers Fabel: 'Die Katzen und der Hausherr'.

er sich keineswegs auf ein blofses Verzeichnis der vorhandenen Ausgaben der hergehörigen spanischen und deutschen Werke, sondern referiert auch über den Inhalt und über den Charakter der Verdeutschung im Verhältnis zum Original, druckt verschiedene Proben der spanischen und der deutschen Texte ab und fügt biographische Nachrichten bei.

Der Stoff ist in sechs Gruppen gegliedert. Den Anfang macht die erbauliche und die wissenschaftliche Litteratur: 1) Theologische Erbauungsschriften von Diego de Estella, Guevara, Ribadeneira, Luis de Granada, Molinos u. a.; 2) Lebensbeschreibungen Heiliger von Ribadeneira u. a.; 3) Didaktische, geographische, historische, pädagogische, philosophische und strategische Schriften von Guevara, Antonio de Torquemada, Pedro Mejía, Baltazar Gracian u. a. Als Übersetzer treten namentlich der Katholik Aegidius Albertinus und der Protestant Harsdörfer hervor. Älter aber als diese erst mit dem Jahre 1586 beginnenden Arbeiten ist der Einflufs der schönen Litteratur Spaniens, des Romans wie des Schauspiels, der in den Abteilungen 4 bis 6 vorgeführt wird. Schon 1520 erschien zu Augsburg die berühmte Celestina, die Schneider in herkömmlicher Weise unter die Dramen rechnet, während sie doch ein dialogisierter Roman genannt werden sollte, und 1569 zu Frankfurt a. M. das erste Buch des Amadis in deutscher Gestalt. Allerdings benutzten die ungenannten Verdeutscher nicht die spanischen Originale des Fernando de Rojas und Garcia Ordoñez de Montalvo, sondern eine italienische und eine französische Übersetzung. Aber auch sonst beobachten wir dies Verfahren bei der Einbürgerung spanischer Werke in Deutschland, da fast nur Albertinus, H. L. v. Kufstein und Harsdörfer direkt aus spanischen Vorlagen schöpfen; und mit Recht schenkt deshalb Schneider den lateinischen, französischen, italienischen und niederländischen Zwischenübersetzungen besondere Aufmerksamkeit. Unter den zahlreichen im Laufe des 17. Jahrhunderts in Deutschland übertragenen spanischen Romanschriftstellern und Novellisten ragen hervor Mateo Aleman, Cervantes, Ubeda, Montemayor, Juan de Flores, Antonio de Eslava, Quevedo, Vicente Espinel und Maria de Zayas, unter den Schauspieldichtern Calderon, Lope de Vega, Montalvan.

Schneiders Erstlingsarbeit verdient im allgemeinen das Lob der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit. Da jedoch die grofse Mehrzahl seiner Nachweise nicht aus Autopsie, sondern aus bibliographischen Hilfsmitteln herstammt, so haben sich manche Fehler eingeschlichen. Falsche Jahreszahlen tragen z. B. die S. 150 erwähnte Verdeutschung Zoleckhofers von Petri Messiae 'Vilualtiger beschreibung Christenlicher vnnd Heidnischer keyseren, künigen, weltweiser Männeren' (Basel, Petri 1564 fol. Exemplar in Berlin), die auf S. 151 vorkommende Übersetzung J. B. Grassens von Petrus Messias 'Schönen Historien, Exempel, Vnderweisungen ... aus tuscanischer und etlichs aus castilianischer sprach' (Strafsburg, Th. Berger, 1570. 4. In Berlin) oder der S. 282 citierte Pornoboscodidascalus Caspar Barths (Francofurti 1624. In Berlin). Warum ist ferner nicht überall, wo der Verfasser die Werke selber

zur Hand hatte, Seiten- oder Bogenzahl dem Titel beigefügt worden? Goedekes Grundriſs hätte hierin, wie auch in der übersichtlicheren Anordnung des Druckes und den Columnentiteln als Vorbild dienen können; die Proben wünschte ich lieber in einem besonderen Anhange vereinigt. Schwerer fällt ins Gewicht die Ungleichmäſsigkeit in der Behandlung einzelner Autoren. Ein so interessantes Buch wie die deutsche Celestina von 1520, über deren Holzschnitte Muthers Bücherillustration zu vergleichen ist, durfte nicht bloſs nebenbei erwähnt werden;[1] die Übersetzungen des Don Quixote sind auf S. 222 bis 231 unvollständiger als bei Goedeke 3, 245 verzeichnet; die Berliner Bibliothek besitzt die Ausgaben von 1648, 1669, 1682/83, 1696, 1734, die Dresdener eine sechsbändige Bearbeitung unter dem Titel: 'Angenehmes Passetems, durch welches zwey Freunde einander mit lustigen und nützlichen Discursen vergnügen' (Frankfurt und Leipzig, 1734/43); auch ist H. Fischers Nachweis der Benutzung des Don Quixote in einem Heidelberger Kartell zum Kübelrennen von 1613 (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. 5, 331) übersehen.

Zu Nachträgen bietet ein solches Sammelwerk begreiflicherweise reiche Gelegenheit, da jede Durchmusterung einer gröſseren Bibliothek solche liefern würde. Ich beschränke mich auf einige wenige Bemerkungen. Zu S. 245: Eine undatierte Handschrift von Kufsteins 'Gefängniss der Lieb' befindet sich auf der Breslauer Universitätsbibliothek IV, Fol. 88c (109 Folioblätter). — Zu S. 249: Schon 1621 wurde in Antwerpen ein niederländisches Buch: 'Aurelius en Isabella' verboten (Schotel, Vaderlandsche Volksboeken 2, 110. 1874). — Zu S. 269: Harsdörfer bat in seinem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte 1, 219 (Boxberger, Archiv f. Litteraturgesch. 12, 219) die zweite Novelle aus Montalvaus Succesos y prodigios de amor (deutsch in E. v. Bülows Novellenbuch 3, 194), die wohl auch der Gryphiusschen Tragödie 'Cardenio und Celinde' zu Grunde liegt, verdeutscht. — S. 271: Über Tim. Ritzsch vgl. Bolte, Tijdschrift voor nederl. taalkunde 16, 246, über Cats Worp, Noord en Zuid 20. — S. 287 wird Heinsius' lateinische Tragödie 'Herodes infanticida' (1632) auf Calderons 'El Mayor monstruo los celos' (1635) zurückgeführt, was natürlich schon aus chronologischen Gründen unmöglich ist. Über das Stück Calderons war Landau, Zs. f. vgl. Littgesch. 8, 279 zu vergleichen; Lasius' Weihnachtspiel (1586), das gar keinen stofflichen Zusammenhang mit Calderon hat, habe ich 1884 in den Märkischen Forschungen 18 abdrucken lassen. — Zu S. 295: Filidors Mischspiel 'Die erfreuete Unschuld' (1666) geht zurück auf Bandello, Novelle 2, 44 (Bolte, Alemannia 22, 46). — Zu S. 326: Die französische Übersetzung von Montalvans Novellensammlung 'Para todos' rührt von Vanel (1686) her. Auf ihr beruht eine deutsche Übertragung von Meletaon, d. i. J. L. Rost: 'Curieuse Liebes-Begebenheiten, aus dem Frantzösischen übersetzet', Cölln 1714

[1] Die S. 277 citierte Antwerpener Ausgabe von 1616 ist doch wohl kein deutsches Buch, sondern die niederländische Übersetzung, die auch 1574 zu Antwerpen erschien (Exemplar in Berlin).

(2 Bogen u. 254 S. 8. In Berlin); doch sind darin nur vier Novellen enthalten: S. 1 Der bezauberte Pallast; S. 53 Die Gewalt des Gehlüts; S. 71 Der Grofsmüthige Räuber; S. 139 Die unbedachtsame Vertraulichkeit. — Auf die S. 302 nach Heine, Dessoff und Schwering gegebene Übersicht der aus dem Spanischen stammenden Schauspiele der Wanderkomödianten will ich hier nicht eingehen, da ich seit langer Zeit eine Arbeit über diesen Gegenstand vorbereite. Einiges habe ich gelegentlich in meinem Danziger Theater 1895 S. 117 f. 225 verzeichnet; zu der im Anzeiger für dtsch. Altert. 13, 111 angeführten Frankfurter Hauptaktion (1742) möchte ich nachtragen, dafs sie aus Rodrigo de Herreras Drama 'Del cielo viene el buen rey' (Varnhagen, Ein indisches Märchen, 1882, S. 38. Schack 2, 639. 3, 551) geflossen ist. Auf die Wiener Aufführungen spanischer Dramen in den Jahren 1635 und 1668 bis 1673 (A. v. Weilen, Die Theater Wiens 1, 102. 1899) und auf die in Wien und Gotha aufbewahrten Handschriften von Schauspielen eines Lope de Vega, Juan Velez de Guevara, Alonso de Castillo Solórzano weise ich ebenfalls nur vorläufig hin.

Berlin. J. Bolte.

Publications of the Glasgow Goethe Society. No. II. Goethe's Satyros and Prometheus translated by John Gray and edited by Alexander Tille. Glasgow, 1898. 1 sh.

Die Glasgower Goethe-Gesellschaft bietet hier dem englischen Publikum den Satyros und Prometheus. John Gray's Übersetzung ist — soweit ein Ausländer das beurteilen kann — als Ganzes betrachtet vortrefflich. Vieles ist ganz ohne Rest in der stamm- und geistverwandten Sprache zum Ausdruck gelangt, und auch wo der Übersetzer, durch die Bedürfnisse des Reimes und Metrums gezwungen, zu leisen Abweichungen greifen mufs, geschieht es mit Geschmack und im Geiste der Vorlage. Leider beherrscht er die deutsche Sprache oder wenigstens die Sprache des jungen Goethe nicht vollkommen, und während er der poetischen Eigenart der beiden Dichtungen im ganzen fein sich anschmiegt, begegnet es ihm wiederholt, dafs er im einzelnen den Wortsinn verfehlt.

Bearing the burdens which they
In merry, mirthful earnest laid upon my shoulders.
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten.

Dem Übersetzer ist offenbar der Begriff 'Feier' im Sinne eines fröhlichen Festes bekannt, und von da aus gelangt er zu seiner seltsamen Übertragung des Wortes 'feierlich'.

Hadst thou not lent ear to his complaining
He had returned contented as he came.

Bei Goethe heifst es:

Hättst du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär auch ungeklagt zurückgekehrt.

Er wäre auch, ohne seinen Klagen Luft zu machen, zurückgekehrt. Aber zufrieden — ohne Veranlassung zu Klagen — ist Merkur nicht gekommen.

Jupiters command forbids thee
Life to portion to any of these thy creatures.

Bei Goethe steht gerade das Gegenteil — Jupiter hat sich selbst dazu bereit erklärt.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu verleihen.

Und so noch in einigen Fällen. Aber wo er den Sinn nur verstanden hat — und das ist doch meistens der Fall — bewährt Gray die Haupttugend des Übersetzers: Sprachgefühl und poetisches Empfinden. Auch für einen Deutschen ist es ein hoher Genufs, solche Dichtungen, an denen man sich müde erfreut hat, im fremden Gewande frisch auf sich wirken zu lassen. Der Übersetzung hat Alexander Tille eine Einleitung vorausgeschickt, in der er auf eigene gründliche Kenntnisnahme gestützt eine Übersicht des gesamten zum Verständnisse der beiden Dichtungen litterarisch vorhandenen Materials giebt. Vielleicht hat er etwas zu viel Respekt vor allem, was je über diese Dinge geschrieben worden ist. Die Gründe der Autoren haben es ihm so angethan, dafs er nun im Satyros so etwas wie eine Mischung von Basedow und Herder sieht. Die beiden schliefsen aber einander aus, und es heifst hier: sich entscheiden.

In einem Anhange wird eine Übersicht über die Thätigkeit der Glasgower Goethe-Gesellschaft von 1892 bis zum Frühling 1898 gegeben. Die Rührigkeit der Gesellschaft imponiert und erfreut um so mehr, als ihre Mitgliederzahl nur eine bescheidene ist. Max Morris.

Joseph Schatz, Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897. XIV, 179 S. M. 4,50.

Von allen Mundarten der deutschen Stammlande kennen wir keine so wenig wie die bairischen. Am besten sind wir noch über Tirol und Niederösterreich unterrichtet. Für das reichsdeutsche Baiern sind wir in der Hauptsache immer noch auf Schmeller angewiesen. Das vorliegende Buch behandelt eine Tiroler Mundart und zwar eine westtirolische — Imst liegt im Oberinnthal, 56 Kilometer westlich von Innsbruck — eine zwar zweifellos bairische, aber bereits in manchen Punkten zum benachbarten Schwäbisch-Alamannischen hinneigende Mundart. Wiewohl also die Mundart nicht unbedingt als ein unverfälschter Repräsentant bairischer Sprechweise gelten kann, so hebt sie sich dennoch so stark von den schwäbisch-alamannischen Mundarten ab, dafs wir aus ihr zur Genüge die sprachliche Eigenart des bairischen Stammes lernen können. Ich sage lernen — denn was wir bisher wufsten, war so dürftig, dafs erst durch diese fleifsige Arbeit zum erstenmal festgestellt ist, dafs es auch in der Sprache eine

scharf ausgeprägte bairische Stammeseinheit giebt. Die vorliegende Arbeit ist die beste zusammenfassende Darstellung einer bairischen Mundart.

Mit diesem Urteil ist der Wert des Buches gekennzeichnet. Im einzelnen läfst sich über die Darstellung und den Inhalt nicht viel berichten, es sei denn, dafs ich eine ganz ausführliche, nur für einen ganz engen Kreis geniefsbare Besprechung liefern wollte. Der Verfasser behandelt die Lautlehre auf 116, die Flexionslehre auf 63 Seiten. Die Lautlehre zerfällt in die beiden Abschnitte 1) Zur Phonetik der Einzellaute, der Lautverbindungen, der Silbe, zur Kenntnis des exspiratorischen Wort- und Satzaccentes, zur Kenntnis des tonischen Wort- und Satzaccentes; 2) Die historische Entwickelung der Laute, und zwar Vokalismus der stark- und nebentonigen Silben, Konsonantismus und Änderungen in der Quantität. Die Flexionslehre behandelt 1) das Substantiv (Kasus, männliche, weibliche und sächliche Substantive), 2) das Adjektiv, 3) das Pronomen, 4) das Zahlwort, 5) das Verbum.

Die Vertretung der mhd. Laute in der Imster Mundart ist die folgende:

Mhd. *a* > offenes *o*, gedehnt offenes *ō*, nasaliert geschlossenes *o* und *ou*.
Mhd. *ā* > offenes *ō*, gekürzt offenes *o*, nasaliert *ou*.
Mbd. *e* > *ö*, gedebnt *öi*, nasaliert *e* und *ei*.
Mhd. *ä* > *a*, gedebnt *ā*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ǣ* > *ā*, gekürzt *a*, nasaliert ebenso. *sǣjen* säen > *sāijə*.
Mhd. *ë* > *ö* neben *e*, gedehnt *öi* neben *ē*, nasaliert *ei*, vor Liquida *a* und gedehnt *äa*.
Mhd. *ē* > *äa*, nasaliert *iə*.
Mbd. *i* > *i*, gedehnt *ī*, nasaliert *i* und *ī*, vor *r* *i* und gedehnt *iə*.
Mbd. *ī* > *ai*, nasaliert ebenso.
Mbd. *o* > *o*, gedehnt *ou*, nasaliert ebenso, vor *r* offenes *o* und gedehnt mit nachgeschlagenem *a*.
Mbd. *ö* > *ö*, gedehnt *öi*, vor *r* gedebnt *äa*.
Mhd. *ō* > offenem *o* + *a*, nasaliert *uə*.
Mhd. *œ* > *äa*, nasaliert *iə*.
Mbd. *u* > *u*, gedehnt *ū*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ü* > *i*, gedehnt *i*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ū* > *au*, nasaliert ebenso.
Mhd. Umlauts-*iu* > *ai*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ei* > offenem *o* + *a*, nasaliert *uə*. Umgelautet *äa*.
Mhd. *ou* bezw. *öu* > *ou* neben *au*, nasaliert *ou*.
Mhd. *ie* > *iə*, nasaliert ebenso.
Mhd. altes *iu* > *ui*, nasaliert ebenso. Umgelautet *ai*.
Mhd. *uo* > *uə*, nasaliert ebenso.
Mhd. *üe* > *iə*, nasaliert ebenso.

Mhd. *pf* > *pf*, *f* > *f*, *ff* > *ff*, *fl-* > *pfl-*.
Mhd. *b-* > *p-*, *-b-* > *-w-*, *-b* > *-b*, *mb* > *mp*, *pp* > *p*, *pp*.
Mhd. *w* > *w*, vor stimmlosen Konsonanten > *p*.

Mhd. *t* > *t*, *t(ȥ)* > *ts*.

Mhd. *ȝ* > *s*.

Mhd. *d* > *d*, *rd* > *rt*.

Mhd. *s* > *s*, *sch* > *ṡ*, *st sp* > *št šp*, *sl-*, *sm-*, *sn-*, *sw-* > *šl-*, *šm-*, *šn-*, *šw-*, *rs* > *rš*.

Mhd. *r* erhalten, *nr* > *ndər*, *rl* > *dl*, *lr* > *ldər*.

Mhd. *l* erhalten, *nl* > *ndl*.

Mhd. *n* erhalten, nur nach langem Vokal und in unbetonter Silbe geschwunden.

Mhd. *k* > *kch*, *ck* > *kch*, *rk lk* > *rch lch*, *nk* > *nkch*.

Mhd. *ch* erhalten.

Mhd. *g* erhalten, doch ahd. *-gi-* > *-i-*, auslautendes *g* in betonter Silbe > *kch*, in unbetonter erhalten, *gg* > *ck*.

Mhd. *h* erhalten, im Auslaut als *ch*, *hs* > *ks*.

Mhd. *ng* und *gn* > Gaumen-*n*.

Mhd. *j* erhalten.

Dies die Hauptzüge. Der Verfasser belegt jede Vertretung durch zahlreiche Beispiele, mit gelegentlichen Ausblicken auf Nachbarmundarten und Stellungnahme zu bestimmten sprachgeschichtlichen Fragen. Er hat auch in bestimmten Fällen die urkundlichen Belege früherer Jahrhunderte herbeigezogen. Von Einzelheiten hebe ich hervor, dafs der Umlaut des *u* in zahlreichen Fällen unterblieben ist, dafs die Mundart den Umlaut des *ei* und *iu* kennt, dafs mhd. *ie* = ahd. *io* nicht nur vor Dentalen, im Anslaut und vor mhd. *h* vorausgesetzt wird, sondern auch vor Labialen und mhd. *ch* und *g*, dafs altes *iu* und Umlauts-*iu* noch heute geschieden sind, dafs die alten fortes noch erhalten sind, dafs anlautendes *k* als *kch* auftritt, *rk* und *lk* als *rch* und *lch*, *lkk* und *rkk* als *lkch* und *rkch*, *nk* als *nkch*, *kk* als *kch*.

Eine zusammenfassende Darstellung zusammengehöriger Lauterscheinungen hat der Verfasser nur für die Vokaldehnung und -kürzung versucht. Um so mehr vermifst man eine Übersicht über die regelmäfsigen Entsprechungen der Mundart. Das Buch ist nicht zum Nachschlagen eingerichtet.

Aus der Flexionslehre wüfste ich nichts Besonderes hervorzuheben.

Eine Charakteristik seiner Mundart in ihrem Verhältnis zum Bairischen überhaupt hat der Verfasser nicht gegeben, sondern nur das Material zu einer solchen. Und doch wird der Leser um so mehr Verlangen tragen, über die Stellung der Mundart Klarheit zu gewinnen, als nicht ohne Grund verschiedene Forscher die Oberinnthal-Mundart zum Schwäbisch-Alamannischen gestellt haben. Insbesondere teilt die Imster Mundart (wie das Oberinnthal und bairische Lechthal) das als bairisch geltende Charakteristikum des auslautenden unbetonten *n* nicht, sondern hat nach der Weise des Schwäbisch-Alamannischen unbetontes *n* abfallen lassen. Die Grenze für diese verschiedene Behandlung des mhd. *-en* setzt sich von der Zugspitze nordwärts längs der Lechlinie, der schwäbisch/bairischen Stammesgrenze, fort. Diese Abweichung vom Bairischen ist

so auffällig, dafs sich ein weiteres Nachspüren nach etwaigen schwäbischen Eigentümlichkeiten und andererseits die Ermittelung der als spezifisch bairisch anzusprechenden Eigenheiten der Imster Mundart wohl verlohnt. Da über die Eigenart der bairischen Sprache bisher herzlich wenig bekannt ist, habe ich darauf hin Fischers Sprachatlas durchmustert. Hermann Fischers schwäbischer Sprachatlas (Tübingen 1895) umfafst noch das westbairische Sprachgebiet mit. Die letzten Orte im Südwesten sind Riezlern, Oberstdorf, Hinterstein, Rauth, Gaicht, Weifsenbach, Rieden und Bichlbach, alles nach Schatzs Ermittelungen alamannische oder schwäbische Orte. Jenseits der Grenze, für den bairischen Teil von Tirol hat Fischer keine Angaben. Die südlichsten Orte des bairischen Sprachgebietes sind bei Fischer Ober-Ammergau, Uffing und Ohlstadt, ersterer immerhin noch 25 Kilometer nördlich der tirolischen Grenze gelegen. Unter diesen Umständen erscheint es wissenswert, in wie weit die Imster Mundart diejenigen Eigentümlichkeiten teilt, die auf Grund von Fischers Sprachatlas als Charakteristika der bairischen oder doch der westbairischen Mundart angesehen werden müssen. Es sind dies die folgenden:

A. Für das Bairische und Oberpfälzische sind charakteristisch:

1) die Form *sagt* für schwäb. *sait*, ostfrk. *secht* (Fischer, Karte 15). — Imst: *söit, ksöit* (Schatz S. 41), also = schwäbisch.

2) *r* ist im Silbenanslaut abgefallen (Fischer, Karte 17). — Imst: *-r* (Schatz, S. 94), also = schwäbisch.

3) *-en* ist erhalten, während es im Schwäb.-Alam. zu *-ə* geworden ist (Fischer, Karte 17). — Imst: *-ə* (Schatz S. 95 f.), also = schwäbisch.

4) *ēss* ihr, *enk* euch, *enker* euer für schwäb. *dihr ihr mir, eu euch, euer* (Fischer, Karte 23). — Imst: *öis, enkch, enkchər* (Schatz S. 155), also = bairisch.

5) *bär* = schwäb. *häckel, eber,* ostfrk. *beiss* Eber (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz mangels eines Wortindex nicht.

B. Für das Bairische allein sind charakteristisch:

6) *üns* gegenüber schwäb. nasaliertem *ūs, aus, ais,* oberpfälz. und fränk. *uns* (Fischer, Karte 5). — Imst: *ins* (Schatz S. 155), also = bairisch.

7) Mhd. *ǣ* > *ā* gegenüber obpf. *ē* oder *ai* (*äi*), schwäb. offenes *ē* neben ostschwäb. *ae* (Fischer, Karte 7). — Imst: *ā* (Schatz S. 45 f.), also = bairisch.

8) Mhd. *ei* > *oa* gegenüber obpf. und fränk. *a*, schwäb. *oi* (Fischer, Karte 15). — Imst: *oa* mit offenem *o* (Schatz, S. 60 f.), also = bairisch.

9) *tragt* gegenüber obpf. und fränk. *trecht*, schwäb. *trait* (Fischer, Karte 15). — Imst: *tröit* (Schatz S. 40), also = schwäbisch.

10) *madl-* (wie auch ostfrk.) gegenüber obpf. *moidl-*, schwäb. *mädl-* (Fischer, Karte 15). — Imst: *madlə* (Schatz S. 103), also = bairisch.

11) *l* im Silbenauslaut > *j* (excl. Uffing) (Fischer, Karte 17). — Imst: *l* (Schatz S. 97), also = schwäbisch.

12) *ch* in *rauh, leihen* (wie zum Teil auch in der Schweiz) (Fischer, Karte 20). — Imst: *rauch*, aber *laihə* und entsprechend die sonstigen Bei-

spiele (Schatz S. 59 und 106), also im Auslaut = bairisch, im Inlaut = schwäbisch.

13) Deminutivsuffix *l* im Sing. und Plur. (excl. Uffing), gegenüber obpf. *la* und schwäb. Sing. *le*[1] (Fischer, Karte 21). — Imst: *-lə* im Sing. und Plur. (Schatz S. 70 f. und 141), also = schwäbisch.

14) *ani(n)* Ente, sonst mit *ẹ* (Fischer, Karte 22). — Imst: *antə* (Schatz S. 44), also = bairisch.

15) *erchtag* Dienstag (Fischer, Karte 24). — Imst: *örchtig* (Schatz S. 71), also = bairisch.

16 *pfinztag* Donnerstag (Fischer, Karte 24). — Imst: *pfintstig* (Schatz S. 72), also = bairisch.

17) *fel* = Dirne, Magd (= Mädchen, Tochter auch im Allgäu) (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz nicht.

18) *stier* Zuchtstier (Fischer, Karte 25). — Imst: *štiər* Stier (Schatz, S. 64), also = bairisch.

19) *har* Flachs (excl. Uffing und Ober-Ammergau; Ohlstadt?) (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz nicht.

20) *gehalten* gegenüber sonstigem *behalten* (Fischer, Karte 25). — Imst: *kcholtə* (Schatz, S. 103), also = bairisch.

Von diesen 20, und rechnen wir die zweifelhaften ab, von den 17 Fällen und mit Rücksicht auf den doppelten Fall 12 und ferner 1 und 9 als ein Fall gerechnet, also von im ganzen 17 Fällen stimmt die Imster Mundart zum Bairischen in Fall 4, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15, 16, 18, 20, Summa in 11 Fällen; zum Schwäbischen in Fall 1 = 9, 2, 3, 11, 12, 13, Summa in 6 Fällen. Ich will noch einige weitere Fälle anfügen:

21) Mhd. *ā* und gedehntes *a* sind im Bairischen zusammengefallen (meist in offenes *ō*), ebenso in der Stellung vor Nasalen. Im Schwäbischen werden diese beiden etymologisch verschiedenen Laute noch auseinandergehalten, ebenso nasaliert. Desgleichen sind die im Schwäbischen getrennten mhd. *a* und gekürzten *ā* im Bairischen zusammengefallen. — Imst = bairisch (Schatz S. 38 f.).

22) Ebenso sind im Bairischen mhd. *e* und *ë* in einen *ö*-Laut zusammengefallen. Im Schwäbischen ist mhd. *e* als geschlossenes *e* von mhd. *ë* als offenem *e* getrennt. — Imst = bairisch (Schatz S. 40 ff. und 49 f.).

23) Andererseits sind im Schwäbischen mhd. *ǣ* mit gedehntem *e* und *ä* in *ē* zusammengefallen und ebenso gekürztes mhd. *ǣ* mit *e* und *ä* in *e*, in gleicher Weise auch nasaliert. Hingegen sind im Bairischen nur mhd. *ǣ* und *ä* in *ā*, *a* zusammengefallen, während mhd. *e* als *ö*, bezw. *öi* oder *ō* und nasaliert mit *e*-Qualität erscheint. — Imst = bairisch (Schatz S. 45 f., 43 und 40 ff.).

24) Endlich sind zwar mhd. *ǣ* und gedehntes *ä*, ebenso mhd. *ä* und gekürztes *ǣ* sowohl im Bairischen wie im Schwäbisch-Alamannischen zusammengefallen. Aber im Bairischen haben die nasalierten Laute die gleiche *a*-Qualität wie die nicht nasalierten; im Schwäbischen aber ent-

[1] Auch im Pl. nach dem Text, während nach der Karte im Pl. *-la*.

spricht offenem *e* ein nasaliertes geschlossenes *e*. — Imst = bairisch (Schatz S. 45 f. und 43).

Durch die letzteren 4 Fälle wird das Verhältnis von 11 : 6 in das von 15 : 6 umgeändert. In Wirklichkeit sind auch diese 21 Fälle noch keineswegs ausreichend, um das Verhältnis der Imster Mundart zum Bairischen und Schwäbischen mit Sicherheit zu bestimmen. Es bedarf dazu eines wesentlich vermehrten Materials. Immerhin aber ist so viel deutlich, dafs die Hinneigung der Oberinnthal-Mundart zum Schwäbischen höchst auffällig bleibt. Bei der scharfen Naturgrenze, welche das nach Baiern zu offene Oberinnthal vom Nordwesten trennt, kann an ein Hinüberdringen schwäbischer Einflüsse nicht wohl gedacht werden, und so kommen wir kaum umhin, anzunehmen, dafs sich Schwaben in gröfserer Zahl an der Besiedelung des Oberinnthales beteiligt haben. Ja, die Möglichkeit ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs hier vielleicht ursprünglich eine alamannisch-schwäbische Mundart gesprochen worden sei, welche dann durch die bairische des unteren Innthales verdrängt worden wäre, so wie in unseren Tagen die alamannische Mundart im oberen Paznaun durch die bairische verdrängt wird (?). Ungeachtet aller schwäbischen Anklänge bleibt die heutige Imster Mundart aber eine bairische, und ungleich schwerer als irgend einer der oben angeführten Einzelfälle wiegt der von dem schwäbisch-alamannischen geschiedene bairische Tonfall (Schatz S. 31 ff.).

Halle a. S. Otto Bremer.

O. Piper, Ut 'ne lütt Stadt. 'Ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller von G. Braumüller. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto, 1898. 136 S. kl. 8.

Der Bürgerworthalter Fritz Kähle ist die am besten gezeichnete Figur der kleinen Novelle. Er verbindet die echt mecklenburgische Biederkeit mit jenem Eigensinn (*Stênpöttigkeit*), den man besonders in den kleinen Ackerbau treibenden Städten Mecklenburgs findet. Für ihn ist das Neue schlecht, weil es neu ist. Er ist im Stande, das Glück seiner Familie, besonders das seiner Tochter, zu opfern, um seinen Willen durchzusetzen. Sein Sohn Fritz ist auch ein oft wiederkehrender Typus. Als einziger Sohn wohlhabender Eltern braucht er in der Schule nichts zu lernen, da er doch selbstverständlich die Ackerwirtschaft seines Vaters übernimmt.

Die Zusammensetzung des Gesangvereins Arion, die Schilderung des Königschusses und der Solopartie sind dem Leben abgelauscht. Die Liebesgeschichte der Tochter des Bürgerworthalters Aurelie Kähle und des neuerungssüchtigen Ofenfabrikanten und späteren Pillnower Senators Georg Bethke bildet einen sehr passenden Rahmen für die mannigfachen Bilder des Lebens in einer mecklenburgischen Kleinstadt, wie es sich vor etwa dreifsig Jahren abspielte.

Im wesentlichen ist in dem Buche die Sprech- und Schreibweise angewendet worden, die durch Fritz Reuter zur klassischen plattdeutschen Schriftsprache gemacht ist. Allerdings sprechen damit die Leute der

Stadt Pillnow, die *'in't Strelitzsch'* liegt, eine ihnen fremde Abart des Plattdeutschen. Man hat dort nicht die breite Reutersche Sprache. So wird anstatt *ei, au* und *äu* ein langes *e*, bezw. *o* und *ö* gesprochen. Weitere wesentliche Abweichungen sind die, daſs die nach Reuter gebildeten Imperfekta *'gauw, satt, sach, att, namm* u. s. w.' im Strelitzschen, jetzt auch in den meisten Teilen von Schwerin ein langes *e* haben (*gehw, seht, sehch, eht, nehm* u. s. w.). Bei den Endsilben *er* (auch der Vorsilbe *ver*) und *en* wird regelmäſsig das *r*, bezw. das *e* verschluckt. Das nicht zu Anfang stehende *d* wird zu einem *r* und statt des *r* und des am Wortende stehenden unbetonten *e* wird meistens ein ganz kurzes *a* gesprochen. Endlich wird das *s* mit folgendem Konsonanten (wie im Hochdeutschen) zu einem leichten *sch*. Daſs der Verfasser die letztere Eigentümlichkeit des Strelitzschen Dialekts aufgegeben hat, kann man mit Recht eine Verbesserung nennen, da diese Vergröberung des *s*-Lautes dem niederdeutschen Dialekt durchaus widerspricht. Wenn der Pillnower sagt: *'Hei geit wedder tau Bedd'* oder *'Dor satt ein Snider'*, so spricht er nicht seinen Dialekt. Dort würde es heiſsen: *'He geht werra to Berr'* oder *'Doa seht een Schniera'*. So wird aus *'hadd' 'hahr'*, aus *'pedden'* wird *'perren'*.

Doberan i. M. O. Glöde.

Bêowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Sechste Auflage, besorgt von Adolf Socin. (Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. III. Band. Angelsächsische Denkmäler. I. Teil.) Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1898. VIII u. 298 S. 8.

In den zehn Jahren, welche seit dem Erscheinen der fünften Auflage von Heynes Bêowulf vergangen sind, hat die Kritik des Gedichtes so viele neue Früchte gezeitigt, daſs in der vorliegenden ziemlich bedeutende Veränderungen notwendig geworden sind, welche allerdings nach dem Grundsatze der Ausgabe — möglichst enger Anschluſs an die Überlieferung — zum weitaus gröſsten Teile die Anmerkungen betroffen haben. Daſs deren Umfang doch nicht gröſser wurde als bisher, ist durch die Streichung alles dessen erreicht worden, was sich auf die seit den beiden ersten Abschriften abgebröckelten oder unleserlich gewordenen Buchstaben der Handschrift bezog. Im einzelnen auf die vielen Verbesserungen und Verschiedenheiten gegenüber der vorigen Auflage, wodurch die ja genugsam bekannte Brauchbarkeit des Buches wiederum wesentlich erhöht worden ist, einzugehen, ist hier natürlich nicht möglich; es sei mir nur verstattet, einige anspruchslose Einzelheiten anzumerken.

Beim Abdruck des Textes ist die äuſserliche Neuerung sehr erfreulich, daſs gröſsere Typen gewählt und die in der fünften Auflage nicht gerade seltenen störenden Druckfehler beseitigt worden sind. In V. 1201 wäre es empfehlenswert, hinter *sinc-fæt* statt des Komma ein Semikolon zu setzen (wie Heyne in seiner Übersetzung, 1898, V. 1211; vgl. auch Jiriczek, Deutsche Heldens. I, 74). In V. 1557 ist vielleicht (ebenfalls mit

Heynes Übersetzung V. 1561/2) *ŷdelice* besser zu *âstôd* als zu *gescêd* zu ziehen und demgemäfs zu interpungieren; die Wortstellung steht dem nicht im Wege, wie wohl V. 1938 zeigt. Ebenso scheint mir auch in V. 2873 Heynes alte Interpunktion (Übersetzung V. 2894) vorzuziehen.

In den Anmerkungen konnte zu V. 927 wohl noch auf Anglia 12, 396 verwiesen werden. Bei 937 ist die unrichtige Angabe stehen geblieben, dafs Bugge, Beitr. 12, 90 'Beispiele' für die Auslassung von *hæfde* anführt; er bringt nur eins, und zwar ein nordisches bei. In Anmerkung 2394 (die Geschichte von Êanmund und Êadgils) war noch Saxo IV, 117, 26—28 (ed. Holder = 175 Müller), sowie A. Olriks Ausführungen über diesen letzten schwachen Rest der Sage bei Saxo zu erwähnen (Kilderne til Sakses Oldhist. II, 190/1). Zu V. 2687 (in Bêowulfs starker Hand zerbricht jedes Schwert) bietet eine hübsche Parallele die Geschichte Ubbos bei Saxo IV, 115, 5 ff. (Holder = 172 Müller). Zu 2698, dem Drachenkampfe Bêowulfs, ist nicht blofs mit Bugge Saxo 272 (= Holder 181), sondern auch II, 39 (Holder = 62 Müller), sowie die Prosaeinleitung zum Fáfnismál zu vergleichen. Mit Bêow. 2704 ff. läfst sich übrigens aufser dem 'mucrone' (welches sich aber in dem Drachenkampfe im zweiten, nicht, wie man nach den Anmerkungen meinen könnte, im sechsten Buche findet, noch eine wörtliche Übereinstimmung aus Saxo feststellen; in dem prophetischen Liede II, 38 (Holder = p. 62 Müller) heifst es V. 29:

Hunc mucrone petens medium rimaberis anguem.

Bêow. V. 2704: wäll-seaxe gebræ̂d, ...

2706: forwrât Wedra helm wyrm on middan.

Bei Finnsburg 29. 30 liegt es wohl näher, statt auf die aus Saxo angezogenen Verse auf Bêow. 771 ff. zu verweisen.

Im Glossar ist in der Anordnung engerer Anschlufs an die Textgestaltung hergestellt worden; man findet z. B. kein *ambiht* mehr, sondern nur *ombeht*, kein *beornan* mehr, sondern *byrnan*. Heinzels Wunsch, die ἅπαξ εἰρημένα zu bezeichnen (Anz. f. deutsch. Altert. 15, 194), ist leider nicht erfüllt worden; wir können ihn nur wiederholen. — Das nicht vorhandene und überdies häfsliche Adj. angriffig = *ætgræ̂pe* hätte gestrichen werden sollen; derartige Mifsbildungen spuken sonst weiter, wie z. B. Steinecks schlechte Übersetzung des Beowulf lehrt (V. 1270). Auch Versprechung = *bêot* dürfte im Singular nicht zu empfehlen sein. Bei *earm* konnte der Dativ in 2363 zugefügt werden. Statt *fêolan* wäre nach Sievers § 387, 2 (u. 242) *feolan* zu schreiben. *Fêond* ist in V. 699 doch sicher als Acc. sg., auf Grendel bezüglich, nicht als pl. zu fassen. Bei *for* fehlt der Beleg für den immerhin nicht ganz einfachen V. 462. Unter *hand-sporu* ist der Druckfehler Anglia 7 statt 6, 176 stehen geblieben. *Hin-fûs* in 756 mufs nicht notwendig 'totbereit' heifsen; der Vers kann auch bedeuten: Er trachtete danach wegzukommen (aus Heorot). Bei *forlǽtan* (V. 793) ist die Ergänzung von *wesan* gar nicht nötig; der Vers lautet: Er wollte den Mordgast nicht lebend fortlassen. In *mearh* behält *ea* nach Sievers § 242 seine Kürze auch bei Wegfall des *h*.

Breslau. H. Jantzen.

The life of St. Cecilia from ms. Ashmole 43 and ms. Cotton Tiberius E VII with introduction, variants, and glossary by Bertha Ellen Lovewell, ph. d. (Yale studies in English, Albert S. Cook, editor). Boston, Lamson, Wolffe & Co., 1898. 139 S.

Der Hauptgewinn, den uns dies mit amerikanischer Geradheit und Schärfe gedruckte Büchlein bringt, besteht in der Veröffentlichung der südenglischen (Gloucester?) Cäcilienlegende nach den bisher ungedruckten Hss. Cleopatra D IX und Bodley 779, mit Collation von Hs. Trin. Coll. Cambr. R 3. 25. Die beiden ersteren Hss. sind in extenso mitgeteilt, die Varianten der letzteren und von Laud 108 (ed. Horstmann) stehen unter dem Strich, die älteste, aber nicht immer beste Hs. Ashmole 43 (ed. Chaucer Soc.) samt der lateinischen Quelle füllt die gegenüberliegende Seite; eine kritische Ausgabe wird also nicht gegeben, aber vorbereitet; andere Hss. (Stowe 946, Lambeth 223) stehen noch aus. Die Einleitung orientiert über den Inhalt und die englische Verbreitung der Legende, die Lautlehre und Metrik, leider ohne uns über das gegenseitige Verhältnis der Hss. zu unterrichten. Sicherlich gehören D IX und Laud zusammen, wegen der gemeinsamen Fehler 21 (*Of*), 37 (*over*, f. Lat.), 41 (*þou woldest*) u. a. Andererseits irren Ashmole, Cambr. und Bodley übereinstimmend, z. B. 17 (*prive* wiederholt aus 16), 20 (*of heven* = lat. *dei* f.), 27 (*Valerian* = lat. f.). Innerhalb dieser zweiten, älteren und im ganzen besseren Gruppe scheinen Ashm. und Bodl. näher zusammen zu gehören; vgl. besonders 25 (*lif* statt *love*, lat. *amor*); doch habe ich die Untersuchung nicht durchgeführt, weil ich auf das Variantenschreiben der Herausgeberin kein Vertrauen habe. Bei den Varianten von Hs. Laud, die von Horstmann als Ganzes gedruckt ist, kann man ihr Vorgehen kontrollieren; hier ein Bündel Versehen: 11 (Umstellung nicht erwähnt), 13 (desgl.), 14 (verdreht), 15 (Fehlen von *þat* n. e.), 16 (*me* statt *þat* n. e.), 17 (Verszahl f., *mowe* versetzt, *þerof* n. e., *and*-Zeichen übersehen), und so geht es weiter. Unwillkürlich fürchtet man, die Varianten von Cambr., wo es an solcher Kontrolle fehlt, könnten ebenso schlecht verzeichnet sein. Im übrigen wäre eine textkritische Untersuchung dieser früh-me. Legenden wegen der Autoren- und Redaktionsfragen, die hier zu beantworten sind, von doppelter Wichtigkeit, verläſsliche Abdrucke der Hss. daher sehr dankenswert.

Die Lautlehre behandelt nur die Schreibung des Ashmole Ms.; selbst so bezeichnende Reime wie *fure* : *creature* 224, *smulle* (= *smell*) : *fulle* (Fülle) 68, *ȝive* : *lyve* 188 bleiben unausgebeutet. Auch ist die grammatische Untersuchung der Schreibung nicht fehlerlos; z. B. wird *walmes* S. 46 auf ws. *æ* zurückgeführt statt auf *wielm*, angl. *wælm*; *wardeyn* S. 47 unter die altheimischen statt unter die franz. Wörter gestellt; *quell* unter westgerm. *ĕ*; *hem*, *þem*, *reuþe*, *verisore* (L *versschere* = frischer) und *welluwe* (zu ae. *wealwian*) S. 49 unter altn. Wörter; *oþer* und *þo* = da, S. 51, unter ws. *â*, germ. *ai*; *vonge* unter ws. *ô*, germ. *â* u. dgl.; *ichulle* S. 52 unter ws. *ea*, '*palatalization of W. G. a*', indem die Verbindung offenbar als *ic sceal* statt

ic wille gedacht ist; *eiþer, teiȝte* und *pleide* zusammen S. 53 unter ws. *ę* + *g, h*; *louerd* neben *soul* unter Diphthonge, u. dgl. m. Die metrische Untersuchung ist leider nicht wertvoller, namentlich weil sie sich mit ängstlicher Kritiklosigkeit an Hs. Ashmole hält. So sollen wir S. 63 das Fehlen von nicht weniger als *an arsis and a thesis* annehmen in der zweiten Hälfte von V. 124, blofs weil ihn Ashm. mit falschgestelltem Cäsurzeichen überliefert: *Fol he were þat it wolde lese* || *vor eny strif*, obwohl die Cotton Hs. D richtig den Cäsurpunkt vor *lese* setzt. Wir sollen zwei zweisilbige Senkungen lesen in V. 12[b] *þat I né be confoúnded noȝt*, obwohl Bodley ganz richtig hat: *þat I comfounde be nouȝt*. Das Glossar ist eine fleifsig angelegte Wortliste mit ne. Übersetzung. *ifulle* 67 ist S. 111 als Partizip eines schw. Verbs = *baptise* angeführt; sieht man nach, so findet man in A (*he hadde ibe þer*) *i-fulle*, B *his fille*, D, L und C *his fulle* = in Fülle, lang genug. — Als zweite Spende erhalten wir einen Abdruck der Cäcilienversion aus dem nördlichen Legendar in Hs. Tib. II 70, die schon Horstmann 1881 abdruckte; und als Begleitung die davon unabhängige Barbersche Version, die schon zweimal gedruckt war. Lautlehre, Metrik und Glossar dazu stehen auf derselben Stufe.

Berlin. A. Brandl.

Chaucer, The Book of the Tales of Caunterbury. Prolog (A 1—858) mit Varianten zum Gebrauch bei Vorlesungen herausgegeben von Julius Zupitza. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. M. 0,60.

Mit grofser Freude habe ich vorliegenden Neudruck der für Vorlesungen und Seminarübungen in jeder Hinsicht so trefflich geeigneten kritischen Ausgabe des Prologs der *Canterbury Tales* begrüfst. Ich bin aber arg enttäuscht worden, als ich sah, dafs die Verlagsbuchhandlung einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage hat herstellen lassen und also nicht den Versuch gemacht hat, das Handexemplar des leider uns inzwischen entrissenen Verfassers zu erlangen und die von diesem für die zweite Auflage beabsichtigten Änderungen nachzutragen. Zupitza pflegte diese Verbesserungen in seinem häufig, vor zahlreicher Hörerschaft gehaltenen Chaucer-Kolleg mitzuteilen; und so würden wohl auch viele seiner ehemaligen Hörer in der Lage sein, die beabsichtigten Änderungen anzugeben. Der Verstorbene hatte nämlich seine Ansicht über das Verhältnis der Handschriften im Laufe der Jahre geändert. Während er bei der Veröffentlichung des Bändchens noch der älteren Ansicht huldigte, dafs die älteste der erhaltenen Handschriften, Harleian 7334 (M), ganz für sich allein allen anderen gegenüber stände und eventuell sogar vor Ellesmere (E) und Hengwrt (H) eine ausschlaggebende Stimme für die Textrekonstruktion besitze, ist er später zu der Überzeugung gelangt, dafs M mit der Pariser Handschrift (p) näher verwandt sei und zusammen mit der Cambridger Gg. 4. 27 (U) eine Übergangsgruppe bilde zur Masse der Vulgata-Handschriften, als deren Hauptvertreter C (Corpus

Christi Coll., Oxford), L (Lansdowne 851) und P (Petworth) gelten können. Daraus ergab sich, dafs in all den Fällen, in welchen Zupitza die Lesarten von EH verlassen hatte, weil M mit der Vulgata übereinstimmte, doch wieder zu den Lesarten von EH zurückzukehren war. Demgemäfs las er später z. B. V. 60 *armee* (st. *ariue* MU) — 74 *weren goode* (st. *was good* ML) — 84 *of greet* (st. *greet of* M + Vulg.) — 98 *slepte* (st. *sleep* MC) — 120 *was* (gegen *nas* M) — 148 *wepte* (st. *weep*) — 179 *recchelees* (st. *cloysterles* M) — 363 *And they were clothed alle in* (st. *Wer with us eek clothed in* nach M) u. a. m. Auch sonst war Zupitza etwas konservativer geworden und schrieb z. B. V. 83 *euene* EHM (st. *euen*), oder V. 92 *monthe* EH (st. *moneth*) u. a. m.

Eine Neuauflage würde auch eine Anzahl kleinerer Versehen u. dgl. zu ändern finden: so wäre S. 5, Z. 4 v. u. die Zahl 57 in 75 zu ändern, S. 6, Z. 1 v. u. das Fragezeichen hinter 'Druckfehler' zu streichen oder noch besser die ganze Varianten-Angabe zu V. 114 fortzulassen, da in der That auch M hier *as* liest (s. den diplomatischen Abdruck der Chaucer Society). S. 18 ist in den Varianten zu V. 430 das M hinter *Rufus* zu streichen und hinter *Rusus* zu versetzen. S. 4, V. 34 zog Zupitza später das *ther* zu *wey* und änderte dementsprechend die Interpunktion.

Zum Schlufs möchte ich noch der Hoffnung Ausdruck geben, dafs bei einer bald zu erwartenden Neuauflage von Zupitzas Elene nicht versäumt werde, das Handexemplar des Verfassers einzusehen, das, wie ich versichern kann, etwa ein Dutzend kleinere Besserungen bietet.

Würzburg. Max Förster.

Das mittelenglische Gedicht The Boke of Cupide (The cuckow and the Nyghtyngale), Clanvowe zugeschrieben. Kritische Ausgabe von Erich Vollmer. Berlin 1898 (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XVII).

Das Streitgedicht vom Kuckuck und der Nachtigall, das lange für ein Werk Chaucers galt und als solches von Wordsworth eine modernisierende Umarbeitung erfuhr, ist eins der besten und interessantesten Erzeugnisse der Chaucerschule. Das alte Thema vom Streit zwischen Eule und Nachtigall wird hier im höfischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts variiert; die Nachtigall, die Vertreterin weltlicher Minne, hat sich nicht mehr gegen die geistlich gesinnte Eule zu verteidigen, sondern gegen den Kuckuck, den spöttischen Verächter von Cupidos Majestät.

Vollmers Ausgabe bietet zunächst einen kritischen Text nach den fünf erhaltenen Handschriften und zwei Drucken; trotzdem die oft schlechte Überlieferung und die Kürze des Denkmals die Aufgabe des Herausgebers erschwerten, dürfte sein Ergebnis in den meisten Punkten das Richtige treffen. Darauf werden die Quellen des Gedichtes und die Verfasserfrage behandelt. Der Dichter mufs ein Nachahmer Hoccleves gewesen sein; diesem steht er in Sprache und Versbau sehr nahe; aus Hoccleves Brief des Cupido hat er sogar eine Menge von Wendungen herübergenommen. Sonst verrät

er eingehende Bekanntschaft mit den gelesensten Dichtern vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, lehnt sich namentlich an Chaucer und den Rosenroman an. Es klingt daher ganz annehmbar, wenn Vollmer im Anschlufs an Skeat das Gedicht einem vornehmen Adligen Clanvowe (er scheint ein Jugendfreund Heinrichs V. gewesen zu sein) zuschreiben will, den eine — allerdings nicht sehr gute — Handschrift als Verfasser nennt. An Hoccleve zu denken, auf den sonst vieles deutet, verbietet ein metrischer Unterschied: bei Hoccleve fehlt der Auftakt sehr viel seltener als bei unserem Autor. Sprachliche Gründe hindern uns auch, anonyme Erzeugnisse der Chaucerschule mit unserem Dichter in Zusammenhang zu bringen.

Die Metrik des Gedichtes zeigt keine sehr beträchtlichen Abweichungen von Chaucers Art; sie ist vielmehr strenger als z. B. die Lydgates. Zu Vollmers Ausführungen möchte ich nur hinzufügen, dafs auch in Vers 61 und 59 (wenn hier nicht *to* statt *in to* zu lesen ist) doppelter Auftakt erscheint, wie er bei den meisten Chaucerschülern häufig ist. Enjambement findet sich im allgemeinen wie bei Chaucer; Vollmer weist nach, dafs dieser pauseloses, direktes Enjambement kaum anwendet, dafs diese Art der Strophenverknüpfung vielmehr hauptsächlich bei einigen anonymen Dichtern der Chaucerschule vorkommt.

Ein ausführliches Kapitel widmet Vollmer der Sprache der Handschriften. Hier sind seine Vermutungen vielleicht etwas kühn. Auf Grund von knapp dreihundert Versen nicht nur den Entstehungsort, sondern auch andersartige Vorlagen von Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts bestimmen zu wollen, dürfte ein ziemlich gewagtes Unternehmen sein.

Sprachliche und litterarische Anmerkungen beschliefsen die Ausgabe; besonders sei hier hingewiesen auf die interessante Hypothese über die Entstehung der St. Valentinsgebräuche. Eines der wertvollsten Kapitel der Arbeit hat der Verfasser ausgeschieden und in der Anglia (XXI, 201 ff.) veröffentlicht. Einige Druckfehler hat Holthausen (Anglia, Beiblatt IX, 266) bereits verbessert.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken: *thare* < ae. *þǽr* ist kein Kriterium für nördliche Herkunft einer Handschrift; diese Form findet sich auch in vielen südlichen Denkmälern, und nicht nur im fünfzehnten Jahrhundert (zu S. 64). — Bei Capgrave reimen stimmloses und stimmhaftes *s* doch etwas häufiger als Vollmer (S. 98) annimmt, er gestattet sich Bindungen wie *wyse* : *nyse* (*nice*) u. a. — Über beide Punkte habe ich in meiner Dissertation: John Capgrave und die englische Schriftsprache S. 26 ff. und 9 eingehender gehandelt.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Quellenstudien zu Samuel Daniels Sonettencyklus 'Delia'. Inaugural-Dissertation von Josef Guggenheim. Berlin 1898.

Guggenheims Dissertation ist eine Zusammenstellung der Parallelen in Daniels 'Delia' und Dichtungen Petrarcas, Tassos, einiger kleineren

italienischen und klassischen Dichter. Die französischen Vorbilder Daniels sind ganz unberücksichtigt geblieben, was sich an den Resultaten der Quellenstudien schwer rächt.

Der Verfasser beginnt mit einer Auseinandersetzung über die wechselseitige Abhängigkeit von Shakspere und Daniel und kommt, teilweise im Gegensatze zu Hermann Isaac: Wie weit geht die Abhängigkeit Shakespeares von Daniel als Lyriker? (Shakespeare-Jahrb. XVII, 165—200) zu dem Schlusse, dafs Shakspere von Daniel beeinflufst ist und nicht umgekehrt. Hierbei ist ihm im allgemeinen zuzustimmen. Das Beispiel, Delia LV, 9, aber, dafs er S. 8 anführt, möchte nicht zutreffen. Der dort ausgedrückte Gedanke, dafs ein Dichter seinen Versen solche Unsterblichkeit zuschreibt, dafs die Person, auf welche sie sich beziehen, dadurch Unsterblichkeit erlange, ist sehr alt und weit verbreitet. Sidney Lee zählt auf S. 114 ff. in seinem Buche: 'A Life of William Shakespeare' (London 1898) — welches später noch öfter genannt werden wird — eine grofse Anzahl hierher gehöriger Stellen auf, worunter je 1, 4, 3 und 10 von Spenser, Drayton, Daniel, Shakespeare mit Hinweisen auf noch ältere klassische und französische Beispiele. Die von Guggenheim erwähnten Verse Shaksperes zeigen keine Daniel so eigentümlichen Züge, dafs sie gerade durch diesen inspiriert sein müfsten. Hierbei möchte ich noch auf eine Gedankenähnlichkeit zwischen Daniel und Shakspere aufmerksam machen, von welcher Isaak wie auch Guggenheim schweigt, und die auch in Lees Werke keine Erwähnung findet. Ich meine Delia V, 9—12 und Twelfth Night (ed. W. A. Wright, London 1891) I, 1. 19—23. Malone wies schon in seiner Ausgabe (p. 341, vol. XI) 1821 auf Daniel und dessen Vorläufer in der englischen Darstellung des betreffenden Gedankens und Bildes hin. Spätere nahmen hierauf keine Rücksicht mehr, oder wiesen die Abhängigkeit von Daniel zurück. Allein dieser und Shakspere haben gegenüber der als Quelle angenommenen Geschichte von Actaeon (Ovid. met. III, 138 ff.) gemeinsam, dafs eigene Innenzustände, thoughts (Dan.) — desires (Sh.) mit den verfolgenden Hunden verglichen werden. Das findet sich nach Malone schon 1566 bei William Adlington in Dedikation von The Golden Ages of Apuleius: 'when a man casteth his eies on the vaine and soonfading beauty of the world, consenting thereto in his minde, he seemes to be turned into a bruite beast, and so to be slaine through the inordinate *desire* of his own affects.' Dann 1586 in Whitneys Emblems p. 15:

> And as his *howndes*, so their *affections* base
> Shall them devoure, and all their deedes deface.

Die Genealogie der Stelle wird wahrscheinlich in England sein: Ovid, Adlington, Whitney, Daniel, Shakespeare.

Nach seinen kurzen Ausführungen über Shakspere setzt Guggenheim auseinander, dafs Daniel durch Studium, Beschäftigung und Reisen mit italienischer Sprache und Litteratur wohl vertraut gewesen sein müsse, dafs er Petrarca lobend nenne, und wir deshalb wohl kaum fehl gehen

könnten, wenn wir zunächst bei dem grofsen Lyriker Quellen für Delia suchten. Hierin irrt aber der Verfasser infolge seiner Vernachlässigung der französischen Petrarchisten. Die englischen Lyriker haben ebenso wie die Pfleger der anderen Dichtungsarten vielfach bei Benutzung italienischer Quellen nicht die Originale, sondern deren französische Bearbeiter und Nachahmer verwertet. Sie waren leichter zu erlangen, zahlreicher, sowie mit weniger Mühe und wohl früher zu lesen als die italienischen Texte.

Leider ist das genannte Buch Lees zu spät erschienen, um von Guggenheim noch benutzt werden zu können, sonst würden seine Quellenstudien eine ganz andere Gestalt angenommen haben. Lee weist zunächst S. 104 auf Sèves Délie hin, welche Daniel den Titel zu seiner Delia gegeben habe. Doch ist der Grund, weil ähnliche Entlehnung des Titels französischer Gedichtsammlungen mehrfach bei englischen Dichtern zu finden sei, nicht ausreichend. Ich konnte keine besondere Übereinstimmungen zwischen Daniel und Sève (Maurice Sève, 'Délie'. Lyon 1862) finden. Es ist wohl ebenso möglich, dafs Delia gewählt wurde wegen der Übereinstimmung der Buchstaben mit solchen im Namen des Dichters.

Lee weist ferner S. 429 ff. auf de Baïf ('Poésies choisies de I.-A. de Baïf,' publ. par L. Becq de Fonquières. Paris 1874), de Brach ('Oeuvres poétiques de Pierre de Brach,' publ. par Reinhold Dezeimeris. Paris 1861) und Desportes ('Oeuvres de Philippe Desportes' par Alfr. Michiels. Paris 1858). Ebenso könnte noch auf Ronsard ('Oeuvres de Pierre de Ronsard,' publ. par Marty-Laveau. Paris 1887/91) hingewiesen werden, mit dessen Lyrik Daniels Sonette nicht weniger allgemein verwandt zu sein scheinen, als mit der der übrigen. Nähere Beziehung läfst sich nur annehmen für de Brach, l. I. Sonn. XXVII (cf. Lee S. 101) zu Delia LIV (nicht XLIX, wie Lee angiebt, dessen Zahlenangaben vielfach verdruckt sind), oder vielleicht noch mehr für Desportes, 'Les Amours d'Hypp.' LXXV (nicht LXXIII nach Lee S. 429). Überhaupt scheint, worauf auch Lee hinweist, Desportes vor allem die Quelle zur Delia zu sein. Delia XXXVIII ist geradezu eine Übersetzung von Desp. Cleonice LXII (cf. Lee S. 430, Druckfehler XXVI für XXXVIII und LXIII für LXII; ebenso S. 115 fälschlich XXVI). Auf Schritt und Tritt lassen sich kleine Ähnlichkeiten zwischen Desportes und Daniel beobachten. Ich weise noch nach: Desp. Diane I, XXIX (Si c'est aimer) und Delia IX; ib. LXVII (S. 40) und Del. XVI; Diane II, VII (S. 71) und Del. LIV; Les Amours d'Hypp. XVIII (Pourquoy si folement croyez-vous à un verre) und Del. XXXVII, das nahezu wieder nur eine Übersetzung ist.

Guggenheim vergleicht S. 25 Del. XX mit Petr. Sonn. XC. Doch ist ebenso möglich, dafs Daniel sein Gedicht Wyatt, auf den der Verfasser selbst hinweist, nachgebildet hat, und V. 12, einer der inhaltlich verglichenen, steht sogar dem englischen Vorläufer meines Erachtens etwas näher, als der italienischen Fassung. Ebenso ist es mit dem S. 26 genannten

Del. XV, das mit Petr. Sonn. CLXIX verglichen wird. Auch dies steht Wyatts Übersetzung sehr nahe, und seine Verse 1, 2, 4 schliefsen sogar mit dem gleichen Worte wie Vers 1, 2, 3 der Übersetzung, was in der Dissertation ganz unbeachtet bleibt. Alle kleineren Parallelen, die dann aufgeführt werden, beweisen nichts für ein unmittelbares Herkommen von Petrarca; sie müssen vorerst auf ein etwaiges französisches Vorbild hin genauer untersucht werden.

Ich sehe nicht ein, warum Daniel von Spensers Amoretti abhängen mufs, wie S. 45 ff. aufgestellt wird, und wie gar Daniel, der im Entleihen grofs ist, nur die Form, Spenser (S. 47) Gedanken von jenem geborgt haben soll. Zur Stütze dieser äufserst gezwungen erscheinenden Annahme wird weiter die meines Erachtens in der englischen Litteratur nicht vorsichtig genug gehandhabte Vermutung handschriftlicher, sehr früher Verbreitung der Amoretti herangezogen. Zunächst stehen wir vor der sicheren Thatsache, dafs Daniel die betreffende Form viel früher anwendet, als sie von Spenser öffentlich bekannt wurde. Die Frage, woher er sie hat, bleibt auch offen trotz der nichtigen Phrase: 'Dafs er (Dan.) etwa der Schöpfer dieser Sonettenform sei, oder dafs er wenigstens gleichzeitig mit Spenser dieselbe gefunden habe, ist nicht sehr wahrscheinlich.' Die kleinen inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen Spenser und Daniel beruhen auf alten und geläufigen Bildern, für das Beispiel Del. XXXVII ist schon oben auf Desportes verwiesen worden.

Auch Tassos Einflufs, von dem S. 48 gehandelt wird, ist zweifelhaft, und seine Beziehungen zu Delia XXXVIII werden schon durch obige Anführung von Desp. Cleon. LXII verneint. Nicht anders verhält es sich mit den übrigen noch angeführten Erinnerungen an kleinere italienische und klassische Dichter.

Schliefslich kommt der Verfasser noch auf die Frage, ob Delia wirklich existiert haben möchte, und verneint es. Es mag Daniel mehr als eine Delia in seinen amori begegnet sein, die ihn bei seinen wohlgelungenen Übungen, vor allem französische Sonette und vielleicht auch italienische und englische nachzuahmen, aneiferte, ohne dafs sein Gemüt unter den heftigen Bewegungen litt, die von der grofsen Schar der Petrarchisten wohl nur der Meister echt empfand und herzbewegend zum Ausdruck brachte.

Nach allem trifft also nicht zu, dafs (cf. S. 33) Daniel 'stets das Original vor Augen schwebte', wenn wir einen Gedanken bei ihm, Petrarca und anderen finden, und wir diese daher unberücksichtigt lassen dürfen. Es ist unerwiesen und teils falsch, dafs seine Sonette (S. 62) 'im wesentlichen auf Petr. Rime fufsen'. Guggenheims Arbeit mufs deshalb noch einmal gemacht werden. Ihr Verdienst ist, dafs sie wenigstens, meines Erachtens erschöpfend, zeigt, was in Delia an italienische, englische und lateinische Vorbilder erinnert. Eine gründliche Vergleichung mit der französischen Lyrik, besonders der Plejade und des Desportes wird aber erst erkennen lassen, aus welchen Quellen Daniel geschöpft hat.

Berlin. J. Schoembs.

Bismarck. His Reflections and Reminiscences. In three volumes. Leipzig, Bernard Tauchnitz, 1899.

In the original German text these 'Reflections and Reminiscences' will, quite apart from their significance as a contribution to the history of the period they cover, doubtless take a certain rank in German literature, as showing Bismarck's literary style, for we are told that he worked zealously at them and revised them frequently, until they assumed the form in which he finally wished them to appear. The same can scarcely be said of the English translation, which was produced under severe pressure of time and not sent out as a literary performance, but, as far as the publishers were concerned, as a business speculation. Several translators were engaged and their work placed under the supervision of Mr. A. J. Butler. Even had this fact not been made publicly known, any reader sensitive to the rhythm and melody of words would feel at once that the translation is not uniform. Style, to a great extent, is a matter of temperament, and, as attributes of mind and character differ, so must one man's style differ from that of another. This may be seen in translations as well as in original compositions. In these volumes the one translator does his work better than the other; the style is more forcible and flexible, not so stubborn. But we may say of all the work that it would have been free from many small blemishes and obscurities had it not been done in such feverish haste. Such constructions as 'The same thing cannot be assumed in all their degrees of the wheels in the machine of the self-government of today' (vol. I, p. 35), or 'In our opinion it would have the most beneficial influence on the political views of the population if they could in some way be enlightened' etc. (vol. I, p. 53), or 'I venture upon no conjecture as to what effect upon the King's attitude ... would have been produced by a consciousness that he had definitely overcome the insurrection which elsewhere on the continent outside of Russia remained face to face with him as the sole victor' (vol. I, p. 70), or 'In the course of the last six years the fortunes of my country have with unexpectedly rapid succession developed themselves to the culmination at which it now stands' (vol. III, p. 242). — such constructions as these are too careless or, at the first reading, not clear, and when a sentence cannot reach its close before running over a dozen lines or more, we may assume that its structure is too nearly related to that of the German original. Still, in spite of these and other faults which it was scarcely possible to avoid under the circumstances, Mr. Butler is to be congratulated on the general excellence of the whole.

'One against the world will always win,' says a young English poet, and these words might be taken as the motto for these Reflections and Reminiscences, which have been read in England with the same eagerness as on the continent for the revelations they contain concerning the wonderful work of Germany's first and greatest Chancellor.

Berlin. Fred Harsley.

An Altruist, etc. By Ouida. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Coll. of Brit. Authors vol. 3226).

In diesem Bande der Tauchnitz Edition sind fünf an Ausdehnung und Wert recht verschiedene Beiträge von Frau Louise de la Ramée, alias Ouida, vereinigt, von denen nur die erste, An Altruist, in novellistischer Form auftritt, während die anderen feuilletonistische Aufsätze oder Gelegenheitsschriften über verschiedene Gegenstände sind.

Auch *An Altruist* ist nur der äufseren Form wegen eine Novelle zu nennen. Sie führt uns einen jungen Mann vor, der angeekelt von der Selbstsucht und Hohlheit der sogenannten vornehmen Welt, der er durch Geburt und Erziehung angehört, und überzeugt von dem baldigen Zusammenbruch der bisherigen Gesellschaftsordnung, ein Schwärmer für socialistisch-kommunistische Ideen geworden ist und diese in seinen Kreisen zu verbreiten sucht. Dafs er hier nirgend Entgegenkommen findet, wohl aber reichlich Hohn und Entrüstung erntet, ist selbstverständlich. Nur seine schöne Cousine Cicely fühlt allein sich von seinem selbstlosen Charakter und der Aufrichtigkeit seiner Überzeugungen angezogen und stimmt nicht in die allgemeine Verurteilung seiner Person mit ein. Um seine Principien zu bethätigen hat er es sich in den Kopf gesetzt, die Tochter seiner Waschfrau zu heiraten, und kann nur durch den energischen Widerstand beider von diesem Schritte abgehalten werden; da er Eigentum für Diebstahl erklärt hat, will er eine ungeheure Erbschaft, die ihm zufällt, ablehnen. Erst als er erfährt, dafs der Erblasser ihm deshalb seine Millionen zugedacht hat, weil er ihm zutraut, dafs er sie zum Wohle der Armen und seiner Pferde und Hunde verwenden wird, läfst er sich durch den Rat Cicelys, der er die Entscheidung anheimstellt, zur Annahme des Geldes zu dem gedachten Zwecke bestimmen. Der Leser ahnt, dafs es dieser jungen Dame auch gelingen wird, seinen Widerstand gegen eine standesgemäfse Heirat zu überwinden.

Einen irgend bedeutenderen Kunstwert können wir dieser Leistung Ouidas kaum zusprechen; die Farben sind gar zu stark aufgetragen und die Lebenswahrheit der Personen zu gering. Doch glaube ich, dafs ein geschickter Dramatiker ohne allzuviel Mühe ein wirkungsvolles Lustspiel aus diesem Stoffe verfertigen könnte.

Gardens ist eine Lobrede auf den altväterischen Garten mit seinen Fliederlauben, Vogelstimmen, altmodischen Blumen, wie Nelken, Lavendel, Moosrose und Reseda, der dem Unbemittelten weit mehr Freude und Genufs gewährt als dem Besitzer der vornehmen Villa ein prächtiger Garten mit Teppichbeeten und kostspieligen Gewächsen. Beherzigenswert sind Ouidas Gedanken über den erzieherischen Wert der Garten- und Blumenpflege für die Jugend, und über den sittlichen Einflufs derselben auf die Bevölkerung, dessen unser Volk vielleicht noch mehr bedarf als die Landsleute der Verfasserin, bei denen sich eine so verbreitete Liebe zum Gartenbau findet.

In dem Aufsatz *O Beati Insipientes* wendet sich Ouida gegen die durch

den Journalismus verschuldete Unsitte, alle Gröfsen der Kunst, Litteratur und Wissenschaft mit aufdringlicher Neugierde zu verfolgen, ihr Privatleben, ihre körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten zum Gegenstand schwatzhafter Zeitungsartikel zu machen und so das Leben des in der Stille schaffenden Genius zu verbittern. Sie preist Shakespeare glücklich, von dessen Leben verhältnismäfsig wenig bekannt geworden ist, und bedauert Männer wie Byron und Tennyson, über die die Litteraten von Beruf, Psychologen und Kritiker herfallen. Besonders macht sie es sich zur Aufgabe, Lombrosos wie gewöhnlich nur halb- oder viertelwahre Aussprüche über Dichter, Künstler und andere Genies zu widerlegen und lächerlich zu machen, wobei freilich zuweilen ein ungerechter Seitenhieb auf die Wissenschaft an sich fällt. Mit ihren hier geäufserten Ansichten stimmt es überein, wenn sie einen Autor auf seine Bitte, ihm einige Mitteilungen über ihr Leben zu machen, kurz abwies mit den Worten, die Litteratur gingen nur ihre Werke an, ihre Person wäre Nebensache.

The New Woman richtet sich mit Nachdruck gegen die Auswüchse der modernen Frauenbewegung, deren heifsspornige Apostel scharf mitgenommen werden. So stellt sie der Klage über die Unterdrückung der Frau durch den Mann die Frage entgegen, wie oft wohl die Männer die Unterdrückten seien und wie viel Männer durch die Thorheit, Leichtfertigkeit oder Schlechtigkeit der Frauen ins Unglück gebracht seien. Nicht der Mann sei gewöhnlich der Verführer der Frau, sondern weit häufiger sei das Umgekehrte der Fall. So hält die in Vorurteilen nicht befangene Verfasserin noch in vielen anderen Beziehungen ihren Mitschwestern einen Spiegel vor. Ihr Rat ist daher der, dafs das Weib seiner Natur nicht untreu werden möchte, indem es dem Manne gleichen will, sondern seinen Reiz und Zauber erhöhen möchte, indem es sich der von der Natur gewollten Verschiedenheit bewufst bleibt und sich zunächst auf seinem eigenen Gebiete vervollkommnet.

Death and Pity enthält eine Besprechung und Empfehlung des Pierre Lotischen 'Livre de la Pitié et de la Mort', aus dem sie nicht wenige Stellen in längeren Auszügen giebt. Hier treffen wir die Verfasserin so recht auf ihrem Gebiet, wo sie ihrer unbegrenzten Liebe zu den Tieren erneut Ausdruck verleiht. Wenn man auch ihr Mitleid und ihre Sympathie für die dem Menschen untergeordneten Geschöpfe begreift und anerkennt, so läfst sich nicht leugnen, dafs sie in ihrer Empfindsamkeit und Hinneigung zu ihnen ein wenig zu weit geht und sie fast höher stellt als den Menschen; was sie freilich selber rückhaltlos zugiebt, da sie den Tieren mehr Gefühl und weniger Bosheit zuspricht als unserer Rasse. Man kann der Verfasserin nicht Unrecht geben, wenn sie unsere Zeit anklagt, in unzähligen Fällen eine unnötige Grausamkeit in der Behandlung, Verfolgung und Ausrottung der Tiere zu üben, und es ist natürlich, dafs eine feinfühlige Natur, wie sie, nicht genug Worte des Tadels finden kann gegen das Abhetzen der Pferde bei Wettrennen und Distanzritten, gegen die Verfolgung der gefiederten Sänger um ihrer Federn willen, gegen die Verschneidung der Haustiere, gegen die Treibjagden hoher Herren und

vieles andere. Es scheint aber zu weitgehend, wenn sie der Wissenschaft durchaus das Recht abspricht, ihre Experimente und Untersuchungen an Tieren zu machen.

In Summa bietet uns diese Sammlung eine interessante Lektüre, die uns in vielen Fällen Zustimmung, nicht selten auch Widerspruch abnötigt, uns in die Geistesart der Verfasserin Einblick verschafft und nach dem Lesen von Romanen eine angenehme Abwechselung gewährt.

Berlin. G. Opitz.

London Life and Institutions. Selected Chapters from 'How London lives' by W. J. Gordon. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von Dr. R. Ackermann, kgl. Gymnasiallehrer zu Zweibrücken. Berlin, R. Gaertners Verlag, 1897. (Bahlsen-Hengesbach.)

Auf 85 Seiten Text, die prächtig gedruckt sind, werden dem Schüler in vier Kapiteln Bilder aus dem Londoner Leben geboten: 1. *How London is fed* (*Meat; Fish and Shells; Fruit and Vegetables*); 2. *Customs and Import* (*The Custom House; Tobacco, Tea, and Hops*); 3. *The London Police* (*The Metropolitan Police; The Thames Police*); 4. *An Evening at the Post Office.* Es ist ein Auszug aus des Verfassers gröfserem Werk '*How London lives*', welches einen Teil der Sammlung *The Leisure Hour Library, New Series,* bildet, herausgegeben von der *Religious Tract Society,* und soll ein Seitenstück zu Maxime du Camp's 'Paris' werden, das ja auch in derselben Bibliothek (I, 1) erschienen ist. Ich kann nur bedauern, dafs das Büchlein, in welchem namentlich die beiden letzten Kapitel recht anregend sind, nicht auch einiges über Londoner Strafsenleben, Gebäude, Kunstsammlungen bringt, wenn auch von anderen Verfassern. Das würde ohne Zweifel die Schüler der oberen Klassen mehr interessiert haben, als die etwas langatmigen Auseinandersetzungen über Märkte und Zölle. Zu leugnen ist allerdings nicht, dafs der 1849 geborene Verfasser überall nur aus eigener Anschauung schöpft, flott und lebendig erzählt und nicht mit Unrecht einen guten Ruf als volkstümlicher Schriftsteller geniefst. Was die Anmerkungen betrifft, so sind sie im ganzen zweckentsprechend gewählt und geben dem Schüler alle nötige sachliche Erklärung. Ich habe nur weniges auszusetzen: 36, 30 *wita* ist erklärt, aber nicht *witan*; es ist der schwache Plural. — 66, 7 *a wind-test for the Anthropometric Laboratory* wird durch die Anmerkung nicht klar; *wind-test* ist Atemprobe, Lungenprobe. — 79, 5 *outsiders* ist erklärt als 'die Nichtbeamten, dem Schreiben Fernstehenden'. Selbst wenn man mit dem Herausgeber an 'die beim Boxen aufserhalb des Ringes Stehenden' denkt, so sind *outsiders* hier doch nur die 'Nichtkaufleute', 'die dem Geschäftsleben Fernstehenden'. — An einigen Stellen ist nicht genügender Wert auf klare und gute Fassung des Gegebenen gelegt: z. B. 37, 12 Edward ... wird abgesetzt ... Durch die allzugrofse Begünstigung ... seines Jugendgefährten erregte er einen Aufstand des Adels, bis der Günstling enthauptet wurde. — 56, 17

steht Holinshed Raphael statt R. H. — Sehr komisch wirkt das häufige Vorkommen von 'bekanntlich'. Der Herausgeber glaubt gar nicht, wie wenige Dinge für den Durchschnittssekundaner und -primaner 'bekanntlich' sind.

Berlin. Emil Penner.

The Counties of England, by Ch. M. Mason. Ausgewählt und erklärt von Dr. Otto Badke, Oberlehrer am Realgymnasium zu Stralsund. Mit 5 Abbildungen. 166 Seiten Text. (II, 27.) Berlin 1898.

In bunten wechselnden Bildern ziehen die englischen Grafschaften mit ihren Eigentümlichkeiten an uns vorüber; die Auswahl ist geschickt getroffen und bietet des Interessanten und Fesselnden genug. Ob es sich aber empfehlen wird, ein ganzes Halbjahr hindurch nur diese geographisch-statistischen und geschichtlichen Schilderungen zu lesen, glaube ich nicht; ich würde eher raten, etwa 20—30 Exemplare des hübschen Buches für die Schülerbibliothek anzuschaffen und je nach Bedürfnis drei oder vier Wochen hindurch ausgewählte Stücke zu kursorischer Lektüre zu verwenden.

Die Anmerkungen beschränken sich verständigerweise fast durchweg auf sachliche Erklärungen. Dazu nur einiges: Hat die Lake School wirklich ihren Namen daher, weil ihre Dichter 'in ihren Liedern das malerische Seeugebiet Cumberlands und Westmorelands verherrlichten'? (zu S. 11, Z. 21). Der Name bezieht sich doch nur ganz äufserlich auf den Aufenthalt der drei Dichter Wordsworth, Coleridge und Southey daselbst. — Steckt das deutsche 'Fenn' oder 'Venn' in 'Finnen'? Es ist eine bedenkliche Sache mit solchen unsicheren Etymologien.

Berlin. Emil Penner.

Voltaire. Eine Biographie von Dr. Käthe Schirmacher, Agrégée de l'Université. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. 8. Vorrede XX S., Text 546 S., Register 10 S.

Wenn es jemand unternimmt, eine neue Voltairebiographie zu schreiben, so liegt die Frage nahe, ob nach dem trefflichen Buch von David Friedrich Straufs ein Bedürfnis nach einer solchen vorhanden ist. Referent ist der Meinung, dafs diese ausgezeichnete Arbeit noch lange Zeit als Muster sachverständiger Beurteilung in Deutschland ihren Platz behaupten wird. Denn sie vereinigt mit einer sicheren Beherrschung und Durchdringung des Stoffes eine künstlerisch vollendete Form in der Darstellung, die die Lektüre des Straufsschen Buches zu einem wahren Genufs macht. Ich stehe nicht an zu bekennen, dafs ich diese beiden Vorzüge von Straufs in der vorliegenden neuen Biographie, die sich an ein weiteres Laienpublikum wendet, nur in sehr beschränktem Mafse angetroffen habe.

Was zunächst den Inhalt angeht, so ergiebt die Prüfung, dafs Verfasserin nicht in der Weise des ausgedehnten und vielseitigen Stoffes

Herrin geworden ist, dafs sie daraus ein abgerundetes, in seinen Teilen gleich sorgfältig durchgearbeitetes Werk hergestellt hätte; vielmehr ist die Behandlung des Stoffes eine ungleichmäfsige und von recht verschiedenem Werte. S. VI wird gesprochen von 'künstlerischen Erwägungen'; aber die erste und oberste, dafs ein Kunstwerk etwas Einheitliches oder zu einem Ganzen Gestaltetes darstellen müsse, sehe ich hier nicht in befriedigender Weise erfüllt. Es ist nicht schwer, aus einer Voltairelitteratur von 1900 Nummern eine Anzahl von Titeln zu excerpieren, aber es ist schwer, mit dem richtigen kritischen Überblick aus einer reichen Litteratur zu einheitlicher Verarbeitung brauchbares Material zusammen zu tragen. Der Verfasserin, die nach S. X höchstens zwei Jahre zur Fertigstellung der Arbeit hatte, ist offenbar das Material über den Kopf gewachsen. Denn ich begegne auf Schritt und Tritt dem Gefühl der Unsicherheit in der Darstellung des thatsächlich Wesentlichen, der weitläufigen Aufzählung von Episoden, der breiten Erzählung minderwertiger Nebenumstände, die einen bedenklichen Zickzackkurs in der Verfolgung des dem Ganzen vorgeschriebenen Weges anzeigen. So mufs z. B. in der Jugendgeschichte die 'Société du Temple' erwähnt werden, weil ihre Atmosphäre für Voltaires Lebensrichtung und Laufbahn entscheidend wird. Was aber Desnoiresterres z. B. für sein achtbändiges Werk ausführlich schildern kann, mufste für ein Lebensbild in einem mäfsigen Bande passend gekürzt oder prägnant zusammengefafst werden. Hier zeigt sich die Schwäche in der Ökonomie des Stoffes. Denn Verfasserin konnte nicht hindern, dafs durch ein zu ausführliches Milieu das Lebensbild zu einem dicken Bande von mehr als 600 Seiten anzuschwellen drohte, und sie erlebte den Nachteil, nachdem sie fast zwei Drittel ihres Raumes verbraucht hatte, im letzten Drittel ungleich sparsamer verfahren zu müssen. Natürlich wirkt das störend auf das Gesamtbild. Denn die breite Darstellung verläuft schliefslich in eine bunte Reihe kurzer chronologischer Notizen, deren Unübersichtlichkeit neben dem Durcheinander der Gegenstände noch durch unnötige Vermehrung der Absätze erhöht wird. Daran ändert nichts, dafs Verfasserin sich S. VII und XI 'Romanist und Litterarhistoriker von Fach' nennt und 'weder Philosoph noch Historiker noch Jurist, weder Naturwissenschaftler noch Nationalökonom' sein will. Ihre Biographie, die sie S. VI ein 'bescheidenes Unternehmen' nennt, '*richtet sich*', wie sie sagt, 'an ein deutsches Publikum' (S. XI), und will alles in den Hintergrund treten lassen, 'was bei der Mehrzahl der deutschen Leser entweder keine Voraussetzungen oder nur wenig Interesse findet'. Was ist das für ein kritischer Mafsstab! Gewifs wird auch für billig denkende Leser nicht die S. XI—XII geäufserte Befürchtung der Verfasserin begründet sein, dafs man 'aus ihrem Schweigen auf Unwissenheit schliefse'; ich wenigstens thue es nicht, bedauere aber um so mehr die vorliegende Form der Verarbeitung des Inhalts. Wer selbst Voltaireforscher ist, weifs, dafs das 'bescheidene Unternehmen' einer Biographie, ernst genommen, eine recht schwierige Aufgabe ist, zumal bei Voltaire, was an dieser Stelle keineswegs verkannt werden soll.

Man kann der Verfasserin nur beistimmen, wenn sie (S. XII—XIII) noch ungelöste Fragen aus Voltaires Leben, archivalische Untersuchungen, die noch recht wesentliche Klarstellungen bringen müssen, Studien über anonyme Flugschriften, in ihrem Buch, das doch ein Lebensbild werden sollte, einfach ausfallen liefs. Aber es heifst doch die Aufgabe, die sie sich stellt, 'eine psychologisch einheitliche Biographie zu geben' (S. XIII), etwas leicht nehmen, wenn es der Verfasserin weniger zu thun ist 'um eine streng systematische Darstellung, als wie den bunten Strom von Voltaires Leben munter an dem Leser vorüberrauschen zu lassen' (S. XIV). Mit dieser Freiheit will die Verfasserin die von ihr beabsichtigte 'psychologische Wirkung' erreichen. Aber selbst die freieste Bewegung in der Behandlung des Stoffes zugestanden, hat die Arbeit die Mängel der Quellenbenutzung nicht überwunden. Es sind nicht nur die Beiwerke, denen häufig zu viel Raum zugestanden wird; so die 69 Seiten umfassende Einleitung über das *Ancien Régime*, die eigentlich nur für die Beamtenstellung des Vaters und die Machtstellung der Parlamente in den geistlichen Prozessen in Betracht kommt; denn die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse interessieren uns für Voltaire erst in Ferney. Diese lange Einleitung hätte, da doch sonst die Verfasserin dem Lebenslauf Voltaires folgt, ruhig fehlen, und was sie an Belehrung zu geben hat, an den betreffenden Stellen der Vita kurz eingefügt werden können: das hätte zu einer klaren, zusammenhängenden Darstellung geführt. Statt dessen ist im *A. R.* ein viel zu ausführliches Beiwerk gegeben, das bei der Lektüre des Buches doch nachgeschlagen werden mufs. Das beweist eben nur, dafs eine augenblickliche Belehrung an manchen Stellen unentbehrlich ist und am besten gleich da gegeben worden wäre. Aber auch abgesehen von der überflüssigen Breite episodischer Zusätze, finde ich in dem Stoffe selbst unnötige Ausführlichkeit, unverdiente Auslassungen, willkürliche Anordnungen. Ich gewinne zwar aus der Durchsicht einzelner Abschnitte mehrfach den Eindruck einer leidlich lesbaren Komposition, obwohl auf stilistische Ausarbeitung wenig Sorgfalt verwendet ist, aber ich vermisse die unentbehrliche, gleichmäfsig sorgfältige Durchdringung des Stoffes. Denn es erscheint eine oft buntscheckige Sammlung von Auszügen, vergleichbar einem Bauwerk, wie z. B. die Athenische Mauer des Themistokles es war, aufgeführt aus Säulenresten, Ziegeln, Thonbruchstücken, Feldsteinen, im ganzen ein brauchbares Baumaterial, aber, wenn ohne organischen Zusammenhang, wertloses Gerümpel. In Summa: gröfsere Kürze in Nebensachen, ununterbrochene Folge in der Behandluug des Hauptstoffes werden oft vermifst; etwas weniger von den ersten wäre viel mehr für den zweiten und für das Ganze gewesen.

Wie trefflich hat Straufs z. B. Voltaires dramatische Dichtung in dem Rahmen seiner Arbeit, S. 41—56, behandelt! Hier dagegen finde ich *Œdipe*, *Zaïre*, *Mahomet* mit breiten Inhaltsangaben zu ausführlich, *Tancrède* gar nicht erwähnt, aber wieder die mit Recht vergessenen *Les Pélopides*, *Les Lois de Minos*, *Les Scythes*. Und nach der von der Verfasserin beliebten Methode ist das Ganze der Dramatik unübersichtlich an vielen

Stellen zwischen anderen Gegenständen versteckt und mufs erst mühsam vom Leser zusammengesucht werden, ohne dafs er zuletzt ein abschliefsendes Resultat und Endurteil gewinnt. — Auch Voltaires Verhältnis zu Shakespere, der ihn so lange quälte, und mit dem er trotz allen Bemühens sein Leben lang nicht fertig wurde, wird nicht genauer verfolgt. Hier zeigt sich, was auch anderwärts genugsam zu Tage tritt, dafs Verfasserin den Franzosen nicht nach dem beurteilt, was er als bedeutender Vertreter seiner Nation auch für die Deutschen sein oder gewesen sein kann, obgleich das in einem für ein deutsches Publikum bestimmten Buche von A bis Z hätte innegehalten und durchgeführt werden müssen; aber es tritt auch nicht das Gegenteil hervor, vielmehr leider gar nichts Bestimmtes, und die einzige Meinung der Verfasserin scheint manchmal zu sein, keine bestimmte zu haben oder dem Leser mitzuteilen. Auf diese Weise erhält man in langen Zwischenräumen, die mit recht heterogenen Dingen ausgefüllt werden, eine Menge Notizen über Voltaires Dramen, kein klares Bild seiner Leistung und seiner Zwecke. Und das wäre, bei der Tendenz der meisten Dramen, in übersichtlicher Zusammenfassung so leicht zu geben gewesen.

Diese Zerrissenheit der Darstellung mufs ich, aufser am Drama, auch an anderen Stoffen bedauern, auf deren übersichtliche Schilderung es ankommt, und deren befriedigende Übersicht schon in gutem Zusammenhange zu geben nicht ganz leicht ist. Ich halte es für einen Fehler der Ökonomie, und noch mehr für einen der Behandlung, in dem Chronikstil, in den ziemlich das letzte Drittel des Buches ausartet, abgerissene Stücke von dem Verlauf der Prozesse zu geben. So erscheint S. 388 zum erstenmal der '*Baumwollenkaufmann*' Calas; der Thathestand, der zum Prozesse führt, wird vorgetragen. S. 394 wird zur Abwechselung 'in Schlofs Ferney vorläufig munter weiter getanzt und tragiert'. S. 403 kommt wieder etwas Calas, bis S. 413 Marie Corneille glücklich vermählt wird. S. 421—422 kommt dann die Wiederaufnahme des Verfahrens, um von neuem durch Notizen über Voltaires Schriften im Jahre 1764 unterbrochen zu werden. So geht es munter fort, und ich bewundere die Geduld des Lesers, der sich die einzelnen Fragmente zusammensucht oder zurückblättert, um den richtigen Anschlufs und ein Gesamtbild der Fabel des Prozesses zu finden. Aber auch diese Fragmente sind nicht frei von Versehen. Es ist z. B. unrichtig, wie S. 412 behauptet, dafs Choiseul der Revision gewogen war, und er kann, freilich nicht im Calasprozesse, sondern in der Guerre de Genève, nicht schlechthin, wie S. 445 zu lesen, Voltaires 'Deus ex machina' genannt werden. Wer die Entwickelung des Rechtsganges in den Calasakten oder die Entstehung von Voltaires Interesse an den Calas psychologisch nach dem Briefwechsel verfolgt, wird wissen, wie viele Hebel der Philosoph von Ferney erst in Bewegung setzte, um überhaupt in Paris Gehör zu finden. Voltaire rechnet erst auf den Staatssekretär Grafen Saint-Florentin, während er Choiseul durch d'Argental sondiert. Er weifs nicht, dafs Choiseul aufs genaueste von dem Prozesse unterrichtet ist, dafs der Minister den schneidigen Streber, den Capitoul Beaurigne, der

das erste Erkenntnis herbeigeführt, zu seinem Erfolge beglückwünscht, dafs Choiseul an den Präsidenten von Senaux, wie Coquerel ausdrücklich berichtet, schreibt: 'er solle die Untersuchung überwachen, die nicht streng genug (pas assez rigoureuse) geführt werden könne.' (Choiseul hatte hier das von seinem Schreiber im Konzept gebrauchte 'exacte' selbst in 'rigoureuse' geändert.) Ferner weifs Voltaire nicht, dafs Choiseul die Verteidigungsschrift für die Reformierten von Paul Rabaut, gegen die Beschuldigung des Mordes aus religiösem Hafs, verbot, während er gegen d'Argental so freundlich thut, dafs Voltaire nach dem Bericht glaubt, er sei zur Revision geneigt. Aber den Bittstellern für die Calas läfst er durch den Staatssekretär antworten: 'ihn ginge die Sache nichts an; sie könnten ja den Rechtsweg betreten.' Aber er läfst die Denkschrift für die Calas in Montpellier unterdrücken und die Platten vernichten. Und nun schickt Voltaire den ungeschickten Herzog von Villars, die Herzogin von Enville, den ersten Kommissar Ménard, den Herrn von Chaban, ferner seinen Arzt, endlich alle möglichen Genfer Freunde. Der Staatssekretär schüttelt sie wie Raupen ab, und dies sicher nicht, ohne im Einverständnis mit Choiseul zu handeln, dessen etwaige persönliche Beziehungen zu Voltaire hier gar nicht in Betracht kommen. Choiseul kann in seiner Stellung nur dem Gesamteindruck nachgeben, den ihm die Sympathiekundgebungen für die Calas nach und nach aufzwingen. Denn welche unbedeutende Rolle spielte doch dieser Prozess in seiner Sphäre, und waren doch ähnliche Härten der Rechtsprechung durchaus nicht selten, namentlich in Sachen von Ketzern und Freigeistern. Darum kann er alle Revisionisten mit Saint-Florentin gelassen ablehnen, mit der Ratiunkel: '25 Richter hätten doch nicht ohne Grund Calas schuldig befunden.' In Summa: Choiseuls Entscheidung richtet sich ausschliefslich nach dem Einflufs der herrschenden Partei im Staate, alles andere ist Redensart. Es kommt häufig vor, dafs Beziehungen bedeutender Männer zu Zeitgenossen überschätzt werden, weil der spätere Leser der Dokumente zu leicht geneigt ist, dem grofsen Mann den Einflufs zu vindicieren, den er auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit vielleicht einmal besessen. Gerade in der Calasaffaire ist Voltaire anfänglich ein unbekannter Privatmann, der Schritt für Schritt seinen Boden langsam gewinnen mufs.

Goethe soll den Mahomet (S. 268) besonders geschätzt haben. Das kann nicht schlechthin, vielmehr nur in einem bestimmten Sinne, behauptet werden. Über den tragischen Wert dieses mittelmäfsigen Dramas ist bei den Dramaturgen von Weimar nie ein Zweifel gewesen. Der Intendant Goethe bearbeitete bekanntlich den Mahomet nur zu Übungszwecken für seine Schauspieler, die er aus dem Naturalisieren zu gemessenem Vortrag schulen wollte. Die Verhandlungen mit Schiller und selbst das Gespräch mit Napoleon verkennen nicht, dafs Mahomet eine sehr minderwertige Leistung ist. — Jean Jacques wird (S. 381) wegen der Nouvelle Héloïse zu hoch gestellt. — Montesquieu wird (S. 333) mit Unrecht heruntergesetzt. — Die Bedeutung der Marquise du Châtelet wird überschätzt. Man kann ebensowenig behaupten, dafs sie, die wesentlich in der mathe-

matischen Spekulation lebte und auch hier erst ihre Wandlungen durchmachte (König, Jacquier etc.), Voltairen so überschaut habe, dafs sie erkannte, er müsse eingehend Kulturgeschichte studieren (S. 255; 258), ebensowenig, sage ich, wie dafs Voltaire die Geschichte der Chinesen und Inder darauf hin sehr gründlich durchforscht habe (S. 334; 541). Beides ist übertrieben. Es ist gerade ein Vorzug, wenn nicht der Vorzug Voltaires, durch seine, die Gegenstände nur streifende, laienhafte Behandlung, nicht durch abschreckende Gründlichkeit sein Publikum zu fesseln; denn dieses überliefs die Gelehrsamkeit nach wie vor den Gelehrten, bequemte sich aber, eine leichte Plauderei mit etwas Sachkenntnis oder angenehmer Belehrung anzunehmen. Und Voltaire richtete sich immer nach den Wünschen seines Publikums. — Im Gesamtbild seines Charakters sind die Schattenseiten seines Betragens, die Komödie mit Benedikt XIV., sein Hafs gegen Maupertuis, der Prozefs gegen Hirsch, der Akakia, seine Communionen etc., zu milde davon gekommen. — Die sorgfältiger stilisierte Schlufsrede über den Mann ist zu panegyrisch ausgefallen. — Da ich im Text viele, manchmal recht auffällige Druckversehen gefunden habe, ist es möglich, dafs die S. 74 als Einkommen eines Notars angegebene Summe von 80000 Livres einfach Druckfehler ist. Nach Desnoiresterres I, 9 bezahlte François seinem Vorgänger am Châtelet, Etienne Thomas, am 10. Februar 1675 die Summe von 10000 Livres. — S. 500 bietet das Pays de Gex 20000 Livres für die Aufhebung der Zollkontrolle. Im 'Mémoire', bei Garnier XXIX, 392, werden von Voltaire nur 14—15000 Livres herausgerechnet. Man hoffte, um die Hälfte mit dem Staat handelseins zu werden. Aber dieser verlangte bekanntlich 30000. — Manche Ungenauigkeiten im einzelnen übergehe ich.

Was die Sprache betrifft, kann ich mich nicht der Erkenntnis verschliefsen, dafs sie vielfach, wenn nicht meistens, der mangelhaften Behandlung des Stoffes entspricht, ja, wie leicht begreiflich, oft die Ursache der letzteren ist. Sie zeigt oft eine erstaunliche Unfertigkeit, die mir fast die Überzeugung giebt, Verfasserin hätte ihr Buch besser französisch geschrieben. Dieser deutsche Stil ist in Ansehung des Ausdrucks an manchen Stellen 'incorrigible'. Auf die Gestaltung dieser eigenartigen Sprache scheint die jeweilige Benutzung deutscher oder französischer Schriftsteller stark mit eingewirkt zu haben. Die Hast, mit der Verfasserin ihre Quellen ausschrieb, mag hieran wesentlich mit schuld sein: wer Fehler, wie S. 231 *pro memoriam*, S. 460 *in contumacium*, S. 426 'V. stellt sich als ein Anhänger hin', S. 457 eine Handelsempore, S. 520 mit dem richtigen *visu* (versehen), stehen läfst, kann den Text nicht, geschweige denn den Stil, sorgfältig durchgesehen haben, wie auch andere Versehen, namentlich in den französischen Citaten, auf Schritt und Tritt erweisen. Der eigene Ausdruck der Verfasserin enthält viel Ungewöhnliches und Inkorrektes. Nur eine kleine Auslese von dem, was mir beim Blättern auffiel, soll in der Reihenfolge, in der es mir begegnete, erwähnt werden; denn ich suchte nicht nach Fehlern und las über vieles hin. S. 296 heifst Nichte Denis ein *Durchschnittsweiblein*, S. 300 hat die Königin ein *klagloses* Betragen,

ebenda, herrscht ein *ungemilderter Mannston,* S. 301 Chasot, der dem König dauernd *lieb blieb,* S. 341 dank *des* blühenden *Handels,* S. 349 die *zwei Gebrüder* Cramer, S. 361 Schlofs Ferney liegt in *weifser Ruhe* vor der Alpenkette, S. 386 *vollendete Zugänglichkeit* (des Stils), S. 429 Elisabeth *etwas blödsinnig,* S. 427 die Freisprechung der Calas hatte eine *hohe geistige Bedeutung,* S. 440 kannte Voltaire sogar *'seine Pappenheimer',* S. 437 der *Jüngling* Moinel, S. 441 eine *bangsame* Zeit, S. 464 *alleweile* hatte er Wagnière neben sich, S. 467 Prozefs, in dem das *Gesetz der Schwere sich fast unerträglich geltend machte,* S. 490 eine *rüstige* Feder, S. 285 Fragen, die er nie scharf *be*neint oder bejaht, S. 291 die *gemischten Werke* der Marquise, S. 220 *Nichts Leidenschaftliches war in der Landschaft, wenn Licht und Schatten abwechselnd darüber glitten,* S. 257 ein *Leben hoher geistiger Spannung,* S. 338 Da der *sechzigjährige* Voltaire *kein Jüngling mehr war,* S. 381 Rousseaus überraschendes Französisch voll *leidenschaftlich gepreſster* Bilder; ebenda, *Halbbildung* eines *Buches* (Nouvelle Héloïse); die Marquise du Châtelet heifst fortgesetzt Mathematiker*in* (S. 209, 210 etc.), während Madame de Rupelmonde Philos*oph* und Freiden*ker* war, wie die Verfasserin sich selbst Roman*ist* und Litterarhistori*ker* nennt. — Schier zahllos sind die Mängel in der Verdentschung von Gallicismen, wie man sie im Tertianerdeutsch antrifft: S. 80 Herr de l'Enclos *bewohnte* Paris, S. 220 Damen *bewohnten* die Nachbarschaft, S. 141 die Luft war *eingeschlossen,* S. 201 ein neuerer Schriftsteller *giebt zu verstehen,* S. 206 *Herzton* ist in dieser Tragödie, S. 234 Marivaux etc. *hielten* auf dem Theater *ansehnlichen Rang,* S. 253 Goldbarren, die nicht in Umlauf *geraten,* S. 261 die Marquise war *ihrerseits* verreist, S. 267 Mahomet, der *seinerseits* Palmire liebt, S. 327 Wolff, Leibniz etc. waren *das letzte Wort,* S. 390 der Vater, in seinem Lieblingswunsch *getroffen,* S. 403 Geistlicher, der sein *Ministerium* ausübt, S. 445 der Appell solle durch Evokation von dem Kgl. Staatsrat *an sich gezogen werden,* S. 474 V. glaubt sich *in Gegenwart* eines Justizmordes zu finden, S. 496 Marie-Antoinette, ein *Kind des ersten Gefühls.* — Ebenso mangelhaft ist die Syntax, namentlich häufig im Gebrauch der Inversion vorangestellter Participialien, eingeschobener Hauptsätze und Appositionen: S. 236 *Gefangener in Küstrin,* las er etc. S. 280 Das Poème de Fontenoy ist für uns ungeniefsbar geworden; bestand der Hauptreiz doch in der Schilderung der Schlacht, und, *schwere Aufgabe,* darin, alle Mitkämpfer am rechten Platz zu nennen. Eine Sisyphusarbeit. S. 477 ja, *charakteristischer Umstand,* die englische Verfassung etc. S. 107 V., *wir haben es bereits gesagt,* war etc.

Zur Kennzeichnung ihrer eigenen Ästhetik mag eine Stilprobe der Verfasserin hier folgen: S. 292 wird das Liebesverhältnis Voltaires zu der Marquise du Châtelet nach seiner irdischen Seite eingehend analysiert; dort heifst es: 'Voltaire war so sehr achtzehntes Jahrhundert, auch in der Liebe, so Louis qninze auf weifslackierten, goldgeäderten Spindelbeinchen, dafs das prächtige, vollwiegende Renaissancemöbel, dem die Marquise glich, gar nicht zu ihm pafste.'

Endlich noch eine Probe von der Art, wie die Verfasserin Reminiscenzen aus den Quellen verarbeitet. S. 250 rühmt sie die 'Eléments de la Philosophie de Newton' und fährt fort: 'Wer das Buch zur Hand nimmt *und sieht* den uns heute noch besonders fesselnden ersten Teil, die Metaphysik, *durch*, wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daſs hier ein Geist ehrlich um Wahrheit gerungen hat ...' Da kommt der Verfasserin der Schluſs von David Strauſs S. 238 in den Sinn, wo dieser Denker meisterlich in groſsen Zügen seine Resultate formuliert. Bei ihm ist es kunstvoll vorbereitet, und würdiges Ende seiner ganzen Untersuchung, daſs Voltaire schlieſslich im Pantheon mit Lessing, Schiller und Friedrich dem Groſsen zusammentrifft. Was thut nun die Verfasserin? Aus dem kunstvollen Marmor von Strauſs bricht sie ein Stück Pantheon und Lessing heraus und schweiſst es als zweite Hälfte an das Metall ihres Satzes an, indem sie ganz harmlos im Anschluſs an den obigen Wortlaut fortfährt: 'und Lessing z. B. wird es sich im *Pantheon der Geister* wohl gefallen lassen müssen, daſs Voltaire als *Wahrheitssucher* neben ihn tritt.'

Soviel zur Kennzeichnung der künstlerischen Vollendung dieser für weitere Laienkreise bestimmten Biographie. Es ist schade, daſs offenbarer Fleiſs neben manchem, das sich wenigstens erträglich liest, so vieles gezeitigt hat, das der interessierte Leser nur mit einem *Ἄπολλον ἀποτρόπαιε* hinnehmen kann. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, den Text mit 61 hübschen Bildern von Hauptpersonen und -begebenheiten aus Voltaires Leben, sowie mit zwei Schriftproben auszustatten, was mit Lobe anerkannt werden soll.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. O. Fest, Der Miles gloriosus in der französischen Komödie von Beginn der Renaissance bis zu Molière. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme), 1897. XV, 123 S. 8 (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philologie herausgeg. von H. Breymann und J. Schick. XIII. Heft).

Die vorliegende Schrift bietet eine vollständigere Darstellung der Miles-Rolle im französischen Drama, als wir sie bisher besaſsen. Der Verfasser kennt, wie das beigegebene, fünf Seiten lange Verzeichnis benutzter Bücher beweist, ziemlich gut die einschlägige Litteratur und hat sich tüchtig in den Stoff hineingelesen. Leider macht er aber oft einen recht oberflächlichen und unkritischen Gebrauch von seinen reichen Hilfsmitteln. Wir stoſsen bei ihm auf zahlreiche Unrichtigkeiten und verkehrte Anschauungen und hin und wieder sogar auf Widersprüche. Auch die Anordnung des Stoffes läſst zu wünschen übrig, und — was das Schlimmste ist — der Verfasser eignet sich nicht selten die Ansichten anderer wörtlich an, ohne die Quellen anzuführen. Werfen wir, um alles dies zu belegen, einen flüchtigen Blick auf das Heft.

Um zunächst ein Wort über die Anordnung des Stoffes zu sagen, so

betitelt Fest z. B. den Hanptteil seiner Arbeit (S. 58—116) 'Der Miles in der franz. Komödie des 16. nnd 17. Jahrhunderts'. Man sucht aber vergebens in diesem Abschnitte Grevin (1560), Baïf (1567), Remy Belleau (nach 1564) und François d'Amboise (cirka 1583). Die ersten drei behandelt Fest schon 25 Seiten zuvor unter dem Schlagwort 'Klassischer Einfluſs', den letzteren unter 'Litterarischer Einfluſs Spaniens', S. 56. Damit zeigt Fest, wie wenig er mit dem Entwickelungsgang des französischen Dramas und der Geschichte fremder Einflüsse auf dasselbe vertraut ist. François d'Amboise ist einfach Nachahmer bzw. Übersetzer der Italiener. Von einem litterarischen Einfluſs Spaniens auf ihn oder auf das französische Drama des 16. Jahrhunderts kann keine Rede sein. Was Grevin und Remy Belleau anbelangt, so sind sie nicht minder wie Jean de la Taille, Tournebu, Godard und andere französische Lustspieldichter des 16. Jahrhunderts fast ausschlieſslich Nachahmer des Cinquecentistendramas, aber nicht etwa der *Commedia dell'arte*, sondern der *Commedia erudita*. Diese letztere ist es vornehmlich, die zur Aufnahme der stehenden Rolle des Capitano in Frankreich führte, und gleichwohl widmete ihr Fest kaum ein Wort. Dagegen überschätzte er den Einflnſs der Commedia dell'arte, die zwar vom französischen Publikum jener Tage beifällig anfgenommen wurde, aber dennoch, wenigstens in den uns verbliebenen Stücken des 16. Jahrhunderts, kaum eine Spur hinterlassen hat. Wäre wirklich der französische Miles im 16. Jahrhundert durch die Commedia dell'arte veranlaſst, bzw. beeinfluſst worden, so bliebe es doch recht auffallend, daſs nicht auch die anderen, kaum weniger lustigen Rollen des Pantalone, Dottore, Arlecchino u. s. w. damals nachgeahmt wurden. Fests Hanptschwäche ist seine völlige Unkenntnis des italienischen Dramas des 16. Jahrhunderts. Diese führte ihn zu den seltsamsten und abgeschmacktesten Behauptungen. Entschiedenes Miſsgeschick hat er auch in der Wahl der Quellschriften, denen er sich vorzugsweise anschloſs. Was er z. B. über die Commedia dell'arte sagt, schöpfte er meist aus Maurice Sands *Masques et Bouffons*, einem Buche, das von Irrtümern förmlich strotzt. Häufig benutzte er einen Aufsatz von Aly in den *Preuſs. Jahrb.* (Bd. 79, S. 467—487), bemerkte aber nicht, daſs derselbe nur eine recht oberflächliche Planderei ist. Auch Flögel, Riccoboni und andere völlig veraltete Autoren sind, mehr als gut war, benutzt und citiert.[1]

Indem ich mich jetzt zu Einzelheiten wende, übergehe ich den Abschnitt über den Miles im Altertume, eine bloſse Kompilation, der es sehr an Klarheit und Genauigkeit gebricht. Ich hebe mit Bemerkungen über die Commedia dell'arte an. S. 15 sagt Fest: 'Die ersten *italienischen* Kapitäne stammen aus dem 15. Jahrhundert. Litterarisch finden wir sie

[1] Häufig entnimmt Fest, anstatt auf die Quelle zurückzugehen, aus dritter oder vierter Hsnd seine Angaben. So beruft er sich z. B. bezüglich der Aufführungszeiten der französischen Stücke auf Lucas *Hist. phil. et litt. du Théâtre français*, wo dieser nur die Brüder Parfaict ausschrieb. Das grundlegende Werk der letzteren ist zwar unter den Hilfsmitteln angeführt, Fest hat aber, wie es scheint, nie hineingeschaut.

erst etwas später, nämlich zuerst in dem Spanier Giglio der *Ingannati* (1531), dann bei Pietro Aretino in dem Tinca der *Talanta*. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. erlangt er (wer?) unter der Bezeichnung Spavento, gespielt von F. Andreini, einem Mitglied der Scala-Truppe, grofse Berühmtheit. ... Gleichzeitig mit dem Spavento trat der Kapitän Cocodrillo auf, gespielt von ... Fabrizio de Fornaris.' S. 56 liest man: 'Bei den Italienern hat Alberto Ganassa die spanischen Kapitäne geschaffen.' Einige Zeilen später heifst es: 'In Frankreich spielte der Italiener Fabrizio zuerst den spanischen Kapitän. Den ersten von den Franzosen selbst auf die Bühne gebrachten Kapitän in spanischer Tracht finden wir um das Jahr 1584 in den *Néapolitaines* von Fr. d'Amboise.' In diesen Sätzen zeigt Fest so recht seine gedankenlose, konfuse Art, Bücher auszuschreiben. Es kümmert ihn wenig, ob die verschiedenen von ihm benutzten Quellen einander widersprechen oder nicht. Ja, er übersieht sogar, dafs der eine Gewährsmann etwas ganz anderes im Auge hat als der andere. Fest will von der Commedia dell'arte reden und mengt Notizen über dieselbe und Hinweise auf die commedia erudita bunt durcheinander. Dafs die italienischen Capitani in das 15. Jahrh. zurückgehen, also älter als die spanischen sind, ist eine unbewiesene und nicht zu beweisende Behauptung Sands, die Fest wiederholt. Die Commedia dell'arte und ihre Typen lassen sich nicht über die Mitte des 16. Jahrh. zurückverfolgen. Was speciell den Capitano betrifft, so erachte ich es als ziemlich sicher, dafs das Stegreifspiel ihn von der Com. erudita borgte, und diese selbst zeigt uns vor 1531 keine Spur von ihm. Ariosto, Machiavelli, B. Dovizio, Publio Filippo, Agostino Ricchi, Antonio Landi u. a. haben noch keinen Miles.[1] Wenn nun der spanisch redende Giglio in den Ingannati schon — wie Fest mir ohne Quellangabe nachschreibt — eine Art Miles ist, und wenn, was Fest übersah, 1536 ein Capitano spagnuolo bereits in A. Piccolominis *Amor costante* auftritt,[2] wie kann ihn A. Ganassa, dessen Blütezeit in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt, erst geschaffen haben? Wie kann ihn Fabrizio ferner zuerst in Frankreich eingeführt haben (kam dahin 1584), wenn A. Ganassa lange vor ihm (1571) dieses Land mit seiner Truppe

[1] Merkwürdig, dafs diese Dichter den servus astutus, den leno, die meretrix und namentlich den Parasiten dem römischen Lustspiel entlehnten, aber nicht den Miles.

[2] Auch in den kleinen Stücken der Rozzi zu Siena und ihrer Vorläufer begegnen wir den Spaniern, so z. B. in Roncaglias *Inganni dei Servitori* und in Contrinis *Lite amorosa;* selbst der Miles tritt bisweilen darin auf, so in Pietro di Micos *Vanto di un Soldato* und in Roncaglias *Commedia in Moresca*. In letzterem Stücke führt der eine Soldat sogar den Namen Mondragone, der später häufig den Capitani beigelegt wurde. In diesen zeitlich nicht genau zu bestimmenden Stücken ist freilich die Maske des Miles noch kaum angedeutet.

Nebenbei bemerkt tritt in ital. Lustspielen, aufser dem span. Capitano und dem italienischen schlechtweg, auch der seinen heimatlichen Dialekt sprechende neapolitanische auf, so z. B. in Francesco Gattieis *Le Pazzie giovenile* (1624). Eine Art Miles war ferner der in den Stücken der Venezianer Burchiella und Calmo auftretende Stradioto (griechischer Söldling), cf. V. Rossi, *Lettere di .. Calmo.* Torino 1888. p. 76/77.

besucht hatte und Fr. d'Amboise schon 1583 die Maske verwertete? Übrigens hatte Ganassa — den Fest S. 43 hartnäckig Ganasse nennt — mit der Rolle des Capitans nichts zu thun, er war Zanni. Was den Capitan Spavento anbelangt, so ist er älter als F. Andreini, er figuriert schon in Paraboscos Lustspiel *Il Pellegrino*, gedr. 1552, d. h. zu einer Zeit, wo Andreini (geb. 1548) noch nicht vier Jahre alt war. Köstlich ist es, daſs Fest den Fabrizio (de Fornaris) S. 15 als italienischen Capitano anführt und S. 56 als spanischen. — S. 43 sagt Fest: 'Der berühmte italienische Komponist Orlando di Lasso schrieb für den bayerischen Herzog Wilhelm I. eine Oper, in welcher der spagnuolo desperato Don Diego de Mendoza die Hauptrolle spielt. Aber in der commedia dell'arte tritt er ungleich öfter auf.' Der erste aus Aly wörtlich abgeschriebene Satz enthält schier mehr Schnitzer als Wörter: 1. Orlando (Roland de Lattre) war kein Italiener, sondern ein Niederländer (aus Mons). 2. Er schrieb keine Opern, denn 3. die ersten Opern gehörten ja dem Ende des 16. bzw. dem Anfange des 17. Jahrh. an. 4. Er verfaſste in Gemeinschaft mit Massimo Troiano das Scenario einer Commedia dell'arte, bei deren Aufführung (1568) er selbst mitwirkte. Diese Aufführung fand aber 5. nicht vor Wilhelm I., sondern vor Wilhelm V. (damals Kronprinz) statt. 6. Der Spanier spielte durchaus nicht die Hauptrolle darin. 7. Der von Fest betonte Gegensatz zur Commedia dell'arte ist damit gegenstandslos. Das Stärkste ist nun, daſs Fest sich bei diesen Sätzen auf v. Reinhardstöttners Buch über Plautus beruft, ohne indes den geringsten Versuch gemacht zu haben, seine Unrichtigkeiten mittelst der korrekten Angaben daselbst (652) zu verbessern. — Ebendaselbst sagt Fest: Im Teatro delle Favole rappresentative des Scala fehlt unter 50 Stücken der Capitan nur sechsmal.' Der Satz ist wörtlich und ohne Quellangabe v. Reinhardstöttner S. 652 entnommen, ebenso der Satz S. 1: 'Der miles gloriosus ... hat sich die Bühnen aller Nationen und aller Jahrhunderte erobert' (Reinh. S. 605), ferner der Satz S. 23 'Gleich beim Erscheinen spricht der Held von seiner Kampfbegier und berichtet uns seine Heldentbaten' (R. S. 663). S. 4 sagt Fest: 'Mit groſsthuerischem Prahlen und in gespreizt bunter Kleidung stürzt dieser auf die Bühne, um ohne Sinn und Verstand immer nur von Kampf und Streit zu schwatzen.' Dieser und die zwei folgenden Sätze stammen wörtlich aus Aly (S. 470). — S. 23 behauptet Fest vom Franc Archier de Baignollet, es sei 'eine Figur, die unverkennbar einige Züge des Miles an sich hat'! Auf der anderen Seite urteilt er: 'Wir haben in dieser Farce das Bild eines miles, wie es vollendeter nicht gezeichnet werden kann.' — S. 26 sagt Fest von den Francs-Archers: 'Nachdem sie ... 1480 abgeschafft worden waren, verfielen sie den Angriffen der Satire.' Wohl umgekehrt. — S. 44 A2 nennt Fest den Fr. Andreini 'das Haupt der Gelosi' und redet von seinem 'groſsen Matamorenstück *Le Bravure del capitan Spavento*'. Dagegen ist zu erinnern, daſs Andreini wohl später Haupt einer Schauspieltruppe, aber nur Mitglied, nie Haupt der Gelosi war, und daſs die *Bravure* — wie er schon aus v. Reinhardstöttner (S. 658) hätte lernen können — kein Stück, sondern nur unzusammenhängende Gespräche (ragionamenti)

zwischen dem Capitan und seinem Diener sind.[1] — Ein vollkommen falsches Bild entwirft der Verfasser von Lariveys Lustspielen (S. 60—66). Obwohl ihm nicht unbekannt war, dafs der Kanonikus von Troyes durchweg italienische Vorlagen für seine Dichtungen hatte, so behandelt er sie doch wie Originale. Er macht es allerdings nur wie fast alle, die über Larivey bisher handelten, wie Parfaict, H. Lucas, Darmesteter et Hatzfeld, G. Wenzel u. a.[2] Keiner von ihnen hat sich der Mühe unterzogen, die Nachdichtungen Lariveys mit den Vorbildern zu vergleichen. Was Fest speciell über die Stücke sagt, ist grundfalsch. So behauptet er beispielsweise: Larivey 'übersetzte ... zugleich die regelmäfsigen Komödien der Italiener nnd ihre Improvisationen der Commedia dell'arte und führte die originellen und bestimmt ausgeprägten Typen jener grotesken Welt in Frankreich ein.' Ich konstatiere demgegenüber, dafs Larivey sich um die Improvisationen der Stegreifkomödie gar nicht kümmerte und dafs alles, was sich bei ihm von 'Typen' jener 'grotesken Welt' findet, ausschliefslich der commedia erudita entnommen ist. Larivey ist nur Übersetzer. Höchstens änderte er — und das nicht immer — die Namen der Personen und Orte, ersetzte ital. Verhältnisse, Anspielnngen u. s. w. durch französische und kürzte, beseitigte und versetzte Scenen. Nicht sehr häufig änderte er etwas an den Reden der Personen. So finden sich denn sämtliche von Fest citierten Scenen und Stellen, auf die er bald diesen, bald jenen Schlufs baut, unverändert in den betreffenden italienischen Vorbildern.[3] — S. 70

[1] Ich besitze ein Büchlein, betitelt *Rodomontadas españolas recopiladas de los Comentarios de los muy espantosos ... Capitanes Matamoros, Crocodillo y Rajabroqueles* etc. (Ven. 1627), das einen Lorenzo Franciosini, professore della lingua Ital. e Spagnola zu Siena zum Verfasser, oder richtiger gesagt, znm Herausgeber hat und 49 meist längere Aufschneidereien eines Capitano spanisch mit italienischer und französischer Übersetzung enthält. Franciosini, der sein Büchlein einem Baron von Königseck und Aulendorff dedizierte, bemerkt in der Vorrede, dafs die Rodomontadas schon zuvor einmal in Lyon 'stroppiate ed appestate' erschienen waren. Das 57 Blätter (16°) umfassende Werkchen ist ein Beweis für die Beliebtheit, deren sich die Aufschneidereien der Capitani erfreuten. Brunet führt übrigens schon eine Ausgabe der *Rodomontadas* von 1607, aber ohne o. O. an, eine Lyoner Ausgabe kennt er nicht.

[2] Die richtigsten Angaben sind immer noch die, welche der moderne Herausgeber Lariveys, P. Jannet, gemacht hat. Auch v. Reinhardstöttner äufsert sich in seinem *Plautus, Spätere Bearbeitungen etc.* treffend über das Verhältnis dreier Stücke zu ihren Vorlagen.

[3] So meint Fest z. B. S. 61: 'In der 6. Scene des 5. Aktes (der *Jaloux*) lehnt sich Larivey stark an den *Eunuchus* des Terenz an.' Er citiert hierauf mehrere Stellen. Allein alle diese sind nur Übersetzungen aus Gabianis *Gelosi*. Man vergleiche:

Larivey	Gabiani
Oy; je vous fais cet advantage parce que je sçay que desirez acquerir honneur.	Ma si, io ui fo questo uantaggio, perche so, che desiderate acquistar honore.
Et si vous voulez vous ergotter un petit sur la pointe du pied, vous le partirez jusques à la raye du cul.	Se tu ti leui ancora alquanto piu in punta di piedi, il partirai fino alle calcagna.

S. 62 heifst es: 'Der Einflufs des Plautus ist zn erkennen in der 5. Scene des 2. Aktes u. s. w.' Auch hier lehnte sich Larivey nicht an Plautus an, sondern übersetzte getreu nach seiner Vorlage. Man vergleiche:

spricht Fest von Du Peschiers *Comédie des Comédies*, die er wirklich als 'aus dem Italienischen übersetzt' ansieht und von der er nicht weifs, dafs 'c'est un centon des passages les plus ampoulés de Balzac, dont l'auteur cherche à faire ressortir le ridicule,'[1] und ebensowenig, dafs Peschier nur ein Pseudonym für De Barry ist. — S. 69 bezeichnet Fest ein paar spanische Sätze des Capitano Fierabras in Montlucs *Comédie des Proverbes* als 'Maccaroni-Spanisch'!!

Besonders störend ist es, dafs Fest so vieles in seine Arbeit hineingezogen hat, das eigentlich nicht hineingehörte. Schildert uns irgend ein Dramatiker der älteren oder neueren Zeit einen Furchtsamen, einen Feigling, einen Prahler, sofort wittert Fest einen Vertreter der Miles-Rolle heraus. Meines Erachtens hätte er z. B. den Schäfer Robin in A. de la Halles bekannten *jeu*, den Pilatus und die Teufel in den Mysterien, das Mystère *Julien et Libanius*, die Moralité *l'Homme obstiné*, Troterels *Les Corrivaux* u. dgl. mehr besser weggelassen. Wenn er ferner Corneilles *Le Menteur* (Dorante) als einen modernisierten Miles betrachtet, so geht er entschieden zu weit. Das Gleiche gilt von verschiedenen Charakteren bei Molière, wie Acaste, Mr. Jourdain, Scapin, Sganarelle, Mascarille, die Marquis ridicules u. s. w., die er alle als verfeinerte, 'individualisierte' Kopien des alten Miles angesehen wissen will, als ob der grofse Menschenbeobachter Molière die Charaktere eines dummen Prahlers, einen feigen Bedienten nicht der Natur abzulauschen verstanden hätte. Auf der anderen Seite vermifst man manches nicht Unwichtige. Neben Herodes hätten seine Soldaten und die Wachen an Christi Grab Platz finden können. Es hätte Erwähnung verdient, dafs die mittelalterliche Ritterdichtung und ihre Ausläufer im 16. Jahrhundert nicht ohne Einflufs auf die Miles-Rolle geblieben, wie schon die Namen der Capitani Aspramonte (Donzellini), Sferamonte (Gattici), Fierabras (Larivey), Rodomont (R. Belleau und Tournebu) und ähnliche bezeugen. Ich vermisse aufserdem mehrere Stücke des 17. Jahrhunderts, so z. B. *Les Ramoneurs* (1620 anonym erschienen und 1662 von de Villiers unter gleichem Titel nachgeahmt), Tristan l'Hermites *Le Parasite* (1653 gespielt), Chevaliers *Le Cartel de Guillot* (1660), dessen '*Les Galans ridicules*' (1662), Dorimons *La femme industrieuse* (1661), dessen *l'Ecole des Cocus* und den anonymen Einakter *Le Soldat poltron* (1668). Was Tristan l'Hermites *Le Parasite* betrifft, so bemerkt Fest in einer Anmerkung zu S. 95, dafs es ihm nicht zugänglich gewesen sei. Dabei be-

Larivey	Gabiani
Vincent. Dieu sçait si cestuy-ci vid jamais attaquer escarmouche, ou s'il sçait, combien il est obligé à ses jambes.	*Eromane.* Dio sa se costui uide mai appicarsi scaramuzza, o se conosce quanto obligo egli habbia ad hauere alle gambe.
Fierabras. Que dictes-vous de jambes?	*Zeladelpho.* Que ditu di gambe?

[1] Also ist zu lesen in der von Fest viel citierten Sammlung *Ancien Théâtre français* Bd. IX, S. 233, aus der er auch das Stück kannte. Auf der gleichen Seite, sowie in der von ihm gleichfalls oft citierten Sammlung E. Fourniers *Le Théâtre français au XVI^e et au XVII^e siècle* I, S. 516 ff. hätte er auch alle weiteren Angaben über Autor und Stück gefunden.

ruft er sich in der gleichen Anmerkung auf Fournels *Les Contemporains de Molière,* ein Werk, das er auch unter seinen Hilfsmitteln anführte. Wie konnte er aber übersehen, dafs im dritten Bande der *Contemporains* ein Neudruck des *Parasite* sich findet?[1] — Die beträchtlichste Lücke in Fests Schrift ist, dafs er mit keinem Worte das Théâtre-Italien zu Paris streift, das, weit über ein Jahrhundert bestehend und schon im 17. Jahrh. auch französische Dichter heranziehend, lange die Maske des Bramarbas zuerst als Capitan, dann als Scaramouche und schliefslich, freilich sehr abgeschwächt, als Arlequin festgehalten hat. Nachdem Dichter wie Monchenay, Palaprat, Le Noble, Fr. Regnard, Dufresny u. a. für dieses Theater arbeiteten, wäre es wohl Fests Aufgabe gewesen, dasselbe in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.

Zum Schlufs mufs ich mein Erstaunen darüber bekunden, dafs die Herausgeber in Fests Dissertation Sätze und Stilblüten haben passieren lassen, wie nachstehende: (S. 8) 'um so eher mufsten dann die Dichter die Gelegenheit ergreifen, ihn unter der Maske des Griechischen einer Verspottung preiszugeben, die, wie das Schicksal des Dichters Naevius beweist, der einen allzufreien Angriff auf die vornehmen Römer mit dem Gefängnisse büfsen mufste, in direkter Anwendung auf römische Verhältnisse gefährliche Folgen nach sich hätte ziehen können.' — (S. 30) 'Diese Wiedergeburt des Klassizismus ist natürlich nicht plötzlich aus dem Boden herausgewachsen.' — (S. 31) 'Beide ... liefsen der ungebundenen Freiheit so sehr die Zügel schiefsen, dafs man gezwungen war, sie durch Gesetze und Verbote einzudämmen.

München. A. L. Stiefel.

Dr. Friedrich Klein, Der Chor in den wichtigsten Tragödien der französischen Renaissance. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XII. Heft.) Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1897. XX, 144 S. 8. M. 2,80.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster mehr als ein Drittel des Buches umfafst und auf 51 Seiten über 'Die Auffassung der Kunsttheoretiker vom tragischen Chore in alter und neuer Zeit' handelt. Von Aristoteles bis auf die Gegenwart werden die dem Verfasser bekannt gewordenen Äufserungen über den Chor zusammengestellt, um aus ihnen eine klare Erkenntnis von der Aufgabe und dem

[1] Mein Aufsatz über den *Parasite* und seine Quelle (Archiv Bd. LXXXVI, S. 47—80) blieb ihm natürlich auch unbekannt. Ich benutze die Gelegenheit, um hier nachzutragen, dafs die von mir darin angeführten Angaben F. Bartolis über 'Fabrizio de Fornaris auf die Einleitung der Pariser Ausgabe der Angelica (Abel L'Angelier 1585) zurückgehen. Hiernach ist meine Bemerkung *Archiv* LXXXVI, S. 51, Z. 13 von oben zu ergänzen.

eigentlichen Zwecke des Chores zu gewinnen. Das Richtige haben scheinbar erst Siebenlist (1880) und, an diesen anschliefsend, Baumgart (1887), der Verfasser der 'bedeutendsten Poetik der Gegenwart', erkannt. Siebenlist hat 'endlich' das 'Schlagwort' gefunden: 'Der Chor hat als dramatische Hauptperson insbesondere auf die wahre und eigentliche Wirkung der Tragödie — nach Aristoteles die κάθαρσις τῶν παθημάτων — hinzuarbeiten,' und Baumgart weist darauf hin, 'dafs die Alten in der Institution des Chores ein vortreffliches Mittel besafsen, ... die Wucht der tragischen Handlung in jedem von dem Dichter gewünschten Grade mit Hilfe der durch die Macht der Musik und des feierlichen Tanzes unterstützten Lieder zu verstärken.' Das ist das wahre Ziel, die eigentliche Mission des tragischen Chores. Aber der Verfasser will nun zeigen, dafs dieser Gedanke, ohne dafs Baumgart etc. es gewufst hätten, schon von Aristoteles angedeutet war. Dieser verlangt: 1) Der Chor soll einer der Darsteller sein. Also Darsteller, nicht Zuschauer; und nur einer der Darsteller, d. h. 'nicht ebensoviele dramatische Personen sollen es sein, wie sich dem Auge darbieten, auch soll er nicht mehrere verschiedenartige Gruppen bilden, wie man es dem Schillerschen Chore vorgeworfen hat, und wie es bei Claude Billard der Fall war, in dessen *Henri IV.* nach jedem Akte ein besonderer Chor auftrat, sondern diese sinnenfällige Vielheit soll eine ideelle Einheit repräsentieren.' 2) Der Chor soll ein Teil des Ganzen sein. Diese zweite Vorschrift wird zwar gewöhnlich als der ersten synonym angesehen, ist es aber nicht, denn sie besagt, dafs 'der Chor mit seinem persönlichen Interesse an dem Gange der betreffenden Ereignisse beteiligt' sein soll. 3) Der Chor soll συναγωνίζεσθαι. Auch dieser Begriff ist 'nichts weniger als ein den beiden vorausgehenden Bestimmungen synonymer.' συναγωνίζεσθαι heifst: 'mitwirken zur Erreichung des Zieles der Tragödie,' wobei aber 'nicht an den materiellen Sieg in dem ἀγών, sondern an das Ziel der Tragödie als solcher zu denken ist', welches weiter nichts ist als die tragische Katharsis. Der Chor soll mitwirken an der Erreichung der tragischen Katharsis, d. i. also die dritte Vorschrift des Aristoteles, die nach der Meinung des Verfassers in dem Worte συναγωνίζεσθαι liegt: 'So hat Aristoteles allerdings in seiner Poetik als drittes, und zwar als dramaturgisches Ziel des Chores das angedeutet, was die poetische Kritik erst nach zweitausendjährigem Ringen als sein Hauptziel erkannt hat. Die auf ihrer Höhe angelangte Forschung ist damit zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt.' — Zu dem Vorstehenden möchte ich meinerseits blofs bemerken, dafs ich zwar die Erklärung, die Klein dem Worte συναγωνίζεσθαι giebt, für sprachlich unzulässig halte, andererseits aber nicht daran zweifle, dafs der Chor in der Meinung des Aristoteles an der Erzielung der Katharsis mitzuwirken hatte: denn wenn diese das Ziel des Ganzen war, so mufste der Chor als integrierender Bestandteil selbstverständlich dazu beitragen. Das war so selbstverständlich, dafs der 'Wortsparer' Aristoteles das gar nicht erst zu sagen brauchte. Aber als 'dramatische Hauptperson' hat Aristoteles den Chor nicht angesehen, und in der That ist er es auch in weitaus den meisten

uns erhaltenen griechischen Tragödien nicht, weshalb mir Siebenlist mit dem Ausdruck nicht recht zu haben scheint.

Der zweite Abschnitt untersucht die Tragödien Jodelles (*Cléopâtre*, *Didon*), Grévins (*César*) und Garniers (*Porcie*, *Cornélie*, *Marc-Antoine*, *Hippolyte*, *la Troade*, *Antigone*, *les Juives*), also im ganzen zehn Tragödien, die die wichtigsten des 16. Jahrhunderts sein sollen, jede einzeln für sich nach den erwähnten drei aristotelischen (oder vermeintlich aristotelischen) Vorschriften, zu denen als vierter Gegenstand der Untersuchung jedesmal die Beurteilung des ästhetischen Wertes der Chorlieder und fünftens die Angabe von deren Versmafs und Verszahl kommt. — Über die jedesmal an fünfter Stelle gemachten Angaben ist nicht viel zu sagen, aufser dafs die Bezeichnung der weiblichen Reime durch b d f h k u. s. w., im Gegensatz zu den männlichen Reimen, für die die Buchstaben a c e g i etc. reserviert sind, nicht besonders übersichtlich ist. Die Bezeichnung der weiblichen Reime durch einen dem Buchtaben vor- oder nachgesetzten Halbkreis, Stern oder dergl. hätte den Vorteil gehabt, dafs man nicht nachzuzählen brauchte, ob der betreffende Buchstabe im Alphabet an gerader oder ungerader Stelle steht. Die unter Nr. 4 gegebene allgemein ästhetische Wertschätzung der einzelnen Lieder fällt naturgemäfs verschieden aus. Am wichtigsten sind die jedesmaligen drei ersten Punkte der Untersuchung, und da lassen sich die Resultate wie folgt zusammenfassen: 1) Der ersten auf den Chor bezüglichen Forderung des Aristoteles werden die meisten Tragödien (nämlich sechs von zehn) schon deshalb nicht gerecht, weil sie, statt eines einzigen, zwei oder gar drei Chöre aufweisen; 2) der Zusammenhang zwischen Chor und Handlung ist meistens ziemlich gewahrt, doch ist er manchmal auch recht locker, und einzelne Chorlieder könnten ebensogut in anderen Tragödien angebracht sein (*ἐμβόλιμα*); 3) seiner höchsten Aufgabe, nämlich der Mitwirkung zur tragischen Katharsis, wird der Chor nirgends gerecht, schon aus dem Grunde, weil keine einzige der zehn Tragödien überhaupt dazu angethan ist, die Katharsis hervorzurufen.

Ich mufs es mir versagen (und thue es mit Freuden), hier den Begriff der Katharsis, für den Klein sich auf Baumgart zu verweisen begnügt, und die damit zusammenhängende Frage über die tragische Schuld zu erörtern. Es scheint mir, als ob in letzterer Hinsicht der Verfasser im Ausdruck nicht immer behutsam genug wäre, während er doch wohl das Richtige meint. So sagt er S. 58 in Bezug auf Jodelles *Cléopâtre:* zu dem 'Mitleid im Sinne der Tragödie ... gehört als wesentliche Bedingung, dafs das Leiden als u n v e r s c h u l d e t erscheint; das Mitleid aber mit verdientem Unglück ist nur eine "philanthropische" Empfindung[1] und als solche untragisch'. Ähnlich heifst es mit Bezug auf Garniers Antonius

[1] Nebenbei bemerkt ist die obige Auffassung von *φιλάνθρωπον* sehr fraglich. Aristoteles scheidet ausdrücklich zwischen Mitleid und Furcht einerseits und *φιλάνθρωπον* andererseits, deshalb geht es schon nicht gut an, letzteres durch 'M i t l e i d mit verdientem Unglück' wiederzugeben.

(S. 92): 'Sein Leiden ist also ein selbstverschuldetes und somit ein zur Behandlung in der Tragödie völlig ungeeignetes ...' Umgekehrt ist bei Jodelles *Didon* (S. 65), bei Garniers *Porcie* (S. 78), *Cornélie* (S. 86), *Troade* (S. 107), getadelt, dafs die betreffenden tragischen Hauptpersonen völlig unschuldig leiden, und derselbe Tadel trifft auch die tragische Gestalt des Hippolyt, während es mit Bezug auf Phädra wieder heifst, dafs 'tragisches Mitleid nur einem unverdienten Leiden gegenüber seinen Platz hat.' Der Ausdruck scheint mir bei Kleopatra, Antonius und Phädra nicht präzis genug gefafst: das Leiden soll ja bis zu einem gewissen, wenn auch verhältnismäfsig geringen Grade selbst verschuldet sein. Überhaupt dünkt mich die Betrachtungsweise Kleins hinsichtlich der Katharsis und der tragischen Schuld etwas engherzig. Doch darauf wollte ich ja nicht eingehen; dagegen kann ich nicht umhin, vom historischen und philologischen Standpunkt gegen diese rein ästhetische, auf aristotelische Regeln gegründete Betrachtungsweise des Chores französischer Tragödien des 16. Jahrhunderts Bedenken geltend zu machen. Vorausgesetzt auch die Vorschriften über Aufgabe und Zweck des Chores, um die sich Kleins Arbeit dreht, seien zweifellos richtig aufgefafst, so sind sie doch von Aristoteles erst nachträglich aus der Entwickelung der Tragödie abstrahiert. Geht man nun auf diese Entwickelung zurück, so stellen sich die Dinge nicht etwa so dar, als ob die Tragödie ursprünglich eine vor den Augen des Zuschauers in dialogischer Form sich abspielende Handlung gewesen wäre, der man nachher, in der Absicht dadurch eine erhöhte Katharsis zu erzielen, einen Chor zugesellt hätte. Vielmehr waren die Chorgesänge der Ausgangspunkt, an den sich erst nach und nach die Dialogpartien angegliedert haben. Je mehr sich nun der Dialog entwickelte, um so mehr verlor der Chor an Bedeutung, bis er zu einem äufserlichen Zierat herabsank, der mehr störend als fördernd wirkte. Dahin war es schon lange vor der Poetik des Aristoteles gekommen, tadelt dieser doch den Agathon dafür, dafs er zuerst damit angefangen habe, seinen Chor blofs eingelegte Lieder singen zu lassen, worin er dann bei den Späteren Nachahmung gefunden habe. Aristoteles stellte sich auf einen konservativen Standpunkt; er wollte den Zustand, wie er durch Sophokles überliefert war, beibehalten. Aber das war ein vergebliches Beginnen; nachdem die Entwickelung einmal darüber hinausgeschritten war, konnte sie nicht mehr zurückgeschraubt werden, sondern sie mufste weiter gehen bis zur völligen Abschaffung des Chores, wie in der jüngeren attischen Komödie. Nun betrachte man die Sachlage: Schon die Behandlung, die Euripides dem Chor zu teil werden liefs, fand Aristoteles tadelnswert. Seneca, der hauptsächlich Euripides nachahmt, hätte mit seinen Chören sicherlich noch weniger Gnade vor dem Verfasser der Poetik gefunden. Da war es doch von vornherein gar nicht zu erwarten, dafs die französischen Tragiker des 16. Jahrhunderts, die ihrerseits wieder hauptsächlich Seneca nachahmen, in der Chorbehandlung den aristotelischen Forderungen entsprechen würden.

Waren also für den von aristotelischen Anschauungen ausgehenden Ästhetiker die Chöre der französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts

überhaupt kein dankbares Thema, so wäre dagegen von einer philologischen Behandlung mancherlei zu erwarten gewesen. Die französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts sind aus einer gelehrten Nachahmung der lateinischen und griechischen hervorgegangen, und sie sind aufserdem stark von den Italienern beeinflufst, die ja den Franzosen mit ihrem Beispiel vorangegangen waren. Ein Vergleich mit den Vorbildern wäre also zunächst am Platze gewesen, um zu erkennen, ob die Verstöfse gegen Aristoteles erst auf Rechnung der Franzosen kommen, oder ob und wie weit sie sich schon in den lateinischen und griechischen Originalen finden, auf italienischen Einflufs zurückzuführen sind u. s. w. Davon ist aber bei Klein so gut wie nichts zu finden, und das scheint mir nicht zu rechtfertigen, da die Dinge eben in ihrem geschichtlichen Zusammenhange begriffen werden müssen, und es nicht angeht, einfach zehn Tragödien beliebig herauszureifsen und, unbekümmert um die litterarischen Zusammenhänge, für sich zu betrachten. Der blofse Ästhetiker mag ja das thun, aber das vorliegende Buch soll doch ein Beitrag zur romanischen Philologie sein. So viel ich sehe, weist Klein nur bei Garniers *Antigone* gelegentlich auf Sophokles' gleichnamige Tragödie, aber das genügt hier um so weniger, als noch andere Quellen für diese Tragödie Garniers in Betracht kommen (vgl. jetzt H. Morf, Gesch. der neueren frz. Litt. I, 213). Es ist doch nicht schwer zu erkennen, dafs die Gedanken, Bilder und Vergleiche in den Chorgesängen der verschiedenen französischen Tragödien grofsenteils stereotyp und Seneca mehr oder weniger wörtlich entlehntes Gut sind. Bei Besprechung von Garniers *Troade* ist der *Troërinnen* Senecas und Euripides' und der *Hekabe* des letzteren (vgl. schon Ebert, Entwickelungsgesch. der frz. Trag. S. 156 f.) mit keinem Worte gedacht, und doch ist es beispielsweise auf den ersten Blick zu erkennen, dafs Hecubas Klage zu Anfang des Garnierschen Stückes und der sich anschliefsende Wechselgesang den *Troërinnen* Senecas bis ins einzelne nachgeahmt sind. Und bei Garniers *Hippolyte* wäre ein Vergleich mit dem erhaltenen *Hippolytos* des Euripides und mit Senecas *Phaedra* um so mehr am Platze gewesen, als die beiden Chöre, die Klein bei Garnier tadelt, sich schon bei Euripides finden, jedoch mit dem Unterschiede, dafs dort der Chor der Jäger ein blofser Nebenchor ist, der sich nur während des Prologs auf der Bühne befindet und dann noch vor dem Einzuge des eigentlichen (Haupt-) Chores in die Orchestra (Parodos) wieder abgetreten ist (vgl. meine Beiträge zur Litteraturgesch. des Mittelalters und der Renaissance II, 142. Ich kann hier Morf nicht beistimmen, wenn er a. a. O. erklärt, dafs Garnier im *Hippolyte* blofs Seneca gefolgt sei, aber Euripides nicht benutzt habe. Bei Seneca treten allerdings auch Jäger im ersten Akte auf, aber sie bleiben stumm). Ein Vergleich mit Euripides und Seneca hätte Klein ferner auch leichter über die Frage hinweggeholfen, ob der andere Chor des *Hippolyte* aus Männern oder Frauen besteht; in dem erhaltenen *Hippolytos* des Euripides besteht der Hauptchor sicher aus Frauen, und das Gleiche ist für den Chor in Senecas *Phaedra* mindestens sehr wahrscheinlich. So liefse sich noch in vielen Fällen zeigen, wie empfindlich

sich der Mangel einer Heranziehung der Vorbilder für ganze Tragödien oder einzelne Chorpartien geltend macht.

Aufserdem ist aber zu bemerken, dafs Aristoteles noch mehr als blofs die drei Dinge, die ihm Klein zuschreibt, über den tragischen Chor sagt. Er spricht von Parodos, Stasimen, Bühnengesängen und Kommen; er sagt, der Prolog sei derjenige ein Ganzes bildende Teil der Tragödie, der vor der Parodos des Chores sich abspiele, während das Epeisodion derjenige ein Ganzes bildende Teil sei, der zwischen zwei Chorgesängen liege, und die Exodos derjenige ein Ganzes bildende Teil, auf welchen kein Chorgesang mehr folge u. s. w. Die systematische Betrachtung dieser Fragen hätte meines Erachtens auch zum Thema gehört, und würde uns über die Anschauung, die die Dichter des 16. Jahrhunderts vom Chore hatten, willkommenen Aufschlufs gewährt haben. Nur die Thatsache, dafs die französischen Tragiker die Chöre auch innerhalb der Akte singen lassen, finde ich hervorgehoben, wobei dann aber blofs gesagt ist, dafs dies 'sowohl gegen die Gepflogenheiten der antiken Dramatiker, als auch gegen die Autorität des J. C. Scaliger' verstofse (S. 79; vgl. auch S. 129 f.), die Autorität des Aristoteles aber nicht erwähnt ist. Aufserdem ist allerdings auch noch eine gelegentliche kurze Bemerkung über die Wechselgesänge (S. 104 nebst Anm. 1) zu finden, die aber nur die Thatsache von deren Vorhandensein in der betreffenden französischen Tragödie des 16. Jahrhunderts erwähnt. Dagegen wird man nichts darüber finden, dafs der Chor erst nach dem ersten Akte, der weiter nichts ist als der Prolog, auftreten sollte. Von dem, was vor seinem Erscheinen auf der Bühne verhandelt worden ist, konnte der Chor natürlich nicht Zeuge sein, und es ist daher vom Standpunkt der antiken Tragödie und des Aristoteles verkehrt, zu verlangen, dafs die Parodos des Chores sich direkt auf das beziehe, was die Zuschauer im Prolog zu sehen und zu hören bekommen haben. Klein stellt aber an den Chorgesang nach dem ersten Akte, die Parodos, genau dieselben Anforderungen hinsichtlich des engen inhaltlichen Zusammenhanges mit dem, was eben auf der Bühne vorging, wie an die übrigen Chorgesänge und sieht es als selbstverständlich an, dafs der Chor während des ersten Aktes genau so zugegen war, wie bei den späteren Akten. Gewifs scheint es in den französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts so zu sein, dafs der Chor schon gleich mit Beginn des ersten Aktes anwesend zu denken ist, aber das steht doch im Widerspruch mit der alten Tragödie und mit Aristoteles, da doch der erste Akt eben der Prolog ist. (Man kann sich also nicht auf die zwei Beispiele bei Aischylos berufen, wo der Chor von Anfang an da ist, denn da fehlt eben der Prolog, ein Fall, der bei Sophokles und den späteren nicht mehr vorkommt und daher auch von Aristoteles nicht vorgesehen ist.) Zu bemerken ist ferner, dafs im alten Theater der Chorgesang nicht den vorhergehenden Akt schliefst, sondern vielmehr den vorhergehenden und den folgenden Akt verbindet, so dafs der Chorgesang ebensogut als der Anfang des neuen wie als der Schlufs des vorangegangenen Aktes angesehen werden kann. Wie oft findet man in der alten Tragödie, dafs gegen Ende des Chorgesanges auf

das Herannahen einer Person aufmerksam gemacht und diese zugleich angeredet wird! (Vgl. meine bereits citierten Beiträge II, S. 38, Anm. 2.) Wenn also in französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts die Auffassung besteht, dafs erst mit Beendigung des Chorgesanges der Akt zu Ende sei, worauf eine Pause eingetreten, oder der Chor von der Bühne abgetreten sei, um mit Beginn des neuen Aktes wieder zu erscheinen oder einem anderen Chore Platz zu machen, so steht das im Widerspruch mit der alten Tragödie und natürlich auch mit den Anschauungen des Aristoteles. Man sieht aber leicht, wie diese falsche Auffassung die Verwendung verschiedener Chöre erleichterte oder begünstigte. Im griechischen Theater, wo der Chor von der Parodos bis zur Exodos in der Orchestra war und die Vorstellung währenddessen ununterbrochen ihren Fortgang nahm, wäre es schwer gewesen, den Chor die Orchestra räumen und einen von ihm verschiedenen Chor einen neuen Einzug in die Orchestra halten zu lassen. Dieser Fall kommt in der griechischen Tragödie auch gar nicht vor. (Zeitweiliges, motiviertes Verlassen der Orchestra, wie im *Aias*, worauf dann aber derselbe Chor zurückkehrt, ist etwas ganz anderes.) Andererseits läfst allerdings manches, und besonders auch die bekannte Bemerkung Garniers in der Vorrede zur *Bradamante* (vgl. S. 129 f. der vorliegenden Abhandlung), darauf schliefsen, dafs die Tragödien in einem Zuge fortgespielt wurden oder fortgespielt zu denken sind (vgl. Ebert, Entwickelungsgesch. der franz. Trag., S. 156 u. 175); wie lösten dann aber die verschiedenen Chöre einander ab? Die Frage war einer näheren Untersuchung wohl wert. Was dann die Chorlieder innerhalb eines einzelnen Aktes betrifft, so wäre zu scheiden gewesen zwischen kommatischen Gesängen oder selbständigen Chorliedern, die bei Anwesenheit oder bei Abwesenheit von Bühnenpersonen gesungen werden. Sind keine Bühnenpersonen anwesend, so ist zwischen einem Chorgesange innerhalb oder am Ende des Aktes kein sichtlicher Unterschied mehr, aufser vielleicht in der Länge des Gesanges. Es ist klar, dafs nach Aristoteles' Definition ein solcher, durch einen oder zwei oder mehr Chorgesänge geteilter Akt als zwei, drei oder mehr Epeisodien hätte gerechnet werden müssen. Die Zahl der Epeisodien war ja bekanntlich bei den Griechen nicht beschränkt; Euripides' *Medeia* hat beispielsweise einen Prolog, sechs Epeisodien und eine Exodos, also acht Akte. Anders war es, als die Zahl der Akte auf fünf beschränkt wurde, entsprechend der horazischen Vorschrift. Seneca hat sich daran nicht gekehrt; sein *Agamemnon* hat thatsächlich nur vier Akte (s. meine Beiträge II, S. 142, Anm. 1), sein *Oedipus* deren sechs, wie J. C. Scaliger schon richtig angiebt (s. wieder meine Beiträge II, S. 52, Anm. 2). In dem Vulgatatext der Senecaschen Tragödien, der in der Renaissancezeit hauptsächlich verbreitet war, sind aber, abgesehen von den *Phoenissae*, alle Tragödien Senecas und die Praetexta *Octavia* in fünf Akte eingeteilt, so dafs nach dieser Einteilung Senecas *Oedipus* einen (u. z. den fünften) Akt aufweist, der durch ein selbständiges, in Abwesenheit von Bühnenpersonen gesungenes Chorlied in zwei Teile geteilt ist. In der *Octavia* findet sich auch ein selbständiger Chorgesang, ohne dafs

Bühnenpersonen anwesend wären, innerhalb des vierten Aktes. Auf diese Beispiele konnten sich also die Tragiker der Renaissance für ihre in die einzelnen Akte selbst eingelegten Chorgesänge berufen.

Natürlich wäre die Vorbedingung zu einer solchen, nicht bloſs ästhetischen, sondern auch litteraturgeschichtlichen Behandlung des Chores gewesen, daſs der Verfasser sich den Genuſs gegönnt hatte, die antiken Tragödien selber zu lesen. Davon ist aber in der vorliegenden Arbeit nichts zu spüren; das Wenige, was Klein über das alte Theater sagt, ist aus zweiter Hand geschöpft und zum Teil miſsverstanden. So ist es unrichtig, wenn Klein auf S. 128 die gelegentliche Teilung des Chores im *Aias*, von der er bei Öhmichen gelesen, als 'doppelten Chor' bezeichnet und mit der Zweiheit oder Dreiheit der Chöre in den französischen Tragödien vergleicht. Allerdings giebt Klein selber zu, daſs es sich im *Aias* bloſs um eine vorübergehende Trennung des Chores handelt. Zwei verschiedene Chöre hätte er dagegen in Euripides' erhaltenem *Hippolytos* finden können, nur daſs da eben der eine Chor, der Chor der Jäger, ein bloſser Nebenchor war, der, wie gesagt, nur im Prolog auf der Bühne erschien und noch vor der Parodos des aus Frauen bestehenden Hauptchores abtrat. Auch im *Agamemnon* und dem zweiten *Hercules* des Seneca, die Ribbeck an der von Klein (a. a. O.) citierten Stelle nennt, handelt es sich nicht um zwei Hauptchöre, sondern bloſs um den Chor und einen ein einziges Mal auftretenden Nebenchor. Das einzige wirkliche Beispiel von zwei einander ablösenden Hauptchören bietet innerhalb des ernsten Dramas der Antike nur die Praetexta *Octavia*, was Klein nicht bemerkt hat. (Es sei mir gestattet, dafür noch einmal auf meine Beiträge, II, 141 ff., zu verweisen.) Allerdings verdankt Klein seiner miſsverständlichen Auffassung einer Stelle Öhmichens ein merkwürdiges Beispiel aus der griechischen Tragödie für einen 'doppelten' Chor, nämlich Aristophanes' *Lysistrate!* Ich muſs wörtlich citieren. Klein sagt a. a. O. (S. 128): 'Jodelle und Garnier ... haben ... einen principiell geschiedenen Chor zur Verwendung gebracht. Das aber verstöſst nicht nur gegen die Vorschriften des Aristoteles, sondern auch gegen die Gepflogenheiten der griechischen Tragiker. Denn ein doppelter Chor ist in der Tragödie der Griechen überhaupt nur in zwei Fällen gebraucht worden: in Aristophanes' *Lysistrate* und in Sophokles' *Aias*; in dem letzteren Falle übrigens ist der Chor nur vorübergehend getrennt.' Man möchte gern an bloſse Ungenauigkeit des Ausdrucks glauben, stände es nicht so verzweifelt deutlich da; denn eher würde man erwarten Saul unter den Propheten, als Aristophanes unter den Tragikern und seine Lysistrate unter den tragischen Heldinnen zu finden.

Jena. W. Cloëtta.

Antoine Thomas, Essais de philologie française. Paris, Émile Bouillon, 1898. VIII, 441 S. 8. 7 fr.

Antoine Thomas' Beiträge zur Kenntnis der französischen und provenzalischen Sprache alter und neuer Zeit sind ein Werk von hervor-

ragender Bedeutung. Der Verfasser macht zum Gegenstande seiner Untersuchungen das Wort, nicht die zusammenhängende Rede. Er führt bald einzelne Wörter auf ihren Ursprung zurück, bald beleuchtet er Wortbildungsmittel, die ganzen Wortgruppen gemeinsam sind. Zuweilen veranlafst die übergeordnete Aufgabe den Verfasser, gewissen Lautgesetzen sorgfältig nachzugehen, deren Erkenntnis bisher noch gefehlt hat oder unvollständig gewesen ist. Methode und Scharfsinn, Geist und Gelehrsamkeit erfüllen das Werk, das zahlreiche Fragen endgültig beantwortet. Auch da, wo der Verfasser ein Problem noch nicht löst oder selber von dem Ergebnis seines Forschens nicht befriedigt erscheint, ist sein Gedanke, seine Vermutung geistvoll und anregend.

Die Essais zerfallen in zwei Hälften, in 'mélanges philologiques' und 'recherches étymologiques', jenes Betrachtungen zusammenfassender Natur, teilweise Kritiken anderer Werke, dieses etymologische Einzeluntersuchungen. Nur der Schlufsaufsatz des ersten Teils greift in ein anderes Gebiet, in das biographische, hinüber. Dieser, gleichsam das Widmungsblatt des Buches, das sinnig und zugleich bescheiden an den Schlufs des ersten und vor den Anfang des zweiten Teils gerückt ist — und als Widmungsblatt angesehen kann er aufhören, uns inmitten eines Buches von so objektivem Inhalt zu überraschen —, feiert den grofsen Gelehrten und Lehrer des Verfassers, Gaston Paris. Vortrefflich charakterisiert ihn Thomas mit knappen Worten. Besonders aber erfreut der Geist, aus dem seine Worte entspringen, die Bewunderung für den Gelehrten und die Verehrung für den teuren Lehrer. Ich wiederhole jene am 8. Dezember 1870 öffentlich gesprochenen Worte des Meisters der romanischen Philologie in Frankreich, in denen sein erhabener Geist sich so herrlich verkündet: 'Les études communes, poursuivies avec le même esprit dans tous les pays civilisés, forment au-dessus des nationalités restreintes, diverses et trop souvent hostiles une grande patrie qu'aucune guerre ne souille, qu'aucun conquérant ne menace, et où les âmes trouvent le refuge et l'unité que la cité de Dieu leur a donnés en d'autres temps' (zu lesen, da Thomas S. 200 sie ohne diese Angabe mitteilt, bei G. Paris, La poésie du moyen âge, I Série[3], S. 90). Und es sei bei dieser Gelegenheit der gleichfalls schönen Worte gedacht, in die der Abbé de Voisenon am 22. Januar 1763, als er den Sitz Crébillons des Älteren in der Académie française einnahm, den gleichen Gedanken kleidete: 'Les gens de Lettres sont liés par une chaîne qu'aucun événement ne peut rompre. Ils se conforment à l'ordre de l'esprit humain, qui de toutes les Nations n'en fait qu'une. Ils semblent, malgré la distance, rapprocher les climats, par leur estime réciproque et la correspondance de leurs richesses littéraires; et quand les Peuples se détruisent, les Savans et les Sages affligés pour l'Humanité, mais toujours calmes, toujours sereins, vivent en paix, et ne sont ennemis que de nom. Ils appartiennent à la même République, et les talens les rendent Concitoyens' (s. Œuvres de Crébillon, Lyon 1803, B. III, S. 218).

Die sprachlichen Aufsätze des ersten Teiles seien zunächst in Kürze aufgezählt: 'Sur la formation du nom du pays de Comenge' (aus *convenae*

convenicus in der baskischen Aussprache *commenicus*); 'La loi de Darmesteter en provençal'; 'Les noms de rivières en *-ain*' (die heute teilweise auf *-in* oder *-ing* ausgehen und männlich sind, ehedem aber weiblich waren und den gleichen Ausgang wie *nonnain, putain* tragen); 'Les noms composés et la dérivation' (im Alt- und Neu-Französischen und -Provenzalischen); 'La dérivation à l'aide des suffixes vocaliques atones' (der Substantiva und Adjektiva bildenden lateinischen Suffixe *-eus -ius -ea -ia* an Substantiv- und Adjektivstämmen und des Verbalsubstantiva bildenden Ausganges *-ium*, im Provenz. auch *-ua*); 'L'origine du parfait provençal en *-et* (= *-etit* nach *stetit*, so in *vendet*, und so auch in *cantet*, nachdem *cantai -as -a* den Tonvokal *e* des Perf. von *dare* und von *stare* erhalten hatte); 'Le celtique *broga* en roman'; 'Le drame de *Glaizé* et le *Cadenas* du Lot'; 'D'un comparatif roman' (*Courtisols*, Commune im Dép. de la Marne, nicht aus *Curtem Ausorum*, sondern aus *Curtem acutiorem*); 'Le *Plomb* de Cantal' (Name des höchsten Berggipfels in der Auvergne, aus *pom* = *pomum*); 'Les juifs et la rue *Joutx-aigues*, à Toulouse' (ehedem *Juxaigas* und = *Judäicas*); 'De quelques emprunts du basque au gascon' (bask. *arraske*; *arribera, erribera*; *erdoi*; *erreberia*; *erreka*; *espar*; *pedoi*); 'Sur la formation du nom de la ville d'*Arles*' (von **Árlate* statt *Arélate*, als Obliquus des Nominativs **Arlas* = *Árelas*); 'L'influence du gascon sur la langue française' (im Anschluſs an die ähnlich betitelte Schrift von Lanusse, Grenoble 1891): 'La langue du Dauphiné septentrional' (mit Bemerkungen zu Devaux' Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge, Grenoble 1892); 'Le patois de Cellefrouin, Charente' (Besprechung zweier dasselbe behandelnden Schriften von Rousselot, Paris 1892); 'La langue de Bernard Palissy' (anknüpfend an Ernest Dupuy, B. P., l'homme, l'artiste etc., Paris 1894); 'La signature de la reine Anne de Russie' (der Mutter Philipps I. von Frankreich; im Jahre 1063 in cyrillischer Schrift gegeben, aber *Ana rëina*, d. i. französisches *Ane rëine* mit latinisierender Vertauschung der Auslaute, besagend); 'La sémantique et les lois intellectuelles du langage' (Ausführungen im Anschluſs an Bréals bekanntes Werk, auch an Darmesteters Vie des mots und Victor Henry's Antinomies linguistiques). Den hundert etymologischen Artikeln des zweiten Abschnittes folgt in Form eines Anhangs eine Zusammenstellung von italienischen Wörtern französischen Ursprungs.

Aus der Romania ist uns bereits vor Veröffentlichung dieses Buches die überwiegende Mehrzahl der Abhandlungen beider Teile bekannt geworden; auch ein Teil der übrigen Aufsätze hat schon ein erstes Mal in französischen Zeitschriften, die jedoch nicht überall leicht erreichbar sind, gedruckt gestanden. Die Berichte, die Gröbers Zeitschrift über den Inhalt der Romania zu bringen pflegt, legen daher schon Gutachten deutscher Gelehrter über viele der zu den 'Essais' vereinigten Untersuchungen vor, die zumeist ihre ursprüngliche Fassung bewahrt haben. Trotzdem und obwohl auch die Gesamtausgabe schon mehrere Kritiken hervorgerufen hat, gewährt doch der reiche Inhalt des trefflichen Werkes noch zu ferneren Bemerkungen Anlaſs. Ich stelle eine Anzahl derjenigen, die

ich mir bei der so lehrreichen Durchnahme desselben gemacht habe, zusammen. Kleine Ergänzungen, zu denen der Stoff hie und da reizte, und zuweilen eine etwas eingehendere Darlegung abweichender Anschauungen haben zu einer ein wenig umfangreichen Anzeige geführt.

Die Äufserung des Verfassers auf S. 14, dafs die Gleichartigkeit von prov. *terrador* und altfrz. *terreoir* mit Notwendigkeit auf ein gallorom. *terratorium* statt des lat. *territorium* hinweise, selbst wenn jenes nicht bezeugt wäre, läfst sich auch auf prov. **parzo** und altfrz. **parson** S. 24 anwenden, wenn wir auch *partionem* vorläufig erst seit dem 8. Jahrhundert kennen. Dafs **partionem* und nicht die einzelsprachlichen Wörter *parzo* und *parson* erklärt werden müssen, meine ich noch heute, wie ich es Suffixwdl. S. 124 gemeint hatte. Anderer Ansicht ist Meyer-Lübke, Gramm. II, § 350 u. § 496. Ich ging von lat. *portionem* aus, das ich mir unter Einwirkung von *partem* zu **partionem*, ein gewifs früh vollzogener Vorgang, geworden dachte. Vising, Litt.-Bl. 1893, Sp. 344 äufserte später die gleiche Auffassung. Wenn etwas auch die Entstehung von **partionem* aus *partitionem* unter Silbenverschmelzung (oder frühromanischer Ausstofsung des vortonigen Vokals wie in *matutinum*? doch sind die Verhältnisse nicht ganz dieselben) als möglich hinstellt, so ist es das in den Gloss. Philox. 158, 11 überlieferte *mentio* Lüge (*mentio* ἀνάμνησις καὶ ψεῦσμα, s. Rönsch, Semas. Beitr. I, 46), das über die Obliquus-Form (*mentitionem* : *mentionem*) aus *mentitio* hervorgegangen wäre (vgl. *menticius* aus *mentiticius*, s. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. V, 417). Dafs man *mentionem*, Erwähnung, nach *mentiri* umgedeutet hätte, veranlafst etwa durch das Nebeneinanderbestehen von *cantionem* (aus dem Part. *cantus*) und *cantare*, wage ich nicht als möglich hinzustellen. Dann aber scheint allerdings nur die obige Erklärung von *mentionem* in Frage zu kommen, das mit Hinzufügung von *-ea* zugleich eine zusagende Grundform für **mensogne** u. s. w. wäre; für letzteres hatte ich Suffixwdl. S. 170 Anm. eine andere Vermutung ausgesprochen, da ich jenes *mentio* nicht kannte. Bei Schuchardt, Vokal. d. Vlgl. I, S. 157 liest man auch: wal. *menciune* = **mentitio*. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 343 setzt **mentitionea* als Grundform an. Thomas S. 24 Anm. erblickt mit Meyer-Lübke, Litt.-Bl. 1891, Sp. 303 auch in *boisson* und *vençon* die auf lautgesetzlicher Entwickelung beruhenden Vertretungen von *bibitionem* und *venditionem*. Ich verweise hier nur auf Gröber, Arch. f. lat. Lex. VI, 373 und Zeitschr. XX, 427, der von *bibitionem* ein anderes Ergebnis als *boisson* erwartet.

Der für **batre** u. s. w. notwendige vulgäre Typus *battere* statt *battuere*, S. 18, bedarf kaum mehr der Kennzeichnung durch einen Stern. Nachweise für *battere* oder für Ableitungen aus *battuere*, bezw. Composita mit diesem, ohne *u* besitzt man schon seit längerer Zeit vom 6. Jahrhundert ab (*battalia* Cassiodor, s. Diez, Gramm.[3] I, 9; offendas *abattas*, Reichen. Gl. 1010, s. Foerster-Koschwitz, Altfrz. Übgsh. Sp. 24; *battedit*, Leg. Sal. etc., s. Du C. s. v. battere 1). Jetzt hat Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. X, 421 *battere* sogar bereits aus einem Denkmal des 4. Jahrhunderts, der Mulomedicina Chironis, belegt. Auch vor anderen Wörtern darf der Stern, den

Thomas ihnen noch giebt, fortbleiben, so vor *minimare* S. 19 (vgl. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. II, 363), vor *serpes* S. 220 und S. 289 (vgl. *serps* bei Venant. Fortun. und dazu Gröber, Arch. f. lat. Lex. V, 466), vor *spicus* S. 243 (s. Georges) u. a., s. später; wohl versehentlich ist er dem Worte *acetabulum* im Index S. 425 beigegeben worden.

In einem sehr lehrreichen Aufsatze, S. 50 ff., beweist Thomas aus dem Wortschatze des Französischen, daſs die Bemerkung Darmesteters, Mots Compos.[2] S. 280, die französische Sprache sei zur Bildung von Ableitungen aus zusammengesetzten Wörtern niemals recht geneigt gewesen, den Thatsachen nicht entspreche. Er vermehrt Darmesteters kurze Reihe solcher Derivate um eine auſserordentlich groſse Zahl gleichartiger Bildungen, die aus allen Zeitaltern der Sprache entnommen sind, und stellt das Vorhandensein jener Art von Wortschöpfung auch im Alt- und Neuprovenzalischen fest. Zunächst scheidet er aber aus Darmesteters Liste, aus jeweils verschiedenen Gründen, einige Wortgruppen aus. Wenn er aber S. 51 *bienveillance* und *malveillance* dem Subst. *malade* in Bezug auf den ersten Bestandteil des Wortes gleichsetzt, so sei 1) an die altfranzösischen Ausdrücke *bone voillance* und *male voillance* erinnert, die in der älteren Zeit verbreiteter als jene gewesen sind und überhaupt erst zur Schöpfung derselben geführt haben, nachdem *male voillance* wegen *malvoillant* in *malvoillance* variiert worden war.[1] *male voillance* (ursprünglicher wiederum als *bone voillance*, da erst das Üble, Unnatürliche, Unerwartete den Gegensatz des Guten in der Sprache schafft) ist eine Bildung wie beispielsweise *mal talent*, *mal ëur*, *male façon* und, was neben *male voillance* seltener begegnet, *male volenté* (so Ly. Ysop. 2528); denn auch *voillance* lebte selbständig. In einer Urkunde vom Jahre 894 (s. Bibl. Éc. Chart. 6. Série, B. 5, S. 435) liest man *mala voluntas*, und dieses entspricht dem *male voillance* oder *male volenté* vollkommen. Allerdings kommt auch *malvoillance* schon früh vor; Godefroy belegt es im Cpl. aus Beneoit u. s. w., und seine Beispiele lieſsen sich aus altfrz. Denkmälern noch reich vermehren (Bes. Dieu 1094, Ly. Ysop. 1592, Tr. B. II, 95, 16 etc.). Auch *bienvoillance* findet sich schon im 12. Jahrhundert (Mar. Fr., Fabl. 242, 100 etc., s. auch God. Cpl.). Aber der Ursprung dieser beiden Wörter ist sicherlich, wie gesagt, erst durch das Adjektivum *malvoillant* vermittelt worden, dem *bienvoillant*, daneben auch *bonvoillant*, an die Seite trat. In *malvoillant* ist 2) *mal-* das neutrale *malum* im Accusativ, vgl. z. B. *Je ne doi pas amors grant mal uouloir*, Chast. Coucy IX (s. Littré s. v. vouloir); *malvoillant*, richtiger zuerst *mal voillant*, bedeutet also ursprünglich 'Übles wollend' und *bienvoillant* entsprechend 'Gutes wollend', wie *bonvoillant* noch deutlicher zeigt. Für altfrz. *maus voillanz* im Nom. Sing. (s. das Beispiel bei Tobler, Verm. Beitr. II, 72, vgl. auch *buens voellans* I, 64) vgl. Toblers Deutung von *maus disanz* etc. Verm. B. I, 72. Man könnte sich wohl auch vorstellen, daſs *maus* hier

[1] Man könnte auch sagen, *malvoillance* sei eine völlige Neubildung aus *malvoillant*, aber ich ziehe die obige Erklärung vor.

auf einer Verwechselung von *mal* im Casus Obliquus *mal voillant* mit dem Adj. *mal* beruhe, einer Verwechselung, an der geläufige Nominativbildungen wie *clers luisanz* zum Obliquus *cler luisant* die Schuld trügen. Auch Umdeutung als Adverbium hat *mal* in *malvoillant* erfahren, wie die Schöpfung des Verbums *malvoloir* aus dieser Zusammensetzung beweist (so *mais cil qui droitement recoit est aucune foiz malvolu*, Br. Lat. 284; s. ferner Godefroy). Man könnte **maladicere* (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 275) als eine gleichartige Bildung bezeichnen: ursprünglich *mala* + *dicere*, Übles reden. Aber für das frz. *malëir* wenigstens kommt dieser Typus nach Risops ansprechender Auffassung, Studien S. 30 Anm., nicht in Betracht. *malëir* ist eine erst innerhalb der französischen Sprache geschaffene Analogiebildung zu *benëir* (dessen wie des Vb. *malëir* merkwürdiger Ausgang in dieser Verbalform wohl von *beneoit* her zu begreifen ist, da ja auch *coilloit, fuioit* etc., s. Meyer-L., Gr. II, S. 381, Scheler zu Tr. Belg. I, S. 323, Infinitive auf *-ir* hatten). Gleichartige Bildungen mit *malvoillant, bienvoillant* sind sodann *malfaisant, bienfaisant*; dafs in dem letzteren Worte *bien* Substantivum sei, hat Tobler, Verm. Beitr. I, 72 aufser Zweifel gesetzt, und für *mal faisant* sei nur auf *Mult grant mal funt e cil duc e cil cunte A lur seignur, ki teil cunseill li dunent*, Rol. 378; *Grant mal fist Adam*, Reimpr. A1a hingewiesen. Demnach fasse ich auch *malfaisance, bienfaisance*, die von *malfaisant, bienfaisant* kommen, verschieden von Thomas auf, der S. 51 in ihnen gleichfalls die Adverbia *mal* und *bien* erkennen will. Und *maldisance* desgleichen.

Über die Zusammensetzungen mit *malus* und *malum* liefse sich noch mancherlei bemerken. Ich berühre nur noch das altfrz. *maufé*. In *male fatus* (wie Gröber, Arch. f. lat. Lex. III, 522; Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 507; Körting s. 5007 ansetzen) erklärt sich das Adverbium nicht. Zudem kennen wir aus Petronius, Cena Trim. 42 *malus fatus* (vgl. auch *fatus malus* bei Rönsch, It. Vulg.[2] S. 267). Richtiger ist darum der von G. Paris, Rom. V, 367; XX, 324 gewählte Ansatz *malum fatum*. Aber auch dieser genügt nicht vollständig, da der Nominativ des altfrz. Wortes nicht *maus fex*, sondern stets *maufex* lautet. Vielmehr müssen wir annehmen, dafs die stehend gewordene Verbindung *malum fatum* im Vulgärlatein zu einem Kompositum **malufatum malofatum* zusammengewachsen sei (vgl. aus dem Lat. *fenugræcum fenogræcum*, s. Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, 280, wenn auch die beiden Glieder anders gestellt sind); dieser Obliquus erzeugte dann den neuen Nominativ **malufatus*.

Thomas schliefst ferner alle aus Eigennamen jeglicher Gattung, die durch Zusammensetzung entstanden sind, gewonnenen Ableitungen aus, also auch wohl Derivata wie *seine-et-marnais, seine-et-oison, haut-marnois, boul-michic* bei Sachs, Suppl., *paidauger* von *pays d'Auge* in der Normandie (s. Moisy, Noms de fam. norm. S. 5), und ganz sicher Ableitungen in latinisierter Form, wie *carolopolitain, carolorégien*. Den S. 52 gegebenen Ableitungen aus Personennamen *donjuanique* (vgl. auch die Neubildungen *donjuanesque, donjuanet* bei Bourget, *donjuanisme*, s. Sachs, Suppl.), *donquichottisme* (daneben auch *donquichottesque, -ique* und *don(-)quichottiste*)

u. s. w. lassen sich noch zahlreiche gleichartige aureihen, so *jeanjacquiser, louis-philippique, louis-quatorzien* bei Balzac, *saint-antonesque, saint-aubinisme, sainte-beuviste* (Neolog.), *sarahbernardesque,* und dem S. 52 Anm. 1 berührten *chatnoiresque* aus dem Namen der Kneipe *Chat-Noir* (vgl. daneben *chatnoiriste* aus dem Zeitungsnamen *Chat-Noir*) tritt die Neubildung *moulin-rougesque* an die Seite; auch *tour-eiffelien* oder *-ique* kann man in diesem Zusammenhange erwähnen. Auch bloſse Feminina zu flexionsfähigen Maskulinen, die Komposita sind, will Thomas ausgeschlossen wissen, so *vaurienne* (während das von Darmesteter und von Thomas nicht verzeichnete *vauriennerie* des 17. Jahrhunderts, s. Lacurne, den Derivaten beizuzählen ist) u. a., vgl. auch *commis-voyageuse* und *un quinze-vingt* aus *les quinze-vingts.* Gröber, Zeitschr. XX, 426 beanstandet noch weitere Wortgruppen. Der Ursprung von *deputaire* und *debonnaire* ist allerdings frühzeitig verkannt worden; man kann hierzu auf die wenn auch nur vereinzelt zu belegenden Entstellungen *debonnier* und *deputart* verweisen, welche zeigen, daſs man *-aire* als Suffix verstanden habe. Wenn er aber auch von *cent-et-unième, malaisance, maintenement* und ähnlichen Bildungen absehen will, da ja zu deren zweiten Bestandteilen das Derivat schon vorhanden gewesen sei, so könnte man einwenden, daſs, abgesehen von der Macht der Analogie, auch ganz naturgemäſs zu dem zufällig auch dem einfachen Worte anhaftenden Suffixe seiner Bedeutung wegen gegriffen worden sein könne und ja beispielsweise einem *malaiseté* kein *aiseté,* einem *maleurer* kein *eurer* gegenüberzustehen scheine. Gewiſs mit Recht sondert Gröber bloſse Übersetzungen, wie *chascunjornal,* aus, sowie 'Bildungen ad hoc, die keine Lebenskraft besaſsen, weil sich ihrer niemand weiter zu bedienen hatte, als etwa ein Rhetoriker oder ein um den Reim verlegener Dichter'; führt er aber zum Belege fort 'wie Evrart, der in seiner Bibel *altresiment* bildete', so wird man darauf hinweisen dürfen, daſs selbst Crestien de Troies, der (vgl. G. Paris, Litt. fr.[2] S. 247 und S. 249) übrigens noch vor Evrart dichtete, das Wort gebraucht (*Et la rëine autresiment A Deu ... le comande,* Erec 272). Ein weiteres Beispiel ist *Apres celuy fossey façoient Un autre et si li lessoient Nuef piez et non plus de largece Et autresimant set d'autece,* J. Prior., Veg. 1736 (am Versende ib. 5272). Eine eigene Rubrik verdiente dieses Wort nebst anderen allerdings deshalb, weil es nur eine Analogiebildung zu *alsiment* und keine eigentliche, die Bedeutung des Primitivs irgendwie verändernde Ableitung ist; zu *alsiment* wiederum s. Tobler, Verm. Beitr. I, S. 83. Nützlich wäre auch eine gesonderte Zusammenstellung der Ableitungen gewesen, die aus bereits vulgärlateinischen Kompositionen geflossen sind.

Zu den von Thomas S. 53 ff. aufgeführten Wörtern lieſse sich noch manch anderes hinzufügen. *bonhommet* steht im Suppl. von Sachs noch als provinzielles Wort angegeben, auch findet man bei Sachs *bonhomiser* und die Neubildung *bonhomique,* vgl. auch das Adv. *bonnefemmement* im Suppl. *champartir,* das man bei Godefroy als Stichwort trifft, übergeht Thomas wohl mit Recht, trotzdem Du C. ein *campipartiri* (vgl. auch *cambipartia*) verzeichnet; aus Lacurne sei aber *grange champarteresse* und

aus dem Kleinen Godefroy *champartier* hinzugefügt. *courbature* trägt der Index bei Darmesteter S. 306 nach. Den Ableitungen von *dindon* S. 54 (für *dindonne* l. *dindonner*) schliefst sich *dindoniphile*, s. Sachs, an. Aufser *adebonairir* (dazu die Ableitung *adebonairissement*) gab es im Altfranzösischen auch *adebonairier*. Von *vinaigre* stammt auch ein Vb. *vinaigrer* (s. auch Littré). *gentilhomme* ergab ferner *gentilhommesque*, *gentilhommaille*, die beide auch bei Littré, Suppl. I stehen, und den Neologismus *gentilhomanie* statt *gentilhommemanie* (bei Sachs, Sppl.). *gendarme* besitzt als weitere Ableitungen *gendarmesque* und *se gendarmobiliser* (bei Sachs, Sppl.). Statt *maugrément* schreibt Sachs, Suppl. *maugréement*. *orfavri* ist wohl Druckfehler für *orfevri*; *orfevrie* in dieser Form belegt Godefroy schon aus dem 15. Jahrhundert (vgl. auch Du C. s. v. aurifabria) und kennt Richelet noch (vgl. Thurot, Prononc. frç. I, 25). Aufser *plafonnage* und *plafonneur* vgl. aus Sachs, Suppl. auch *plafonnier*, *plafonnement* und *plafonnisme*. Als junges Wort vermerkt Sachs, Suppl. auch *prud'hommesque*. Früher als *moyen-âgeux* S. 56 war eine Ableitung *moyen-âgiste* vorhanden, die auch bei Littré steht. Neben *betteravier* kennt Sachs ib. *betteraviste* und die Ableitung *betteraverie*, zu *bondieuxard* auch *bondieusarderie* sowie *bondieuserie* und *bondieutisme*, zu *chaparder* die Ableitungen *chapardeur* im Hptw., *chapardage* im Suppl. und aufser *libre-échangiste* auch die Neubildung *libre-échangisme*.

Zu *bouleverseur* S. 57 tritt *bouleversement* hinzu, das Thomas S. 60 aus dem Wörterbuch der Académie heranzieht und Godefr. Cpl. schon aus dem 16. Jahrhundert nachweist. Sachs bringt im Suppl. noch *crousteleve*, substantivisch verwendet. Bei *débonnaireté* denkt man auch an altfrz. *bonaireté*. Ehedem gab es auch das Adv. *faitardement* (Dict. v. Ducz), und Lacurne verzeichnet ein *festardir*. Der Infinitiv *foimentir*, den Sachs mit der Bemerkung veraltet aufführt, ist wohl nur ein Lexikographenprodukt aus *foimenti*; er steht auch bei Roquefort, Lacurne. Im Cpl. von Godefroy findet man das Adv. *malaisement* (Rob. Est.). Sachs hat im Suppl. das Vb. *morpionner*. *pêle-mêler* S. 59 ist noch neufranzösisch (s. auch Littré). Neben *prinsautier* gedenkt man gern des neufrz. *pleinsautier*, das sich an jenes anlehnt (vgl. *depleinsaut* für *deprinsaut*). *tournebouler* S. 60 lebt nach Sachs, Suppl. noch in *tourneboulant* und *tourneboulage*. Derselbe führt ebendort noch *virevoltant* auf (*-er* steht im Hptw., aber mit dem Zusatz veraltet). Zu *banqueroute* stellt sich im Argot, mit *-ier* gleichbedeutend, die Ableitung *banqueroutemard*. Von *bégueule* stammt auch eine Neubildung *bégueulisme*, die schon Littré, Suppl. I bringt. Zu *caillebotter* S. 60 vgl. auch Godefr., Cpl. *champlevée*, das Littré, Suppl. I verzeichnet, ist schon vorher erwähnt worden; wenn Thomas Ableitungen dieser Art absichtlich beiseite gelassen haben sollte, da er auch das Sbst. *chantourné* auf S. 61 übergeht, so mufste er auch *maintenue* S. 62 fortlassen. *chattemite* hat bei Rab. das Fem. *chattemitesse* (s. Godefr., Cpl.), und das Derivatum *chattemiterie* belegt Lacurne auch aus Cotgrave. *cornemuseur* (Sachs schreibt auch *-eux* und *-eu*) hatte die Femininformen *cornemuseresse* (s. God.) und *cornemuseuse* (s. God., Cpl.) neben sich. Sachs

im Suppl. verzeichnet (mit Recht?) den Infinitiv *court-bouillonner*. Im Hptw. führt er ein veraltetes Vb. *s'eaubéniter* auf. *garderobier* steht bei Littré, Suppl. ohne Hist., vgl. daher Godefroy. Sachs kennt auch *gobe-mouchien*. *gratte-boësser* belegt God. im Cpl. einmal aus dem 16. Jahrhundert, desgleichen *lieutenance*. *maintenance* und *mainteneur*, S. 62, sind aus dem Altfrz. geerbt, und *maintenue* ist bereits aus dem 16. Jahrhundert nachgewiesen worden; Sachs bietet auch *maintenage*. Zu *malencontreux* vgl. schon God. im Cpl., und adjektivisch verwendetes *malencontré* entnimmt er im Hptw. aus Pasquier. Zu *morfondure* s. auch Godefroy, der auch ein *morfondee* einmal belegt; ferner hat Sachs im Suppl. als Neubildung *morfondant*, von *morfondre*. *œufrier* hat wiederum das Sbst. *œufrerie* (Sachs, Suppl.) erzeugt. Bei *printanier* erinnert man sich des häſslichen Gebildes *printin* (für *printanin*) mit gleicher Bedeutung, das Ronsard sich geschaffen (vgl. auch sein *arquencin*, und dazu Günther, Herr. Arch. I, 71). Littré merkt als dem 16. Jahrhundert angehörige Ableitungen *printannal* und *printannin* an. Bei Sachs trifft man als Ableitungen von *saupaudrer* auch die Sbst. *saupoudreur* und *saupoudration*. Im Suppl. findet man bei ihm neutrales *tire-bouchonner* und aus diesem gewonnenes *tire-bouchonnement*. Godefroys Dict. enthält *verjutier*, *-ière*. Sachs, Suppl. hat als Derivata von *vert-de-gris* auch das Vb. *se vert-de-griser* und das junge Adj. *vert-de-grisâtre*.

Die beträchtlichen Nachträge, die Thomas zu Darmesteter liefert, erschöpfen den Reichtum der französischen Sprache an Ableitungen aus zusammengesetzten Wörtern noch nicht völlig. Im Altfranzösischen macht Godefroy fälschlicherweise *faitement* und *faitierement* zu Stichwörtern. Es würde ihm schwerlich gelungen sein, diese Gebilde in selbständiger Verwendung, ohne Verbindung mit Adverbien wie *si*, *com*, *ainsi*, nachzuweisen. Es handelt sich um das Adverbium zu den adjektivischen Ausdrücken *si fait*, *com fait* u. s. w. (sothan, wiethan), das bald mit einfachem *-ment*, bald mit dem infolge von Verkennung entlehnten *-ierement* gebildet ist. Übrigens hat Godefroy aus *comfaitement* und *sifaitement* nebenher eigene Wörter gemacht. Altfranzösischen Bildungen, wie sie hierhergehören, spüre ich hier nicht weiter nach, ich erwähne nur noch einige neufranzösische. Im Hptw. von Sachs trifft man beispielsweise auch *demi-fleuronné*, *demi-flosculeux*, *demi-lunaire*, *demi-pensionnaire*, *fait-diversier* (Neubildung), *grand-chambrier*, *grand-voilier*, *haut-bannier* (sei aber veraltet; s. bei Godefroy auch *haubanage* und *haubanerie*), *haute-lissier* (vgl. bei Godefroy *haute-lisseor*; noch heute ist *haute-lisseur* mundartlich üblich), *moyen-âgiste* (s. oben), *se pot-bouillasser*, *pot-de-vinier* (Neubildung; vgl. dazu Suppl.), das Argotwort *bonjourien* (gleichbedeutend mit *bonjourier*, zu dem im Suppl. ein Femin. *-ière* hinzugefügt ist). Der Supplementband von Sachs enthält weitere analoge Bildungen, so *arcboutement*, *arcencielant* (bei Daudet, dazu *arcenciellé*, s. Engwer, Archiv f. n. Spr., N. R. I, 446, der auch ein bei Sachs nicht aufgeführtes Vb. *unedeusser* erwähnt), *autrechosisme* (Neubildung), *basdestamier* oder *-ien* (Delboulle, Gloss. de la Vall. d'Yères S. 34 schreibt *basd'estamier*), *basvestier*, *beaupérisme* (Neubildung), *cadransolairien*, *cannameliste* (veraltet), *champ-*

fermage, clairobscuriste, claquedentiste, croquemitainiser, croquemoresque, demi-soldier, extrême-onctionner, grand-mogolesque (Neubildung), *huitheuriste* (Neubildg.), *jourdelanesque* (desgl.), *malchanceux* (desgl.), *menu-gailleteux* (desgl.), *millehuitcentrentesque* (Coppée), *mi-carêmiste, nature-mortier* (Neubildg.), *nomdedieuser, ordremoralien* (desgl.), *passe-deboutier, petit-fournier, pied-platisme, pointe-séchiste, pommecuiter* (desgl.), *pot-de-vinat, quatre-vingt-neuviste, sept-septembriser, tambour-majoresque* (desgl.), *torche-poteux* (das auch Littré bringt und Darmesteter an anderer Stelle in seinen Mots Comp., S. 224, gleichfalls erwähnt). Die Primitiva zu diesen Ableitungen sind entweder wirkliche, eigenen Wörtern gleichwertige Komposita (äußerlich gewöhnlich durch Zusammenziehung zu einem Worte ohne oder mit Bindestrich kenntlich werdend) oder mehr gelegentliche Wortverknüpfungen; ein Wort, in dem die Komposition geradezu erst in der Derivation vollzogen entgegentritt, ist beispielsweise *évadamisme* (auch *évadisme*) und das Mischgebilde *brochordurette*, das Verquickung von *brochure* mit *ordure* zeigt. Angemerkt sei auch, daſs es Ableitungen aus Kompositis giebt, in denen die Bestandteile der letzteren in lateinische Form umgegossen erscheinen oder der erste der beiden Bestandteile nach lateinischem Muster einen vokalischen Auslaut, Bindelaut erhalten hat. Wörter der ersteren Art sind *rosicrucianisme* (von *rose-croix*, freilich fast ein Eigenname), *sordi-mutité* oder *sordimutisme* (von *sourd-muet*, lateinisch wäre *surdus mutusque*), ein Wort der anderen Art *vingt-cinq-franco-jourien* (von Gautier gebildet). Solche Bildungen fallen allerdings in das Gebiet der rein gelehrten Wortschöpfung. Man könnte in einem Kapitel über die Derivation aus Kompositis auch solcher Ableitungen gedenken, die sich an aus fremden Sprachen entlehnte Zusammensetzungen knüpfen; doch gehe ich hier nicht auf diese ein. Nur eine Gruppe von Derivaten sei noch herausgehoben, diejenigen, deren Primitiva Wortfügungen, Redensarten sind, die, ursprünglich an Person und Gelegenheit gebunden, zur Charakterisierung einer geistigen Eigenschaft, eines seelischen Zustandes geeignet geworden sind und deren äuſsere Elemente sich von denjenigen der bisher berührten Komposita unterscheiden, so nämlich *aquoibonisme* (Neubildg.), *je-m'en-foutisme* und *-iste, je-m'en-moquiste, menfichisme* und *menfoutisme* (Neubildgn.), *n'importequiste* und *n'importequisme* (Neubildgn.), vgl. auch *riendutoutiste*. Hingegen schlieſst sich *jusqu'au boutien* äuſserlich eher an Derivata aus Zusammenrückungen wie *sans-culotte* u. dgl. an, die es nicht in Thomas' Absicht gelegen hat zu berühren.

Thomas' Deutung von *sancmueçon* ('trouble de sang' God.) S. 59 ist nicht ganz sicher. Er sieht in diesem Substantiv eine Ableitung aus *muet*, der 3. Sing. Ind. Pr. von *movoir*; gegen Herkunft von einem vulgären *movitionem* (vgl. *movicio*, Arch. f. lat. Lex. III, 261) spreche, wie er mit Recht sagt, der Diphthong. Man könnte eher an *sanc mëu* (Pt. von *movoir*) als Primitivum denken,[1] aber *sancmueçon* erinnert ebensosehr an

[1] Wie man findet: *Li rois l'entent si a le sanc mëu*, Mitth. 140, 24; *De joie a tot le sanc mëu*, Clig 6396 (wo aber *sanc* nicht in allen Hss. steht).

die besonders in den Chansons de geste häufig auftretende Wendung *li sans li müe* oder *il a le sanc müé*, das Blut wechselt ihm, sein Blut oder er wechselt die Farbe, er wird bleich (sc. vor Empörung, Entsetzen; die verschiedensten seelischen Ursachen machen, wie wir lesen, jemanden 'pale'), bezw. ist bleich geworden. Beispiele sind etwa: *Li rois l'öit, tox li sans li mua,* Gir. Viane ed. Bekker 1534; *Armé le vit, tous li sans li mua,* H. Bord. 5494; *Li sens* (Verstand) *li tourble et li sans li mua,* Mitth. 11, 29; *De maltalant a tout le sanc mué,* Mitth. 4, 20; *Quant Berte l'entendi, tous li sans li remue,* Berte 1305, noch bei Froissart *le sang lui mua,* s. Littré (*changier* steht für *müer* z. B. *La dame l'oit, li sans li est changiés,* Mitth. 151, 20). An diese Wendung läfst sich sehr wohl anknüpfen. Das Suffix von *sancmueçon* ist aber nicht *-ationem,* wie es in *sancmeslison* vorliegt. Hiergegen spricht das *ç*, das auch in der Ableitung *sancmu(e)çonné* wiederkehrt, sowie der Untergang der vortonigen Silbe in dem Substantivum, den das Beispiel aus Gautier de Coincy in der Aussprache schon anzunehmen zwingt (: *sancmu(e)çon*). Ein Verbum *sancmüer* kennen wir auch gar nicht. Vielmehr handelt es sich um den Ausgang *-çon,* der, wenn auch mehreren Wörtern (z. B. *contençon, maldiçon* etc.) anhaftend, mutmafslich doch von *friçon* entlehnt ist. Auch *friçon* ist seiner Bedeutung nach zunächst nur eine (durch einen seelischen Vorgang erzeugte) körperliche Empfindung, noch genauer nur die sinnliche Äufserung derselben. *-çon* ist an ein aus der Verbindung *li sans li müe* oder besser *il a le sanc müé* geschaffenes Adjektivum *sancmüé* getreten ('entfärbt, erblichen'). Man könnte auch an ein *sancmuant* denken und dann auf *friçon* neben dem Part. *friant* (so dafs *sancmuçon* die ursprüngliche Lautung wäre) verweisen. Indessen ist uns *sancmüé* (Umbildungen, vgl. *sancmü(e)-çon,* sind die mundartl. *sanmeu, saumu*) wenigstens aus Froiss. Chron. XI, 99 bekannt. Die Schreibung *sangmeué,* in der es hier begegnet, erklärt sich ebenso wie die gleichartige von *sancmuçonné* bei Froiss. als umgekehrte Schreibung nach *meu,* gesprochen *mu,* dem Partic. von *mouvoir,* das man vielleicht nachträglich auch in das Wort hineingelegt hat. *sancmueçon* ist bei dieser Entstehung zunächst viersilbig; aber es konnte mundartlich früh zu *sancmu(e)çon* werden (s. hierzu Meyer-Lübke, Gramm. I, § 377). Ist der Schöpfer des Wortes Gautier de Coincy gewesen, so wundert man sich über das Gebilde nicht mehr.

Mancherlei Bemerkungen könnten sich auch an den nächsten trefflichen Aufsatz anschliefsen, der die Ableitung vermittelst der Ausgänge *-eus, -ius* u. s. w. behandelt. Doch sei nur einiges hier berührt. *ceresium* S. 75 belegt Geyer, Arch. f. lat. Lex. VIII, 470. Das frz. *poireau,* S. 77, seines *oi* wegen zu **porreum,* aus dem Thomas das altpr. *poyre* erklärt, in Beziehung zu bringen hat man erst das Recht, wenn man das Primitivum im Frz. nachgewiesen hat; aber Thomas belegt es nicht. Wenn *poireau* wirklich schon im 13. Jahrhundert vorkommt (s. Littré), so ist doch *poreau* keineswegs jünger (z. B. *deus poriaus : por iaus,* B. Cond. 97, 15; *Il i a marcheanz de fruit, Naviaus et poriaus et letues,* Mont. Rayn. II, 127, 107). Vgl. ferner *poret, porette* im Altfrz.

poireau ist gewifs nur volksetymologisch umgestaltetes *poreau*, das auf **porrellum* zurückgeht; s. auch Körting 6281. Den Typus * *limacium* S. 77 stellte auch Gröber, Arch. f. lat. Lex. III, 513 auf. * *levius* (vgl. für dieses in anderen Sprachen Gröber, ibid. III, 512) fordert bereits Scheler, Dict. Étym. S. 305 für frz. *liège*. * *mixtilium*, S. 79, nahm schon Meyer-Lübke, Neutr. S. 140 an. Auch für * *frasia* vgl. schon Gröber, a. a. O. II, 427 (*frasea*).

Die Deutung von prov. *ceniza* und altfrz. *cenise* aus dem Typus *cinītia* S. 81, zu dem das span. *ceniza* allerdings nicht zwingt, halte ich für die richtige. *cinītia* wird durch die Form *cinissa* bestätigt, die uns eine Handschrift des 6. Jahrhunderts in einem medizinischen Traktat überliefert (s. Arch. f. lat. Lex. IV, 340); für *ss* = *ti* vgl. *Crassano* bei Schuchardt, Vokalism. I, 152. Gröber hatte Arch. f. lat. Lex. VI, 382 * *cinīcius* (aber frz. *cenise*) aufgestellt, d. h. * *cinem* statt *cinerem* (frz. *cendre*, prov. *cenre* etc.) + *-īcius*. Für * *cinīcia* spricht *cinissa* kaum vgl. *Felissiosa* bei Schuchardt I, 155. Über die Entstehung von *cinitia* äufsert Thomas keine Ansicht; er sagt nur, *cinītia* habe *cinisia* verdrängt 'sans qu'on en voie la raison'. Diese Worte klingen, als sei *cinisia* eine verbürgte Form; ich habe sie nirgends gefunden und glaube, dafs Meyer-Lübke, Gramm. I, § 511 und II, § 15 sie als erforderliches Substrat nur konstruiert habe. *cinītia* kann seinen Ursprung nur in einem Participium * *cinītus* haben, dessen Annahme unbedenklich erscheint; ein Verbum *cinescere* 'zu Asche werden' ist nachgewiesen (s. Sittl, Arch. f. lat. Lex. I, 489). Die Bildung von *cinītia* vergleicht sich mit der von lat. *minutia* aus *minūtus*. Scheinbar spricht die Behandlung des *tj* gegen *cinītia*; denn vgl. *-ece* aus *-ītia* und dazu Horning, Zeitschr. XVIII, 240, der um derselben willen Litt.-Bl. 1897, Sp. 232 Anm. in der That jenen Typus verwirft. Aber wir dürfen das Wort für kein echt volkstümliches halten; man beachte, dafs *cinissa* in einer medizinischen Abhandlung und das altfrz. Beispiel für *cenise* gleichfalls in einer solcheu überliefert ist (*emplastres d'oignons cuiz desouz la senise chaude*, Brun de Long Borc, Cyrurg., Ms., s. Godefroy s. v. senise). Offenbar ist es ein Ausdruck für Asche von besonderer Art oder in besonderem Zustande, der in der Sprache des gewöhnlichen Volkes nicht heimisch war, und dieser Umstand erklärt seine lautliche Entwickelung. Das weibl. *cenis* bei Godefroy (aus einem Denkmal zweimal an der Reimstelle beigebracht) kann sekundär zu *cenise* sein.

Den Typus **junicia* S. 85 stellte schon Horning, Lat. C S. 20 für *génisse* auf. * *intercoxium* S. 87 kommt auch für Süd-Italien in Betracht, vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 404 (auch schon Grundr. I, 373, 50). *murmurium* S. 89 wird im Arch. f. lat. Lex. III, 261 nachgewiesen (Ambr. Autp., angeblich auch Augustin.). *tempoire* erinnert an das aus der Hisp. Fam. bekannte Adjektivum *temporeus* (s. Arch. f. lat. Lex. II, 261) und liefse sich als *(spatium) temporeum* auslegen. Das altfrz. *laise* S. 90 ist dreisilbig; es beruht auf *latitia* (vgl. Horning, Zeitschr. XVIII, S. 240). In prov. *perdoa*, *rendoa*, *segoa*, *vendoa* erblickt Thomas Bildungen aus dem

Verbalstamm + *-uus*, *-ua*, wie *caeduus*, *dividuus* etc.; **secuus* liefse sich mit lat. *assecuē*, *consecuus*, *subsequus*, s. Paucker, Material. z. lat. Wortgeschichte I, 125, stützen.

Einige unter den in diesem Aufsatz besprochenen Wortgruppen werden noch Bereicherung erfahren können. Allerdings gesellt sich den an Adjektivstämme sich anknüpfenden Ableitungen auf *-ius* das aus Dial. Greg. und Poème Mor. 165d bekannte Adjektivum *senzfege* nur scheinbar zu; die Grundlage wird vielmehr **sinefīdicus*, aus *sine fīde*, sein. Doch in die S. 84 behandelte vulgäre Wortreihe läfst sich der Typus **crinia* aufnehmen, den, wie auch Meyer-Lübke, Gramm. II, 71 angiebt, das altfrz. *crigne* verlangt. Wenigstens erwähnt sei hier das neufrz. *carciche* 'Riedgras'. Über seine Entstehung kann man verschiedener Meinung sein. Entweder geht es gleich mant. *karetsa*, span. *carrizo*, portug. *carriço* (s. Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 448) auf **caricea* zurück, und in diesem Falle entstammt es einer Mundart, mutmafslich der picardischen, oder es ist gelehrt und nichts anderes als das lateinische *carex*, dessen Ausgang sich dem des synonymen *laîche*, in der Aussprache völlig, in der Schrift mit Rettung seines lateinischen Tonvokals, angepafst hat. Und an letzteres glaube ich eher. Denn das volkstümliche Wort ist im Frz. *laîche*, altfrz. *lesche* (vgl. zu diesem Körting s. 4850); schon in den Reichen. Gloss. 233, Foerster-Koschwitz Sp. 7, lesen wir *carecto lisca*. Berührt sei ferner auch das seit dem Ende des 14. Jahrhunderts nachgewiesene *bigorne*, ursprünglicher *bigorgne* (s. God. Cpl. s. v. bigorne, im Hptw. *biguorgnette*), obwohl es nur Lehnwort sein kann (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 574). Lieber als aus dem Italienischen (*bicornia*) würde man es sich nämlich aus dem Provenzalischen entlehnt denken; aber ich weifs nicht, ob es hier schon gefunden worden ist (bei Levy, Sppl.-Wb. steht es nicht). Für die notwendige Grundlage *bicornia* (sc. incus) sei auf Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, S. 50 verwiesen, der *bicornius* im Lateinischen nachweist. Im Anschlufs an die Wörter auf S. 86 ff. sei der Bildungen *plebium*, Capitul. Car. Magni, s. Arch. f. lat. Lex. III, 498, und *blasmium*, Scriptor. Longobard., ibid. VI, 113, gedacht, die immerhin das hohe Alter von *pleige* und *blâme* bezeugen.

Gegen den Typus **mellitia* als Grundform zu frc.-prov. *mélèze*, den Devaux, Lang. vulg. du Dauph. sept. S. 170 Anm. 2 vorgeschlagen, spricht, wie Thomas S. 139 mit Recht bemerkt, der Ausgang *-exe*. **mellitia* nämlich sei nur als Ableitung von *mellitus* zu begreifen und hätte somit nur zu *melise* (?) werden können. Ein **mellīcea*, von *mel*, genüge zwar, fügt er hinzu, dem Tonvokal des frc.-prov. Wortes, werde aber von dem stimmhaften *s* des letzteren nicht geduldet. Und so läfst Thomas den Ursprung von *mélèxe* ungewifs. Die Diezsche Herleitung aus *mel larix*, E. W. II C, hatten bereits Devaux a. a. O. und Meyer-Lübke, Z. XV, 243 (s. auch schon Z. VIII, 233) zurückgewiesen, da dieses in lautlicher Hinsicht nicht befriedige. Meyer-Lübke ersetzte ebenda *mel larix* durch **mélicem*, das zugleich die zweisilbigen Lautungen *melze*, *melse* u. s. w. in gewissen Alpendialekten erkläre. Aber G. Paris, Rom. XX, 333 hielt **melicem*

nicht für völlig zutreffend; er fand — eine Ansicht, die auch Devaux hatte — das dreisilbige *mélèze* als Wiedergabe desselben nicht begreiflich. Ein Typus, mit dem sich beide Lautungen, *melze* und *mélèze*, sowie auch die Form *laze* in Vionnaz, sehr wohl vertragen, ist nach G. Paris **mélase.* Dies leuchtet ein, nur entgeht uns der Ursprung desselben noch. Mir scheint, der lateinische Wortschatz enthalte das Etymon, und zwar in dem Sbst. *mīlax, mīlacem* (= griech. μῖλαξ neben σμῖλαξ). Das *i* ist allerdings hierin lang, aber seine Behandlung ist nicht beispiellos. Es sei an die romanischen Vertreter eines anderen Baumnamens, *īlex*, erinnert. J. Ulrich, Zeitschr. XIX, 576 sieht eine Mittelstufe *ĭllex* gerechtfertigt. Dieser träte *mĭllax* an die Seite. Im übrigen ist die Entwickelung des letzteren gesetzmäfsig verlaufen: aus *mĭllacem* ward *mẹ́lese* (vgl. die Entwickelung von *ádjacens*, dem von Thomas S. 217 ff. für pr. *aize*, frz. *aise* erhärteten Etymon) und weiter *melze*, konnte aber auch mit öfters wahrzunehmender Accentversetzung von der Antepaenultima auf die Paenultima (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 599) daneben *meléze* hervorgehen. Die Bedeutung von *milax* ist Taxusbaum (Plin.); auch eine Eichenart und die Stechwinde benennt es. Im Griechischen ist *(σ)μῖλαξ* häufiger als τάξος, im Lateinischen *taxus* häufiger als *milax* belegt. Aber der Annahme steht, denke ich, nichts im Wege, dafs *milax* örtlich der herrschende Ausdruck gewesen oder geworden sei. Die romanischen Sprachen kennen *taxus* überhaupt nur in der Minderzahl. Im Französischen und in den Sprachen der Pyrenäischen Halbinsel ist das ahd. *îwa* 'Eibe' der volkstümliche Name des Taxusbaumes geworden (frz. *if*, südfrz. *lieu*, sp. ptg. *iva*). Und das Italienische besitzt zwar *tasso*, aber auch den Ausdruck *nasso*, der nur im Ausgang an *tasso* anklingt; es bleibe dahingestellt, ob vielleicht gar *milax* in *nasso* stecke, nachdem es sich mit *taxus* zu **milaxu* gekreuzt habe (*milasso* : *minasso* [vgl. Meyer-Lübke, Ital. Gr. § 281] : *mnasso* [vgl. M.-L. ibid. § 193] : *nasso*?). Als der Eibenbaum seinen Namen in Frankreich wechselte, ging der alte Name *milax* dort, wo wir *meuze* (nprov.), *melze* u. s. w. (frco.-prov.) und *mélèze* finden, auf den Lärchenbaum über. Dies mag auf Umdeutung beruhen. Denn *mẹ́llace* klang an *mẹl* 'Honig' an, und mit Honig lag es nahe, das Lärchenmanna zu vergleichen. Von *mel* stammt auch die Benennung des Kirschbaumharzes *melīka* in der Kommune Sérezin, wie Devaux a. a. O. S. 170 Anm. erwähnt. Mit der inneren Umdeutung des Namens *mẹllace* wird nun auch eine lautliche Umprägung desselben verbunden gewesen sein, nämlich von *mẹllace* nach *mẹl* 'Honig' zu *mẹllace*. Daher ist die oben angegebene Entwickelung in dieser Weise zu modifizieren: **mẹ́llace* : *mẹ́lese* : *mẹlze, mẹuze* u. s. w. (*mẹuze* ist in der That die prov. Lautung), und neben *mẹlze* mit Tonverschiebung *meléze*.

Thomas legt S. 148 dar, dafs das prov. Vb. *chaupir* die Bedeutung 'niedertreten' u. dgl. habe, also mit dem deutschen 'kaufen' nicht zu verknüpfen sei; es dürfe vielmehr von prov. *caupisar* und ital. *calpestare*, auch prov. *caussigar*, nicht getrennt werden. Er fragt sodann, ob es wohl möglich sei, dafs sich aus den vulgären Formen **calcicare, *calpisare* (für

calce pisare), **calpistare*, vielleicht auch **calpicare* (nach bord. *caupica*) ein Typus **calpire* entwickelt habe. Dies ist schwer glaublich; denn man findet den Weg nicht. Die Quelle von *chaupir* mufs anderswo liegen. Es ist übrigens keineswegs erwiesen, dafs **calpisare* für *calce pisare* und **calpistare* für *calce pistare* (wie man gewöhnlich erklärt, s. Körting 1496) stehe, da nicht zu begreifen ist, wie die Silbe *-ce* des ersten Bestandteils so ganz spurlos habe verschwinden können. Das ital. *scalpitare* deutet man als eine Umstellung von *calpestare*; aber hierzu gehört als Voraussetzung der Nachweis, dafs *calpestare* die ältere der beiden Lautungen sei. Allerdings ist es früh nachweisbar, vgl. *calpestio* bei Boccaccio; aber *scalpitare* kennt schon Dante, Inf. 14, 34, und nach Du C. begegnet *scalpitare* in alten lateinischen Glossarien. Das Italienische besitzt neben *scalpitare* auch *calpitare* (Giov. Villani) und mit anlautendem *s scalpicciare* (Fr. da Buti, *-io* Bocc.) sowie *scalpeggiare*. Allen fünf italienischen Wörtern ist die Lautfolge *scalp-* oder *calp-* gemeinsam, sie ist es auch den südfranzösischen Wörtern pr. *chaupir, caupisar* und bord. *caupica*. Es liegt daher nahe zu glauben, dafs beide Gruppen sich aus einer gemeinsamen Grundlage, die den Stamm *(s)calp-* aufweist, entwickelt haben. Das prov. *chaupir* in Verbindung mit dem ital. *scalpitare* führt, meine ich, auf dieselbe: es ist das lat. Verbum *scalpĕre* (scharren, aufscharren, daher zerwühlen und, wofern mittels der Füfse, somit leicht: zertreten, zerstampfen). Die provenzalische Lautung erfordert die zulässige Annahme, dafs dasselbe zur 4. Konjugation übergetreten sei; den Verlust des Anlautes *s-* darf man auf Einflufs von *calcare*, prov. *calcar*, zurückführen. Prov. *caupisar* erklärt sich nunmehr entweder als *(s)calpere* + *pisare* oder als **(s)calpīre* + *pisare*, je nach dem Alter, das es besitzt, und bord. *caupica* als *(s)calpĕre* + *-icare*. Auf dem italienischen Gebiet ging aus *scalpere* die Ableitung *scalpitare* hervor (vgl. *seguitare* u. a.), die ihren Anlaut *s-* nach *calcare* nebenher verliert: *calpitare*. *calpestare* beruht auf Mischung von *calpitare* mit *pestare*. Mit verändertem Ausgange erscheint *scalpitare* in *scalpicciare* und in *scalpeggiare*; bei Tommaseo-Bellini, wo unter *scalpitare* bereits an das lat. *scalpere* erinnert wird, findet man für den Ausgang von *scalpicciare* auf *stroppicciare* und für denjenigen von *scalpeggiare* auf *colpeggiare* hingewiesen. Auf Wortmischung lassen in Italien auch die gleichbedeutenden Verba tosk. *sapear*, bellinz. *sampedá*, com. *sompedá* schliefsen; Salvioni, Arch. glottol. XII, 429 erklärt sie aus *soppedare* mit Einmengung von *zampa, zapa*. Darmesteter, Mots Compos.[2] S. 133 hatte in *calpestare* ein Beispiel für die Verwendung des von ihm vermeinten Präfixes *cal-* in Italien gesehen; dies ist leicht zu widerlegen.

Thomas stellt S. 158 fest, dafs das altfrz. *aubel* 'Weifspappel' als *obeau* noch fortlebt. Dies verdient hervorgehoben zu werden, da die meisten Wörterbücher dieses Wort nicht verzeichnen. Bei Mozin-Peschier findet man *aubel*; aber wer weifs, ob es aus der lebenden Sprache beobachtet ist. Auch Godefroy, der *aubel* zum letztenmal aus dem Jahre 1613, und zwar in jener Gestalt *obeau*, belegt, ist die von Thomas angemerkte Thatsache nicht bekannt gewesen. Als Scheler im Jahre 1877 den

Bastard de Bouillon herausgab, wufste er nicht einmal den Sinn des altfranzösischen Wortes zu bestimmen, s. seine Anm. zu Bast. 6020. Freilich ist dies recht sonderbar, und zumal deswegen, weil er denselben drei Jahre früher, als er seine Anmerkung zu Bueves de Commarchis V. 2636 niederschrieb, richtig erkannt hatte. Er zieht in der letzteren deutsches *Albel* heran; Kluge hat *Abele*.

Unter den etymologischen Abhandlungen des zweiten Teiles der Essays, die über den Ursprung einer weit gröfseren Anzahl provenzalischer und französischer Wörter Licht verbreiten, als die Überschriften ankündigen, ist die dem prov. *aize*, frz. *aise* gewidmete eine der hervorragendsten, vielleicht die vollendetste. Thomas knüpft in dieser an den vor ihm nur vermutungsweise geäufserten Gedanken an, dafs *aisance* auf *adjacentia* zurückgehen möge, und liefert, im Besitze eines reichen Belegmaterials für die Vorstufen der beiden romanischen Wörter, den überzeugenden Beweis, dafs das lateinische Adjektivum *adjacens* die nach Form und nach Bedeutung gleich sehr befriedigende Grundlage von *aize* und *aise* ist; auch erklärt er gewisse auffallende Schreibungen für diese Nomina und Ableitungen aus ihnen. Nur zu der vierten Anmerkung auf S. 216, die sich mit der Deutung des Namens Bordeaux beschäftigt, erlaube ich mir ein Wort. Die Entwickelung, die er von **Burdĕgale* (so bei Isidorus für *Burdĭgala* oder *Burdĭ̆gala*) zu prov. *Bordęu* annimmt, entspricht derjenigen, die Thomas für ebenso oder ähnlich ausgehende Wörter (*sĕcale* : *seguel*, *segel* u. s. w.) als Regel aufstellt, nicht, und das ist der Grund, weswegen er jenes Wort in eine Anmerkung verwiesen hat. An diesem Worte wäre die Sprache nämlich nicht bei der Lautung **Bordeguel* stehen geblieben (oder hätte sie überhaupt nicht erzeugt?), sie hätte vielmehr schon früh den *g*-Laut hier aufgegeben und dann **Bordeel* in *Bordel* zusammengezogen. Thomas beruft sich für den Untergang des *g* auf die Form *Burdiale*, die auf merovingischen Münzen entgegentritt. Man darf zweifeln, ob er dies mit Recht thue. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dafs im Volke der Name der Stadt in anderer Gestalt lebendig war und *Burdiale* das Lautbild des lateinischen *Burdigale* in zeitgemäfser Aussprache (mit zu *j* erweichtem und dann mit dem vorhergehenden *i* verschmolzenem *g*) darstellt.[1] Thomas trennt das altfrz. *Bordęle*, neben dem es auch *Bordęl* gegeben hat, s. Suchier, Altfrz. Gramm. I, § 58a, von dem

[1] Nach Quicherat wäre *Burdiale* nicht einmal die Stadt, die im Provenzalischen *Bordęl*, *Bordęu* und heutzutage *Bordeaux* heifst. Thomas citiert *Burdiale* nach Prou, Invent. somm. des monnaies mérov. de la collection d'Amécourt, Paris 1890. Schon An. de Barthélemy führt in seiner Abhandlung über die Ortsnamen auf merovingischen Münzen, Bibl. de l'Éc. des Chart., 6. Série, B. I, S. 453, No. 154 *Burdialet* (aus der gleichen Sammlung), zwar mit *-t*, an. Auch er identifiziert dieses mit *Bordeaux*. Aber Quicherat, Bibl. de l'Ec. d. Ch., 6. Sér., B. III, S. 112 tadelt diese Verschmelzung. Er hebt hervor, dafs der Name für *Bordeaux* auf merovingischen Münzen *Burdegala*, *Burdegale* sei (s. Barthélemy, a. a. O. S. 453, No. 153), und hält es darum für vernünftiger, unter Ortsnamen wie *Bordelats* (H.-Pyrén.), *Bourdalat* (Landes), *Bourdelas* (Haute-Vienne) etc. die französische Entsprechung von *Burdialet* zu suchen.

provenzalischen *Bordẹl, Bordẹu,* und wenn deswegen, weil er Entlehnungen in ersteren sieht, so mit Recht, da die französischen Lautgesetze ein *ẹ* in keinem Falle begreiflich machen. Allerdings ist also das prov. *Bordẹl* zu erklären; das altfranzösische weibliche *Bordẹle* mag erst in Analogie zu Städtenamen auf *-ele* (vgl. *Rochelle*) aus *Bordẹl* hervorgegangen sein. Dahingestellt bleibe nun, ob für prov. *Bordẹl* an *Burdĭgale* oder an *Burdĕgale,* wofür ich an **Burdĭgalo* oder **Burdĕgalo* (sei es aus *-am,* sei es für *-e*) glauben möchte, anzuknüpfen sei, da sich prov. *Bordẹl* aus beiden Lautungen erklären liefse. Wichtiger ist die meines Erachtens zu machende und ganz zulässige Voraussetzung, dafs **Burdĭgalo* mit Lautversetzung zunächst zu **Burdĭlago* geworden sei, ein Vorgang, durch den dieser Name in die Reihe der auf *-ago* ausgehenden Ortsnamen rückte. Derartige Umstellungen lassen sich öfter beobachten oder sind öfter anzunehmen; Thomas selbst fordert in diesem Kapitel S. 214 **Axate* für *Atace* zu *Aude.* **Burdĭlago* ergiebt nun regelrecht *Bordẹlau* : *Bordẹlu* : *Bordẹl,* vgl. die Entwickelung von *sarcofagus* und anderer gleichartiger Wörter (s. Thomas S. 214 Anm. 2, mit Hinweis auf Meyer-Lübke, Gr. I, § 523). *Bordẹl* beruht dann auf Tausch von *-ęl* mit *-ẹl*; bei **Burdĕgalo* als Grundlage ist es das sofortige Ergebnis. Im Französischen wäre nur *ei* oder *ie* als Vertreter des jebezüglichen Tonvokals zu erwarten gewesen; daher ist für frz. *Bordẹl* auf Entlehnung zu erkennen.

Thomas' Deutung des Ausganges von *vioge* als *-ōticus,* S. 240, verdient den Vorzug vor Hornings Erklärung aus *-occus,* Zeitschr. XIX, S. 177 Anm.; *vioche* und *viouge* sind dasselbe Wort wie jenes. Godefroy stellt mit Recht mundartliche Lautungen wie *vrioche, vriouge* zu *vioge.* Das *r* wird parasitisch sein wie in anderen Wörtern, z. B. *fronde, breuilles*; vgl. die Lautfolge in *vreder,* ferner vielleicht altfrz. *brive, abrivé, brioler,* da man nach einflufsausübenden Wörtern sucht. Horning sieht in *vrioche* eine Umstellung von *viroche* aus *virer.* Aber man kennt *viroche* nicht. Auch an Einwirkung von *virer* auf die Gestalt von *vioche* läfst sich nur dann denken, wenn dieses Verbum in den betreffenden Gegenden *verier* und weiter *vrier* lautet, wie allerdings in gewissen Muudarten der Fall ist, vgl. *verié, veré* im patois de la Bresse, *pouais se vriant vé le bon Die,* in einer Dichtung im patois bugiste, s. Onofrio, Glossaire Lyonnais S. 441. Bedeutet jedoch *vriant* im Dialekt von Aunis so viel wie *souriant,* s. Meyer, Gloss. S. 111, so hat man dieses Wort mit *riant* zu verknüpfen, das sich nach *vrioche* (= égrillard, éveillé, ibid.) in *vriant* verwandelt hat. Das von Horning aus Villatte, Parisismen entnommene *viocque* 'alt' ('zu vieux') erinnert an das Adj. *viouche* 'der lange lebt', das in dem Dict. Fr.-All. von Roux, Berlin 1779, steht; ist diese Bedeutungsangabe verläfslich, so wäre *viouche* nach *vie* Lebenszeit, u. vgl. *vieux,* umgedeutet worden.

Das altfrz. Adj. *arteilleus* leitet Thomas S. 214 Anm. 1 von *art* ab, indem er auf *fameilleus* aus *faim* als Analogon hinweist. Die letztere Herleitung weist Schultz-Gora, Litt. Centr.-Bl. 1898, Sp. 1239 mit Recht zurück, und zu *arteilleus* erinnert er an die beiden Sbst. altfrz. *arteil,* prov. *artelh* 'Schlauheit'. Es liegt gewifs sehr nahe, *arteilleus* und prov.

artelhos als Ableitungen aus diesen aufzufassen. Nur eines fordert hierbei Beachtung, der Umstand, dafs *artelh* und *arteil* nur auf den gleichen Sprachgebieten begegnet sind, auf denen die beiden Adjektiva auf *-osus* bestehen. Daher kann das Verhältnis zwischen *artelh* und *artelhos* und zwischen *arteil* und *arteilleus* auch umgekehrt liegen. *arteilleus* und *artelhos* gehen, wie ich glaube, auf das lateinische Adjektivum *articulosus*, von *articulus* 'Gelenk' zurück (radix *articulosa*, Plin.; in *articulosis* locis, ut in genu aut in cubito, Cass. Fel.; übertr. concisa nimium et velut *articulosa* partitio, allzu gliederreich, zu vielfach gegliedert, Quintil. s. Georges). Die Bedeutung 'gliederreich' führt zu 'biegsam', 'gelenkig' (vgl. den Ursprung des letzteren), 'gewandt', und mit Übertragung dieser Eigenschaft vom Körper auf den Geist: 'schlau' (d. h. also geistig gewandt), auch 'listig'. Es giebt in altfranzösischen Texten Stellen, an denen man geneigt ist, *arteilleus* auf körperliche Gewandtheit zu beziehen. Diese Eigenschaft bezeichnet auch das gelehrte italienische *articuloso*, dessen Ursprung ganz deutlich in lat. *articulosus* liegt. Man hat also, meine ich, in *arteilleus*, *artelhos* kein Derivatum von *ars* vor sich, aber man darf sagen, dafs volksetymologische Verknüpfung von *articulosus* mit *ars* die Übertragung des Begriffes 'gewandt' auf den Verstand gefördert habe; man denkt hierbei an die nur auf Umdeutung beruhende Verwendung des gelehrten portug. *articuloso* in ähnlichem Sinne. Die beiden Sbst. *arteil* und *artelh* deute ich mir als Bildungen, die erst durch *arteilleus* und *artelhos* ins Dasein gerufen worden sind: das Bestehen von *engigneus*, *engenhos*, Adjektiven verwandter Bedeutung, neben *engin*, *engenh* als Primitiven führte zur Ausscheidung vermeintlicher Primitiva *arteil*, *artelh* aus *arteilleus*, *artelhos* (vgl. auch *artos* neben *art*, *malartos* neben *mal'art*, jenes auch pr.). Nicht undenkbar wäre es, dafs die Schöpfung des Sbst. aus dem Adj. schon in der gallorom. Vulgärsprache vor sich ging (**articlum* aus *articlosus*); aber auch als einzelsprachliches Ereignis liefse sich dieselbe rechtfertigen. Den Wert der bei Du C. aufgeführten Wörter *articulus* 1. u. 2. und *articula* 1. für unsere beiden Substantiva lasse ich dahingestellt bleiben. Noch einer anderen Bildung, die mit *arteilleus* in Zusammenhang stehen mufs, sei kurz gedacht, da Godefroy sie nicht bringt, des Sbst. *artillece* (im Reim auf *gentillece*), B. Condé, Conte de Geutilleche, Introd. 94 (abgedruckt nach Jubinal von Scheler, B. Condé S. 461). Seine Bedeutung ist 'art, adresse'. Es steht neben *arteilleus* wie etwa *desdegnece* neben *desdegneus* und scheint nur Gelegenheitsbildung.

Die Herleitung von *biais* aus *bifacem* weist Thomas S. 256 mit Recht zurück; die formale Entwickelung verstofse gegen die Lautgesetze. Man kann hinzufügen, dafs auch die begriffliche Entwickelung unklar bleibt. Dieser Einwand läfst sich auch gegen den Typus **bia(n)sius*, aus *bis* + *ansa*, erheben, den Thomas sich als Grundlage des frz. Wortes denkt. Aufserdem erwartet man, wenn letztere ein vulgärlateinisches Gebilde sein soll, wegen des vokalischen Anlauts von *ansa* vielmehr **bisansius*. Der Ursprung von *biais* ist also nach wie vor dunkel, und nur das eine läfst sich vermuten, dafs das erst im 14. Jahrhundert auftretende frz. *biais*

aus dem Provenzalischen entlehnt sei. Ich erlaube mir nur folgende Bemerkung zu dem Wort. Bei Gir. Pateg 368 tritt uns der Plural *bisi* eines Adjektivums entgegen, dessen Bedeutung 'schief, krumm' sein mufs, s. Tobler, Einl. S. 15, 1 u. S. 45; dasselbe lautet im Neueremones. *bizo* (schielend). Wenn *bieco* und *biescio* einheimische italienische Wörter sind, was ich bezweifle, so kann *bisọ* nicht aus der gleichen Quelle geflossen sein, woferu es selbst eine echte Bildung seines Sprachbereiches ist. Sind die italienischen Adjektiva aus einer anderen Sprache entlehnt, so wird *biso* für sich selbst deutbar. Aber die Möglichkeit ist in keinem der Fälle ausgeschlossen, dafs auch *biso* ein Lehnwort sei, zumal da wir vergeblich nach einer passenden lateinischen oder sonstigen Grundlage suchen. Mir scheint, dafs ein Wort, welches im Provenzalischen zu *biais* wurde, im Franco-Provenzalischen zu *bis* oder *bix* habe werden können; erinnert sei hier nur an die Entwickelung von *-ianus* zu *-in* oder, besonders in Haute-Savoie, von (Kons. +) *-iacum* zu *-y*, vgl. Devaux, Dauph. sept. S. 113 f. und S. 144. Daher möchte ich meinen, dafs das crem. *biso* vielleicht aus Savoyen stamme, auch wenn man ein altfrco.-prov. **bis* oder **bix* nicht kennen sollte; man wird dabei also in Betracht zu ziehen haben, dafs diese franco-provenzalische Form schon das Ergebnis einer Zusammenziehung gewesen sein könne. Jedenfalls scheint die cremon. Bildung der Berücksichtigung wert, wenn man dem Ursprung von *biais* nachgehen will. Auch die von Salvioni, Arch. glott. XII, 391 in seinen Annotazioni lombarde erwähnte Wendung *de bissa,* zu der er bemerkt: pare che dica tortuosamente, non dirittamente, a modo di 'biscia', ist zu beachten; sie erinnert durchaus an das prov. *de biais* und die ebenso lautende französische Verbindung. Darum braucht aber das frz. Sbst. *biseau* 'Schrägfläche' nicht mit jenem hypothetischen **bis* zusammenzuhängen. Diez, E. W. I, s. v. bis denkt an *bis,* das lat. Adv., als Grundform für den Stamm von *biseau,* Littré auch an *bisellium* oder an Stammverwandtschaft von *biseau* mit ital. *biscia,* altfrz. *bisse*; Scheler schwankt gleichfalls zwischen *bis* und *bisellium,* und Körting übergeht *biseau* ganz. Noch am ehesten in Betracht käme scheinbar das Adverbium *bis.* Aber der Vokal desselben ist kurz, und als gelehrtes Wort ist *biseau* nicht zu deuten. Nachgewiesen ist *biseau* seit dem 16. Jahrhundert. Es scheint mir nichts anderes als eine Ableitung von *biais* zu sein. Man hatte *plateau* neben dem Adjektivum *plat* und schuf sich nun zu *biais* in entsprechender Weise *biaiseau,* gesprochen (infolge der Tonveränderung) *bieseau* und allmählich *biseau* (wie *limier* für *liemier, roulette* für *rouelette* u. a., s. Tobler, Versbau[3] S. 37 f.). Dafs das aus *biais* gewonnene Verbum nicht auch zu **biser* geworden ist, hat seinen Grund in den Tonverhältnissen des Präsens, dessen Lautung *je biaise* u. s. w. für Erhaltung der vollen Form *biaiser* sorgte; daher spricht und schreibt man denn auch die aus *biaiser* gezogenen Ableitungen in ihrem mit diesem gemeinsamen Wortbestandteil gleich demselben, also *biaiseur, biaisement* und im 16. Jahrhundert (O. de Serres) auch *biaiseure.*

Das neufrz. *bouillie* 'Brei', im Altfrz. *boulie,* ist nach Thomas S. 218

eine Bildung mittels des Suffixes *-ia*, welches den Ausgang *-arium* von *bolarium* (= griech. βωλάριον) 'Klümpchen' verdrängt habe. Man würde vorziehen, an das von Moore, Arch. f. lat. Lex. X, 268 nachgewiesene *bolus* (= βῶλος) selbst anzuknüpfen, aber nicht mit *-ia* als Ableitungsmittel, da ein Wort so konkreten Inhalts wie *boulie* dieses verwirft. Man könnte daher eher auf *-īca* (*lectica, nasica, vesica* u. a.) schliefsen wollen. Indessen ist *-īca* kein fruchtbares Suffix der Vulgärsprache; wir haben ebensowenig ein Recht, **pultica* für *poutie* anzusetzen. Somit bleibt nur *-ita*, und die Bedeutung wäre zunächst: etwas zu einem Klumpen Gewordenes, Verdichtetes oder etwas Klumpartiges. *boulie* besteht noch mundartlich; im Arch. f. n. Spr. III, S. 346b heifst es nicht zutreffend, dafs *bouillie* unter Abstofsung des aus dem Süden stammenden mouillierten Lautes in Flandern zu *boulie* geworden sei. Das auch von Godefroy verzeichnete Deminutivum *bouliel*, J. Cond. I, 235, 2123, hat in der Turiner Handschrift *bouliet* neben sich. Das neufrz. *boulée* 'Bodensatz', in dem Thomas S. 258 Anm. 1 eine Entlehnung des prov. *boulié* sieht, bewahrt vielleicht die alte Lautung mit vertauschtem Ausgang. *boulee* ist auch schon im Altfrz. zu belegen. So giebt es auch *poutee* neben *poutie*. *poutie* selbst läfst sich als **pultem* + *-ītam* nach **bolitam* deuten, also als rein äufserliche Analogiebildung (zum einfachen *pultem* im Frz. vgl. Foerster zu Yvain 2853). Die ital. Wörter *poltia* und *poltiglia* sind Entlehnungen aus Frankreich; vgl. zur Einfügung des mouillierten Lautes *convoglio* aus *convoi*, *zagaglia* aus *zagaie* (s. Tobler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889, S. 1091; Meyer-Lübke, Gramm. I, § 23).

Unter *camoiard* S. 259 bekennt sich Thomas zu der alten Auffassung, dafs *moire* das engl. *mohair* in französischer Gestalt sei, ohne die entgegengesetzte Deutung Toblers, Zeitschr. X, 574, dafs *moire* auf *(mar)moire* zurückgehe, zu berühren. Littré giebt *camoiard* ohne jeden älteren Beleg. Darum sei angemerkt, dafs schon Furetière (17. Jahrh.) das Wort bringt (auch Ménage hat es, nach Lacurne). Richelet hat die (zuverlässige?) Form *camotard*, die nebst *camoiard* dann in späteren Wörterbüchern wiederkehrt. *camoiard* (bezw. *camotard*) ist nach Richelet, und ähnlich sagt Littré, 'une étoffe faite de poil de chèvre sauvage'; zu *moncayar*, bei Cotgrave *moncaiart* (étoffe de soie), heifst es bei Richelet: 'c'est une serge ou étoffe de laine croisée et fort deliée, dont on fait des habits longs'. Die Stoffe scheinen also nicht genau dieselben zu sein. Körting s. 5132 sieht in ital. *camojardo* statt *mocajardo* Anlehnung an *camelus*. Das ital. *cammellotto, cambellotto* kann eher als *camelus* Anspruch auf Beachtung erheben. So hat oder teilweise hatte auch das Frz. *camelot* und *camelin*, vgl. auch *camocas* (bei Littré, Suppl. I u. Orient. Wört. S. 25 *camocan*, eine fürs Frz. kaum zutreffende Lautung). Mit Hilfe eines dieser Wörter käme man leichter zum Verständnis der Umstellung *camoiard* (aus *mocaiard*). Indessen ist dieses wahrscheinlich erst aus dem Ital. entlehnt, wie Thomas S. 408 nachträglich anmerkt.

Das frz. *chevène* wird S. 261 von **capĭtinem* statt *capitōnem*, Nominativ *cápito*, hergeleitet. Zur Rechtfertigung dieses Casus obliquus zieht

Thomas zwei Analogien heran, von denen die eine sicher anfechtbar ist, s. nachher. *chevesne* ist, wie nachgetragen sei, auch aus dem Altfrz. genügend belegt. Godefroy bringt *chevesne* im Hptw. aus Gaut. Coincy, im Compl. aus Le Fevre, La Vieille und aus späterer Zeit; auch das Demin. *chevenel* (früher von Du C. s. v. cheneverium erst aus dem 14. Jahrhundert belegt gewesen) weist Godefroy schon im 13. Jahrhundert nach. Als älteren Nachweis füge ich hinzu: *capito piscis qui vulgo dicitur cauesnus* (also mit deutlichem männlichen Geschlecht), Glossarfragment aus dem 12. Jahrhundert bei Hofmann von Fallersleben, Elnonensia S. 28. Bei Du C. wird *capedines*, das romanische Wort in latinisierter Form, aus Papias mitgeteilt (s. v. capedines: c. quod manu capiantur). Auf dieses Zeugnis sowie auf *cavedanus* (Bologn. Urk. des 13. Jahrh.) bei Du C. weist auch Lorck, Altberg. Sprachdenkm. 217, 322 hin, der die Entsprechungen des Wortes in Oberitalien, doch nicht recht übersichtlich, zusammenstellt und bereits an *capito* als Grund- oder wenigstens Stammwort für ital. *cavedine* denkt. Letzteres mit seinem weiblichen Geschlecht erklärt Thomas S. 264; vgl. auch *torpedine*. Bei Du C. findet man auch die Rückbildung *cavedus*, aus einer Urkunde von Piacenza, verzeichnet. *capitónem* lebt nach Meyer-Lübke, Gramm. II, § 456 auch im span. *alcaudon*, allerdings dem Namen des Würgfalken, fort. In dem Glossar bei Hofmann von Fallersleben wird *capito* mit *cauesnus* identifiziert. Andere Glossarien interpretieren *capito* in anderer Weise, so Alex. Neckam mit *caboche* (s. Scheler, Jahrb. VII, 61, 31), die Sammlung Olla Patella S. 25 mit *bame* (l. *baine* und vgl. Godefroy s. h. v.), das Glossar von Lille (s. Scheler, Jahrb. a. a. O.) mit *cabot*, und das Catholicon de Lille S. 32 sagt *capito* poisson, *casset* (wohl zu lesen *cauet*, mit offenbar demselben Stamme wie *chevesne*, vgl. ferner *chavelot* und *chavesson* bei Godefroy).

Das, wie oben angedeutet, anfechtbare Analogon ist *pepo*, S. 264. Versieht Thomas *pépine* mit einem Stern, so mufs er ihn auch der Lautung *pepóne* zuerteilen. Denn im Lateinischen liegt der Ton auf der drittletzten Silbe, ganz wie im Griechischen (*πέπων, πέπονος*). **pépine* steht daher dem lateinischen Worte noch näher als **pepóne*. Eine Anmerkung erklärt es ebendort für wahrscheinlich, dafs das altfrz. **poupon**, **pompon** entlehntes italienisches *popóne* sei (?). Letzteres sei gelehrt. Aber *popóne* erklärt sich in jedem Falle schwer aus *péponem*; liefse man den Accentwechsel gelten, so bliebe noch das *o* der ersten Silbe zu rechtfertigen, und *popóne* steht doch schon bei Boccaccio. Die Beispiele, die Godefroy für *poupon*, *pompon* giebt (merkwürdigerweise unter *pepon* als Stichwort, das doch erst im 16. Jahrhundert auftritt), sind allerdings aus nicht sehr alter Zeit (s. auch Littré s. v. pompon). Gleichwohl ist das ital. *popóne* leichter als Lehnwort aus Frankreich zu verstehen und das frz. *poupon*, wenn diese Lautung für ursprünglicher als *pompon* gelten darf, leichter als Erbwort. Gern wüfste man freilich, wenn *poupon*, *pompon* nicht früher als im 14. Jahrhundert nachweisbar sind, *polpon* im Provenzalischen heimisch, aus dem es nach Nordfrankreich gekommen wäre. Nur unter Vorbehalt sei also frz. *poupon* als Erbwort bezeichnet. Für dieses liefse sich

dann an einen Typus **pulponem* (aus *pulpa* Dickfleisch, Fleisch des Obstes) denken, der eigentlich nur 'dickfleischige Frucht', aber mit dem bestimmten Gedanken an die Melone, besagen würde; volksgemäfs wäre eine solche Benennung gewifs. *pompon* wäre volksetymologische Umbildung von *poupon* nach *pompe*, wegen des prächtigen Äufseren oder des schönfarbigen Fleisches der Frucht. Bekanntlich besitzt das Neufrz. das Wort *pompon*; doch gehe ich auf dieses nicht mehr ein.

Die Deutung von *cignole*, altfrz. *ceoignole*, S. 265 ist einleuchtend. Thomas ist über Godefroys Bemerkung verwundert, dafs das altfrz. Wort in einem neufrz. *soignole*, piston de pompe, fortlebe. Auch Brachet, Mém. de la Soc. de Ling. I, 367 Anm. 1 und Scheler, Dictionn. Étymol. S. 167 geben *soignole*, beide mit der gleichen Auslegung und Zurückführung wie Godefroy und *ceoignole* richtig aus **ciconiola* deutend. Suffixwdl. S. 258 hatte ich auf *cignole* und *chignole*, sowie *échignole* hingewiesen. Die Schreibung *signole* bei Littré verhält sich zu der Schreibung *cignole*, die Thomas bevorzugt, wie z. B. *sivé* (bei Régnier) zu *civé* und findet besonders im Altfranzösischen viele Analogien; umgekehrte neuere Schreibungen sind etwa *cigler* (segeln), *ciron*. In *soignole* stände *s*- an Stelle von *ç*- wie in *sangle*, *sarcelle* (s. auch Thurot, Prononc. frç. I, 13), *souche* (vgl. Schuchardt, Zeitschrift XV, 101; Foerster, Anm. zu Ivain. 292), dial. *soper*, *souper* (s. Foerster ibid. zu 3097) u. a. Zum Grundwort selbst vgl. auch *cigonille* (de puis = *ciconium*), Glossar des 15. Jahrh., s. Godefroy (zur Erklärung mit manivelle s. Thomas).

Das altfrz. *cit* 'Stadt' führt Thomas S. 268 auf einen Obliquus **civitem* zurück. Indessen wird man mit Meyer-Lübke, Zeitschr. XXII, S. 300 die Möglichkeit bestreiten müssen, dafs dieser Typus das einsilbige frz. Wort erzeugt habe. Meist proklitisch tritt jedoch, wie man Meyer-Lübkes Äufserung gegenüber bemerken darf, *cit* nicht auf; Godefroys Belege zeigen dieses oft genug eigentonig, zum Teil an der Reimstelle. Darum entschliefst man sich nur schwer, in *cit* eine Kurzform für *cité* (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 4, ähnlich schon Scheler, Anm. zu Enf. Og. 1771: forme apocopée de *cité*, was er freilich B. Comm. S. 178 widerruft) zu sehen. Dafs *cit* als Form des Nominativs nicht vorkomme, erwähnten auch schon G. Paris, Alexius S. 113 Anm. 3 und Foerster, Anm. zu Aiol 610. Der älteste Beleg für die einsilbige Form ist Leodegar, Str. 24 a: *Ad Ostedun a cilla ·ciu* (s. Foerster-Koschwitz Sp. 75). Doch kann dieser das prov. Wort, das Thomas geistvoll aus **civem* für *civitatem* deutet, darbieten. In der That ändert G. Paris, Rom. I, 311 in *(a celle) cit*. Es fragt sich, welche Bedeutung die von Godefroy allerdings nur aus einer Hs. zweimal belegte Form *ci* habe, ob sie sich an *cit* lehne oder ob sie die ältere von beiden Formen sei und, damit die Bedeutung sich in der Lautung klarer wiederspiegle, erst durch Angleichung an *cité* zu *cit* geworden sei. *ci* läfst sich eher erklären als *cit*, und darum sei die letztere Möglichkeit nicht kurzerhand abgewiesen. Scheinbar setzt *ci* allerdings ein älteres **cif* voraus, aus dessen Nominativform es nachträglich hervorgegangen wäre; es hätte dann **cif* früh aus dem Gebrauche

vertrieben, indem seine stärkere Klangverwandtschaft mit *ci-té* es zum herrschenden Worte machte (vgl. etwa die Nebenform *pi* zu *piu*, die auf Ausgleichung des letzteren mit *pitié* heruhen wird, jedoch das ursprüngliche *piu* nicht zu verdrängen vermochte, da *piu* durch das Femininum und durch andere Adjektiva gleichen Ausgangs festgehalten wurde). Aber wir kennen **cif* nicht, das ja sonst dieselbe Grundlage wie prov. *ciu* hätte, und so haben wir kein Recht, *ci* auf die angegebene Weise zu erklären. Aber ein anderer Ursprung ist denkbar. *ci* ist vielleicht nichts anderes als eine Abkürzung von *civitas* oder *civitatem*, die zuerst im Urkundenstil angewendet wurde und aus diesem, nachdem man sich gewöhnt hatte, das Wort in der verkürzten Niederschrift abzulesen, in die gesprochene Sprache überging. Wir begegnen ihr in der That auf Münzen aus der Merovingerzeit. *civitas* erscheint auf merovingischen Münzen entweder in seiner vollen Form, vgl. *Dorovernis Civitas*, s. An. de Barthélemy, Bibl. de l'Éc. des Ch., 6. Série, B. I, S. 455, No. 277, *Lugdunu Civitate*, ibid. S. 457. No. 394, *Meldus Civetati* 458, 432, *Rotomo Civitati* 460, 513 u. s. w., oder in Abkürzungen wie *Saius Civita* 461, 550, ferner *Tulus Civit* 463, 659, *Remus Civet* 460, 532, sodann *Baiocas Civi* 452, 91, *Bononia Civi* 452, 128, *Lingonas Civi* 457, 382, *Neberno Civi* 459, 456, *Parisius Cive* 460, 496, *Pectavis Cive* 460, 501 u. a., aufserdem *Carnotas Civ* 454, 190 und endlich *Noviomo Ci* 459, 474. Beispiele für die Abkürzung *Ci* sind ferner *Arverno Ci*, s. Prou, Rev. Numism. 1889, S. 49, No. 11, *Pectaus Ci*, ib. 51, 12, *Arverno Ci*, ib. 1890, S. 177, 139, *Betoregas Ci*, ib. 183, 183, *Cen[om]annis Ci*, 324, 985, *Rotomo Ci*, 333, 1046 und 334, 1053. Der Urkundenstil des Nordens mag *ci* zur gewöhnlichen Abkürzung erhoben haben, gerade so wie derjenige des Südens *civi*, *cive* (daher denn auch *in civem ipsam* aus dem Jahre 616, s. Thomas S. 269). Mit Recht, scheint mir, deuten die Benediktiner im Du Cange *civem* als eine blofse graphische Verkürzung von *civitatem*; hinzuzufügen haben wir nur, dafs sich die mündliche Sprache ihrer (die provenzalische des *cive* wie die französische des *ci*) allmählich bemächtigt hat. Dürfen wir uns aber *ci* so entstanden denken, ist es also ursprünglicher als *cit*, so wird es als Konjektur für die Leodegarstelle in Frage kommen.[1]

Das frz. *cormoran* ist eines jener vielen Wörter, deren wirklichen Ursprung Thomas erkannt hat. Die Basis dieses Wortes (s. S. 269 ff.) ist statt des in anderen romanischen Sprachen entwickelten *corvus marinus* (Reich. Gl. 341: mergulum *corvum marinum*; Corp. Gloss. Lat. V, 465, 31: merguli *corbi marini*, vgl. ferner Diez, Altrom. Gloss. S. 25) und neben einem vom Französischen zugleich geforderten *corvum *maraticum* (s. Tobler, Jahrb. XII, S. 207 zu Hofm., Par. Gl. 7692, 122) ein Typus *corvus *maringus*. Die Belege, die Thomas für *cormoran* aus älterer Zeit

[1] Erst während des Druckes des obigen Deutungsversuches wird mir Körtings ähnliche Erklärung von *cit*, Französ. Formenlehre II, S. 249, 10, bekannt. Doch betrachte ich abweichend von ihm nicht *cit* als Abkürzung von *civitatem*, sondern zunächst *ci*, aus dem *cit*, s. oben, erst nachträglich geworden ist.

zusammenstellt, zeigen bereits den Ausgang *-ant* oder *-an*. Darum kann die Form von Wert sein, in der das schon vorher citierte Glossarfragment des 12. Jahrhunderts unser Wort bringt: *fulica, avis, cormareg* (man darf gewifs schreiben *-ēg*), Hofm. v. Fallersl., Elnonensia S. 27. *cormoran(t)* an Stelle von *cormaran(t)* beruht vielleicht auf Einwirkung von *mor* mit seinen Ableitungen *moré, morel*, vgl. auch *(destrier) morandin* (Mitteil. 182, 1; 201, 10) nach *ferrandin*. Dem span. *marengo*, S. 273 Anm. 2, das gleichfalls **maringum* voraussetzt, schliefst sich mail. *marengh* 'vento marino' (s. Lorck, Altberg. Sprachdenkm. S. 46 Anm. 2) an. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit auch das rätselhaft erscheinende *caumarengue*, Olla Patella S. 45, das das lat. *salamandra* übersetzt. Scheler deutet es sich gewifs nicht richtig, wenn er, da er *canmarengue* mit einem Fragezeichen in Klammern hinzusetzt, an eine Zusammensetzung mit *canis* denkt. Näher liegt es, den Anlaut *c* als *ç* und *çaumarengue* = *salmarengue*, d. h. als *salamandre* selber mit Lautumstellung und Ausgangsveränderung, zu verstehen.

Die Schiffsausdrücke *daillots* und *andaillots* 'Süger oder Säuger am Stagsegel' (Ringe, an denen letztere laufen, befestigt werden) verbindet Thomas S. 276 mit dem Worte *'dayal'* bei Godefroy (anneau pour attacher les chevaux), das als Plural *dayaus* einmal aus dem Jahre 1371 belegt wird; *daillots* sei eine 'mauvaise notation' von *dayaus*, in welchem er ein Doppelwort von *dé, digitale*, erblickt. *dayaus* stellt sich Thomas wohl als *daęl* (für *deel*) mit vertauschtem Suffix (: *daęl*) vor, vgl. Ebelings Erklärung des neufrz. *deau*, Auberee, Anm. zu V. 205. Man mag imstande sein, die Form *dayaus* und auch die formalen Veränderungen, die *daillots* an dieser voraussetzt, zu begreifen, man wird dennoch von dieser Etymologie nicht völlig befriedigt. Zunächst ist die Lautung *dayaus* nebst der Bedeutung Ring nur einmal belegt; ja diese Bedeutung ergiebt sich aus den Worten des Beispiels *.iiii. liecols et .iii. dayaulx pour les chevaus* nicht einmal mit Bestimmtheit. Sodann findet das längere Wort *andaillots* nicht seine Erklärung. Und endlich bedarf der Begriffsübergang von *dé* zu *anneau* noch der Rechtfertigung, obwohl Thomas in dem Hinweis auf das von *deel* abgeleitete, gleichfalls schiffstechnische Wort *délot* dieselbe versucht. Denn wenn auch *délot* eine Art Ring ist, so ist die charakteristische Eigentümlichkeit desselben doch, dafs er, ganz wie *deel*, etwas deckend, schützend umschliefst, es ist ein Fingerhut gleichsam in Ringform; vgl. die Erklärung, die das schon früher citierte Lexikon von Roux 1779 giebt: *délot* 'Art eiserner, auf einer Seite hohler oder eingebogener Ringe, so man an eine Schleife des Schiffsseils leget, damit es von einem andern Seile, so dadurch gehet, nicht gerieben werde'. Und *cosse*, von dem nach Sachs *délot* ein Synonymon ist, ist nach Roux ähnlich: 'ein eiserner Ring, so mit kleinen Seilen umwunden ist, die grofsen Schifftaue, so dadurch gehen, zu schonen'. Aber der Bedeutung von *daillots* und *andaillots* fehlt jenes charakteristische Merkmal. Die Quelle dieser beiden Wörter, von denen *andaillots* eher als *daillots* das ursprüngliche ist, mufs eine andere sein. Nach ihr zu suchen unternehme ich hier nicht. Nur

möchte ich an ein Wort erinnern, das, wenn *and-aill-ots* abzuteilen sein sollte, den Stamm des letzteren zu enthalten schiene, nämlich an den Schiffsausdruck *landes* (de hune) 'Kettenglieder am Mars zum Halten der Stegewanten'. Dieser ist auch im Italienischen vorhanden als *le lande* (Tommaseo-Bellini: spranghe di ferro o catene che prese le bigote ed inchiodate al bordo contrastano lo sforzo delle sartie e de' patarazzi). Die medizinische Wissenschaft bezeichnet mit *suture lambdöide* die Winkelnaht der Hirnschale, und in älterer Zeit hiefs ein bestimmter Knochen am Kopf *os de la lande*, s. God. s. v. lande 2; ob auch in den Wörtern *landes* und *lande* der Name des griechischen *Λ* verborgen sein möge, läfst sich sehr wohl erwägen. Was das obige *dayaus* betrifft, so wird man auch an die Möglichkeit zu denken haben, dafs es undeutliche Schreibung oder irrige Lesung für etwas anderes sei; beispielsweise könnte das *d* ein *cl* darstellen.

Das prov. *daurezi* leitet Thomas S. 277 von **aurificīnus* statt *aurifex* ab. Die benachbarten romanischen Sprachen sind bei *aurifex* stehen geblieben, vgl. span. *orespe* (s. zu diesem Meyer-Lübke, Gramm. I, § 536), port. *ourives*, ital. *orefice* und die Nachweise aus oberital. Mundarten bei Mussafia, Beitrag S. 84. Auch prov. *aurevelier* und *daurivelier* selbst scheinen auf *aurifex*, nämlich auf ein Primitivum *auréve(se)* hinzuweisen, an das der Ausgang *-elier*, entlehnt von Wörtern wie *burelier, tonelier, coltelier, anelier*, herangetreten wäre (so auch *daurelier* für *daurier*). Daher ist ein Typus **aurificinus* eine auffallende Schöpfung. Thomas sieht in **medicinus* = medicus eine gleichartige Bildung. Aber **medicīnus* hat der Volkssprache nicht angehört, wie Thomas S. 278 Anm. 1 zugiebt, und ist daher kein vergleichbares Wort. **medicinus* = medicus ist an und für sich eine unsichere Gleichung. Wir kennen *medicinus* aus dem Lateinischen als Adjektiv, bezogen auf Sach-, Abstrakt-Bezeichnungen, und sind durch das frz. *médecin* nicht gezwungen, *medicinus* für eine selbständig verwendete Personbezeichnung zu halten. Denn *médecin* beginnt erst im 14. Jahrhundert (Bast. Bouill. 2634; Mir. ND. XX, 127) die Vertreter des lateinischen *medicus* aus der Volkssprache zu verdrängen. Gelehrtes *mediciner, medeciner* gab es neben *meciner* schon im 12. Jahrhundert (z. B. Mar. Fr., Fab. 27, 8). Man hatte nun *juge* 'Richter' neben *jugier*, vgl. auch *miege* selbst neben *megier*, und so kam im 14. Jahrhundert *medicin* neben *mediciner* auf. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 449 erklärt *medecin* aus *medicien*, das indessen als ältere Bildung nicht erweisbar ist und durch *chirurgien* und *fisicien* wohl festgehalten worden wäre. *medicien* (*medicienne* : *gardienne*, Froiss. Poés. III, 199, 2042) ist nur eine gelegentliche Seitenform von *medicin*. **medicinus* stützt also die Bildung **aurificinus* nicht. Thomas geht stillschweigend von der Annahme aus, dafs der Ton auf der letzten Silbe von *daurezi* liege. Bei der Betonung *daurézi* läfst sich vielleicht auch hier an *auríficem* als Basis denken. In venez. *orese*, friaul. *oresi* hat sich nach Mussafia a. a. O. *-eve-* und weiter (mit Ausstofsung des *v*) *-ee-* in *-e-* kontrahiert. Das Provenzalische hat sekundäres *auréese* vielleicht zu *aurésee*, *aurésie* (das erste *e* im Hiatus

zu *i*), *aurési* fortentwickelt. Das *d*, mit welchem das provenzalische Wort beginnt, ist, wie Thomas anmerkt, auf Einflufs von *daurar* zurückzuführen.

Das Urbild für die französischen Infinitive auf *-cir* und die provenzalischen auf *-(e)zir* ist nach Thomas S. 281 ff. **exclaricire* (altfrz. *esclarcir*, prov. *esclarzir*). Wenn dieser Typus auch in lautlicher Hinsicht befriedigt, so findet er doch in den Worten: les verbes provençaux *clarzir, negrezir* etc. ... s'expliquent par **clarĭcire*, **nigrĭcire* etc., c'est-à-dire par des imitations, avec une couleur vocalique différente, du lat. classique *clarĭcare, nigricare* etc. (Thomas S. 25 Anm. 1) keine zwingende Erklärung. Denn der Anlafs zu dieser Umprägung von *claricare* wird nicht offenkundig. Zudem hatte man diesem Typus nicht entsagt, wie das altfrz. *esclargier* (mehrmals im Rolandslied) zeigt. Es giebt folgende Deutung (doch setzt diese voraus, dafs auch auf gallischem Boden, vgl. ital. *schiarare* [Dante], einst *exclarare*, später durch **exclariare* verdrängt, bestanden habe): nachdem **exclarire*, vgl. auch ital. *schiarire*, gleichfalls bei Dante, aufgekommen war (lat. *clarēre* und *clarescere*, vgl. zu *-ire* Risop, Studien S. 91 Anm., Meyer-Lübke, Gramm. II, § 119 und auch das Vb. *marcire* > ital. *marcire*, frz. *marcir*, 6. Jahrh., s. Arch. f. lat. Lex. X, 567) und somit neben *exclarare* bestand, führte das Dasein von *exclaricare* neben *exclarare* zur Ausbildung eines Typus **exclaricire* neben **exclarire*. Dafs **exclarire* erst vom 12. Jahrhundert ab im Französischen zu belegen ist, während **exclariare* schon in der Passion 51 a, 98 b und dann mehrmals im Roland begegnet, ist gewifs nur Zufall.

Das richtiger *aigrin* geschriebene Subst. *égrain* hat, wie Thomas S. 285 darlegt, **acrumen* zur Grundlage; denn die altfrz. Lautung ist *aigrum*. Im Pariser Glossar 7692, 91 übersetzen *escrim* (*-un*?), *egrun* das lat. *acredo*. Wir finden aber auf **acrumen* auch schon bei Du C. s. v. *egrunum* aufmerksam gemacht. Besser als in *aigrin* oder in *tendron* (**tenerumen*) hat sich der alte Ausgang *-um* nach Thomas in den Ableitungen *chaussumier* und *enchaussumer* erhalten, die ein ehemaliges, wenn auch nicht bezeugtes **chaussum* = **calciumen* (erwartet man nicht **calcumen*?) voraussetzen sollen. Aber zu *-umen* fügt sich der Ausgang von *enchaussener* (mit den Ableitungen *enchaussenoir* und *enchaussenage*) nicht, das unmöglich von *enchaussumer* zu trennen ist. *enchaussener* ist keine Bildung mit dem Ausgang *-īnare* oder eine Ableitung von einem Sbst. auf *-ine* (altfrz. *chaucine*, terrain qui renferme de la chaux, 1256, neufrz. *chaussine* Kalkkohle, prov. *caucina*, span. ital. *calcina* Kalk, neuprov. *caussino*, vgl. auch *caussinière* Gerberei [bei Honnorat], *caussinada* Äscherkalk [bei Levy] und hierzu die zum Teil gelehrten Verben prov. span. *calcinar*, neuprov. *calcina carcina, enc(h)aussina encalsina*, ital. *calcinare, incalcinare*, frz. *calciner*). Auch *-ĭnare* liegt nicht vor; **incalcĭnare* hätte im Altfrz. *enchalsnier, enchausnier*, also auch im Neufrz. ein dreisilbiges Wort hinterlassen. *enchaussumer* und *enchaussener* entspringen, scheint mir, aus einem und demselben Primitiv, und zwar aus *chalchiere*, lat. *calcariam*. *chalchiere* oder *chauchiere* und dann infolge von Dissimilierung *chauciere* oder *chaussiere* ist entweder ein Kalkofen (vgl. auch *chal-*

ceria, calchera bei Du C.) oder eine (Weiſs-)Gerberei. Das Provenzalische hat das entsprechende *cauquiera* (s. Levy, Suppl.-Wb.), bei Honnorat auch *chauchiera*, und das Franco-Provenzalische *chaussiri, charchiri* Gerberei (s. Puitspelu, Dict. Étym. Lyonn. S. 85, der aber *chaussiri* unrichtigerweise aus **calcearia* deutet, und Onofrio, Gloss. Lyonn. S. 117). *chaucière* als Kalkofen gieht noch Sachs, freilich mit dem Vermerk 'veraltet'. Aus *chalc(h)iere* ist zunächst nur *enchalc(h)erer* 'in die Gerberei thun' oder 'in der Gerberei bearbeiten' hervorgegangen. Dieses ward dann aus Dissimilationsgründen zu *enchalcener, enchaussener* (vgl. die Beispiele bei Thomas S. 363 f., sowie die von Tobler gedeuteten Wörter *chelenier, mirenie, avoultrenesse*, auch *chartrenier*, das ich Suffixwdl. S. 22 erwähnt hatte). Neben *enchalcener* darf man sodann ein *enchalcemer* vermuten, vgl. *chartremier* (*Son chartremier apele, Hué, qui tant fu fier*, Gaufrey 1604; *J'estoie chartremier … Au fort roi Machabre*, ibid. 9712) neben *chartremier, pelerimage* und *latimier* (in denen das *m* gleichfalls rein die Wirkung der Dissimilation ist und nicht auf einer Stammverkennung beruht) neben *pelerinage* und *latinier, envenimer* für *enveniner*, während *loremier* und *liemier* (vgl. aber *loiemier* von *loien*) auf bereits vulgären Typen beruhen mögen (so daſs *lienier, lorenier* sekundär wären). Aus *enchalcemer* ging endlich *enchalçumer, enchaussumer* hervor, gerade wie *jumel* aus *gemel, chalumel* aus *chalemel, fumelle* aus *femelle, fumier* aus *femier* u. a. (vgl. Ebeling, Anm. zu Auberee 362, aus früherer Zeit auch Diez, Altroman. Gloss. S. 97; Schuchardt, Vokalism. II, 239 f.; Scheler, Geste de Liège S. 161). Anders kann ich mir *enchaussumer* und *enchaussener* nicht erklären, wenn auch Belege für die Stufen *enchalcerer* und *enchalcemer* fehlen. *chauchumier* (mit ähnlich lautenden Nebenformen) 'Kalkbrenner' weist Godefroy aus einer älteren Urkunde nach; auch dieses kann sich aus *chalchiere* 'Kalkofen' nur über die Stufen *chalcherier, chalchemier* entwickelt haben. Als *chaussumier* lebt es mundartlich noch fort.

In *éverdumer*, s. bei Godefroy *éverdumé* (16. Jahrh.), erblickt Thomas S. 286 Anm. 1 ein Derivat aus einem verlorenen Subst. **verdume* mit dem (er vergleicht die Subst. *freschume, vieillume*) auf *-udinem* zurückweisenden Ausgange. Solange jedoch **verdume* nicht nachgewiesen ist, und vielleicht wird man es niemals nachweisen können, darf man das Subst. *verdure* dem Verb zu Grunde legen und sagen, daſs die zu erwartende Lautung *esverdurer* aus Wohllautsrücksichten sich in *esverdumer* verwandelt habe. Auch hier ist also *m* zur Beseitigung von Miſsklang an die Stelle von *r* getreten.

Toblers Deutung des Adj. *enrievre* aus *inreverens* erscheint Thomas anstöſsig (S. 289), weil die Vulgärsprache das Privativpräfix *in-* nicht fruchtbar gemacht habe. Er schlägt darum einen Typus **inreprobus*, d. i. intensives *in-* + *reprobus*, als Grundform vor, der zu **indebilis*, der Basis für altfrz. *endoivle* (s. auch Tobler-Abhdlgn. S. 276), allerdings ein vollkommen entsprechendes Seitenstück wäre. Aber Thomas' Einwand trifft *inreverens* doch wohl nicht. *inreverens*, das lat. *irreverens* mit unassimilierter Aussprache (vgl. für analoge Fälle Lindsay, Lat. Gramm.,

übers. von Nohl, S. 357, § 160), ist ja keine Neuschöpfung der Vulgärsprache, sondern ein Erbwort derselben aus alter Zeit. Und da sie, wie wir Grund haben zu glauben, das einfache *reverens* nicht besessen hat, so hat sie in der Partikel *in-* von *inreverens* schwerlich noch den Träger des Negierenden in der Bedeutung dieses Wortes erkannt, die vielmehr eine unauflösbare Einheit für sie geworden war. Es fehlt nicht an Wörtern gleicher Art, die die Vulgärsprache entwickelt hat, vgl. *enferm* aus *infirmus* (das altfrz. *ferm* ist Bildung aus dem Partic. *fermé*, s. Foerster, Ivain, kl. Ausg. S. 185), *entait* aus *intactus* (s. Andresen, Zeitschr. XXII, 86, 178), *enquitume* aus *inquietudinem*, prov. *enic* aus *iniquus* (s. Diez, E. W. IIc). Auch die Bedeutung von *inreverens* stimmt zu derjenigen von *enrievre* sehr gut; aus 'unverschämt', was *irreverens* Eccles. (Jes. Sir.) 23, 6 bedeutet, wo es das griech. ἀναιδής übersetzt (s. Thielmann, Arch. f. lat. Lex. VIII, 514) ging 'trotzig, verbissen' leicht hervor.

Für *ensouaille, ensonaille* 'Steuerruderstrick an einer Art großer Flufskähne' denkt Thomas S. 290, da das Vb. *ensoyer* aufser Betracht fallen müsse, an Zusammenhang mit dem altfrz. Sbst. *seuwe, soue* 'Strick'. Einfaches *souaille* kennt Thomas jedoch nicht, und deswegen spricht er seine Deutung nur mit Vorbehalt aus. Thomas geht von der Ansicht aus, dafs *ensouaille*, wie die Encyklopädie von Diderot schreibt, die das Wort überhaupt zum erstenmal verzeichnet, die ursprünglichere von beiden Lautungen sei; Littré und einige andere Wörterbücher hätten diese in *ensonaille* entstellt. Aber Willkür der Lexikographen braucht das letztere nicht erzeugt zu haben. Wir nehmen oft wahr, dafs *-on* und *-ou* am Ausgange oder, indem noch ein Ableitungssuffix folgt, im Innern eines und desselben Wortes miteinander wechseln; man vergleiche, ganz gleich welches im einzelnen Falle die ursprüngliche Form sei und woraus sich der Wechsel erkläre, beispielsweise *bachon bachou, bouligon bouligou, corpon corpou, cousson coussou, crénon crenou, entrejon entrejou, escaladon escaladou, frion friou, houperon houperou, miaillon miaillou, ordidon ordidou* u. a. und vor einem weiteren Ausgange *bascouette basconette, favonette favouette*. Wer weifs also, ob nicht *ensonaille* auch Daseinsberechtigung habe. Ja, es ist vielleicht sogar die ältere Lautung. Auf diese Vermutung kann die Definition führen, die Thomas (s. auch Littré) von dem Worte giebt: *la cordelette qui retient le bout de la drosse du gouvernail de bateaux foncets*; denn mit Hilfe dieser Definition läfst sich *ensonaille* deuten. Der Umstand nämlich, dafs *ensonaille* (nach Thomas also *ensouaille*) einen Strick am Ende des Steuerreeps bezeichnet, kann zur Identifizierung von *enson-* mit der adverbialen (und präpositionalen) Verbindung *en son*, von *summum* 'äufserster Teil, Ende', veranlassen, die dem Altfranzösischen so geläufig gewesen ist. Die Zusammenrückung *enson* hat ebensogut zum Primitivum werden können, wie in vulgärer Zeit *deretro*, aus dem **deretranus* geflossen ist, oder im Altfranzösischen gar die Verbindung *en pur* vor Substantiven (von der Suchier, Anm. zu Aucassin 24, 56 handelt), wenn sie einmal das Participium *empuré* hervorgebracht hat, das wir in den Worten *Aussi tost muert uns emmurex*

C'uns en sa chemise empurez, Watriq. 160, 164 (vgl. dazu S. 459 und die Ausdrucksweise *em pur(e) sa chemise*) antreffen; man vergleiche immerhin auch das bei Mont., Ess. II, 12 vorkommende Sbst. *deneantise*, das von *de neant* als Einheit abgeleitet ist, wenn auch das Primitivum eine Zusammenrückung von etwas anderer Art ist. Als Ausgang erwartete man zunächst *-al* oder das mit diesem häufig wechselnde *-ail*, vgl. *devantal* und *devantail*; das weibliche *-aille*, das uns *ensonaille* zeigt, mag auf den vokalischen Anlaut des Wortes und Genusangleichung an *corde*, *ficelle* zurückzuführen sein (das Sbst. *cordaille* mit seinem kollektivischen Sinn, das neben *cordail* besteht, ist gewifs schuldlos an *ensonaille*). So läfst sich *ensonaille* vielleicht ableiten, und dann ist *ensouaille* die sekundäre Lautung.

Für die Deutung von prov. *en n'* und *na* vor Personennamen als Kurzformen von *domne*, dem Vokativ (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 634; II, § 6; zu beachten ist die Ausnahme von der Regel, dafs der Nom. den Vok. ersetzt), und von *domna* (Raynouard) sieht Thomas S. 287 in den Formen *nos*, für den Nominativ vor Maskulinen, und *non*, für den Obliquus, eine sichere Stütze. *nos* versteht er (s. auch Meyer-Lübke, an ersterem Orte) als die letzte Silbe von *domnus* und *non*, das nach Meyer-Lübkes Auffassung in Analogie zu *mon*, dem Obliquus von *mos*, entstanden ist, als die letzte Silbe von *domnum*. Stammt *nos*, wie Meyer-Lübke ergänzt, demnach aus einer Zeit, wo *u* in unbetonter Silbe noch nicht *ẹ* geworden war, so mufs *non* für Thomas das noch nicht zu *(dom)nu* vorgeschrittene *(dom)num* sein, wenn es sich um echte volkstümliche Entwickelungen handeln soll. Die notwendige Voraussetzung, dafs *n'* und *en* allmählich über ihre ursprüngliche Funktion hinaus Verwendung fanden, wird vielleicht keinen Einspruch hervorrufen. Auffällig ist aber die Form *en* an sich. Denn wenn *domnus Bertram* zu *nos Bertram* geworden ist, warum hat dann *domne Bertram* nicht *ne Bertram* ergeben, sondern, obwohl *nb* eine unmögliche Konsonantengruppe im Anlaut ist, *n Bertram* und weiter *en Bertram*? Mufs dieser Umstand zum Zweifel an *domne* als Grundform für *en* veranlassen, so bringt ein anderer es mit sich, dafs *domnus*, *domna* u. s. w. an und für sich als Quelle für jene provenzalischen Kurzwörter zweifelhaft erscheinen. Es ist die A r t der Kürzung, die Verdacht erregt. Man betrachte die sonstigen, aus nicht vokalisch oder mit *e*- anlautenden Vollwörtern entstandenen Kurzformen, die Meyer-Lübke, Gramm. I, § 634 und Ital. Gramm. § 301 zusammenstellt, und man wird bemerken, dafs sie stets den anlautenden Konsonant bewahrt haben, so frz. *sire*, tosk. *sor*, port. *seu*, ital. *monna fi fra* u. a. *Domnus* aber wäre nach einem Princip behandelt worden, für das es an weiteren Belegen bei gleichartigen Bedingungen fehlt. So scheinen denn *ne*, *en*, *na*, *nos*, *non* einer anderen Erklärung bedürftig zu sein. Es sei folgende Vermutung ausgesprochen. Die Quelle dieser Wörter, die hinsichtlich ihres Alters jedoch nicht auf gleicher Stufe stehen, ist der lateinische Ablativ *nomine* 'Namens'. Im Lateinischen sagte man: *eunuchus nomine Pothinus*, Caesar; *in hospitis cujusdam nomine Cameli domo*, Vell. Paterc.; *a quodam nomine Adduo vulneratus*, id. (s. Georges). Die vorprov. Vulgärsprache

eignete sich, vielleicht aus der Amtssprache, die Ausdrucksweise mit *nomine* an, aber sie dehnte die Gebrauchssphäre von letzterem aus. Sie entlehnte aus ursprünglichen Verbindungen wie 'der Ritter Namens so und so', 'ein Bürger Namens so und so und seine Frau Namens so und so' das 'Namens so und so' zu unbeschränkter Verwendung und lehrt uns durch dieses Vorgehen, dafs *nomine* bereits in jenen ersteren Fügungen zu einer erstarrten proklitischen Partikel, einem vielleicht selbstverständlichen Einführungswort vor Personennamen in ihr geworden war. Die provenzalischen Entsprechungen desselben erklären sich nun auf folgende Weise aus *nomine*. Dem lat. *nomine*, das als erstarrter Ablativ dann den von Meyer-Lübke, Gramm. II, § 5 und unter den Adverbien behandelten beizuzählen wäre, ergab zunächst *non*, für dessen durchaus naturgemäfse Verwendung vor weiblichen Namen das von Thomas S. 287 Anm. als Versehen beurteilte *non Petronilla* ein Beispiel wäre. Üblicher ward vor Femininis ein in Analogie zu *mon ma*, *ton ta* aus *non* geflossenes *na (Maria)*, das vor vokalischem Anlaut seines auslautenden *a* verlustig ging. Die Analogie der erwähnten Pronomina, deren Nominativ für das männliche Geschlecht *mos tos* lautete, brachte auch die Schöpfung eines sekundären Nominativs *nos* bei demselben Genus mit sich, während das analogisch entstandene *na* zugleich die Form des Nominativs besafs. Die beiden übrigbleibenden Formen *n'* und *en* knüpfen sich an die weiblichen Formen *na* und *n'* an. Diese legten ein analogisches Wirken des Artikels nahe. Durch dasselbe entstanden *no* und *n'*. Die Form *no* scheint allerdings nicht überliefert zu sein; aber ihr Dasein ist nicht ausgeschlossen, da die Sprache der Troubadours nur bestimmten Lautungen in ihrem Bereiche Geltung verliehen hat und die Urkunden *no* mit *nos* und *non* verschmolzen haben können. Es ist schwer vorstellbar, dafs nur das apostrophierte weibliche *na* vorbildlich gewirkt habe und somit zunächst nur männliches *n'* entstanden sei; auch so könnte man aber nicht umhin, ein vermittelndes *no* für *en* anzunehmen. *na* und *n'* erzeugten also für das Maskulinum *no* und *n'*. Und *en* erklärt sich aus *no* ganz so wie die Artikelform *el* aus *lo* (s. für diese Meyer-Lübke, Gramm. II, § 104): *de no* und *a no* wuchsen, wiederum nach dem Muster des Artikels, zu *den* und *an* zusammen, und aus diesen Formen ward nachträglich *en* herausgelöst. Nach der dargelegten Vermutung ist also *non* die ursprünglichste Lautung; dieses führte zu *nos* und zu *na*; an *na* bezw. *n'* lehnte sich *no* bezw. *n'*, und aus *no* ging *en* hervor.

Zum prov. *folelh*, S. 299, das Scheler, Dict. Étym. s. v. filoselle richtig aus *folliculus* gedeutet hat, läfst sich an das span. *hollejo*, s. Diez, E. W. II b erinnern.

Als Etymon für altfrz. *faisil*, neufrz. *fraisil* stellt Thomas S. 306 *fax facis* + *-īlis* auf. Diesen Typus lehnt Tobler, Zeitschr. XIX, 146 ab und ersetzt ihn durch *faex faecis* + *-ile*; gleichzeitig weist er darauf hin, dafs *faisil* noch in neufrz. Wörterbüchern stehe und das in diesen aufgeführte *faiseleux* (Aufräumer im Schieferbruch) von *faisil* augenscheinlich nicht getrennt werden dürfe. Horning, Zeitschr. XXII, S. 562 findet wiederum,

gegen *faecile* spreche das *a* in *faisil*, lothr. *fagin* und anderen mundartlichen Entsprechungen (vgl. auch *fasin, faxin* bei Sachs), und wünscht eher eine Grundform mit *-ĭculus* als mit *-ĭle*. Was aber die letztere Bemerkung betrifft, so ist das deminuierende *-iculus*, das aus einer unbestimmten Menge gleichartiger Teilchen ein einzelnes herausheben würde, hier kaum am Platze; *-ĭlis*, dessen nur die Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit mit dem Begriff des Primitivs angebende Bedeutung die Quantität, ganz wie es für *faisil* paſst, unbegrenzt läſst, sagt besser zu. Die Bedeutung von *faisil* empfiehlt *faex* durchaus als Stammwort. Schon im Lateinischen ist letzteres nicht nur der Bodensatz von Flüssigkeiten, sondern auch der Niederschlag trockener Gegenstände (*faex aeris, faex salis* bei Plin.); auch sagt man im Spanischen *la hez de los metalos, del hierro* und im Portugiesischen *la fez de ouro, de prata*. Die Form von *faisil* verlangt allerdings **facĭle* statt **faecĭle* (für das *fesil* im Livre des Mest. nicht eintreten kann). Man könnte meinen, **faecĭle* sei nach *favilla* 'Flugasche' zu **facĭle* geworden; indessen hat *favilla* dem galloromanischen Volkslatein offenbar nicht angehört, es sei denn, daſs **facĭle* in auſserordentlich früher Zeit entstanden, was aber keine unbedenkliche Annahme wäre. So kann denn die Schwierigkeit, **facĭle* aus **faecĭle* zu erklären, thatsächlich veranlassen, sich nach einem anderen Stammwort umzusehen. Als solches bietet sich *fraces* 'Ölhefen' dar; **fracĭlis* wäre dann, und konnte es als Basis von *faisil* auch begrifflich sehr wohl sein, 'ölhefenartig, -ähnlich'. In der Verbindung *cinerem* (weiter auch *pulverem*), **fracĭlem* wäre infolge von Dissimilation **fracĭlem* zu **facĭlem* geworden: *cinerem* (*pulverem*) **facĭlem*, und **facĭlem* wäre dann nebenher allmählich selbständig verwendet worden (das männliche Geschlecht lieſse sich aus dem Lateinischen begreifen). So lieſse sich vielleicht deuten; mehr als ein Erklärungsversuch soll aber auch dies so wenig sein, wie alles, was ich mir auszusprechen erlaube.

In *girouette* erblickt Thomas S. 307 das Deminutivum zu einem Substantivum *girou*. *girou* führt er auf *gyróvagum* zurück. Da aber *girou* unbekannt ist, geht man möglicherweise fehl, wenn man *girouette* in *girou* + *-ette* zerlegt; auch in *disette, emplette* ist ja *-ette* nicht Suffix. Mit altfrz. *wirewite* 'Wetterfahne' hängt *girouette*, wie Thomas S. 401 meint, nicht zusammen. Aber es kann dennoch sein. Als Etymon von *wirewite* (Rou; aus dem 15. und 16. Jahrh. in der Gestalt *virevit(t)e* belegt) betrachtet Thomas sicher mit Recht das altnord. *vedhr-viti*, dessen regelrechte Entsprechung **werewite* sich in dem *wenute*, zu lesen *weruite*, einer der Hss. des Rou, verbergen werde; *wirewite*, in einer weiteren Hs. *wirewire*, sei eine Umbildung von *werewite*, sei es infolge bloſser Assimilation, sei es infolge Einflusses von *virer*. Nachdem nun einmal *wirewite, virevite* entstanden war, hat es sich, wie man sagen darf, nach *girer* leicht in *girewite, girevite* verändern können. Und nun fragt sich, ob *girewite* im Centralfranzösischen nicht vielleicht die Lautung *girouite* angenommen habe; man vergleiche, wie beispielsweise *cordewan cordevan* (nebst *cordevanier*, z. B. *cordevaners*, Gloss. v. Tours S. 330; *cordevannier*, Cath. Lille S. 133) und *cordoan cordouan*, *cailheweaus* (z. B. Geste de Liège 5476,

s. Scheler S. 60, noch heute in Lüttich *caiewai*) und *caillouel*, *babewynos* (a. 1295, s. Du C. s. v. babewynus) und *babõin babouin*, *bollewarque bolevercque bolewert* (s. God. Cpl. s. v. boulevart) und *boloirque boulouart* gesagt worden sind. Die für *girewite* aufgekommene Lautung *girouite* hätte dann ihren Ausgang zu Gunsten des Suffixes *-ette* aufgegeben. Das männliche *girouet* (Monet, s. Littré; Cotgrave, s. Lacurne; Rob. Estienne und Oudin, s. Thurot, Prononc. frç. I, S. 201) mag durch *pirouet* (das früher als *pirouette* belegt ist) hervorgerufen worden sein.

Für **guideau**, filet en forme de sac ..., mit seinen Varianten *dideau*, *diguial* u. s. w., schlägt Thomas S. 315 mhd. Kittel, Kitel über ndd. *Kiddel, *Kidel als Etymon vor. Selbst wenn es diese letzteren Lautungen geben sollte, könnte noch ein anderer Stamm Berücksichtigung verlangen, nämlich das germ. Thema *kvithu*: got. *qithus* 'Bauch', altnord. *kvidhr* 'Unterleib (vgl. auch engl. *cud* 'Schlund der Wiederkäuer', ags. *cudu*, *cweodu*, s. Kluge s. v. Köder; über das Verhältnis von *cu-* zu *qui-* vgl. Ebeling, Auberee, Einltg. S. 142 ff.). Auch scheint das altfrz. *cuide* in *les bourses vuides Sans couillons sont nommees cuides*, Le Fevre, La Vieille II, 2275 (s. Godefroy) mit *guideau*, altfrz. *cuidel*, *quidel* stammverwandt zu sein. Vgl. zu *guideau* u. s. w. noch Godefroy, Cpl. s. v. guidel. Neufranzösische Gestaltungen, die Thomas nicht erwähnt, sind *quidiat* (Art Sacknetz) bei Sachs und *diguet* bei Littré, Suppl. I. Die Verwandlung von *kidel* in *guidel*, die sich nach Thomas schwer erklärt, d. h. der Übergang von *k-* in *g-*, ist nicht beispiellos, vgl. *guitarre* neben altfrz. *quitaire*, *gabarre* u. s. w. (s. Tobler, Sitzungsber. der Berl. Akad. d. Wiss., 1889, S. 1092), *grenu guernu* neben *crenu quernu* (s. Foerster, Anm. zu Aiol 9481).

Als Schaft, Stiel ist **hampe**, s. Thomas S. 318 f., im Neufrz. für älteres *hanste* (noch neufrz. *hante*, *ante*) eingetreten. Hierzu sei auch auf Thurot, Prononç. frç. II, 239 verwiesen. In der Bedeutung 'Brust des Hirsches' und als Schlächterausdruck jedoch geht *hampe* nach Thomas auf ahd. *wamba*, *wampa*, jetzt Wampe, zurück. Merkwürdig ist hierbei nur der Übergang des anlautenden *w* in *h*, ohne dafs frz. *gampe* belegt ist. *hutoir huitoir*, s. zu diesem Tobler, Verm. Beitr. I, S. 215, ist nicht vergleichbar. Vielleicht darf man annehmen, *hampe* sei das Produkt einer Mischung von ahd. *wampa* mit ahd. *hamma* 'Hinterschenkel' (vgl. *căpa hamma*, Cass. Gl. 171, s. Foerster-Koschwitz Sp. 42, zur Glosse Diez, Altroman. Gloss. S. 120).

Die Herleitung von **poisson** 'Flüssigkeitsmafs', als dessen altfrz. Lautung Thomas S. 358 *poçon* feststellt, was seinerseits ein Deminutivum von *pot* ist, finden wir schon durch Scheler, Geste de Liège S. 228 s. v. pochon gegeben. Auch Watriq. S. 510, Anm. zu V. 108 und Olla Pat. S. 39 Anm. 1 hat letzterer das altfrz. *poçon* bereits zu deuten gesucht (vgl. auch Trouv. Belg. I, S. 348); der Ursprung in *pot* erscheint ihm hier jedoch erst als eine unter verschiedenen Möglichkeiten. Seltsamerweise hat er die in dem Glossar zur Geste de Liège und zwar mit recht bestimmten Worten geäufserte Deutung in seinen Dictionn. Étym. nicht aufgenommen; wenigstens sagt er in der dritten Auflage desselben S. 401:

'd'origine inconnue, ... prob. un dim. de *pouce*, vfr. *poch*, mesure contenant un pouce cubique'.

Auch *poistron* S. 359 hat schon Scheler, Olla Patella S. 43 s. v. podex (s. auch schon Jahrb. VI, 289, 4) ganz wie Thomas aus **posterionem* erklärt.

Das S. 360 berührte ital. *pósola*, das nebst nprov. *poilo* nach Thomas' Auffassung auf **postula*, abgeleitet von dem Adv. *post*, zurückweist, hat Mussafia, Beitrag S. 91 s. v. *posena* noch treffender aus *pos(t)* + *-ula* gedeutet. Zu *postella* in Anm. 1 vgl. auch Scheler, Olla Pat. S. 43 Anm. 1.

Es dürfte nicht feststehen, dafs *frileux*, S. 362, über **frireux* aus **frigorosus* (vgl. zu diesem übrigens Georges od. Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, 300, und Schoenwerth-Weyman, Arch. f. lat. Lex. V, 212: *frigorosus, plenus frigore*, Joh. de Janua) entstanden sei. Denn das Altfranzösische hatte (s. Godefroy unter dem unpassenden Stichwort froideilleux) dreisilbiges *frïeleus* (aus *freeleus*). Das letztere aber lehrt uns, dafs das Subst. *frigōrem* die Entwickelung von *frigorosus* beeinflufst, also dem Französischen (gleichwie anderen romanischen Sprachen) — und zwar in altfrz. *freor*, eig. Frost, dann Entsetzen (vgl. friçon und dtsch. Schauder) — sich vererbt haben müsse.

Zu *lumbulus*, das Thomas S. 364 mit einem Stern versieht, vgl. Georges (Plin. Apic.). Vgl. auch *lumbulum lentiprato*, Cass. Gloss. 51. Schon Diez, Altrom. Gloss. S. 99 f. führt *lomble* aus dem Oxf. Ps. 37, 7 an.

Da *alevin* bereits aus dem 13. Jahrhundert bezeugt ist, giebt es gegen die Erklärung aus vulgärlat. **allevimen*, die Thomas S. 375 vorschlägt, schwerlich etwas einzuwenden; ich hatte es früher allerdings nicht für unmöglich gehalten, dafs *alevin* erst unter Einflufs von altfrz. *norrin* aus älterem **alevain* hervorgegangen wäre, und das Wort in d. Sffw. deshalb unerwähnt gelassen. Aber *venin* S. 374 Anm. 3 deutete und deute ich mir aus **veneninum* mit Silbenverschmelzung. Zu *crottin, foursin* u. s. w., s. S. 375, vgl. auch *esparsin* bei Froissart (s. God. oder Scheler in seinem Froiss.-Glossar). Zu *revolum* ibid. vgl. Diez, Gramm.³ II, 334.

Zu *regon*, S. 376, vgl. auch Grandgagnage-Scheler, Dict. wall. II, 291.

Dafs *rustum*, welches, erweitert zu **rusteum*, nach Thomas S. 381 die Grundform für nprov. *rouis* ist, keine zuverlässige Wortform sei, merkt Horning, Zeitschr. XXII, 561 an. Georges übergeht *rustum* ganz; Forcellini zwar erwähnt es neben *ruscum*. Vgl. zu letzterem auch die Glosse βάτος (Dornstrauch) *rubus ruscus*, Corp. Gloss. Lat. III, 264, 51.

Das viel besprochene *ruisseau* führt Thomas S. 382 auf **rivuscellus* zurück. Dieser Typus fügt sich in die Methode der lateinischen Wortbildung vortrefflich. Pieri, Suppl. Period. all'Arch. glott. ital., 5. Disp., S. 235 Anm. 1 hat ihn jüngst auch dem ital. *ruscello*, auch nach Thomas S. 382 Anm. 6 Erbwort des Italienischen, zu Grunde gelegt. Nur leuchtet die von Thomas angenommene Entwickelung **rivuscellum* : **riucsello* (Auflösung des *v* in *u*? nicht vergleichbar mit *deliurt* bei Suchier, Altfrz. Gramm. I, § 23) : *rioissel* : *roissel* (ein Triphthong *ioi*, der sich dann in *oi* vereinfachte?) nicht recht ein. **rivuscellum* ist zweifelsohne die Basis für altfrz. *roissel, ruissel*, neufrz. *ruisseau*, aber der Weg von ihm zu diesen Formen mufs

ein anderer gewesen sein. Ein zwiefacher ist denkbar. Einmal folgender. **rivŭscellus* ist mit Umtauschung der Vokale in den beiden ersten Silben, ohne dafs jedoch die ursprüngliche Qualität der Vokale mitwechselte, zuvörderst zu **rūvĭscellus* geworden. Es ist ein Vorgang analog demjenigen, den Schuchardt, Vokalismus II, 437 zur Erklärung von *restūtus* (aus *restĭtūtus*) und Ebeling, Auberee, Anm. zu V. 91 zur Erklärung von altfrz. *afubler* neben *afibler* (aus **affūbĭlare* neben *affĭbūlare*) annehmen; vgl. auch Schuchardt, ibid. II, 526 (prov. *dulivi* = *diluvi*) und, worauf Ebeling verweist, Mussafia, Beitrag S. 57 Anm. (das von Mussafia berührte **stumilus* für *stimulus* wird auch von altfrz. *(e)stomble* = bâton, s. Scheler, Geste de Lièges S. 285 s. v. stomble und Godefr. s. v. stomble: J. d'Outrem., und *estombel* s. Godefr.: 1470 vorausgesetzt). **rūviscellus* ist dann über **rūv'scell-*, **ruscell-* zu *ruissel* geworden und *roissel* müfste demnach als jüngere Nebenform von *ruissel* (vgl. *boisson* und *buisson*) aufgefafst werden. Der andere Weg (und den ziehe ich vor) ist dieser. *rivus* ist im Vulgärlateinischen anerkanntermafsen zu *rius* geworden, vgl. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 320 und zum Schwund von intervokalischem *v* in der lateinischen Alltagssprache Lindsay, Lat. Gramm., übers. v. Nohl, S. 60, § 53. Daher darf man auch an ein Derivatum in der Lautung **riŭsculus* glauben. Das *i* in *rius* war nach dem Untergange des *v*, durch den es vor Vokal zu stehen gekommen war, demjenigen von *pius, dies* u. s. w. qualitativ gleich geworden (vgl. zu letzteren Lindsay a. a. O. S. 153); in entsprechender Weise stimmte **riusculus* hinsichtlich der Qualität des *i* mit *quietus, pariĕtem* überein. Nun meine ich, dafs **riúsculus*, dessen Entstehung ich mir vor Eintritt des Wandels von *quietus* in *quetus* und von *pariĕtem* in *paretem* denke und denken zu dürfen glaube, das gleiche lautliche Schicksal wie *quietus* und im besonderen *parietem* in der Volkssprache gehabt habe, nämlich zu **rusculus* geworden sei; die Art des dem *i* folgenden Vokales ist für den Vorgang, der in einer Abschleifung des palatalisierten Konsonanten besteht, sicher gleichgültig (es bleibt zu erwägen, ob nicht auch die Grundform für *escureuil* als **skurus*, für *skiurus*, + *-iolus* zu begreifen sei; auch ist eine Weiterbildung **scurius* aus **skurus* möglich gewesen). Für **rusculus* trat sodann auf bekanntem Wege **ruscellus* ein, aus dem einerseits ital. *ruscello*, andererseits altfrz. *roissel* hervorging. *roissel* dürfte also die ursprüngliche Lautung sein. Die Formen *ruissel, russel* erklären sich nach Thomas aus Einwirkung von *rui, ru* (für *riu*) = *rivum* auf *roissel*. Aber die Lautung *rui* für *riu* bedarf selbst erst der Rechtfertigung. Wahrscheinlicher ist, dafs Wörter wie *ruiste, ruire, bruire, bruit, fuire, duit*, sei es mit ihrem Klange, sei es teilweise auch mit ihrem Sinne, eine Umfärbung von *roissel* in *ruissel* bewirkt haben, und dafs die Lautung *rui* für *riu* sich erst an *ruissel* anlehne. *russel* neben *ruissel* liefse sich als lautliche Variation verstehen, ebenso auch *rus* in gewissen Mundarten für *ruis*, vgl. Suchier, Altfrz. Gramm. § 24b und Fufsn. 1. Indessen beruht *ru* für *rui* wohl auf Einflufs von *rüer* oder Mischung mit dessen Vbsbst. *ru* und hat *russel* neben *ruissel* erst nach sich gezogen.

Das aus Urkunden entnommene prov. *sea* deutet Thomas S. 383 aus **sedam* für *sēdem*. Das *e* von *sea* mufs dann aber geschlossen sein, anders als dasjenige von prov. *se*, dessen offener Charakter eine Verbindung von *se* mit *sedem*, vgl. Tobler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss., 1889, S. 1087 Anm. 2, nicht gestattet. Vergleichen liefse sich *sea* äufserlich mit dem bei Gir. Pat. 406 im Reime mit *sea* 'sei' begegnenden *sea*, für das Tobler im Lexikon S. 50 an *seo* bei Mussafia, Mon. ant. erinnert (s. auch Tobler S. 21 Z. 2 v. u.). Nur scheinbar weist auf *sedem* das von Littré, Suppl. I aus Malherbe belegte (männliche!) Sbst. **sursoy** 'anc. syn. de sursis' hin. Dieses stellt sich vielmehr als Verbalsbst. zu dem (vollständig der ersten Konjugationsklasse angehörigen) Vb. *sursoyer* = *surseoir*, das Godefroy aus dem 16. Jahrhundert bezeugt. *sursoyer* ist durch *sursoyons* u. s. w. vermittelt worden; vgl. umgekehrt den Infinitiv (allerdings nur Infinitiv) *amoloir* (Tr. B. II, 155, 40; s. ferner Risop, Zeitschr. f. frz. Spr. u. Litt., 1894, 451 ff. d. R.) neben *amoloier*. Littré s. v. *seoir* 2, Rem. erwähnt aus S. Simon auch die Participialbildung *seyé*. Vgl. zur Schöpfung von Infinitiven auf *-er* zu Verben anderer Konjugationsklassen Tobler, V. B. III, 148; Risop, Krit. Jahresber. 1891—94, S. 149; ibid. 1895, I, 221 Fufsn. 335 und Deutsche Litt.-Zeitg. 1897, Sp. 299.

Zu *vertoil* S. 394 Anm. 3 erlaube ich mir, auf Suffixwdl. S. 262 ff. hinzuweisen.

Gegen Thomas' Zurückführung von **usine**, ursprüngl. *ocine*, *oucine*, auf lat. *officina*, S. 395, äufsert Meyer-Lübke, Zeitschr. XXII, S. 300 zwar kein grundsätzliches Bedenken, jedoch findet er die Lösung gewisser lautlicher Schwierigkeiten nicht annehmbar und bestreitet zunächst schon die Möglichkeit, ein *ōficina* oder *ŏficina* an die Stelle von *officina* zu setzen. Von *officina* wird man sicher auszugehen haben. Völlig genügen würde dem altfrz. *ocine*, *oucine* aber erst ein **opicina*, und man könnte meinen, dafs *officina* unter Hineinmischung von *opus*, *operis* 'Werk, Arbeit', auch *opera*, in der Volkssprache hierzu geworden sei. *uisine* läfst vielleicht auf Anlehnung von *oucine* an *cuisine* schliefsen. In den Glossen Adae Parvipont. ist einmal (vestibulum amplum, edificiis habitatoriis, repositoriis, operariis) sive *officinis* mit *u de quisines* übersetzt, s. Scheler, Jahrb. VIII, S. 80, 11. *usine* aus *uisine* nach *user*, s. Thomas.

Die Bildung **vineobulum* gefällt Thomas S. 398 selbst nicht ganz als Grundform für das oft gedeutete **vignoble**. Sie ist thatsächlich von ungewöhnlicher Art. In Kürze möchte ich eine andere Vermutung aussprechen, die auch der prov. Form *vinobre*, die zweimal aus dem 11. Jahrhundert belegt ist, gerecht zu werden sucht. Die griechische Bezeichnung eines Weinlandes ist *γῆ οἰνοφόρος* (vgl. auch die Glosse *οἰνοφορος γῆ vinifer*, Var. *vinifera*, *terra*, Corp. Gloss. Lat. II, 381, 2). *οἰνοφόρος* drang als neutrales Subst. mit der Bedeutung Weinkorb (*οἰνοφόρον*, sc. *ἀγγεῖος*: *œnophorum*) in die lateinische Schriftsprache. Es kann mit minder begrenzter Bedeutung (wofern diese nicht metaphorisch für Weinland aufgekommen sein sollte), vielmehr als ein auch auf *territorium* (vgl. *γῆ*) beziehbares Adjektivum, das dann substantivische Geltung erlangte, auch in

die lateinische Volkssprache gewandert sein, und zwar noch zu der Zeit, wo *ph* vorzugsweise wie *p* gesprochen wurde. *œnóporum*, meine ich also, kann in der lateinischen Volkssprache mit der Bedeutung 'Weinland' vorhanden gewesen sein. Einmal volkstümlich geworden, wurde es gewifs leicht in **vinóporum* verwandelt (nach *vinum*, *vinea*); die spät-griechische Aussprache *inophorum* (s. Loewe, Prodromus 162; Schuchardt, Vokalismus II, 293) hatte auf diesen Vorgang keinen Einflufs. Aus **vinóporum* erklärt sich nun das prov. *vinobre* ohne Schwierigkeit. *vinobre* drang aus dem Provenzalischen ins Französische, verwandelte hier den ungewohnten Wortschlufs *-bre* sofort in den vertrauteren *-ble* (zu *l* aus *r* vgl. aufserdem Risop, Krit. Jahresber. 1895, I, S. 208, Anm. 126), ohne dafs man im besonderen Einwirkung von *noble* anzunehmen brauchte, und erfuhr früh volksetymologische Umgestaltung in *vignoble*, wie ja Mischung mit *vigne* nahe lag.

In einem Anhange, S. 402 ff., ergänzt Thomas die Zahl der italienischen Wörter französischen Ursprungs, die Meyer-Lübke in seinen Werken zusammengestellt hat, in reichem Mafse. Einige der von ihm aufgeführten Wörter hatte bereits Diez als Entlehnungen aus Frankreich richtig erkannt, so *arazzo* (s. E. W. IIa, s. v. arazzo), *budriere* (IIc, s. v. baudré), *ciera* (I, s. v. cara), *cervogia* (I, s. v. birra), *(s)ciarpa* (I, s. v. sciarpa), *giavellotto* (I, s. v.), *renso* (IIa, s. v. renso). An Entlehnung von *pelanda* aus dem Französischen dachte auch Bugge, Rom. III, 153; auch handelte über dieses Wort Mussafia, Beitrag S. 86, vgl. auch Lorck, Altberg. Sprachdenkm. S. 182, 83. Die Liste dieser Lehnwörter ist sicherlich noch vermehrbar, vgl. das im Vorhergehenden citierte *poltia* (nebst *poltiglia*), *trocarre* (aus *trocart*), *gariglione* oder *cariglione* (aus *careillon*, *carillon* = *caregnon*, s. P. Meyer, Rom. XII, 21 Anm. 1). Meyer-Lübke erwähnt z. B. noch *bottiglia*, Gramm. II, § 422, *mercante*, Ital. Gramm. § 494.

In diesen Zusammenhang gehört vielleicht auch das ital. *sione* 'Wirbelwind'. Diez, E. W. IIa leitete dieses vom griech. σίφων 'Wasserhose' her. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 33 hob jedoch mit Recht hervor, dafs der völlige Schwund des φ gegen die Regel verstofse. Es giebt im Italienischen neben *sione* die Lautung *scione*. Diese erinnert an das frz. Sbst. *échillon* oder *eschillon* 'Wasserhose' (in der Levante). *échillon* aber ist offenbar das altfrz. *eschaillon*, échelle (s. God.), das über *escheillon* (Beisp. bei God.) zu der Lautung *eschillon*, *échillon* gelangt ist, vgl. *cramillon* neben *cremaillon*, *cremilliere* neben *cremailliere*, *batillerece* neben *bataillerece* u. a. *échillon* bedeutet demnach eigentlich (Wasser-)Leiter (vom Meere zu den Wolken) und ist als volksgemäfser Ausdruck der Seeleute für Wasserhose gewifs verständlich. Dieses Wort ist also vielleicht im ital. *scione* (für *escione*), das zunächst Wasserwirbel bedeutet haben kann, wiederzuerkennen. *sione* ist hiernach erst jüngere Lautung für *scione*, zu erklären als Mischung von *scione* mit *sifone*.

Hiermit verlasse ich an dieser Stelle das vortreffliche Werk des französischen Gelehrten. Wie reich es an sicheren Aufdeckungen und an schönen Gedanken ist, wird nichts besser als das eigene Studium klarlegen.

Wortverzeichnis

(ausgeschlossen sind kurz erwähnte und, bis auf wenige, die in dem Abschnitt über Ableitung aus Zusammensetzungen behandelten Wörter).

Berlin. Georg Cohn.

Edmund Franke, Dr. phil., Regierungs- und Schulrat, Französische Stilistik. Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht. Zweite, durchgesehene u. verbesserte Auflage. Berlin, Gronau, 1898. XVIII, 344 S. 8. M. 7.

Stil der Rede, so möchte ich sagen, ist die Art, wie das Tempo, die Linie, die Sphäre des Gedankenverlaufes je nach der Natur des zu Leistenden und nach persönlichem Wesen und Gemütsverfassung des schaffenden Subjekts in der Rede zum Ausdruck gelangen; und Stilistik würde der Versuch sein, die einzelnen Erscheinungen, in denen diese Art des Ausdrucks sich offenbart, von bestimmten Gesichtspunkten aus zu sammeln, zu ordnen, auf ihre Ursachen zurückzuführen, auf ihre Wirkung hin zu untersuchen. Da neben dem für alle menschliche Rede Gültigen

auch für nationale Bestimmtheit Raum bleibt, so könnte von französischer Stilistik auch noch in anderem als blofs in dem Sinne geredet werden, dafs eine allgemeine Stilistik etwa ihre Beispiele blofs französischer Rede entnähme. So meint es jedoch der Verfasser des 1886 zum erstenmal erschienenen Buches nicht, dessen Titel diesen Zeilen voransteht, sondern er bezeichnet als Stilistik — was ich nicht gerade gutheifsen möchte, worin ihm aber manche vorangegangen sind — gewisse Teile der Wortlehre, der Funktionslehre und der Syntax, mit denen, wer einmal die Elementargrammatik erledigt hat, sich auch noch beschäftigen mufs, wenn er den Versuch machen will, sich einigermafsen richtig französisch auszudrücken; ja auch recht vieles, was schon die Elementargrammatik abthun mufs, erscheint bei ihm wieder, und zwar nicht um etwa in besseres Licht gerückt, in seinem wahren Wesen erfafst zu werden, sondern als etwas, das als nackter Thatbestand erst mitzuteilen wäre.

Das mit unverkennbarer Sorgfalt[1] gearbeitete Buch entnimmt zwar seinen Inhalt grofsenteils den oft von ihm genannten angesehenen syntaktischen Werken von Mätzner, Plattner, Seeger und anderen, oder phraseologischen Sammlungen, wie denen von Larousse, Schmitz; aber sehr viel von dem, was es giebt, ist der Ertrag eigener Beobachtung, insonderheit der Vergleichung deutscher Texte (namentlich des Dreifsigjährigen Krieges von Schiller) oder auch lateinischer (des Gallischen Krieges von Cäsar) mit anerkannten Übersetzungen aus französischer Feder, oder französischer Sätze mit selbstgegebenen deutschen Übertragungen. Zunächst einiges hierüber. Solche Vergleichungen anzustellen kann gewifs recht fruchtbar werden; und es ist begreiflich, dafs sie in einem Buche, welches zu der Zeit eines im Verhältnis zu heute noch sehr viel eifriger betriebenen Übersetzens in die fremde Sprache entstanden ist, einen breiten Raum einnehmen; stellt es doch im wesentlichen nicht viel anderes dar als eine Sammlung von Warnungen für den, der, im Besitze blofs der elementarsten Kenntnisse, ohne Vertrautheit mit der Syntax und ohne alle Übung im Gebrauche eines Wörterbuches, versuchen sollte, seine fertigen deutschen Sätze Wort um Wort zu übersetzen. Man beeinträchtigt aber — und dies ist ein erstes Bedenken gegen das Verfahren des Verfassers — den Nutzen der Nebeneinanderstellung, wenn man, wie das heute zum Beweise ganz besonders weitgehender Herrschaft über zwei Sprachen vielfach geschieht, die Übersetzung sich ohne alle Not möglichst weit vom Urtexte entfernen, sich ganz anderer Wendungen bedienen läfst und dabei leichten Herzens manche kleine Einzelheit der Vorlage einfach preisgiebt, während

[1] Ein paar geringfügige Irrtümer: 'vor dem Relativum' statt 'nach d. R.' 107 Druckfehler; 'wieder zu sich kommen' heifst nicht *reprendre sa reconnaissance* 113; *il n'y a que lui qui dit cela* ist nicht gut 117; *sans aucunes frais* 117 mag Druckfehler sein; ebenso *jouer qch.* 123; *par surcroît du malheur* 208 ist in *pour s. de m.* zu bessern; *en égard de* 209 giebt es nicht; *Paris a un Parthénon, Notre-Dame un Capitole* 218 hat Victor Hugo sicher nicht gesagt; *jouer aux billes* 234 ist nicht 'Ball', sondern 'Murmel' spielen; *quoiqu'il en soit* 218 schreibe *quoi qu'il en s.*; *le rôle de la cavalerie .. est finie* 303 Druckfehler.

die Übersetzung ohne jeden Zwang jener folgen könnte und auf nichts zu verzichten brauchte. Darauf kommt es doch gerade in einer 'Stilistik' der in Rede stehenden Art an, dafs die Grenzen erkannt werden, bis zu welchen die zwei Sprachen Hand in Hand gehen, jenseits deren sie getrennte Wege einschlagen; und darauf, dafs man den Lernenden nicht entmutige durch Hinstellen von vorgeblichen Äquivalenten, auf die er um so weniger aus eigenen Kräften jemals kommen kann, je weniger sie das sind, was sie vorstellen sollen. Warum soll man *non obstant les préjugés* übersetzen 'mögen sich noch so viele Vorurteile entgegensetzen', wodurch ein Element in den Gedanken hineingetragen wird, das im Französischen fehlt? warum *à chaque révolution* 'jedesmal, wenn eine Revolution ausbricht' (209)? warum *elle prêchait* 'sie mufste predigen' (201)? warum *il sait se conduire* 'er weifs, wie man sich benimmt' (202)? Der Fälle, wo einfache Übersetzung des einzelnen deutschen Wortes wirklich ausgeschlossen ist, bleiben ja genug; und da kann es an Gelegenheit nicht fehlen, sich nach den Weisen umzusehen, auf die dem Gedanken eine andere Form sich geben lasse; man sehe z. B. nur die unschönen deutschen Bildungen, die S. 9 Anm. gesammelt und grofsenteils sehr wenig glücklich übertragen sind ('Zurdispositionstellung' ist doch wahrlich nicht *disponibilité*, 'Indieluftsprengung' nicht *explosion*). Überall da aber, wo eine wörtliche Wiedergabe ausgeschlossen erscheint, erwächst einer Betrachtung, die nicht an der Oberfläche haften will, die Pflicht, darüber Rechenschaft zu geben, wodurch solche Wiedergabe verhindert sei. Es ist z. B. nicht schwer zu erkennen, warum die S. 206 dem Französischen nachgerühmte 'Kürze des Ausdrucks in Vergleichssätzen' (übrigens schlecht gesagt!), wie in *des murmures plus doux que* ... 'Murmeln, das noch lieblicher ist als ...' dem Deutschen, wenigstens in Prosa, versagt ist; nicht schwer zu ergründen, warum 'das deutsche "es" durch ein bestimmtes Subjekt ausgedrückt wird' ('es tröpfelt von den Dächern' S. 228; auch nicht gut gesagt); und dergleichen müfste durch den Vergleicher festgestellt und klar gemacht werden. Ist die Unmöglichkeit wörtlicher Wiedergabe erkannt und aus ihren Gründen begriffen, dann mag erwogen werden, welche andere ungefähr gleichwertige Formen der Gedanke bei einem anderen Volke annehmen kann, und welche davon im gegebenen Falle zu wählen sei. Das Verfahren des Verfassers, der die zahllosen Beispiele von Divergenz des Ausdrucks nach der Art des Ersatzes sondert, den bestimmte Arten der Wortverbindung in der anderen Sprache finden können — und was ist da nicht alles möglich! —, ruft leicht die irrige Vorstellung hervor, als sei eine Sprache gewissen Verbindungen überhaupt abgeneigt, während sie doch nur unter bestimmten Umständen ihnen aus dem Wege geht, in anderen sie geradezu bevorzugt. Ein deutsches Substantivum mag ja durch ein appositives französisches Particip 'ersetzt' sein, wenn 'ein Jäger in Begleit zweier Hunde' mit *un chasseur suivi de deux chiens* übersetzt wird; aber was ist nun weiter daraus zu entnehmen? Doch nicht etwa, dafs das Französische präpositionale Bestimmungen zu Substantiven nicht kenne; man sagt doch wohl *une dame*

en deuil, un homme en quête de ...; doch nicht etwa, daſs dem Deutschen die Konstruktion mit dem Participium fremd sei; man sagt doch 'ein von mir befolgter Rat', 'ein von zwei Hunden verfolgter Hase', 'ein von zwei Hunden begleiteter Jäger'. Es ergiebt sich einfach, daſs das Deutsche ein mit *suivre* völlig gleichbedeutendes und daher gleicher Konstruktion fähiges Verbum nicht besitzt. Und auf Thatsachen dieser und ähnlicher Art laufen zu groſsem Teile die Fälle der Divergenz im Ausdruck hinaus, die der Verfasser in einer unübersehbaren und dabei den Reichtum der Erscheinungen dennoch lange nicht erschöpfenden Menge von Rubriken unterbringt.

Wäre es nicht ratsamer, den Gesichtspunkt der Vergleichung mit dem Deutschen überhaupt zu verlassen, auf auſserfranzösische Sprachen nur da den Blick zu lenken, wo dadurch etwas Bestimmtes gewonnen werden kann? Ein groſser Teil dessen, was unter der Hauptüberschrift 'Darstellungsmittel der französischen Sprache für die einzelnen Wortarten'[1] zusammengetragen ist, kann in sachgemäſser Weise nur in der Wortlehre, der Wortbildungslehre, der Funktionslehre und in einem verständigen Wörterbuche des Französischen behandelt werden und leidet auf das schwerste durch die Zerstückelung, zu welcher die ganz nebensächliche Vergleichung mit dem Deutschen nötigt. Nützlicher wird diese gerade da werden können, wo die beiden Sprachen voneinander unabhängig, von beiderseits gleichen psychischen Voraussetzungen aus zu analogen Ausdrucksweisen gelangt sind. Der deutsche Schüler mag sich leichter in die S. 191 besprochene 'Zusammenstellung synonymer Wörter (*à leurs risques et périls* u. dgl.) finden, wenn man ihn erinnert, daſs er längst gewohnt ist, 'Leib und Leben', 'voll und ganz', 'Stumpf und Stiel' zu sagen. Will man ihn darauf hinweisen, daſs französische Adjectiva oft in Substantivfunktion erscheinen, so wird ihm vermutlich schon von selbst einfallen, daſs seine Muttersprache das ebenfalls kennt, und der groſse Anfangsbuchstabe, den er in 'der Gelehrte' und 'ein Gelehrter' schreibt, wird ihn nicht, wie S. 12 den Verfasser, darüber täuschen, daſs auch er hier mit Adjektiven zu thun hat. In gewissen Fällen mag er sich auch im Hinblick auf die Sorgfalt, mit der gebildete Franzosen ihre Sprache gebrauchen, der Lotterigkeit bewuſst werden, die er sich vermutlich bisweilen beim Sprechen und beim Schreiben der eigenen zu schulden kommen läſst. Im allgemeinen aber ist es sicher ratsamer, von der Vergleichung mit dem Deutschen abzusehen, Wörter, Formen, Funktionen, Wortgruppierungen bloſs darauf hin anzusehen, was sie den Franzosen selbst sind.

Aber auch wer die Anlage des Buches gutheiſsen sollte, dürfte doch an manchen Stellen die Ausführung im einzelnen nicht zu billigen in der Lage sein. Ich vermisse sehr oft die Schärfe des Ausdrucks, die von sich fordern muſs, wer über Spracherscheinungen in fördernder Weise reden

[1] 'Auch dieser Titel ist nur dem verständlich, der sich dem Französischen gegenüber auf gleichem Standpunkt mit dem Verfasser befindet, d. h. in ihm nur ein Mittel zur Wiedergabe deutscher Rede sieht.

will, und finde viel zu häufig Aufstellungen, die entweder gar nichts lehren oder geradezu zu Falschem verleiten können. S. 143 liest man, das Imperfectum 'lasse die Thätigkeit in ihrem Werden hervortreten'; ist das Werden das Eintreten ins Dasein, in die Wirklichkeit ('es ward Licht'), so würde mir das Gesagte doch viel eher vom Perfectum zu gelten scheinen. Ebenda wird dem Imperfectum 'konkrete' Natur zugeschrieben, wobei ich mir gar nichts zu denken vermag. S. 135 ff. wird der Versuch gemacht, die Kraft französischer und die deutscher Präfixa in der Zusammensetzung mit Verben zu kennzeichnen; mir scheint nicht, dafs das erreicht werde, was sich hätte erreichen lassen. Übrigens mufste hier unterschieden werden zwischen den Fällen, wo das Französische fertige Composita sei es geerbt, sei es entlehnt, und denen, wo es die Komposition selbst vollzogen hat (*suggérer* ist doch wahrlich kein Kompositum von *gérer*). S. 187 findet man Redensarten wie *être sur le qui-vive, se moquer du qu'en dira-t-on* als Beispiele abstrakten Ausdrucks aufgeführt; mit welchem Recht? und ist damit das geringste zur Kennzeichnung derartiger Redeweise gethan? S. 189 wird behauptet, das Französische gewinne (natürlich dem Deutschen gegenüber) 'Anschaulichkeit und Lebendigkeit' dadurch, dafs es Adverbia durch Adjectiva ersetze, und das soll sich aus der Vergleichung von 'die Sprache blieb lebendig' mit *la langue se conservait vivante* ergeben. Auch wer seltsamerweise in 'lebendig' ein Adverbium sehen wollte, könnte doch über das Mehr an Anschaulichkeit im Zweifel bleiben. Hier, wie an vielen anderen Stellen, bleibt psychologische Analyse ihre ganze Arbeit schuldig. S. 227 werden Verba unpersönlich (gemeint ist subjektlos) genannt, blofs weil sie *il* als Scheinsubjekt vor sich, ihr wirkliches Subjekt in Form eines Satzes nach sich haben. S. 233 liest man, das deutsche 'es' von 'ich will es versuchen zu ...' werde durch das Reflexivpronomen vertreten in *je veux m'essayer à*. Auch die S. 246 bis 248 gegebenen Auseinandersetzungen über Inversion von (substantivischem) Subjekt und Verbum werden einen ernster prüfenden Leser kaum befriedigen. Dafs in *reste deux francs* das erste Wort, obgleich ein Verbum, dem Gedanken nach Subjekt, die letzten beiden Prädikat seien, wird man zwar leicht begreiflich machen können; viel schwerer aber, dafs bei einem eingeschobenen *répondit le père* das logische Verhältnis dasselbe sei. So vermifst man noch an zahlreichen Stellen eine kräftiger zum wahren Wesen der Erscheinung vordringende Gedankenarbeit, etwa S. 262, wo von der 'Formel' *c'est ... que* (*c'est un lieu charmant que Paris*) die Rede ist, als müfste sie nun einmal, verstanden oder nicht, hingenommen werden; S. 117, wo man von dem ganz wesentlichen Sinnesunterschiede nichts hört, der zwischen *moi, je l'ai dit* und *c'est moi qui l'ai dit* besteht, vielmehr beides unter der wenig befriedigenden Überschrift 'Verstärkte Pronominalformen' zusammengeworfen ist, auch *voici ce qui est beau* und *voici qui est beau* ungesondert nebeneinander stehen.

Befriedigt mich weder die Anlage des Buches, noch auch, und zwar in weitem Umfange, die Art, wie das Unternommene ausgeführt ist, so möchte ich doch von aufmerksamem Lesen des Werkes durchaus nicht

abraten. Einzelnes scheint mir auch wohl gelungen, z. B. die Abschnitte, die von dem Ersatz deutscher Composita, oder diejenigen, die von dem Ersatz des Passivums handeln. Die Schule wird freilich so wie so direkten Gebrauch von dem Buche nicht machen; sie wird einen Teil der zur Sprache gebrachten Dinge unter der bescheidenen Bezeichnung 'Grammatik' (wo das Wort noch geduldet ist) zu lehren fortfahren; anderes im Anschlufs an ein Vokabular erörtern, wo man verständig genug ist, so etwas zu verwenden; wo Wörterbücher immer noch im Gebrauche sind, vielleicht also auch eine gewisse Anleitung zu deren Gebrauche statthat, wird auch diese eine Gelegenheit sein, manches von dem zu berühren, was die Stilistik des Herrn Franke vorträgt. Die Lektüre vor allem und die Herübersetzung, auf die man nicht völlig verzichten wird, sind vollends gar nicht denkbar ohne reichliche Hinblicke auf die in dieser Schrift behandelten Dinge. Einem zum Nachdenken geneigten Lehrer aber mag aus ihr mancherlei Belehrung kommen über Einzelheiten, auf die er bisher nicht geachtet; er mag brauchbare Beispiele daraus entnehmen von Spracherscheinungen, deren er im Unterrichte zu gedenken hat; er mag mit gutem Erfolg seine eigene Denkkraft daran üben und mit der nicht geringen Schwierigkeit des absolut genauen Ausdrucks ringen, wo das Buch selbst ihn nicht bis zu befriedigender Klarheit des Erkennens geleitet.

Berlin. Adolf Tobler.

Dr. Karl Quiehl, Direktor der Oberrealschule zu Kassel, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Übungen im Klassenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. Dritte Auflage. Marburg, Elwert, 1899. VIII, 188 S. 8. M. 3,20.

Das Buch, dessen Titel diesen Zeilen voransteht, ist im Archiv XCII, 205 bereits besprochen. Das Erscheinen einer nach fünf Jahren nötig gewordenen neuen Auflage giebt Anlafs, seiner nochmals empfehlend zu gedenken. Der Ernst, mit dem der Verfasser darauf besteht, dafs beim Unterricht in der Aussprache Lehrer und Schüler alle Kraft aufbieten, damit das allein Richtige zur Gewohnheit werde, seine auf Beobachtung ruhende und durch theoretisches Studium geklärte und geordnete Kenntnis des Thatsächlichen, seine in längerer Lehrthätigkeit gewonnene Vertrautheit mit den (namentlich den bei mitteldeutschen Schülern) zu überwindenden Schwierigkeiten und seine Übung im Kampfe mit ihnen machen ihn zu einem Ratgeber, an den man der Anleitung Bedürftige gern weisen wird. Dafs er nicht eigensinnig gegenüber jedem Teil der Lehraufgabe einen einzigen Weg der Lösung gelten läfst, dafs er im Empfehlen der Pariser Volksaussprache bei aller Hingabe an Papst Passy ein gewisses Mafs doch noch beobachtet, und dafs der Ton seines Vortrages bei aller Sicherheit sich des marktschreierischen Lärmens enthält, das bisweilen bei anderen abstöfst, nimmt ebenfalls für ihn ein.

Durch dick und dünn wird ihm freilich nicht jeder zu folgen geneigt

sein. Das Liedchensingen z. B. scheint er mir in seiner Heilsamkeit zu überschätzen: gewifs nötigt es zu zusammenhängendem Sprechen, das sich übrigens auch auf anderem Wege herbeiführen läfst, und zwingt zu richtiger Aussprache der steigenden Diphthonge (um bei dieser Bezeichnung der Kürze halber zu bleiben), von denen einige den deutschen Schülern so schwer fallen; aber es ist mit der Gefahr verbunden, dafs einige Zeit nach dem Erlernen mit den vielleicht noch richtig gesprochenen Worten gar kein Sinn mehr verknüpft wird, und der musikalische Rhythmus nötigt dem Singenden einen Rhythmus der Sprache auf, der von dem der nicht gesungenen Rede meistens stark abweicht, gar nicht zu gedenken der Aussprache des zwischen Konsonanten stehenden *e*, welche nicht die auch der gehobensten Rede, noch viel weniger die der Umgangssprache ist. Nicht verständlich mag manchem Leser auch die Nachsicht sein, vermöge welcher der Verfasser, freilich nur 'für den Anfang', ***p t k*** mit jenem unerträglichen Hauchlaut will aussprechen lassen, der vielleicht untrüglicher als irgend eine andere üble Gewohnheit den Deutschen verrät und der, wo er sich einmal eingenistet hat, so schwer auszurotten ist. Zu manchem anderen mag ein Leser, der nicht Vollblut-Reformer ist, Gründe anderer Art haben ein Fragezeichen zu setzen; so zu der Unterstellung, als werde irgendwo im Schulunterricht Grammatik 'um ihrer selbst willen' betrieben, während mit solchem Vorwurf doch kaum etwas anderes getroffen werden soll, als das gewifs löbliche Bestreben, neben möglichst reichlichen Namen von Dingen, Eigenschaften und Thätigkeiten (Vokabeln) auch recht viel Ausdrucksmittel für Gedankenformen und Gedankenverknüpfungen dem Schüler vertraut zu machen; so wird mancher auch zu der unermüdlichen Empfehlung der Wandbilder den Kopf schütteln, die ja doch gröfstenteils keinerlei neue Anschauung gewähren, und die unter allen Umständen versagen müssen, sobald es sich um das nicht mit dem Auge Wahrnehmbare handelt; so hinwieder zu der Ablehnung des Vokabulars und seiner Verwendung für Sprechübungen; so zur Verbannung des Übersetzens aus der eigenen in die fremde Sprache, da doch der spätere praktische Gebrauch derselben (also nicht der in öffentlichen Schulprüfungen stattfindende) grofsenteils geradezu ein Dolmetschen, jedenfalls ein Aussprechen nicht im Lesebuch gefundener, sondern im eigenen oder in fremdem Kopfe, aber ursprünglich in der Muttersprache gebildeter Gedanken sein wird. Doch dabei zu verweilen thut hier nicht not. Lieber sei wiederholt, dafs aus Direktor Quiehls Buche viel nützliche Belehrung zu schöpfen ist.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 26. Mai bis zum 26. Juli 1899 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Hempl, G., Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture, a paper extracted from the transactions of the American Philological Association published for the Association by Ginn & Co., Boston 1898. 31—47 p.

Eidam, Christian, K. Gymn.-Professor, Über Gymnasialreform und die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht. Vortrag gehalten auf der 20. Generalversammlung des bayer. Gymnasiallehrervereins zu Nürnberg. München, Lindauer, 1899. 20 S. 8. M. 0,50. (Tritt mit Nachdruck und guten Gründen dafür ein, dafs der Unterricht im Französischen dem im Latein vorangeht.)

Wehrmann, Dr. Karl, Wider die Methodenkünstelei im neusprachlichen Unterricht. Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Realschule zu Kreuznach, Ostern 1899. 12 S. 4.

Höft, G., Die Serien-Methode. Anleitung zum fremdsprachlichen Unterricht, zugleich als Begleitwort zu des Verfassers 'Englischen Serien'. Hamburg, Meifsner, 1899. 86 S.

Literaturblatt für germ. und roman. Philologie. XX, 6 (Juni).

Modern language notes. XIV, 5 [F. A. Wood, Understand, guess, think, mean, semasiologically explained. — O. Heller, Goethe and Wordsworth. — H. Eaton, A source for the Towneley 'Prima pastorum'. — Reviews etc.].

XIV, 6, June [J. F. Coar, The Parcar in Goethe's Faust part II, act I, sc. 3. — Th. Allen, Wilh. Müller and Italian popular poetry. — E. F. Emerson, The legend of Joseph's bones in O. and M. E. — C. A. Eggert, On the title and subtitle of Molière's 'Misanthrope'. — O. Kuhns, Dante's influence on Engl. poetry in the 19th cent. — J. W. Bright, Two notelets on Shakespeare. — Reviews etc.].

Publications of the Modern language association of America. XIV, 3 (new ser. VII, 3) [J. M. Garnett, The Latin and the Ags. Juliana. — F. A. Wood, The semasiology of words for 'smell' and 'see'. — J. W. Bright, Proper names in O. E. verse. — J. M. Hart, Nicholas Grimald's Christus redivivus].

Zeitschrift für deutsches Altertum. XLIII, 2 [W. Meyer, Der Dichter des Waltharius. — Björkman, Altvill im Sachsenspiegel. — Kretschmer, Zur Geschichte von der 'säugenden Tochter'. — R. M. Meyer, Copulative Eigennamen. — Praechter, Zum Rhythmus Ganymed und Helena. —

Möller, Chatti und Hessen. — Schröder, Heinrich von Hesler. — Ders., Das Lied des Möringers. — Anzeiger].

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXI, 3 [K. F. Johansson, Über aisl. eldr, ags. æled 'Feuer' u. s. w. — Th. Gottlieb, Zimmernsche Hss. in Wien. — R. M. Meyer, Der Begriff des Wunders in der Edda. — E. Kettner, Das Verhältnis des Alphartliedes zu den Gedichten vom Wolfdietrich. — K. Drescher, Arigos 'Blumen der tugend'. — Th. Jacob, Über das Genus des Part. Prät. — Miscellen etc.].

Americana Germanica. II, 4 [C. R. Miller, The preposition in Hans Sachs. — T. S. Baker, The influence of L. Sterne upon German literature. — F. H. Wilkens, D. Ch. Burney on Schubart. — C. W. Prettyman, The probable source and date of Canitz's 8th satire 'Der Hof'. — M. D. Learned, From Pastorius' 'Bee hive'. — Reviews etc.]. — III, 1 [A. Gerber, The evolution of the classical Walpurgis-night and the scene in Hades. — Ch. A. Eggert, Goethe, a reply to Prof. Dowden's 'The case against Goethe'. — D. B. Shamway, A Low-German ballad, commemorating the siege of Göttingen in the thirty years' war. — M. Schütze, Hauptmann's 'Die versunkene Glocke'. — Reviews etc.].

Stein, F., Die Stammsage der Germanen und die älteste Geschichte der deutschen Stämme. Erlangen, Junge, 1899. 80 S.

Ibsens, H., sämtliche Werke in deutscher Sprache. 5. Band. Berlin, Fischer. 319 S. In Subskription auf 9 Bände à M. 3,50, einzeln à M. 4.

Liebich, B., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. I. Teil, 4. u. 5. Lief. Breslau, Preufs, 1899. S. 241—400. M. 3,20.

Wiegand, P., Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Frankfurt a. M., Alt, 1899. 118 S.

Vietor, W., Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der preufs. Schulschreibung) als Hilfsbuch zur Einübung einer mustergültigen Aussprache. I. Teil: Fibel und erstes Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1899. XII, 159 S. Geb. M. 3.

Frei, J., Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. Zum Gebrauche beim Unterricht an Gymnasien, Lehrerseminarien, Industrie- und Gewerbeschulen, höheren Bürgerschulen und ähnlichen Anstalten bearbeitet. 13. Auflage bearbeitet von K. Schnorf. Zürich, Fäsi, 1898. VIII, 224 S. M. 2,40.

Farinelli, Arturo, Conrad Ferdinand Meyer. Estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 1° giugno 1899 (vol. LXXXI, serie IV). Roma, 1899. 23 S. 8.

Bächtold, Jakob, Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx herausgeg. von Th. Vetter. Frauenfeld, Huber, 1899. 330 S.

Englische Studien. XXVI, 2 [A. Schade, Über das Verhältnis von Pope's 'January and May' and 'The wife of Bath. Her prologue' zu den entsprechenden Abschnitten von Chaucer's Canterbury tales. — G. Sarrazin, Der Ursprung der ne. ai- und au-Diphthonge. — J. Ziehen, Zum Realienplan englischer Sprechübungen in den drei Oberklassen des Realgymnasiums. — F. Ellinger, Beiträge zur englischen Grammatik, 15—20. — W. Mangold, Die Wendtschen Thesen. — Litteratur etc.].

Anglia. XXII, 1 [W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhist. Untersuchung. — O. Kötz, Faerie Queene und Pilgrim's Progress, ein

Beitrag zur Quellenfrage Bunyans. — W. Kollmann, Nash's 'Unfortunate Traveller' und Head's 'English Rogue', die beiden Hauptvertreter des englischen Schelmenromans. — F. Holthausen, Zu alt- und mittelengl. Dichtungen, XI].

Beiblatt. X, 1, 2 (Mai, Juni).

Klöpper, C., Englisches Real-Lexikon. XXXVII.—XL. Lieferung (Schlufs), à M. 1,50.

Schröer, A., Ch. F. Grieb's Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Auflage, mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt. 29. und 30. Lieferung, à M. 0,50. Stuttgart, Neff. [A—Beweis.]

Lloyd, R. J., Northern English phonetics, grammar, texts. (Skizzen lebender Sprachen herausgeg. von W. Victor, I). Leipzig, Teubner, 1899. VI, 127 S.

Wagner, Ph., Die Sprachlaute des Englischen, nebst Anhang: Englische Eigennamen mit Aussprachebezeichnung. Ein Hilfsbuch für den Schul- und Privatgebrauch. 2. Aufl. Stuttgart, Neff, 1899. XI, 156 S. M. 2,50.

ten Brink, B., Geschichte der englischen Litteratur. Erster Band. Bis zu Wicliffs Auftreten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, herausgeg. von A. Brandl. Strafsburg, Trübner, 1899 [Anhang: I. Fragment über altengl. Litt. — II. Kaedmon und die ihm zugeschriebenen Gedichte. — III. Kynewulfs Leben und Werke. — IV. Assers Leben des Königs Alfred und die Winchester Annalen. — V. Die Werke des Königs Alfred. — VI. Aelfriks Grammatik. — VII. Wulfstans Homilien. — VIII. Genesis und Exodus. — IX. Die Heiligenleben seinte Katarine, seinte Marherete, seinte Juliane und die Homilie 'Hali meidenhad'. — X. Die Entstehungszeit des engl. Rolandsliedes]. XX, 520 S. M. 4,50.

Beowulf herausgegeben von A. Holder. IIa. Berichtigter Text mit knappem Apparat und Wörterbuch. 2. Aufl. Freiburg i. B., Mohr, 1899. VIII, 190 S. M. 2,50 [Cosijn hat mehrere Textverbesserungen beigesteuert].

Hampel, E., Die Silbenmessung in Chaucers fünftaktigem Verse. I. Teil. Diss. Halle 1898. 45 S.

Woodbridge, E., Studies in Jonson's comedy (Yale studies in English V). New York, Lamson, 1898. 102 p.

Collection of British authors. Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1899. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3354: A. C. Doyle, A duet.
Vols. 3355—6: H. R. Haggard, Swallow.
Vol. 3357: R. Whiteing, Nr. 5 John street.
Vols. 3358—9: B. Harraden, The fowler.
Vol. 3360: M. Pemberton, The garden of swords.
Vol. 3361: R. Broughton, The game and the candle.
Vols. 3362—3: R. H. Savage, The white lady of Khaminavatka.
Vol. 3364: G. Rhys, Mary Dominic.

Thiergen, O., Lehrbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausg. B für höhere Mädchenschulen. III. Teil; mit neun Ansichten und einem Plane von London, sowie einer Karte von Schottland und der Insel Wight. Leipzig, Teubner, 1899. IX, 211 S.

Thiergen, O., Die Hauptregeln der englischen Syntax, für die Oberstufe des Lehrbuchs der engl. Sprache. Ausg. B für höhere Mädchenschulen. V, 130 S.

Höft, G., Englische Serien. I. Teil. Englischer Sprachstoff nach den Grundsätzen F. Gonins. Hamburg, O. Meifsner, 1899. VIII, 176 S.

Goerlich, E., Der Frühling (Franz. u. engl. Vokabularien, II. Engl. Vocab. 5. Bändchen). Leipzig, Renger, 1899. 39 S. M. 0,40.

Seelig, M., Methodisch geordnetes englisches Vokabularium zu den Hölzelschen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, London, Wohnungen). 2. Aufl. Bromberg, Ebbecke, 1899. 115 S.

Secundus J. N., Basia. Mit einer Auswahl aus den Vorbildern und Nachahmern herausgeg. von G. Ellinger (Lat. Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrh., 14). Berlin, Weidmann, 1899. LII, 38 S. M. 2.

Beiträge zur romanischen Philologie. Festgabe für Gustav Gröber von Ph. A. Becker, D. Behrens, E. Freymond, M. Kaluza, E. Koschwitz, H. R. Lang, F. E. Schneegans, H. Schneegans, C. This, G. Thurau, K. Vofsler, H. Waitz, L. Zéliqzon, R. Zenker. Halle a. S., Niemeyer, 1899. 541 S. 8. M. 16.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1899, avril. No. 110 [A. Thomas, Variétés étymologiques. G. Paris, Caradoc et le serpent. A. Jeanroy, Notes sur le *Tornoiement as dames*. P. Meyer, Deux nouveaux manuscrits de la traduction française des sermons de Maurice de Sully. — Mélanges: A propos du Débat du corps et de l'âme (L. Katona). Sur la consécration de la cathédrale d'Aix (E. Teichmann). Heloïs de Peviers, sœur de Garin le Lorrain (F. Lot). La vie de saint Silvestre en vers français (P. M.). *Corrot, corine* (G. P.). Sur les formes de la négation et de l'affirmation à Ferrières, Hérault (A. Calmette). Comptes rendus. Chronique].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 21 [C. Salvioni, Risoluzione palatina di *K* e *G* nelle Alpi lombarde. G. Mari, Ritmo latino e terminologia ritmica medievale. F. Giannuzzi Savelli, Arcaismi nelle rime del Petrarca. V. De Bartholomaeis, La leggenda dei dieci comandamenti di Colo de Perosa. Bullettino bibliografico]. Torino, E. Loescher, 1899. 172 S. 8. l. 8.

Paris, Gaston, Besprechung von Les Fabulistes latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge par Léopold Hervieux. Jean de Capoue et ses dérivés. Paris, Didot et Cie, 1899. (Aus dem Journal des Savants 1899, S. 207—226.)

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XXI, 2 u. 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft.

Le Castoiement d'un père à son fiels (l. fils), traduction en vers français de l'ouvrage de Pierre Alphonse. Première partie. Édition nouvelle — basée sur le manuscrit Nr. 730 de Maihingen et conférée avec l'édition des Bibliophiles — publiée par Michael Roesle. Beilage zum siebenten Jahresbericht der Kgl. Luitpoldkreisrealschule in München. Schuljahr 1897/98. München, Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Lossen. IV, 57 S. 8. (Mit photographischer Wiedergabe derjenigen Seite der Handschrift, auf der des Gedichtes Schlufs steht.)

Heath's Modern Language Series. Boston, U. S. A., D. C. Heath & Co., 1899. 8.

Molière's Le Misanthrope, edited with an introduction and notes by Charles A. Eggert, Ph. D., formerly professor in the University of Iowa. XXIX, 148 S.

Link, Dr. Theodor, Grammaire de récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires. Französische Repetitionsgrammatik

für Mittelschulen. München und Leipzig, Oldenbourg, 1899. X, 202 S. 8. Geb. M. 2,50.

Schwan, Dr. Eduard, weil. Professor an der Universität zu Jena, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von Dr. Dietrich Behrens, Professor an der Universität zu Gießen. Vierte Auflage. Leipzig, Reisland, 1899. VIII, 266 S. 8. M. 5,40, geb. M. 6.

Andersson, Herman, Altération et chute de l'*R* en français (Abdruck aus Studier i modern språkvetenskap. I, 7). S. 149—170. 8.

Lené, Gustaf, Les substantifs postverbaux dans la langue française. Thèse pour le doctorat. Upsala, imprim. Almqvist & Wiksell, 1899. 2, 148 S. 8.

Westholm, Alfred, Étude historique sur la construction du type 'li filz le rei' en français, thèse pour le doctorat. Vesterås, imprim. A. F. Bergh, 1899. 52 S. 4.

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 11. u. 12. Lief. [couchettes de marine — élection]. Leipzig, Renger, 1899.

Seelig, Dr. Max, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium zu Bromberg, Methodisch geordnetes Französisches Vokabularium zu den Hölzelscheu Anschauungsbildern (Frühling — Wohnung). Zweite Auflage. Bromberg, Ebbecke, 1899. 128 S. kl. 8. Geb. M. 0,75.

Französische und englische Vokabularien. 5. Bändchen: Der Frühling (Hölzel), bearbeitet von Dr. Ewald Goerlich. Leipzig, Renger, 1899. 36 S. 8.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. Tome VII. Dix-neuvième siècle. Période romantique (1800—1850). Paris, Colin et C^ie^, 1899. 874 S. 8 [Introduction aux tomes VII et VIII (Dix-neuvième siècle) p. M. E. Faguet. I. Chateaubriand p. M. E. des Essarts. II. Joseph de Maistre, M^me^ de Staël p. M. A. Cahen. III. La littérature du premier empire p. M. A. Bourgoin. IV. Le romantisme p. M. A. David-Sauvageot. V. Lamartine p. M. Petit de Julleville. VI. Victor Hugo p. M. G. Deschamps. VII. Les poètes p. M. H. Chantavoine. VIII. Le théâtre romantique p. M. R. Doumic. IX. Le roman p. M. G. Pellissier. X. L'histoire p. M. J. de Crozals. XI. Écrivains et orateurs religieux. Philosophes p. M. A. Cahen. XII. Écrivains et orateurs politiques p. M. H. Michel. XIII. La critique p. M. E. Faguet. XIV. Les relations littéraires de la France avec l'étranger p. M. J. Texte. XV. L'art français dans ses rapports avec la littérature au XIX^e^ siècle p. M. S. Rocheblave. XVI. La langue française au XIX^e^ siècle. Première partie: la révolution et l'empire p. M. F. Brunot].

Zimmermann, Dr. phil. Otto, Die Totenklage in den altfranzösischen Chansons de geste (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie veröffentlicht von Dr. Emil Ebering, XIX. Roman. Abteilung Nr. 11). Berlin, Ebering, 1899. 136 S. 8.

Clément, Louis, professeur au lycée Janson de Sailly, docteur ès lettres, Henri Estienne et son œuvre française. Paris, Picard et fils, 1899. X, 540 S. 8. 10 frs.

Løseth, E., Observations sur le Polyeucte de Corneille. (Videnskabsselskabets Skrifter. II Historisk-filosofisk Klasse. 1899. No. 4. Udgivet for Hans A. Benneches Fond.) Christiania, Dybwad, 1899. 18 S. 8.

Unruh, Ferdinand, Daudet als Lyriker, nach seinen Prosawerken geschildert. Beilage zum Programm der Städtischen Realschule zu Königsberg i. Pr., Ostern 1899. 32 S. 8. (Leipzig, Fock. M. 1.)

Zingarelli, Nicola, La personalità storica di Folchetto di Marsiglia nella 'Commedia' di Dante, con appendice. Nuova edizione accresciuta

e corretta. Bologna, Zanichelli, 1899 (Biblioteca storico-critica della letteratura dantesca diretta da G. L. Passerini e da P. Papa. IV). 79 S. 8. l. 1,50. (Über die erste, 1897 erschienene Ausgabe s. Archiv XCIX, 228.)

Studi glottologici italiani diretti da Giacomo de Gregorio, prof. di storia comparata delle lingue classiche e neo-latine nella R. Università di Palermo. Volume primo ad occasione del XII Congresso internazionale degli Orientalisti di Roma. Torino, Loescher, 1899. 245 S. 8. l. 10. [G. de Gregorio, Contributi alla etimologia e lessicografia romanza con ispeciale considerazione ai vernacoli siciliani. R. Sabbadini, Saggio di toponomastica dell'isola dell'Elba. M. La Via, Il vocalismo del dialetto gallo-italico di Nicosia in Sicilia. M. Niedermann, Recensioni. G. de Gregorio, Sopra un problema di sintassi comparata dialettale proposto dall'Arch. glott. it.]

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pércopo e N. Zingarelli. IV, 1—2. [F. Torraca, Il serventese di Pietro della Cavarana. G. Di Niscia, Per Sofronia. — Recensioni, Bollettino ecc.]

Del Lungo, Isidoro, Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII, pagine di storia fiorentina per la vita di Dante. Milano, Hoepli, 1899. VIII, 474 S. 8. l. 5.

Gerboni, Luigi, Un umanista nel secento. Giano Nicio Eritreo, studio biografico critico. Città di Castello, Lapi, 1899. 169 S. 8. l. 3.

Zingarelli, N., La data del 'Teleutelogio' (Per la biografia di Dante). Napoli 1899. 16 S. 8 (Estratto dagli 'Studi di letteratura italiana', I, 180—193). Der 'Teleutelogio' des Ubaldo di Sebastiano aus Gubbio, wichtig durch eine auf Dante als Lehrer des Verfassers bezügliche Stelle, ist, wie sich bei genauer Lesung und sorgsamer Deutung der entscheidenden Stellen der zwei Hss. ergiebt, 1326—7 geschrieben oder doch begonnen. Dante ist des Verfassers Lehrer in dessen früher Jugend wahrscheinlich in Bologna gewesen. Wenn von *adulterinis amplexibus* die Rede ist, mit denen die *Luxuria* auch Dante an sich gezogen habe, so darf man daraus nicht auf Ehebruch des Dichters schließen. Daß Ubaldo in verwandtschaftlicher Beziehung zu seinem Landsmann Bosone gestanden habe, ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme. So der Verfasser.

Sabersky, Dr. Heinrich, Über einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. Mit einer Karte. Straßburg, Trübner, 1899. XI, 54 S. 8. M. 1.

Schiller in der heutigen Schule.[1]

Rudolf Lehmann hat in dieser Zeitschrift Bd. CI, S. 273 das geistige Verhältnis, in dem die Jugend unserer höheren Schulen zu der idealistischen Weltanschauung Schillers steht, eingehend erörtert. Diese Frage hängt einerseits so eng mit den höchsten Aufgaben unserer nationalen Erziehung zusammen, daſs sie gar nicht ernst genug genommen werden kann, und andererseits verdienen die Darlegungen eines Mannes wie Rudolf Lehmann unter allen Umständen Beachtung und, falls sie irrig erscheinen sollten, motivierte Ablehnung. Man gestatte mir also, so etwas wie ein Korreferat zu jenen Ausführungen zu liefern.

Um es gleich zu sagen: Lehmann ist gerade so wie ich ein warmer Verehrer von Schiller — es giebt eben immer noch 'rückständige' Leute, die die 'Umwertung' aller litterarischen und kulturellen Werte, wie sie von Dühring und dem 'jüngsten Deutschland' betrieben wird, etwa auf die nämliche Stufe stellen mit der Umwertungsthätigkeit der Fridericianischen Münzjuden —, er ist gleich mir der Ansicht, daſs der Jugend das Verständnis für den weltbezwingenden Idealismus Schillers erschlossen werden kann und soll, das Bild aber, das er von diesem Idealismus entwirft, muſs meines Erachtens sorgsam retouchiert werden, soll es dem Originale ähnlich sehen und in dem Betrachter wirklich die Überzeugung wecken, daſs die liebevolle Vertiefung in die Lebensauffassung Schillers immer noch fruchtbringend und durchaus — zeitgemäſs ist.

[1] Zu dem gleichnamigen Aufsatze von Rudolf Lehmann.

Lehmann findet, daſs die Jugend nach wie vor begeisterungsfähig ist, daſs aber die Empfänglichkeit gerade für Schiller seit einem Menschenalter ganz erheblich abgenommen hat. Das macht: ‘ihr Idealismus und ihre geistigen Interessen haben eine andere Richtung angenommen, einen anderen Inhalt bekommen. Dieser Unterschied zwischen jetzt und einst beruht, mit einem Worte gesagt, auf dem Wirklichkeitssinn, der den heutigen Deutschen und der deutschen Jugend insbesondere eigen ist. Diese jungen Menschen berauschen sich nicht mehr an Phantasien allgemeiner und unbestimmter Art, noch viel weniger an abstrakten Begriffen oder rhetorischen Wendungen: nüchterner sind sie geworden und praktischer selbst in ihren Idealen.’ Nach meinen persönlichen Erfahrungen, die ich allerdings nicht, wie Lehmann, an der vorgeschrittenen Jugend der Weltstadt Berlin, sondern an den bekanntlich weit harmloseren Spröſslingen von Potsdam und an den jungen Uckermärkern, Elsässern, Lothringern und Westfalen gemacht habe, interessieren sich unsere Gymnasiasten für die Erzeugnisse Schillers — vom Ringe des Polykrates bis zur Braut von Messina und der Abhandlung über das Erhabene — kaum weniger, als dies ihre Väter gethan haben. Die Begeisterung von Schülern vom Katheder aus festzustellen, hat seine Schwierigkeiten, doch habe ich wahrgenommen, daſs gehörig vorbereitete Aufsätze aus dem Gedankenkreise der Schillerschen Abhandlungen — unten habe ich zwei derartige Themen verzeichnet — stets mit Lust und Liebe angefertigt worden sind.

Daſs die ausgeprägt naturwissenschaftliche Richtung der Gegenwart und der geschärfte Wirklichkeitssinn, der damit zusammenhängt, den ästhetischen Naturalismus hervorgerufen hat, ist u. a. von Volkelt in den ‘Ästhetischen Zeitfragen’ (München, Beck, 1895) erörtert worden, es wäre aber traurig, müſste man sogar schon unsere Jugend für so nüchtern und verständig halten, daſs sie für ‘Phantasien allgemeiner und unbestimmter Art’, also für romantische Stimmungen und den litterarischen Wiederhall derselben, unzugänglich wäre, und daſs sie für ‘rhetorische Wendungen’, also für die Kunstmittel der schönen Diktion, kein Verständnis mehr hätte. Aber ich meine, so schlimm ist es noch nicht. — Nach meinen Erfahrungen sind unsere Primaner selbst für ‘abstrakte Begriffe’ zu haben, vorausgesetzt, daſs sie ihnen

nicht gewissermaſsen als fertige und ein für allemal feststehende Dogmen geboten werden, sondern daſs sie vor ihren Augen und so weit wie möglich unter ihrer Mitwirkung auf dialektisch-heuristischem Wege entstehen. Stoff bieten u. a. Xenophons Memorabilien und die Schriften Ciceros und Lessings. — Um auf Schiller zurückzukommen: es genügt nicht, daſs der Schüler die Dichtungen Schillers kennen lernt — er hat sie im ganzen schon längst genossen, ehe sie in der Klasse im einzelnen gewürdigt werden, und der Reiz der Neuheit, die Frische des Eindrucks ist dann geschwunden —, sondern er muſs in der Prima den Philosophen Schiller kennen lernen. Damit sieht er die Persönlichkeit des groſsen Mannes von einer neuen Seite, sie flöſst ihm von neuem Bewunderung ein, und das wiedererwachte Interesse kommt auch den Dichtungen zu gute. Man sage nicht, daſs man dem normalen Primaner die Grundgedanken der Schillerschen Philosophie, das Verhältnis zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in ethischer und ästhetischer Hinsicht nicht verständlich machen könne, daſs er mit achtzehn oder zwanzig Jahren noch nicht reif wäre, etwa die Abhandlung über das Erhabene oder die Dichtung Ideal und Leben zu verstehen. Kein Philosoph hat seine Weltanschauung zu solcher Einheitlichkeit herausgearbeitet und zugleich so plastisch (und damit populär) dargestellt, wie gerade Schiller. Darum ist er wie kein anderer geeignet, die Bekanntschaft mit der modernen Philosophie einzuleiten und den philosophischen ἔρως in die jungen Herzen einzupflanzen. Ausführlicher habe ich mich darüber geäuſsert in meinem Kommentar zu den ästhetischen Abhandlungen Schillers aus der Kantischen Periode (Weidmann 1896 u. 1898). Ebendort habe ich auch den Nachweis zu führen gesucht, daſs Schillers Standpunkt in der Hauptsache keineswegs veraltet ist, sondern daſs von ihm aus tausend Fäden zu den philosophischen Gedanken der Gegenwart herüberführen. Nietzsche ist doch gewiſs ein originaler Kopf. Und doch sagt er irgendwo — leider bin ich augenblicklich nicht imstande, den genauen Wortlaut zu geben —: 'Nach dem Genusse von musikalischen Kunstwerken ist der Geist frisch und klar; Probleme, mit denen er sich vorher vergeblich beschäftigt hat, durchschaut er jetzt mit einem Blicke. Giebt es jemanden, der dies schon bemerkt hat?' Allerdings. Schiller hat in den

ästhetischen Briefen und anderwärts sehr bestimmt darauf hingewiesen, dafs das Schöne — nicht blofs die schöne Musik — seiner psychologischen Herkunft zufolge alle Kräfte der Seele gleichmäfsig in Bewegung setze. Wenn die Jugend wahrnimmt, dafs die behandelten Theorien aktuelle Bedeutung haben — dieser Hinweis auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse, der ja auf allen Unterrichtsgebieten ersprießlich ist, wird sich bei ethischen und ästhetischen Fragen am allerleichtesten bieten —, so läfst sie es niemals an Interesse fehlen, und wenn sie die lebhafte Empfindung hat: das sind Dinge, um die sich denkende Menschen zu allen Zeiten bemüht haben, *tua res agitur* — dann kann sich auch ihr Wirklichkeitssinn zufrieden geben.

Was heifst eigentlich Wirklichkeitssinn? 'Die Menschen werden "praktisch" und lächeln über Ideale, die keine Zinsen bringen. Das Geschäft verdrängt die Arbeit und das rohe Amüsement den geistigen Genufs. Die Jugend manifestiert sich in solchen Zeiten weniger durch den kühnen Drang ins Ungemessene, als vielmehr durch ein sehr kühles und gemessenes Strebertum; sie verkehrt mehr mit Dirnen als mit Dichtern und lächelt ironisch über ein so verschrobenes Wort wie Menschenwürde.' … So urteilt der hervorragende Kritiker und Ästhetiker Erich Schlaikjer in einem Aufsatze 'Zur Psychologie des Nietzsche-Kultus' (Hilfe Nr. 13, 1899) über einen Teil der heutigen Jugend. Vertritt sie etwa den Wirklichkeitssinn, von dem Lehmann spricht? O nein, vielmehr einzig und allein den Stumpfsinn, die greisenhafte Entartung. Der Wirklichkeitssinn Lehmanns ist von dem, was man bisher Realismus nannte, kaum sehr verschieden. Der Realismus äufsert sich im alltäglichen Leben, in der Kunst, in der Politik. Goethe und Bismarck gelten mit Recht als typische Vertreter desselben. Der 'Personalismus' Dührings, die Entfaltung der individuell differenzierten Rassen- und Stammesanlage zur charaktervollen Persönlichkeit, im Gegensatze zum Humanismus, dem Streben nach einem allgemein menschlichen, kosmopolitischen Menschheitsideale, gehört ebendahin. Dieser Realismus ist himmelweit entfernt von dem Banausentum, dem Yankeetum, der *décadence,* die Schlaikjer geifselt. Wohl uns, wenn sich die deutsche Jugend heute zu dieser Auffassung der Welt und des Lebens bekennt, die Lehmann an ihr wahrgenommen

zu haben glaubt! Die Zukunft des Deutschen Reiches, die Weltstellung der deutschen Kultur ist gesichert, wenn dem so ist.

Aber steht denn dieser so notwendige Wirklichkeitssinn in der That in unvereinbarem Gegensatze zu Schillers Idealismus? Freilich, das grofse Publikum ist von jeher gewohnt gewesen, in Schiller nicht sowohl den gedankentiefen, besonnenen Idealisten, als vielmehr so etwas wie einen liebenswürdigen Ideologen und Phantasten zu sehen. Seine philosophischen Abhandlungen studiert man nicht, obgleich sie u. a. für die Handhabung einer geschmackvollen und allgemein verständlichen philosophischen Ausdrucksweise ebenso vorbildlich sein sollten, wie dies seine geschichtlichen Darstellungen auf ihrem Gebiete geworden sind, und an den Erzeugnissen seiner unvergleichlichen Gedankenlyrik bewundert man den erhabenen Schwung der Sprache, die Pracht der Bilder, ohne vom Inhalt und seiner logischen Verknüpfung kaum mehr als eine verschwommene Vorstellung zu erlangen. Es ist Sache des deutschen Unterrichts auf der obersten Stufe unserer höheren Lehranstalten, den im Grunde sehr einfachen Gedankengang in den kleineren ästhetischen Aufsätzen oder in Gedichten wie Ideal und Leben verständlich zu machen. Lehmann schreibt: 'Was nun aber den Gehalt der Schillerschen Dichtungen, die Weltanschauung des Dichters angeht, so ist es nicht zu verkennen, dafs der Idealismus, der sein tiefstes Wesen bezeichnet, etwas Weltentsagendes, Weltabgewandtes hat' — und weiter: 'Dieser entsagende, völlig nach innen gerichtete Idealismus hat — das ist nicht zu leugnen — etwas, das von fern an die Klosterzelle erinnert: er ist ein Kind von Mächten, die der Vergangenheit angehören'. Wie gesagt, neu ist diese Auffassung nicht, aber sie erweist sich bei näherer Betrachtung als ebenso unbegründet wie die von anderen zum Überdrufs wiederholte Behauptung, dafs die Schüler durch die dialektische Behandlung moralischer Themata zum 'Moralisieren' verführt werden könnten. Wenn sich Schiller vorzugsweise, besonders in seinen reiferen Jahren, mit der **höchsten** Stufe des Idealismus beschäftigt hat, so ist das noch lange kein Beweis, dafs er die **niedrigeren** Stufen, die mehr **praktische** Formulierung des Ideals, nicht gekannt oder nicht gehörig gewürdigt hätte. Der echte Realismus verstand

sich für den Dichter des Wilhelm Tell ganz von selbst, er bildet in Hinsicht auf die Praxis die natürliche Vorstufe des κατ' ἐξοχὴν sogenannten Idealismus. Wie Schiller die sittliche Freiheit, die den Schlufsstein jeder idealistischen Entwickelung darstellt, verkündet hat, so ist er auch der Anwalt der persönlichen, der politischen und nationalen Freiheit gewesen. Ich bestreite es, dafs sich Schillers Idealismus psychologisch darauf zurückführen liefse, dafs jener einer Zeit angehörte, 'die den edelsten Trieben jede Möglichkeit, sich praktisch zu bethätigen und auf den Zustand der Nation gestaltend einzuwirken, versagte'. Vielmehr möchte ich behaupten, Schiller würde sich, seiner geistigen Eigenart entsprechend, selbst wenn er heute, in unserem machtvollen, wirtschaftlich aufblühenden Deutschen Reiche lebte, mit Vorliebe ethisch-ästhetischen, ja metaphysischen Problemen zuwenden, um so mehr, wenn er mit Erich Schlaikjer und anderen bemerkt hätte, dafs der Wirklichkeitssinn unseres Zeitalters hier und da eine verzweifelte Ähnlichkeit mit seinem Zerrbilde, dem öden Materialismus, verrate. Mag sein, dafs er daneben als Historiker und Politiker thätig wäre nach der Art von Treitschke, oder für wirtschaftliche und sociale Reformen einträte wie Naumann! Sehr wahrscheinlich sogar, denn, wie gesagt, Schillers Idealismus und jener Realismus sind begrifflich auf das engste miteinander verwandt, wie sich der erstere aber praktisch bethätigt, das hängt freilich von den Verhältnissen ab.

'Der Sieg des Geistes über das Sinnenwesen ist das höchste Ideal, das der Mensch erstreben kann, und dieser Sieg kann eben nur im Innenleben errungen werden.' Kein Zweifel, dafs Lehmann mit diesen Worten die Meinung Schillers (wie die des Christentums) richtig wiedergiebt, aber sie sind heute gerade so gültig wie vor hundert Jahren. 'Das Charakteristische dieser Art von Idealismus ist, dafs er nicht nur den Sinnengenufs als des Menschen unwürdig verwirft, sondern überhaupt die Absicht, nach aufsen zu wirken, die Aufsenwelt zu gestalten, als aussichtslos und thöricht geringschätzt.' Das riecht allerdings nach der Klosterzelle, ja, nach dem Idealismus der Fakire und Styliten! Nur schade, dafs Schiller weit entfernt war, ein Säulenheiliger zu sein! Vielleicht thut man recht, wenn man Kant vorwirft, er habe das Übergewicht der Vernunft über die Sinnlichkeit zu

stark betont und seine Ethik trage infolgedessen einen asketischen Charakter, aber wir wissen ja, dafs gerade Schiller neben der höchsten Ausbildung der Vernunft die volle Entwickelung der sinnlichen Kräfte gefordert hat, und dafs er die ideale Schönheit und die ideale Tugend in der vollkommenen Harmonie zwischen dem sinnlichen Begehren und dem sittlichen Wollen sieht. Wenn Lehmann darauf hinweist, es seien 'Worte des Wahns', dafs die Tugend je siegen, dafs je in der Welt Gerechtigkeit herrschen werde, so übersieht er, dafs Schiller in jenem Gedichte, gerade so wie in der Einleitung zu der Abhandlung über das Erhabene — lediglich die unbestreitbare Wahrheit betont, dafs das Ideal auf Erden nie ganz zu erreichen ist. Der Dichter unterscheidet genau zwischen dem wahren Idealismus, der die Wirklichkeit ins Auge fafst, die Wirklichkeit so weit wie möglich zu gestalten sucht, und der Ideologie, der utopistischen Schwärmerei, die ewig in 'trauriger Abhängigkeit von dem Zufall', den Verhältnissen bleibt.

'Wahrem Eifer genügt, dafs das Vorhandene vollkommen sei; der falsche will stets, dafs das Vollkommene sei.'

Übrigens bilden 'die Worte des Glaubens' die natürliche Ergänzung zu den 'Worten des Wahns'.

Zum Überflufs mache ich darauf aufmerksam, dafs eine Anmerkung zu der Abhandlung über das Erhabene lautet: 'Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heifsen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewufst ausübt und nur durch eine Inkonsequenz leugnet.' Endlich bieten die letzten Seiten der Abh. über naive u. sent. Dicht. bekanntlich eine sorgfältige, antithetisch gefärbte Parallele zwischen den einzelnen Erscheinungsformen des idealistischen und des realistischen Geistes, die uns zeigt, wie scharf Schiller jenen Gegensatz ins Auge gefafst hat. Die praktische Bethätigung des Idealismus setzt vor allem eine kräftige Initiative des Willens voraus. Schiller hat wiederholt darauf hingewiesen. Das Wort des Horaz: *Sapere aude!* das im achten derästh. Briefe behandelt wird, oder auch jener Satz des zehnten Briefes: 'Die Energie des Charakters ist die wirksamste Feder alles Grofsen und Trefflichen im Menschen', bieten Aufsatzthemen, deren Bearbeituug gewifs geeignet ist, den Wirklichkeitssinn der Primaner zu kräftigen.

Während Lehmann an der heutigen Jugend eine Hinneigung zum Realismus, Schlaikjer eine solche zum Materialismus bemerkt,[1] glaubt Gerhard von Amyntor der Schule schuld geben zu müssen, daſs sie vielfach einen völlig verschrobenen Idealismus pflege. In einem kürzlich veröffentlichten kleinen Aufsatze dieses durch sittlichen Ernst und warme patriotische Empfindung gleich sehr ausgezeichneten Schriftstellers liest man: 'Der gesunde, praktische Idealismus spendet den Hungernden zuerst Brot und hinterher die guten Lehren.' Das ist sicherlich auch der Standpunkt Schillers und die Meinung aller vernünftigen Leute. Ich wiederhole: der gesunde Idealismus äuſsert sich praktisch allemal in altruistischen — wirtschaftlichen, socialen, nationalen — Bestrebungen. Man erkennt ihn an seinen Früchten. Gleichwohl reichen die Wurzeln dieses realistischen Idealismus, wie man ihn nennen kann, in die abstrakten Tiefen der Spekulation hinein. Der letzte Grund dieser Thätigkeit für andere, für das Ganze liegt doch jederzeit in mehr oder weniger bewuſsten Anschauungen und Überzeugungen, vielleicht bloſs Ahnungen von den höchsten Zielen der Menschheit und den Zwecken der Schöpfung. Wer diesen Anschauungen, mögen sie nun philosophisches oder religiöses Gewand tragen — die innere Verwandtschaft zwischen der idealistischen Philosophie und der Religion ist unbestreitbar — keinen Raum giebt, der ist weder Idealist wie Schiller, noch Realist wie Bismarck, sondern lediglich Egoist. Auch Bismarck hat die Dinge allezeit *sub specie æternitatis* betrachtet, wenn er auch keine philosophischen Abhandlungen geschrieben hat wie Schiller.

Ich glaube Gerhard von Amyntor recht zu verstehen, wenn ich annehme, daſs die eben wiedergegebene Auffassung durchaus die seine ist. Nicht beistimmen kann ich ihm, wenn er fortfährt: 'Dummheit, Vorurteil und Überhebung — das wagt man euphemistisch Idealismus zu nennen, und unsere Schulen, in denen vielfach noch der mönchische und ascetische Geist einer längst überwundenen Kulturepoche spukt, sind mit schuld daran, wenn

[1] Beide Seiten hat Volkelt wahrgenommen. Er schreibt a. a. O. S. 160: 'Es hat eine mehrfache Bedeutung und einen teils erfreulichen, teils bedenklichen Hintergrund, wenn ich von dem geschärften Wirklichkeitssinn der Gegenwart rede.'

tüchtige Jünglinge oft in falsche Bahnen geleitet werden und Armut und Edelsinn für Korrelate halten.' — Es wäre interessant, zu erfahren, ob auch der Schillersche Idealismus zu den Kräften gerechnet wird, die jene Rückständigkeit verschulden. Der Gedanke liegt nahe, denn der 'mönchisch-ascetische Geist einer längst überwundenen Kulturepoche' gemahnt jedenfalls an die 'Klosterzelle' Rudolf Lehmanns. Zum Henker mit dieser Zellentheorie! Die trotz alledem sympathische Erscheinung des weltentrückten *doctor umbraticus,* der sich Herr von Gerhardt vielleicht aus seiner Gymnasialzeit erinnert, begegnet uns kaum noch in den Räumen unserer höheren Lehranstalten. 'Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine goldne Spur!' Wenn es die Angehörigen adliger Familien zuweilen noch für vornehmer halten, auf der ererbten Scholle ein dürftiges und unthätiges Dasein zu fristen, statt sich irgend einem gewinnbringenden bürgerlichen Berufe zuzuwenden, so hat Gerhard von Amyutor ohne Zweifel recht, diesen höchst fragwürdigen Idealismus zu geifseln, aber die Schule hat ihn sicher nicht gezüchtet. Oder ist es denkbar, dafs Lehrer solchen Abiturienten, die für einen praktischen Beruf ganz besonders geeignet scheinen, davon abraten könnten, blofs weil das akademische Studium seiner Natur nach vornehmer, idealer sei? O nein, die heutigen Lehrer finden es durchaus begreiflich, wenn Gerhard von Amyntor die Armut einen 'Pestpfuhl' nennt, aus dem man sich so bald wie möglich herausarbeiten solle, sie wissen aber auch, dafs materieller Überflufs für die sittliche Entwickelung mindestens ebenso gefährlich ist wie drückende Armut.

Auch der Wirklichkeitssinn Schillers hat sich nie darüber getäuscht, dafs der gebildete Mensch in der Tonne des Diogenes oder etwa — um moderner zu reden — in der Haut des altersgrauen wissenschaftlichen Hilfslehrers nicht gar glücklich sein kann. Genug, wenn er nicht ganz unglücklich ist und die Würde behauptet.

Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Einer der hervorragendsten Professoren der Universität Berlin hat kürzlich im Abgeordnetenhause bei der Beratung des Kultus-

etats geäufsert, er habe an seinen Medizinern Anzeichen bemerkt, die auf einen Niedergang der durch die Gymnasien vermittelten allgemeinen Bildung schliefsen liefsen. Die Unterrichtsverwaltung hat die Richtigkeit dieser Folgerung bestritten. Mag die Frage so oder so zu entscheiden sein, so viel dürfte feststehen, dafs die Primaner unserer höheren Lehranstalten neben praktischen und Fachkenntnissen die nötigste logische Schulung und eine gewisse ästhetisch-ethische Vorbildung erhalten müssen. Die Notwendigkeit und das Wesen dieser philosophischen Propädeutik sind erst vor kurzem von Theobald Ziegler ('Die neue preufsische Prüfungsordnung') und von Oskar Weifsenfels ('Die Philosophie auf dem Gymnasium') in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, 1899, so eingehend und sachkundig besprochen worden, dafs jeder Zusatz überflüssig wäre.[1]

Trendelenburgs 'Elementa logices Aristotelicæ', die man zu meiner Zeit dem Unterrichte in der Logik zu Grunde legte, haben keine Begeisterung für die Philosophie zu wecken vermocht, für die lebenswarme Sprache und den reichen Inhalt der Schillerschen Abhandlungen dagegen wird der normale Primaner immer empfänglich sein.

[1] Auch darin stimme ich mit Weifsenfels überein, dafs der deutsche Unterricht mindestens der Oberprima um eine Wochenstunde vermehrt werden mufs, soll die philosophische Propädeutik zu ihrem vollen Rechte kommen. Könnte das Gymnasium nicht die siebente Lateinstunde opfern?

Dortmund. Paul Geyer.

Über die Diphthongierung von me. $\bar{u}$, $\bar{\imath}$

und verwandte deutsche Erscheinungen.

I.

Im Anschlufs an seine Erklärung der mittelenglischen Dehnung in offener Silbe hat Sarrazin Archiv CI, 81 ff. auch eine solche für die Diphthongierung von me. *ū, ī* zu ne. [*au, ai*] gegeben. Wie früher schon Holthaus (Anglia VIII Anz. 122) bringt er diesen Vorgang mit dem Abfall des End-*e* in Verbindung: der 'Morenverlust der Folgesilbe' habe zunächst Cirkumflektierung der vorausgehenden Länge bewirkt, woraus Diphthongierung erwachsen sei. Er knüpft dabei an das von Streitberg für die indogermanische Urzeit gefundene Gesetz an, wonach bei Morenverlust 'eine der Verluststelle ... unmittelbar vorausgehende betonte lange Silbe mit gestofsenem Accent geschleift' wird (Idg. Forsch. III, 313), namentlich aber an die Ausführungen Wredes (Zs. f. d. A. 39, 266 ff.), der die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge mit der Apokope und Synkope des nachtonigen *e*, wie sie ja in vielen deutschen Mundarten eingetreten ist, in Zusammenhang bringt. Wieder ist die von Sarrazin ausgesprochene Theorie auf den ersten Blick ungeheuer bestechend. Aber bei näherer Betrachtung ergeben sich schwere Bedenken, da sich unbestreitbare Thatsachen nicht fügen wollen.

In erster Linie fragt es sich, ob diese Theorie wirklich alle vorhandenen Fälle mit Diphthongen deckt. Diese wären zunächst in zweisilbigen Formen mit *-e* entstanden und dann auch in einsilbige eingedrungen, die mit ihnen ein Formensystem bildeten. Das wäre

ganz begreiflich. Aber wie steht es mit den isolierten einsilbigen Formen *I, aye* (= früh-ne. *Ī*), *by, my, thy, why, thou, now, how?* Ganz entsprechende Formen sind auch im Deutschen vorhanden (mhd. *bî, ûf* u. s. w.), und Wrede denkt sich ihre Diphthonge in Fällen entstanden, 'wo ihnen innerhalb desselben sprechtaktes wörter mit präfix folgten, dessen vokal im ganzen die schicksale eines endsilbenvokals getheilt hat' (S. 267). Diese Erklärung ist möglich. Ein bair.-österr. *auf-gmâχt* geht auf mhd. *ûf gemachet* zurück, und der Sprechtakt *ûfge-*steht phonetisch auf derselben Stufe wie etwa der Dativ *hûse*. Im Englischen haben wir auch, obwohl in geringerer Zahl, entsprechende Vorsilben: ae. *be-* und *ʒe-*. Aber ihr Verhalten in der Folgeentwicklung ist verschieden: ihr Vokal wird nicht wie das nachtonige *-e* synkopiert, sondern bleibt erhalten. Me. *I beleve, I beginne* werden nicht zu ne. *I*blieve, I*b'gin,* auch — meines Wissens — in keinem Dialekt. Die Vorsilbe *ʒe-* ist überdies früh zu *i-* geworden und dann ganz aufser Gebrauch gekommen. Junge, in ihrem Bereich eng umgrenzte Synkopierungen der südenglischen Umgangssprache, wie *I f'get, I b'lieve,* können natürlich für einen Vorgang, der sich vor mindestens vier Jahrhunderten vollzog und durch alle Fälle durchging, nicht in Betracht kommen. Mit dieser Erklärung kommen wir also nicht aus.

Sarrazin hat auch an sie nicht gedacht. Er hält die Diphthongierung in isolierten einsilbigen Wörtern für eine 'Wirkung des Systemzwangs' (S. 84). Aber woher soll dieser bei isolierten, d. h. keinem Formensystem angehörenden Wörtern kommen? 'Wir dürfen aber auch,' fährt er fort, 'an die häufige Anfügung eines unorganischen *e* im Mittelenglischen erinnern: *howe, nowe* etc.'. Ich mufs gestehen, dafs mich diese Wendung überrascht hat. Ich hätte nicht geglaubt, dafs jemand im Ernste daran denken könnte, derartige ganz späte Schreibungen als Beweis für ein wirklich gesprochenes *-e* zu nehmen. Dazu kommt, dafs *I, why, thou* wohl kaum irgendwo mit *-e* belegt sind und diese Schreibung auch bei den anderen Fällen nicht eben häufig ist. Verlieren wir nicht allen festen Boden unter unseren Füfsen, wenn wir solche Thatsachen aus den Augen lassen?

Wie die einsilbigen Wörter widerstreben aber auch manche zweisilbigen der Erklärung Sarrazins, in erster Linie diejenigen, welche auf silbische Liquida oder Nasalis ausgehen, wie *idle, bridle, spider,*

either, iron, ousel, housel, thousand. Wie man sieht, sind das isolierte Fälle, d. h. solche, die nicht mit Formen ohne Liquida oder Nasal im Wechsel stehen. Entsprechende Fälle sind ja auch im Deutschen vorhanden — wie *eitel, lauter, Beutel* —, doch ist mir nicht klar geworden, wie Wrede sie deutet. Er spricht bei der Formulierung seines Gesetzes von Synkope und Apokope des Ableitungs- und Flexions-*e* als Ursache der Diphthongierung. Bei ersterer hat er aber doch nur an Endungen wie *-es, -et* gedacht, die nach dem Schwund des Vokals keine Silbe mehr bilden, nicht an *-el, -en* u. s. w., die zu silbischem *l, n* u. s. w. führen. Das geht aus einer Bemerkung S. 276 hervor. Auch er scheint es also als das Wesentliche zu betrachten, dafs mit dem Schwund des *e* Silbenverlust eintrete: dann aber bleiben Fälle wie die angeführten unerklärt.

Seine Darstellung des phonetischen Vorganges, den er an dem Übergang von mhd. *îse* (Dat.) zu nhd. *eis* analysiert, ist scheinbar geeignet, eine Erklärung zu liefern. Er spricht da (S. 269) vom 'Nebeniktus' der Schlufssilbe, der, wie diese verstummt, in die Stammsilbe vorrücke und zu ihrer Cirkumflektierung führe. Dies könnte zur Annahme verleiten, dafs, wenn der Ausgang *-el* zu silbischem *l* wird, ebenso ein Nebeniktus vorwandere. Das wäre indessen eine Verschiebung der richtigen Vorstellungen infolge eines nicht ganz passenden Ausdrucks. Von einem wirklichen Nebeniktus im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, also von einer Mittelstufe zwischen Hauptiktus und Tonlosigkeit, kann in diesem Falle keine Rede sein. Wrede selbst konstatiert für seinen Ausgangspunkt *ísè* 'gegenüber dem ahd. bereits accentverlust, geringere intensität der flexionssilbe'. Es kann sich vielmehr nur um den Expirationshub handeln, der die zweite Silbe als solche abhebt, und der, wie diese schwindet, in die erste zurückgezogen wird und dort einen zweiten Gipfel bildet. Notwendige Voraussetzung ist aber dabei offenbar wirklicher Silbenverlust, im Sinne des von Wrede (S. 268) angezogenen Sieversschen Satzes, dafs 'häufig Monosyllaba mit Cirkumflex durch Verkürzung von mehrsilbigen Wörtern' entstanden sind, 'deren Dauer, Expirationsbewegung und musikalische Modulation samt und sonders in die eine Silbe zusammengerückt sind' (Phon.[4] § 625). Diese Voraussetzung ist bei den Wörtern mit *-el, -er* u. s. w. nicht vorhanden.

Sarrazin kommt auf diese Fälle nirgends deutlich zu sprechen: es scheint, daſs er sich hier ebenso wie bei seiner Erklärung der Dehnung in offener Silbe bei dem etwas allgemeinen Ausdruck 'Morenverlust' beruhigt. Daſs das nicht statthaft ist, folgt aus dem eben Gesagten. Auſserdem sind hier Umstände zu erwägen, die wir schon bei der Prüfung der anderen Theorie Sarrazins berührt haben (oben S. 88). Viele me. und ne. *-el*, *-em*, *-en*, *-er* gehen auf altenglische Endungen zurück, deren sprachgeschichtliche Grundlage bloſs silbisches *l*, *r*, *m*, *n* ist, wie ae. *tácn* aus urgerm. **taiknaz* > **taikn*, got. *taikns*. Die altenglische Schreibung entspricht dem vielfach bei *l* und *m*, demnächst auch bei *n* (Sievers § 140 ff.). Wahrscheinlich war aber in der gesprochenen Sprache der Umfang der silbischen Liquiden und Nasalen noch gröſser als in der Schreibung, worauf auch der metrische Brauch, sie unter Umständen nicht als eigene Silbe zu zählen, hinweist. In einem Worte wie ae. *húsl*, das auch in der Schreibung überwiegend mit einfachem *l* erscheint (Sievers § 140), hat also höchst wahrscheinlich seit der urgermanischen Zeit bloſs silbisches *l* gegolten, so daſs im Lauf der Sprachentwicklung überhaupt n i c h t s verloren gegangen ist, und trotzdem ist Diphthongierung eingetreten: ne. *housel*.

Wir haben aber noch deutlichere Belege dafür, daſs Diphthongierung eintrat, wo nicht einmal von Moren-, geschweige denn von Silbenverlust die Rede sein kann. Die (isolierten) Fälle auf *-y*, *ivy* und *doughty* werden vielleicht diejenigen nicht anerkennen wollen, die mit Kluge langes oder mit Morsbach nebentoniges *-y* ansetzen: dann wäre immerhin eine gewisse Reduktion eingetreten. Für mich, der ich an keines von beiden glauben kann, sind diese Fälle beweisend. Auch *Friday* ist hier anzureihen, denn der ursprüngliche Nebenton auf der Schluſssilbe wird wohl bald geschwunden sein. Völlig einwandfrei sind dagegen romanische Wörter wie *giant*, *tyrant*, *lion*, *diet*, *riot*, *vital*, *diadem*, *violet*, *bounty*, die alle mindestens seit dem 14. Jahrhundert dem englischen Sprachschatz angehören, so daſs ihr ursprüngliches *ī*, *ū* jedenfalls den phonetischen Vorgang der Diphthongierung mitgemacht hat, nicht etwa durch die übliche Umwertung des Schriftbildes zu der heutigen Lautung gekommen ist. Hier nun enthält die nachtonige Silbe noch heute den Vokal, der ihr etymologisch zukommt. Seine Reduktion zu ə kann man doch gewiſs nicht als Morenverlust bezeichnen. Daſs aber auch nicht der

Schwund des mittelenglischen Nebentons auf der im Französischen betonten Schlufssilbe (*giánt*) für die Diphthongierung von Belang war, lehren dreisilbige Formen wie *violent,* wo auf die heutige Tonsilbe eine von jeher unbetonte folgt und jener Nebenton noch erhalten ist.

Diesen Fällen sind solche wie *silence, prowess, outrage* anzuschliefsen, da in dreisilbigen Formen der Schwund des *-e* vor dem allgemeinen Abfall desselben eintrat (ten Brink, Chaucer-Gramm. § 257) und man aufserdem doch schwerlich annehmen wollen wird, dafs er über eine Zwischensilbe hinweg Diphthongierung bewirkt hätte.

Somit ist Sarrazins Theorie keineswegs im stande, alle Fälle der Diphthongierung anstandslos zu erklären. Indessen, dies würde nicht einmal genügen, um sie annehmbar zu machen. Es kommen bei ihr noch weitere Gesichtspunkte in Betracht. Wrede hat sich sehr ausführlich um den Nachweis bemüht, dafs 1) die geographische Verbreitung der Apokope des *e* und der Diphthongierung sich im wesentlichen decken, und 2) dafs jene überall dieser vorangegangen ist. Letzteres war nicht für alle Gebiete strenge zu beweisen, aber wenigstens ergiebt nach Wrede das jetzt vorliegende Material nirgends einen Hinweis auf das Gegenteil. Wenn Sarrazin die Theorie Wredes auf das Englische übertrug, so stand zu erwarten, dafs er auch seine Beweisführung übernehme. Das hat er unterlassen. Wir wollen nun sehen, wie es mit jenen Dingen steht.

Das chronologische Verhältnis zwischen der Diphthongierung und dem Abfall des *-e* ist bei unseren jetzigen Kenntnissen kaum mit Sicherheit zu bestimmen. Sarrazin selbst hat, wie nach ihm andere, vereinzelte spät-mittelenglische Schreibungen, wie *feyre* für *fire,* als Spuren der bereits eingetretenen Diphthongierung gefafst (Litbl. f. germ. u. rom. Phil. V, 271) und setzt diesen Vorgang auch Archiv CI, 82 noch in die mittelenglische Zeit. Ob jene Deutung richtig ist, wage ich nach den Bemerkungen Bülbrings QF. LXIII, 70 doch noch nicht als ausgemacht zu betrachten. Aber aus anderen und allgemeinen Gründen (Anglia XIV, 285) möchte ich die Anfänge der Diphthongierung auch etwa in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts setzen. Um diese Zeit scheint aber im Süden das End-*e* noch zumeist erhalten gewesen zu sein; jedenfalls war es noch nicht

völlig verstummt, was doch nach Sarrazins Theorie zu erwarten wäre. Auf diese Schwierigkeit hat bereits Wrede (S. 288 Anm.) hingewiesen und es direkt ausgesprochen, daſs die neuenglische Diphthongierung nicht in den Rahmen seiner Erklärung hineinpaſst. Um so mehr wundert es mich, daſs Sarrazin auf diesen Punkt nicht eingeht. Überdies ergiebt sich noch eines. Wenn, wie er meint, sowohl die Debnung in offener Silbe als die Diphthongierung aus derselben Ursache stammen, so müssen beide Vorgänge annähernd gleichzeitig eingetreten sein. In der That behauptet er dies für das Niederländische, Deutsche und Englische (S. 84). Das entspricht aber doch keineswegs dem, was wir mit leidlicher Sicherheit feststellen können. Denn wenn auch die Anfänge der Diphthongierung in die mittelenglische Zeit fallen, so haben wir doch nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, sie schon in das 13. Jahrhundert zu verlegen, wohl aber Umstände, die gegen ein so starkes Hinaufrücken sprechen. Es wäre dann z. B. unverständlich, daſs es im 16. Jahrhundert Leute gab, die *ū*, *ī* noch wesentlich als *u*- und *i*-Laute sprachen, die Palsgrave und Bullokar dem französischen *ou* und *i* oder auch dem heimischen *ŭ* zur Seite stellen (Anglia XIV, 280 ff.).

Wie steht es nun mit den geographischen Verhältnissen? Wrede hat dargethan, daſs in den alten deutschen Stammlanden das Gebiet der Apokope und das der Diphthongierung im wesentlichen zusammenfallen. Für einzelne Landstriche, die ein anderes Verhältnis zeigen, bietet er Sondererklärungen. Im Englischen liegt die Sache einfacher: der Abfall des -*e* ist auf dem gesamten Sprachgebiet ausnahmslos durchgeführt. Somit müſste doch auch die Diphthongierung durchgeführt erscheinen. Das ist aber keineswegs der Fall: in Schottland und fast ganz Nordengland (nach Ellis' Einteilung EEP. V), also ungefähr einem Drittel des Sprachgebietes, ist zwar me. *ī* diphthongiert, aber *ū* bis auf den heutigen Tag durchgängig erhalten. Dabei handelt es sich nicht etwa bloſs um Landstriche, die erst in der früh-mittelenglischen Zeit anglisiert wurden, wie gewisse Teile Schottlands, sondern zumeist um alte 'Stammlande' im Sinne Wredes. Eine solche Thatsache ist doch unmöglich mit der Theorie Sarrazins zu vereinigen: wenn wirklich die Diphthongieruug nur die Folge der Apokope des End-*e* ist, so müſste sie ebenso allgemein und durchgreifend sein wie diese, sie könnte unmöglich auf einem so groſsen

Gebiet in sämtlichen Fällen von me. *ū* durch irgend einen sekundären Faktor gehemmt worden sein, während sie das *ī* hier ebenso ergriff wie sonst überall. Man darf natürlich nicht darauf verweisen, daſs in manchen südlichen Grenzbezirken dieses Gebietes kein reines *ū*, sondern ein aus zwei *u*-Varietäten bestehender Diphthong gilt, oder etwa daſs in Südschottland das *ū* im Auslaut diphthongiert ist. Das sind klärlich jüngere Entwicklungen, die der alten und durchgängigen Diphthongierung des me. *ī* nicht zur Seite zu stellen sind: dies wird dadurch bewiesen, daſs ihnen fast immer (namentlich deutlich in Südschottland) die genau entsprechende Modifizierung des ne. [ī] aus me. *ę̄* gegenübersteht.

Die Theorie Sarrazins ist also nicht im stande, den Thatsachenbestand zu erklären. Gegen sie spricht 1) die Diphthongierung in isolierten einsilbigen Wörtern wie *I, thou*; 2) die Diphthongierung in zweisilbigen Wörtern, deren nachtonige Silben noch heute erhalten sind, sei es daſs sie aus silbischer Liquida oder Nasal bestehen (*idle, housel*), sei es daſs sie noch wirklichen Vokal enthalten (*giant, bounty*); 3) das chronologische Verhältnis zwischen Diphthongierung und Abfall des End-*e*; 4) die Bewahrung des me. *ū* auf nordhumbrischem Boden.

Wenn wir uns bemühen, von den Thatsachen ausgehend und ihren Hinweisen folgend zu einer Erklärung vorzudringen, so ergiebt sich vielmehr zuvörderst, daſs die Diphthongierung, wo sie überhaupt eintritt, ein allgemeiner, kein kombinatorischer Lautwandel ist. Weiter führt die Beobachtung, daſs sich das Gebiet der eben erwähnten Bewahrung des me. *ū* mit demjenigen deckt, auf welchem me. *ǭ* nicht zu ne. [ū], sondern zu spät-me., früh-ne. [ǖ] vorrückt, das heute in verschiedene Spielarten (*ü, ö, iu, iə* etc.) gespalten ist. Wie Wrede aus der Übereinstimmung der Gebiete der *e*-Apokope und der Diphthongierung geschlossen hat, daſs beide Erscheinungen in Zusammenhang stehen müssen, so dürfen wir hier die entsprechende Folgerung ziehen. Das habe ich bereits in meinen 'Untersuchungen' (§ 142) gethan und weitere Schlüsse angereiht. Aus den chronologischen Verhältnissen ergiebt sich, daſs wir formulieren dürfen: me. *ū* wird nur dort diphthongiert, wo me. *ǭ* zu ne. [ū] vorrückt. Dann ist aber eine weitere Folgerung unvermeidlich: me. *ū* wird diphthongiert, w e i l me. *ǭ* zu [ū] vorrückt. Ist dem so, so wird niemand zweifeln, daſs die Diphthongierung

des me. ī im selben Verhältnis zum Vorrücken des me. ę̄ zu ne. [ī] steht, obwohl wir kein direktes Anzeichen dafür haben: beide Vorgänge sind ja gemein-englisch. Wie wir uns den Kausalzusammenhang zwischen zwei nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise 'spontanen' Lautwandlungen vorzustellen haben, ist von mir § 604 ff. ausgeführt worden.

Ich mufs also Sarrazins Theorie ablehnen und an meiner früheren Auffassung festhalten.

II.

Da ich beim Worte bin, will ich einen Einwand berühren, der gegen eine eben wieder von mir gebrauchte Bezeichnung erhoben worden ist. Ich habe, wie in meinen 'Untersuchungen' (§ 27), die Diphthongierung des ī als einen gemein-englischen Vorgang hingestellt, obwohl einige Fälle von anscheinender Bewahrung des ī-Lautes in südwestlichen Dialekten vorkommen. Morsbach will das nicht gelten lassen (Archiv C, 285): der Monophthong ī habe gewifs hier früher gröfsere Verbreitung gehabt und sei durch den Diphthong der Nachbardialekte immer mehr verdrängt worden, so dafs jetzt, abgesehen von West-Somerset, nur noch geringe Reste vorhanden seien. Der Erhaltung des ū im Norden stehe also eine Erhaltung des ī im Süden gegenüber.

Ich mufs nun zunächst feststellen, dafs infolge des bereits an anderem Orte (oben S. 75) berührten Versehens Morsbach die hiehergehörigen Fälle aus West-Somerset für bedeutend zahlreicher hält, als sie wirklich sind: aufser dem auch der Schriftsprache nicht unbekannten *oblige* (worüber Anglia XVI, 506) erscheinen nur *shine* und *stifle* mit der Lautung [ī]. Einige Fälle mit der Lautung [ę̄] (Unters. § 28) beweisen nicht gegen die Diphthongierung: sie könnten ja auch aus der ersten Stufe des Diphthongs für me. ī, dem früh-ne. [ei] entstanden sein. Im übrigen ist zu betonen, dafs die bis jetzt gesammelten Fälle entweder nur unsicher bezeugt sind (was man namentlich von den Belegen in den alten Dramatikern wird sagen dürfen) oder durch ihre Spärlichkeit und Vereinzelung auffallen — und dies gilt von allen modern-dialektischen Fällen. Es giebt doch zu denken, dafs nirgends auch nur die Mehrzahl, geschweige denn alle ī undiphthongiert erscheinen, sondern immer nur ganz wenige,

die sich überdies zumeist in besonderer Stellung befinden. Dieser Umstand legt doch die Annahme nahe, daſs hier unter speciellen Bedingungen die sonst allgemeine Diphthongierung verhindert wurde. Auch in der Schriftsprache ist vor gewissen Konsonanten me. ī lautgesetzlich nicht diphthongiert worden (vor *dž* und *tš*, vgl. Anglia XVI, 506). Wird man deswegen zögern, von einem allgemeinen Diphthongierungsgesetz zu sprechen? Besonders deutlich liegt ja die Sache bei *bright, fright, wright* u. dgl.: hier kann die Spirans sehr wohl erst nach dem Eintritt der Diphthongierung geschwunden sein, so daſs das aus *-iχ-* entstehende ī unversehrt blieb. Die erwähnten Fälle aus West-Somerset scheinen auf den ersten Blick ganz sicher zu sein. Wenn wir aber gewahr werden, daſs *shin, chin, tin, thin* u. s. w. auch [ī] aufweisen (Elworthy S. 47), so ergiebt sich für das in *shine* noch eine andere Möglichkeit: daſs me. ĭ, etwa aus dem Participium übertragen, zu Grunde liegt. Ähnlich stellt sich dem [ī] in *stifle* ein solches in *little* zur Seite: hier ist me. ĭ als Grundlage noch einleuchtender. Die übrigen Fälle sind bereits Unters. a. a. O. besprochen worden. Eine endgültige Erklärung für so ganz abseits stehende Einzelheiten ist aber vorläufig unmöglich, solange nicht von den betreffenden Dialekten eine ausführliche Lautlehre vorliegt.

Sehr anschaulich ist ein Gegenstück: die Sachlage in der westsächsischen Kolonie Wexford in Irland. Trotz der spärlichen Überlieferung tritt uns fast durchgehends [ī] entgegen: von den neun Belegen für sicheres me. ī zeigen acht Monophthong (*side, thrive, time, piper, iron, five, line, wise*) und nur einer (*my*) Diphthong (Ellis V, 31). Hier ist offenbar Bewahrung des ī die Regel und der Diphthong einer Störung zuzuschreiben, wie denn auch sonst dieser Dialekt ein altertümliches Gepräge aufweist (vgl. Untersuchungen § 208).

Man darf mir nicht entgegenhalten, daſs ich den auch nicht sehr zahlreichen modern-dialektischen Belegen für me. ǭ, ę̄ aus ae. ŭ-, ĭ- so groſse Bedeutung beimesse. Diese lassen nicht, an sich betrachtet, konsonantische Einflüsse verraten, und sie erhalten von anderer Seite her Bestätigung. Bei den scheinbaren Bewahrungen des me. ī ist der Sachverhalt wesentlich verschieden: er weist darauf hin, daſs Einzelerklärungen einzutreten haben. Auch die Diphthongierung des ū unterbleibt im Süden unter gewissen Bedingungen

(oben S. 58 ff.). Niemand wundert sich darüber, weil wir infolge des reicheren Materials diese Bedingungen bereits aufgedeckt haben und niemandem wird es beikommen, diese Fälle mit der allgemeinen Erhaltung des ū im Norden als etwas Wesensgleiches auf eine Linie zu stellen. Mit den so viel spärlicheren Belegen für anscheinend bewahrtes ī werden wir dies um so weniger thun dürfen.

Graz. Karl Luick.

Über die Quelle von J. Fletchers 'Island Princess'.

Über die Quelle dieses Stückes sind verschiedene Behauptungen aufgestellt worden. Weber, der Herausgeber einer bändereichen Ausgabe der Werke F. Beaumonts und J. Fletchers (Edinb. 1812), sagt in seiner Einleitung S. LI: 'There is a Spanish play upon the same subject by Melchior Fernandez de Leon, entitled »*La Conquista de las Maluc(c)as*«. Some part of the plot, which is taken from history, is similar to that of the *Island Princess,* but there the resemblance ceases.' Diese Angabe läſst unklar, ob das spanische Stück als die Quelle zu betrachten sei oder nicht. Sie wurde wiederholt von Ward (*A Hist. of Engl. Dram. Literature* etc., 1875, II, 201 ff.) und von Fleay (*A Biogr. Chronicle of the Engl. Drama,* London 1891, I, 215).[1] Der erstere scheint fast das spanische Drama als Vorlage des englischen anzusehen; denn er fügt hinzu: 'To some extent Spanish in origin, the play (*Island Princess*) is also thoroughly Spanish in sentiment.' Das wäre aber vollkommen unrichtig. *The Island Princess* wurde bereits 1621/22 aufgeführt, und Fernandez de Leon ist erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, sein Stück erst 1679 (im 46. Bande der Comedias nuevas escogidas) gedruckt. Eine zweite Behauptung stellte Dyce auf:[2] 'This play is founded on a tale, of which I find a French translation among

[1] Beide sprechen von 'L. C. de las Moluccas by Melchior de Leon'. Es muſs natürlich 'Malucas' und 'Melchor' heiſsen.

[2] In seinen Addenda and Corrigenda der Ausgabe von Beaumont and Fletcher's Works I, p. C ff.

the Nouvelles de Cervautes ed. 1731 »Histoire de Ruis Dias Espagnol et de Quixaire, Princesse des Moluques«. Emil Koeppel hat diese Ansicht adoptiert und dahin ergänzt,[1] dafs Fletcher zur Vorlage diese französische Erzählung selbst gehabt habe, die schon in der 1614/15 erschienenen französischen Übersetzung der Novellen des Cervantes, besorgt halb von Fr. Rosset, halb von D'Audiguier, sich als Anhang findet unter dem Titel *Histoire Mémorable de Dias Espagnol et de Quixaire Princesse des Moluques. Tirée des Mémoires des Indes & composée par le Sieur de Bellan.* Koeppel meiut dabei: 'Da sich auch in der Erzählung selbst nirgends ein Verweis auf eine spanische Vorlage findet, so müssen wir die Novelle doch wohl als eiue selbständige Kompilation des Franzosen betrachten.'

Koeppels beide Behauptungen sind unrichtig. Fletcher hat weder die französische Erzählung benutzt,[2] noch ist diese eine 'selbstäudige Kompilation', d. h. — denn Koeppels Ausdruck ist, falls nicht ein lapsus calami 'Kompilatiou' für 'Komposition' vorliegt, unklar — es ist nicht viel Selbständiges daran.

Dafs Fletcher nicht die Erzähluug des de Bellan vor sich hatte, war schon an der in Drama und Novelle wesentlich verschiedenen Form mehrerer Namen ersichtlich. Aber auch sonst wies der Inhalt des englischeu Stückes auf manches hin, was in der französischen Erzählung fehlte und die Aunahme einer anderen, und zwar spanischen oder portugiesischen Vorlage zur Notwendigkeit machte. So z. B. die bei dem Franzosen nicht vorkommenden richtig gebildeten spauischen Namen uud anderes, wovon weiter uuten noch die Rede sein wird.

Dafs de Bellan aber nichts Selbständiges bot, war nicht nur aus seinem eigeuen Geständnis, sondern auch aus den Einzelheiten und dem ganzen Ton seiuer Erzähluug zu schliefsen. Schou die Bezeichnung der *Island Princess Quixaire* als *'Infante'* deutete auf eine spanische Quelle hin. Und diese bin

[1] Quellen-Studien etc. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philol. Heft 11) S. 98 ff.

[2] Schon in meiner Besprechung der Koeppelschen Quellen-Studien (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte XII, S. 250) hatte ich die Richtigkeit der Behauptung, dafs de Bellan die Vorlage Fletchers sei, angezweifelt.

ich in der Lage anzugeben. Es ist ein durchaus nicht unbekanntes, wenn auch ziemlich seltenes Werk,[1] nämlich

CONQVISTA | DE LAS ISLAS MALVCAS | AL REY FELIPE III. N.º S.or | Eſcrita por el Licen.do Bartolome | Leonardo de Argenſola[2] capellan | de la Mageſtad de la Emperatriz | y Retor de Villahermoſa.

Titelbordüre: ein Portal mit Säulen. Titelvignette: oben links ein schräg liegendes Wappen mit Krone, von der Sonne be-

---

[1] Meine Arbeit war längst abgeschlossen, als ich bemerkte, daſs sich in der modernen *Biblioteca de Escritores Aragoneses* ein Neudruck des selten gewordenen Buches befindet (Seccion literaria tomo VI, Zaragoza 1891, CLXIII u. 407 S. 8), mit einer fesselnden biographisch-litterarischen Einleitung aus der eleganten Feder Miguel Mirs. Wie bei allen diesen spanischen Neudrucken ist die Orthographie modernisiert. Ich behielt bei den weiter unten folgenden Auszügen den Text der alten Ausgabe bei.

[2] Der Doktor Bartolomé Leonardo de Argenſola wurde geboren 1562 (getauft 26. August) zu Barbastro (Aragonien). Sein Vater Juan Leonardo, Sekretär Kaiser Maximilians II., entsproſste einer italienischen Familie, seine Mutter Aldonza Tudela gehörte dem alten katalonischen Geschlechte der Argensola an. Er besuchte gleich seinem drei Jahre älteren Bruder Lupercio die Universität Huesca, wurde, 22 Jahre alt, Priester und später Rektor zu Villahermosa. In der Zeit von etwa 1601 bis 1610 lebte er in Madrid, bis 1603 als Kaplan der Kaiserin Maria, Witwe Maximilians II. Im Jahre 1610 begleiteten er und sein Bruder Lupercio den Vizekönig Grafen von Lemos auf seinen Posten nach Neapel, wo Bartolomé 1613 den Schmerz hatte, seinen Bruder durch den Tod zu verlieren. Er wurde 1615 Chronist von Aragonien und im gleichen Jahre Kanonikus zu Zaragoza, kehrte 1616 heim und verlebte von da an seine Tage in Zaragoza, wo er am 4. Februar 1631 starb.

In einer Zeit, wo die Geschmacklosigkeiten des Kultismus die Poesie zu verderben begannen, zeichnete sich Bartolomé, gleich seinem Bruder Lupercio, als Lyriker durch Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung aus. Auch als Satiriker und Didaktiker wird er geschätzt. Auſserdem zählt er zu den besten Prosaisten jener Tage. Der Einfluſs des klassischen Altertums und der besten Vorbilder Italiens ist in allen seinen Schriften unverkennbar.

Unter seinen Prosaschriften verdienen seine Fortsetzung der *Anales de Aragon* von G. Zurita (1630) und die *Conquista de las Islas Malucas* besondere Erwähnung. Was das letztere Buch betrifft, so entspricht es freilich den wissenschaftlichen Anforderungen nicht, die wir heute an ein historisches Werk stellen, aber es ist ein äuſserst anmutiges Buch, das den Gegenstand mit Begeisterung behandelt und durch die Anschaulich-

strahlt, daneben das Wort *simvl*; darunter eine tropische Landschaft, im Vordergrunde eine Indierin, auf einem Alligator reitend, in der Rechten einen Blumenkorb, die Linke am Schwerte; unten das Wort *Malvca*. Unterhalb dieser Vignette eine zweite kleinere: ein kauernder Löwe, darüber das Wort *Livori*. Ort und Datum fehlen dem mir vorliegenden Exemplare der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (H. As. 10, 2⁰), offenbar vom Messer des Buchbinders beseitigt (ein zweites Exemplar der gleichen Bibliothek hat überhaupt kein Titelblatt), nach dem Katalog Salvá No. 3349 ist aber Madrid Alonso Martin año del 1609 zu ergänzen. — Die Licencias sind vom 30. Dezbr. 1608 bezw. 14. Jänner 1609, die Tassa vom 7. Mai 1609 datiert. Dedikationsschreiben an den König und eine Vorrede von Lupercio, dem Bruder des Verfassers. VI Bl. (ungezählt) praelim. und 407 S. Text.

Die ersten vier einleitenden Seiten de Bellans sind ein kurzes Resumé der Einleitung des Spaniers (S. 2—3, 8—9, hierzu noch S. 87). Von der fünften Seite an folgt der Franzose der spanischen Vorlage (S. 147—154), anfangs kurz exceerpierend, dann

keit der Darstellung vom Anfang bis zum Ende fesselt. Ticknor III (1849) S. 155 urteilt folgendermaßen darüber: 'It is one of the most pleasing of the minor Spanish histories; full of the traditions found among the natives by the Portuguese when they first landed, and of the wild adventures that followed when they had taken possession of the islands. Parts of it are, indeed, inconsistent with the nature of the civilization they found there ...; while other parts, like some of its love-stories, are romantic enough to be suspected of invention, even if they are true. But, in general, the work is written in an agreeable poetical style etc.' — Miguel Mir (prol. 103) schreibt darüber: 'La historia escrita por la pluma áurea de B. Leonardo, embellecida con las galas de su imaginación y realzada con las gracias imponderables de su estilo, agradará siempre al discreto lector, y le producira uno de los deleites más puros .. y apacibles etc.' — Eine französische Übersetzung der *Conquista* (Amst. 1706) und eine deutsche (Frankf. u. Lpz. 1710) beweisen, daſs das Buch auch im Auslande geschätzt wurde. — Wegen weiterer Nachrichten über den Dichter vgl.: Sedano, *Parnaso esp.* (1768—78) Bd. III, S. XV ff.; J. A. Pellicer y Saforcado, Ensayo de una Bibl. etc., 1778, S. 83—142; Uztarroz y Dormer, Progresos de la Hist. en el Reyno de Aragon, 1680, S. 288; Ticknor II¹, S. 537 ff.; Latassa, *Bibliot. de Escritores Arag.* (Bd. II, S. 143 ff.); M. Mir in der oben citierten Einleitung, u. a.

sich enger anschliefsend, oft fast wörtlich übersetzend, bisweilen aber auch in Einzelheiten abweichend. Die französische Darstellung unterscheidet sich von der spanischen hauptsächlich dadurch, dafs sie hin und wieder viel breiter wird, sich in Schilderungen ergeht und den Personen lange Reden in den Mund legt, die wohl am Hofe Marias von Medici, aber nicht im Palast einer Molukkenfürstin angebracht waren. De Bellan gefällt sich in Bildern und Vergleichen im kultistischen Geschmacke. Zu vergleichenden Proben zwischen Original und Nachbildung wird sich weiter unten Gelegenheit bieten.

Das Werk des Leonardo de Argensola dürfte wohl auch die Vorlage Fletchers sein. Zwar stimmen auch darin nicht alle Namen mit denen Fletchers überein, aber die Abweichungen sind geringer und lassen sich eher begreifen. Ich stelle die in Frage kommenden Namen bei den drei Autoren hier vergleichsweise zusammen:

L. de Argensola	*Fletcher*	*De Bellan*
Bacham	Bakam	Bacchant
Sian	Syana	Siam
Ruy Diaz	Ruy Dias	Ruis Dias
Piñeyro	Piniero	Peneyre
Quifa(y)ra	Quifara	Quixaire
Quichana	Quisana	Quixane.

Fletcher mochte aus Gründen des Wohlklangs Quisayra in Quisara, Quichana in Quisana, Piñeyro in Piniero verwandeln. Auf diese einfachen Formen hätten ihn aber Quixaire, Quixane und Peneyre nie geführt. Was aber die Inselnamen Bakam und Syana anbelangt, so waren sie Fletcher wahrscheinlich von anderer Seite her schon geläufig. Die Rolle, welche die Engländer auf den Gewürzinseln spielten, war seit den Tagen Francis Drakes keine unbedeutende. Fletcher schreibt auch die dritte Insel, abweichend von L. de Argensola sowohl als de Bellan, *Ternata* statt *Ternate*.

Um besser über das Verhältnis zwischen Fletcher und dieser Vorlage sprechen zu können, empfiehlt es sich, die betreffenden Stellen in der *Conqvista de las Malucas* hier mit Kürzungen wiederzugeben. Das Werk des Argensola gehört ja, wie bereits erwähnt, zu jenen Büchern, denen man wenigstens in Deutschland nicht häufig begegnet.

Conquista de las Islas Malucas.
Libro Quarto, S. 147.[1]

Llamofe el nueuo Rey Cachil Sultan Xait Dini Baraca Xa (am Rande heifst es 'Sultan Zayde Rey de Ternate' etc.) ... Luego combido con la paz à fus vezinos. Con efta feguridad, y con la que fu conciencia le prometia, le vifitó el Rey de Tydore Cachil Gaua. Fue recebido en vna de las mayores plaças de Ternate con regozijo publico ... Acabadas las cortesias quando el Tydore eftaua mas defcuydado: oyendo los foldados Ternates dela guarda, la feña que fu Rey les tenia dada ... fin conceder lugar al huefped para dar bozes, arremetieron a el y le hizieron pedaços. ... luego fue alçado por Rey vn hermano del muerto. ... Viuio pocos años, y en ellos crecio Cachil Mole[2] que era niño quando mataron à fu padre, y crecio en el la vengança de la injuria. No apartaua della los deffeos, ni las platicas, hafta que llegò a ponerlas en execucion. Entre tanto el nueuo Rey de Tydore, con ayuda de los Efpañoles de fus fortalezas, fe apercibiò para defender y acometer. ... El de Ternate velaua fobre fu enemigo natural. No difirio el lograr la ocafion, ni la remitio à otras manos. Embarcofe con la gente que pudieron lleuar nueue carcoas y faliendo al paffo enuiftio con el. ... y aunque el de Tydore peleó animofamente, fue prefo, y los fuyos muertos ò mal heridos. ... [S. 149] No quifo fiar la perfona del Rey prefo de fortaleza alguna, y conuirtio en carcel vna cafa fuerte, poniendole guarda de Ifleños Xilolos bien armados. Daua vnas vezes mueftras de rigor, otras de benignidad: pero todos fabiendo fu inclinacion, efperauan el vltimo dia del Rey captiuo. Aunque tambien creìan, que por refpeto de fu hermana la Infanta de Tydore templaria fu vengança. ... Mas lo que no pudieron las armas [S. 150] ni las inteligencias del trato, acabo la ofadia de vn animo amante.

La Infanta Quifayra hermana del Rey Gapabaguna[2] (que

[1] Die oben citierte moderne Ausgabe stimmt in den Seitenzahlen beinahe mit der alten Ausgabe überein.

[2] De Bellan hat, das spanische Original zu flüchtig lesend, Mole zum Helden der nachstehenden Ereignisse gemacht. Der Anfang des nächstfolgenden Absatzes beweist aber, dafs der gefangene König Moles Onkel Gapabaguna war.

anſi ſe llamaua el preſo) oſò eſperar en ſu hermoſura[1] (tanto ſe eſtimaua) el buen ſuceſſo, el qual entonces para todos importaua,

[1] De Bellan ergeht sich hier in einer langen Betrachtung ihrer Schönheit, dann fährt er — ich gebe es als Probe seines Verhältnisses zu Argensola hier an — fort: 'Aussi eſtoit elle le deſir de tous les Roys ſes voiſins. Celuy de Bacchant: celuy de Siam & meſmes Zaide, le cruel ennemy de ſa maison, en eſtoit ſi ardemment eſpris, qu'ils auroient fort volontiers changé leurs couronnes pour eſtre aduouez les Esclaves de ceſte Beauté ſans pareille. Ceux que la fortune auoit faict naiſtre inferieurs à ces Roys, s'ils auoient la hardieſſe d'eſleuer leurs deſirs iusques a ceſte Diuinité, il falloit eſtouffer dans leur cœurs l'audace de ceſte paſſion.... L'Infante penetroit facilement dans les cœurs de tous ses amants. Et bien que pas vn de tous ceux-là ne touchaſt le sien: Neantmoins pour la gloire de commander à tout le monde, elle ſçauoit fort accordement les entretenir de ces eſperances, qui n'obligent à rien celle qui les donne, & animent extremement ceux à qui la paſſion les faict tenir plus cheres que leur propre vie.'

De Bellan erzählt — seine Erfindung — im Anschlufs hieran, wie Quixaire den Ruis Dias gelegentlich einer glänzenden Parade der portugiesischen Besatzung kennen und lieben gelernt habe. Dann fährt er fort: 'Le lendemain elle fait semblant d'aller viſiter vne ſienne Tante appellee Quixane chez qui Dias eſtoit logé. Elle faict ſa partie ſi à propos qu'elle le treuue ſeul auec ſa tante Tante & luy ayant donné moyen de reprendre le diſcours de son affection, elle le reçoit à ſon ſeruice, luy promet de quitter ſa Religion etc.' Nun kommt die Nachricht von der Gefangennahme des Königs, was de Bellan folgendermafsen ausdrückt: 'Tandis que nos amants beuuoient à longs traicts le doux Nectar des amoureuſes delices, la Renommée paſſant la viſtesse de tous les vents qui regnent ſur l'Ocean, auec toutes ſes langues & ſes voix, vint eſpandre dans Tidore la funeſte nouuelle de la priſon de Mole.' Die Prinzessin ist aufser sich: 'Si bien que ceſt accident ſi contraire à ſes eſperances, faict qu'elle s'abandonne tellement à ſa douleur, que ſes deux yeux verſans ſans ceſſe vne mer de larmes, ſes belles mains font d'vne autre part vne mortelle guerre à l'or de ſes cheueux.' Ruis Dias läſst sich bei Quixaire melden, um ihr seine Hilfe anzubieten: 'Elle n'estoit pas ſi reſioüye de ceſte veuë, que les traces de ſes larmes ne paruſſent encor ſur ſon ſein & ſur ſon viſage. Mais comme le Soleil paroiſt beaucoup plus beau apres vne longue pluye: Ainsi ſes yeux commençans à ſe raſſerener ſembloient auoir ſi fort accreu leur beauté, que Dias demeura long temps auant de pouuoir prononcer ſa harangue.' Es folgt diese 'harangue', dann Quixaires Antwort, endlich Quixaires Bekanntmachung, denjenigen zu heiraten, der ihren Bruder befreie. Die verschiedenen Fürsten schicken nun ihre Gesandten an Quixaire, um hochtrabende Ansprachen zu halten. Auch die Gesandten des Königs von Ternate erscheinen, um in Austausch gegen

por muchas caufas. Eftaua cierta de que era amada del Rey de Bacham, del de Sian, moço y valerofo, y del de Ternate fu enemigo, y de otros principales Sangajes de fu Reyno, deudos fuyos: todos los quales en competencia publica la venerauan. Sabia ella dieftramente fuftentarlos à todos con aquellas efperanças que no obligan à quien las da, y animan à quien las eftima. Publicò que no fe auia de cafar fino con el que pufieffe en libertad al Rey fu hermano: y fe lo truxeffe viuo ó muerto. Efto fegundo pertenecia à fus intentos. A todos fus apafsionados mouio la promeffa. Aunque era cierto que el auerfe nombrado ella a fi mifma por premio de la empreffa, nacio de la aficion que tenia a Ruy Diaz de Acuña, cauallero Portugues, capitan mayor en la fuerça de Tydore. Creyo que el intentaria la libertad del Rey: y que del fuceffo naciera jufticia para cafar con el, aunque muchos fofpechauan, que ya concurrian igualmente deffeo y obligacion: porque fe creyo que eftauan ambos amantes de acuerdo. Sabiafe que en cafa de Quichana, gran feñora y tia de Quifayra, adonde Ruy Dias acudia, fe auian hablado muchas vezes: y que con fu intervencion paffò el trato a prometer la Infanta que recebiria la ley de los Christianos para cafar con él. No por efto fe defanimauan los competidores: y el Ternate a la boz defta efperança, le ofrecio libre al hermano. Pero no fue efcuchado, porque Quifayra aborrecia el verfe obligada del, tanto como deffeaua quedarlo à Ruy Diaz. Efte poderofo afecto los animos barbaros haze futiles. Deste desden refultò el doblar las prifsiones al Rey de Tydore, y humillar fu perfona con vna pefada cadena, y eftar mas atento que antes à la cuftodia del prefo. Cachil Salama[1] vafallo fuyo y deudo propinco, de esfuerço bien prouado en las guerras ordinarias, amaua a Quifayra fobre todos: y escuchaua los rumores del como fe difponian à darle fatisfacion. Y con recato

Quixaires Hand die Freiheit ihres Bruders anzubieten. Sie werden, wie bei Argensola, entrüstet zurückgewiesen. Als Zaide dies vernimmt, 'il couurit tout de chaifnes le pauure Mole. Et luy faifant porter la penitence du refus de fa fœur, l'enferma dans vne eftroiete prifon auec tant de gardes que fa deliurance fembloit tout a faiet impoffible.'

[1] Als Beweis für die Flüchtigkeit, mit der de Bellan seine Quelle benutzte, sei erwähnt, daſs er 'Cuchiz Salama' schreibt.

y verdadero ſilencio (que no fue poco para el que ama, poder [S. 151] callar ſin afectacion[1]) para deſmentir las opiniones, vna noche armò vn baroto (anſi llaman à ciertos barquillos) poniendo en el por compañeros cinco soldados Tydores, de confiança. Atraueſſo por Sotouento el eſtrecho, y ſurgio en Ternate. Quedò el baroto eſcondido y apercebido en la orilla: y entre tanto Cachil Salama, en la ciudad, mezclado en la turba de negociantes, se fue a la mayor poblacion, que llaman Limathao. Y en el barrio, que le pareciò mas a ſu propoſito, puſo fuego à vna caſa. Esforçandoſe las llamas, que prendieron en el techo, amenazauan mayor incendio. Hecho eſte daño, mientras la gente acudia, y con agua, y con otras defenſas, lo procuraua atajar, boluio el Cachil a ſu baroto por dentro del arrecife que tiene la iſla, y fueſſe a la otra parte del fuerte, donde començò a tocar al arma, para causar mayor turbacion. Luego boluio à la tierra, ſolo con ſu Campilan, dando orden a tres de los ſuyos que le ſiguieſſen algo deſuiados. Hallo la priſion del Rey caſi deſamparada por auer acudido las guardas al ſocorro del edificio que ſe quemaua. Entró en ella oſadamente, quebrantando puertas y cerrojos, haſta el apoſento del preſo: el qual creyendo à penas lo que vehia, le preguntò admirado,[2] que como auia llegado alli? y ſi eſtaua perdida la fuerça de Tydore? El Cachil le reſpondio, que abreniaſſe, y ſe ſalieſſe con el, que deſpues ſabria lo que le preguntaua: porque ſi lo rehuſaua, le cortaria la cabeza. Y aſiendo del otro

[1] De Bellan fast wörtlich: 'ce ne fuſt pas vne des moindres preuues de la grandeur de ſa paſſion, de pouuoir cacher vn feu qui ſe trahit par ſa propre flamme.' Auch das Folgende ist vom Franzosen fast wörtlich benutzt, z. B.: 'Tout le monde accourt pour repouſſer la violence du feu. Salama les voyant embaraſſez dans ces flammes, s'en reua à ſon eſquif & ayant ... faict ſonner l'alarme, il pouſſe a force de rames ſon eſquif dans les bancs de ſable et les rochers qui ſont autour de l'Iſle de Ternate etc.'

[2] Auch hier wörtliche Benutzung seitens de Bellans: 'qui eſtonné de le voir luy demanda, si Tidore eſtoit tout à faict deſolée. Salma luy reſpond, qu'il auroit loiſir vne autresfois d'en diſcourir, & que cependant il le ſuiuiſt. Le Roy, qui ne pouuoit comprendre ſon bon-heur en faiſoit quelque difficulté. Mais il le menaſſa de luy traucher la teſte et faiſiſſant ſa cheſne d'vne main, & tenant en l'autre le coutelas nud, il tüa ceux qui s'oppoſerent à ſa retraicte dans la maiſon etc.'

cabo de la cadena, juntandofe ya en efto los tres Tydores, falieron de la cafa a fuerça de fus armas, abriendo con ellas camino, y matando à los que les defendian la salida. Con el mifmo esfuerço, y fauor de la fuerte atraueffaron las calles, hafta el puerto: y lançandofe en fu barquilla, afieron los remos (fin que obligue à ello la necefsidad, fuelen remar los Reyes en aquellas Iflas. Y como en Efpaña aprenden los nobles a correr, y hazer mal a los cauallos, fuelen los Principes Ifleños en todo aquel Oriente, preciarfe del manejo de los remos y velas·) Paffaron, pues, el feno de mar: y feguidos, bien que tarde, de las embarcaciones ligeras de Ternate, llegaron à Tydore de improuifo. Estendiofe luego la voz de fu llegada, y con la certeza della, jugò [S. 152] la artilleria, fonaron los Adufes de los templos, y aquellas campanas, a cuyo fonido fe congregan los Malucos y fin defcuydarfe de las armas, hizieron regozijo general. Todos ponian en el cielo el nombre de Cachil Salama,[1] .... Sola Quifayra fe afligia del fueeffo, porque la promeffa de cafar con

[1] Die Rückkehr Salamas ist bei de Bellan breit ausgemalt. Der Franzose hat es sich z. B. nicht nehmen lassen, dem kühnen Helden eine poetische Ansprache an Quixaire in den Mund zu legen. Auch die Klagen Quixaires bekommen wir ausführlich zu hören, desgleichen die Reden zwischen Quixaire und Dias im Beisein der Tante und des Neffen des ersteren. Daneben war de Bellan bemüht, einzelnes besser zu motivieren. So läfst er z. B. Ruis Dias seinen Mordanschlag gegen Salama hinausschieben, um seine Nation nicht in Mifskredit zu bringen und nicht die Feindschaft der Insulaner, den Zorn seines Königs auf sich zu laden; denn Salama war äufserst beliebt, die Liebe Quixaires für ihn, den Fremden, allbekannt 'fi bien que s'il commet l'entreprife a quelqu'vn des fiens fans doute, il en fera blafmé comme l'autheur'. Ausführlicher als bei Argensola ist auch das Verhalten der Prinzessin geschildert. Es wird erzählt, wie sie stets allein bleibt und wie, falls sie ja einmal ausgeht, 'fon filence & fa contenance racontaient à tout le monde ce que la modestie luy defendaient de publier'. — Auch das Verhältnis Quixaires zu Ruis Dias' Neffen ist ausführlicher in der französischen Nacherzählung als im spanischen Original behandelt. De Bellan hielt es für nötig, den Zauber, den die Prinzessin auf alle Männer übte, durch eine nochmalige Schilderung ihrer ungewöhnlichen Schönheit zu rechtfertigen. Namentlich war es ihm darum zu thun, den Leser glauben zu machen, dafs die Frauen in den Tropen (also auch Quixaire) 'sont extremement blanches. Leurs cheueux font de la mefme couleur de l'or qu'on nous apporte de leurs coutrées'.

quien lo concluyeſſe, que fue general en el ſonido ſolamente llamaua à Ruydiaz de Acuña. No pudo encubrir eſta verdad; y mas quando el Cachil Salama licencioſamente inſtaua en la execucion de la promeſſa, ayudado del miſmo Rey. Ella poniendo en medio algunas treguas de aparente importancia, la dilataua. Deſſeàra quexarſe al miſmo Ruydiaz, para auergonçarle, ò obligarle con la yra. Fue facil el verſe con el en caſa de la tia; donde, en començando la platica, toda fue quexas, eſcuſas, traças de matar al Salama, lagrimas, y ultimamente, paz. Era medianero desta conuerſacion Roque Piñeyro, ſobrino del Capitan mayor, ſoldado valiente, y de opinion; y como Quiſayra le fiaſſe ſus penſamientos, con oſadia, mañoſamente le dio a entender, que ſu tio eſtaua lento como antes: y que pues lo auia eſtado en la ocaſion paſſada, que ſe podia eſperar en lo que deſpues le auia prometido? Que ſi ella podia acabar conſigo, el reconocer la ingratitud de Ruydiaz, y ponerlo a el en ſu lugar, no ſolamente daria la muerte al Cachil, ſino tambien a ſu miſmo tio. Y que por ſu decoro, en que ſe encerrauan tantas obligaciones, no auia, haſta entonces, oſado deſcubrirle quan preſo eſtaua de ſu belleza: pero que ya ſe juzgaua deſobligado de todas las conſideraciones humanas, y ſe rendia à ſola eſta. Piñeyro fue eſcuchado, ganancia propinqua à la del quedar admitido. Y ſino le mandaron dar la muerte a ſu tio, el echó de ver, que alomenos no le dexaua en el animo de la Infanta, en tan buen lugar como antes tenia. Entretanto Cachil Salama no paraua, negociando a prieſſa, y oliendo, ó rezelando las cauſas de la tardança, como amante, à quien raras vezes engaña eſte linage de ſoſpechas, infiriò la verdad. Tuuo atreuimiento para eſconderſe en el apoſento donde dormia Quiſayra (traçólo [S. 153] vna Camarera ſuya). Y en el ſilencio de la noche, rendida ſu fiereza à otra fuerça ſuperior, ſe le preſentò ſubitamente. Alteroſe la Infanta, pero diſsimulò, y diſpuſoſe para defenderſe de qualquier violencia. Amenazòle que daria vozes. Quexòſe con lagrimas: lamentò la perdida de ſu opinion; que como creerian ſu limpieza los que le vieron entrar, ó ſalir? Salama à todo eſto humilde, y de rodillas, le aſſegurò de ſu deſignio, que no era mas de acordarle ſu obligacion: y que sabiendoſe que auia de ſer ſu eſpoſo, de poca conſideracion era el ſer viſto. Que mayor detrimento padezia ſu fama, viendo todos

que dilataua el cafamiento: y que para que fe fatisfiziefſe de fu voluntad, fe faldria con la obediencia que fiempre auia profeſſado. Saliofe luego, aliuiado con agradecemientos y efperanças: y la libró de fu miedo. Quedó tan pagada defte cortes acto, que començando à ponderarlo en fu animo, labrò tanto, que quedò prendado del Salama; de manera, que cafara con el, aunque no la tuuiera obligada.[1] En este medio Piñeyro, que ya eftaua empeñado en fu amor, ò por el premio del, o por la tibia correfpondencia del tio, o por ambas caufas le maquinó la muerte.[2] Viniendo vn dia a Palacio, para dar a Quifayra la nueua de como por fu caufa la dexaua ya executada, fue à tiempo que el Cachil llegaua de vna fortaleza à ver à fu dama. El qual topando a Piñeyro que falia de los apofentos della, metio mano à fu Campilan, y aunque el mancebo peleó como valiente y amante, el Cachil, à quien tambien comprehendian las mifmas calidades, y le fobraua la de fus zelos, à los primeros golpes le abrió la cabeza con tal ferocidad, que cayó muerto de la herida. Luego continuando la

[1] Bei de Bellan geht sie noch weiter: 'Cest acte d'humilité fondit tout à coup la glace de ce cœur ... & attirant infenfiblement la princeffe du lieu ou elle eftoit demcurée comme immobile durant les difcours de Salama, iufques au lieu où il eftoit à genoux, luy firent ietter fes deux bras à fon col & en le releuant de terre luy donner un baifer pour arre de fon affection etc.'

[2] Bei de Bellan wird erzählt, wie raffiniert vorsichtig Peneyre bei der Ermordung seines Onkels zu Werke ging, 'parce qu'il ne pouuait commettre vn meurtre fi detestable, fans fe mettre en danger d'eftre feueremcut puny par la justice s'il eftoit découvert.' — Als Beleg dafür, dafs de Bellan noch bis zuletzt fortfuhr, sich seine Quelle auch wörtlich zu nutze zu machen, führe ich folgende Stelle an: '(Mais le Ciel qui ne laiffe longuement impunies ces mefchancetez) faict reuenir Salama d'vn petit fort (d'où il eftoit Gouverneur) à mefme temps que Peneyre fortoit de la chambre de la Princeffe. Vn mefme deffein leur mift à tous deux les armes à la main. Peneyre combattit comme vn ieune hommme vaillant & amoureux. Mais Salama qui auoit par dessus ces deux qualitez celle de la jalousie, après auoir receu quelques coups de fon ennemy en fin il luy en donna vn fi grand fur la tefte qu'il l'abatit mort a fes pieds etc.'

Die letzte Abweichung de Bellans von seiner Vorlage ist, dafs Salama nach Moles Tode den Thron von Tydore besteigt.

obra, entro donde eſtaua Quiſayra, à la qual con leniſsima violencia perſuadiò à que ſe ſalieſſe con el: y dexando el palacio lleno de vozes, ſe embarcaron en el baroto en que el auia venido. Caſaronſe en gracia del Rey, y del Reyno, à perdida de las vidas de aquellos dos caualleros.

Indem ich jetzt zu der Beweisführung schreite, daſs Fletcher *La Conquista de las Islas Malucas* und nicht die Novelle des Franzosen zur Vorlage hatte, muſs ich zunächst bemerken, daſs der englische Dramatiker mir die Arbeit nicht leicht gemacht hat. Es wäre z. B. in der Frage schon von Bedeutung gewesen, ob er die Inseln Malucas oder Molucas (Moluques bei de Bellan), ob er den König von Tydore Capabaguna (Argensola) oder Mole (de Bellan) nennt; aber Fletcher verwendet keinen dieser Namen. In seinem ganzen Stücke geht er ängstlich dem Gesamtnamen der Inselgruppe aus dem Wege. Die Fürsten benennt er kurzweg als *Rey de Tydore, Rey de Siana* etc. Ferner ist seine Benutzung des Stoffes eine so freie und selbständige, sowohl in der Behandlung der Fabel als auch im Dialog, daſs es der sorgfältigsten Vergleichung bedarf, um ein paar Stellen zu finden, die auf die Benutzung einer bestimmten Vorlage sicher hinweisen. Glücklicherweise ist schon eine so charakteristisch, daſs sie unter Umständen allein genügte, um die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen; es ist die folgende.

Fletcher läſst zwei Portugiesen, Piniero und Christophero, folgendes Gespräch führen (Akt I, Sc. 1, S. 417):

Christ. — — — — — — — — — — —
But I wonder much, how such poor and base pleasures,
As tugging at an oar, or skill in steerage
Should become princes.

Pin. — — — — — — — — — —
They take as much delight in a baratto,
(A little scurvy boat) to row her tithly,
And have the art to turn and wind her nimbly,
Think it as noble too (though it be slavish,
And a dull labour declines a gentleman,)
As we Portugals, or the Spaniards do in riding,
In managing a great-horse, (which is princely) etc.

Weder die Bezeichnung *baratto,* noch der Hinweis auf diese Sitte der molukkischen Fürsten findet sich bei de Bellan; aber bei Leonardo de Argensola lesen wir

'vna noche armo un *baroto* (anſi llaman a ciertos barquillos)'

und weiter unten

ſin que obligue à ello la neceſsidad ſuelen remar los Reyes en aquellos Iſlas. Y como en Eſpaña aprenden los nobles a correr y hazer mal a los cauallos ſuelen los Principes Iſleños en todo aquel Oriente preciarſe del manejo de los remos y velas.

De Bellan giebt die erste Stelle folgendermaſsen wieder:

'vne nuict il arme vn petit esquif'.

Die zweite Stelle fehlt bei ihm ganz.

Ferner sagt bei Fletcher (I, 3, S. 430) Quisara, von ihrem gefangenen Bruder sprechend:

Therefore, that man that would be known my lover
Must be known his redeemer, and must bring him
Either alive or dead.

Bei dem Spanier lesen wir (S. 150):

Publico que no ſe auia de caſar, ſino con el que puſieſſe en libertad al Rey ſu hermano y se lo truxeſſe viuo o muerto.

De Bellan sagt dagegen (Bl. 8):

Le moyen eſtoit de faire vne publication dans tout le Royaume, que celuy qui deliureroit ſon frère des mains du Roy de Ternate l'auroit en mariage de quelle qualité, Religion ou pays qu'il fuſt.

Im englischen Stücke wird Ruy Dias als 'Captain' bezeichnet. Diesen Titel führt er wohl, wie wir oben gesehen haben, bei Leonardo de Argensola, aber nicht bei de Bellan.

Hierzu kommt noch etwas. Fletcher weicht vom vierten Akte an von der Erzählung gänzlich ab. Er füllt die beiden letzten Akte mit dem Versuche des Governors of Ternata — so nennt er den König dieses Inselchens — in Verkleidung eines 'Moorish Priest' den König von Tydore und seine Schwester Quisara gegen den portugiesischen Helden Armusia aufzuhetzen, wobei religiöser Fanatismus ihm die Gründe leiht. Durch den listigen Anschlag des nach Quisaras Hand strebenden *Governors* wird Armusia, der die falschen Götter verhöhnt und verlacht,

eingekerkert und ist nahe daran, Märtyrer seines Glaubens zu werden. Diese Idee von einem feindlichen Gegensatz zwischen den christlichen Portugiesen und den heidnischen Einwohnern wird Fletcher von Leonardo de Argensola eingegeben worden sein. In seinem Buche ist S. 96 f. von der Verfolgung der Christen auf den Molukken im allgemeinen, wobei viele als Märtyrer sterben, und S. 138 f. von der Verfolgung der Christen durch den alten König von Ternate die Rede, und unmittelbar nach unserer Erzählung S. 155 wird von seinem Sohne, also gerade von dem, welchen Fletcher als *Governor* bezeichnet, erzählt, daſs er *'Predicatores Mahometanos'* nach Ternate gerufen habe: *... no .. daua lugar a las eſperanças de reſtituyr la Chriſtiandad. Porque demas que andaua embraueciendoſe la perſecuciõ, auia traydo aquellos dias à ſu Reyno grã numero de falſos profetas,*[1] *Arabes, y Perſas, todos miniſtros y ſacerdotes de Mahoma, para esforçar la ſeta'.*

Andererseits läſst sich nicht von einer einzigen der vielen Abweichungen und Ausschmückungen, die de Bellans Erzählung gegenüber dem spanischen Original darbietet, sagen, daſs sie in dem englischen Stücke benutzt worden ist. Insbesondere ist kein Satz der langen Reden und Gespräche, welche die Personen bei dem Franzosen führen, keines seiner zahllosen Bilder und Vergleiche in die *Island Princess* übergegangen.

Dies alles zusammengefaſst, werden wir *La Conquista de las Islas Malucas* als die wahre und einzige Quelle Fletchers anzusehen haben.

Koeppels Behauptung ist also, so bestechlich sie auch scheint, unhaltbar. Es ist das eine Mahnung, mit Quellangaben vorsichtig zu sein und auf die bloſse Ähnlichkeit der Fabeln keine weitgehenden Schlüsse zu bauen. Nur der Nachweis wörtlicher Benutzung oder ganz charakteristischer Einzelheiten gewährt sichere Ergebnisse.

[1] Es ist gewiſs kein Zufall, daſs der Governor sich dem Könige von Tydore gegenüber ausdrücklich für einen Propheten ausgiebt, und daſs ihn die Kammerfrau Panura (IV, 2, S. 481), ferner Pinicro (V, 5, S. 510 und 511) und der König von Tydore (ibidem) als 'prophet' bezeichnen. Die *falsos profetas* haben offenbar diesen falschen Propheten veranlaſst.

Wie hat nun Fletcher die Erzählung dramatisiert? Wie schon oben angedeutet, ist sein Verhältnis zur Quelle in jeder Beziehung ein freies.

Was zunächst die Personen betrifft, so hat er zum Teil bedeutende Veränderungen damit vorgenommen. Aus dem Haupthelden, dem Indier Salama seiner Vorlage, hat er einen Portugiesen Armusia — der Name klingt und ist nicht portugiesisch — gemacht. Wahrscheinlich empörte es Fletcher, den Heiden die glänzendste Rolle spielen zu sehen, während die christlichen Portugiesen sich so erbärmlich benehmen. Das forderte seinen ganzen Trotz als Christ heraus, und er gestaltete Armusia so edel und rein wie keinen zweiten Charakter in seinen Stücken. Auch die anderen Portugiesen veredelte er. Piniero ist kein Onkelmörder, wie Piñeyro, er ist ein etwas leichtlebiger, aber sonst ehrenhafter, tüchtiger Soldat. Ruy Dias zeigt zwar anfangs das gleiche unschlüssige, thatenunlustige Wesen seines Vorbildes, aber als er, im Duell von Armusia besiegt, von ihm verschont worden, erweist er sich, auf Quisara verzichtend, später als edeldenkender, opfervoller Freund seines früheren Nebenbuhlers. Der Charakter Quisaras ist im ganzen unverändert aus der Vorlage übernommen. Dagegen sind alle übrigen Personen des Stückes: die Inselkönige, einschließlich des 'Governors', die Tante Quisana, die Kammerfrau Panura u. s. w., Schöpfungen Fletchers.

In der Behandlung der Fabel folgt Fletcher, wie schon Koeppel richtig bemerkt hat, während der drei ersten Akte so ziemlich seiner Quelle. Die beiden letzten Akte sind sein ausschließliches Eigentum. Das Gleiche gilt vom Scenenbau und dem Dialog des Stückes und überhaupt von der ganzen Ausführung. Sehen wir nun zu, wie Fletcher die Erzählung dramatisiert hat.

I. Akt.

Im Fort der Portugiesen zu Tydore bespricht sich Piniero mit seinen Gefährten Pedro und Christophero über die Prinzessin Quisara, deren Bruder, der König von Tydore, kürzlich bei einer Kahnfahrt vom Statthalter der Nachbarinsel Ternata gefangen genommen worden war. Er zählt die vielen Freier, darunter auch seinen Oheim Ruy Dias, her, die Quisara umschwärmen,

und hat an jedem etwas auszusetzen. Die drei entfernen sich, um ihren neu angekommenen Landsmann Armusia, den sie sehr rühmen, aufzusuchen.

Prinzessin Quisara (Sc. 2) dankt ihrer Tante Quisana, dafs sie ihr liebreich Haus und Dienste zur Verfügung stellt. Sie gedenkt oft davon Gebrauch zu machen,

It may be to converse with some I favour,

was sie bei ihr ungestört thun könne und ohne dafs die böse Welt es mifsdeute. Nachdem sich die Tante diskret zurückgezogen, zeigt sich gleich, wer der also Begünstigte ist: Quisara fordert den mit ihr zurückgebliebenen Captain Ruy Dias auf, nicht so schüchtern zu thun. Als Soldat und Befehlshaber möge er frisch von der Leber sprechen. Der auf diese Weise Aufgemunterte spricht auch endlich und macht der Prinzessin die erwartete Liebeserklärung, mit dem Wunsche schliefsend, er wollte, er wäre, um ihrer würdig zu sein, ein mächtiger König und sie 'a sweet-souled Christian'. Quisara ist nicht empört über diese Worte; der Gedanke, Christin zu werden, flöfst ihr keinen Abscheu ein. Aber sie verlangt, dafs Ruy Dias sich durch irgend eine grofse That auszeichne,

That may compel my faith and ask my freedom,
And leave opinion fair.

Hierzu möge er Zeit und Gelegenheit abpassen. Ruy Dias beteuert seine Bereitwilligkeit, und beide entfernen sich, um (Sc. 3) uns die Bekanntschaft Armusias machen zu lassen. Kaum hat sich dieser mit einer Lobrede auf die herrliche Natur der Gewürzinseln eingeführt, als die Freier Quisaras, die Könige der benachbarten Inseln, erscheinen. Der aufgeblasene König von Bakam behandelt die übrigen sehr hochnäsig und gerät deshalb mit ihnen in Streit. Schon ziehen sie die Schwerter, da naht Quisara, begleitet von Ruy Dias und der Tante, stiftet Frieden und giebt bekannt, dafs nur der ihre Hand erhalten solle, der ihren gefangenen Bruder tot oder lebendig in ihre Arme führen werde. Sie hoffte, dafs Ruy Dias mit Feuer auf das nicht ungefährliche Unternehmen eingehen werde. War das doch die grofse That, die sie von ihm erwartete; aber der Portugiese bleibt kühl, verlangt Zeit, so dafs Quisara sich schmerzlich ent-

täuscht sicht. Die anderen Freier ergehen sich in Versprechungen, welche Quisara mit den ironischen Worten hinnimmt:

> Fair be your fortune!
> Few promises are best, and fair performance.

Das Anerbieten des ebenfalls anwesenden 'Goveruor' von Ternata, ihr den Bruder auszuliefern, falls sie ihm die Hand reiche, weist sie mit Verachtuug zurück. Dieser entfernt sich daher mit der Drohung

> (... before I used him like a king ...)
> Now he shall lie a sad lump in a dungeon
> Loaden with chains and fetters etc.

Auch die übrigen entfernen sich, nur Armusia mit zwei Gefährten, Soza und Emanuel, bleibt zurück. Die Prinzessin hat es ihm angethan. Er ist entschlossen, den Gefangenen zu befreien, die beiden Gefährten wollen ihn dabei unterstützen.

In diesem ersten Akt entfernt sich Fletcher, abgesehen von den bereits angedeuteten Änderungen der Charaktere, wenig von seiner Quelle. Die wesentlichste Abweichung ist die, daſs er den König von Tydore nicht im Kampfe, sondern, etwas unwahrscheinlich, bei einer Kahnfahrt in Gefangenschaft geraten läſst.

II. Akt.

Die erste Scene versetzt uns nach Ternata. Im Gefängnis neben dem Palaste des 'Governor' hören wir aus dem Muude des Kerkermeisters, wie heldenmütig der König seine entsetzliche Haft erträgt. Der Dulder tritt selbst auf und gleich kommt auch der Statthalter und fragt den Gefangenen, ob er nicht Quisara verfluche, weil sie seine Bewerbung höhnisch zurückgewiesen habe. Der König lobt sie dafür, bekundet seine Verachtung für den Feind, der ihn so unwürdig behandelt, und erklärt, lieber alle Qualen ertragen zu wollen, als ihn bei seiner Bewerbung zu unterstützen. Wutschnaubend orduet der 'Goveruor' die grausamste Behandlung des Gefangenen an.

In der folgenden Scene treten Armusia und seine Gefährten *'disguised as Merchants'* auf; das Boot, das sie gebracht hat, haben sie im Schilfe verborgen. Armusia berichtet:

> Suspectless have I travell'd all the town through,
> And in this merchant's shape won much acquaintance,

Survey'd each strength and place that my befriend us,
View'd all his magazines, got perfect knowledge
Of where the prison is, and what power guards it.

Um seine Absicht besser durchzuführen, hat er heimlich ein Haus angezündet und Pulver hineingelegt. Während alles zum Löschen eilt und selbst der Kerker unbewacht sein wird, will er den König entführen. Die nächsten Scenen (3—7) bringen uns die glückliche Ausführung des Planes. Es erfolgt eine Explosion, das Haus brennt und alles eilt zur Brandstätte. Das verworrene Treiben wird uns trefflich veranschaulicht. Indes dringt Armusia in den Kerker, schleppt den König fort, schlägt die Wache in die Flucht und eilt davon. Zu spät erfährt der 'Governor' das Geschehene, dennoch befiehlt er, die *barattoes* bereit zu halten, denn er hat einen Plan.

Die achte Scene spielt wieder auf Tydore. Quisara überschüttet Ruy Dias mit Vorwürfen, weil er noch nichts zur Befreiung des Fürsten unternommen habe. Der Portugiese, dadurch aufgerüttelt, verspricht sofort zur That zu schreiten. Da ertönen mit einemmal Freudenrufe. Piniero stürzt herein und verkündet, der König sei bereits angekommen, befreit durch den kühnen Mut eines Fremden. Quisara, über das unerwartete Ereignis mehr bestürzt als erfreut, macht dem Geliebten erneute Vorwürfe. Hatte sie doch, auf seine Tapferkeit bauend, die Ankündigung nur ergehen lassen, um einen Vorwand zum Ehebündnis mit ihm zu haben. Und nun war der Plan durchkreuzt worden.

Must I be given
Unto a man, I newer saw, ne'er spoke?

schluchzt sie; 'Oh, Ruy Dias, This was your sloth, your sloth Ruy Dias'. Alsbald erscheinen 'Citizens carrying boughs, Boys singing', der König von Tydore, Armusia u. s. w. Der befreite Fürst stellt Armusia als seinen Retter vor. Armusia nennt begeistert den Preis, der ihn zur That angespornt, und verlangt ihn bescheiden. Der König ist entrüstet, die Schwester so kühl und zurückhaltend zu sehen, und will in sie dringen, aber Armusia bittet ihn, der Prinzessin keinen Zwang aufzulegen, er sieht in ihrer Kälte nur mädchenhafte Schüchternheit. Quisara fordert Aufschub. Noch kennt sie den Mann nicht und 'Love has his compliments'; aber der dankbare König will ihr nicht

lange Zeit lassen. Ein vorwurfsvoller Blick Quisaras trifft Ruy Dias. Wohl flüstert er ihr zu:

> ... despair not; something shall be done yet
> And suddenly and wisely.

Aber die Worte 'Oh, Ruy Dias!', die sie ihm scheidend zuruft, enthüllen ihm ein Herz voll tiefsten Wehs und Verzweiflung.

Dieser Akt bietet wohl einige bei Argensola fehlende Ausschmückungen, aber keine erhebliche Abweichungen von der spanischen Fabel.

III. Akt.

Ruy Dias, verzweifelnd, sondiert seinen Neffen, ob er nicht den verhafsten Armusia ihm zuliebe aus dem Wege räumen würde. Pinieros ehrliche Soldatennatur erschrickt, im Oheim einen Schurken zu entdecken. Doch verbirgt er seine Gefühle vor dem Verwandten. Scheinbar auf den niederträchtigen Vorschlag eingehend, verlangt er zunächst, bei der Fürstin eingeführt zu werden, um auch ihre Ansicht über die Sache zu hören. Dazu versteht sich Ruy gern und giebt ihm ein Schreiben mit. Piniero trifft zunächst Quisana und Panura, die er für gewöhnliche Gelegenheitsmacherinnen ansieht und ihnen ein nicht gerade schmeichelhaftes Spiegelbild vorhält, was sie indes nur als Scherz, als 'mirth' aufnehmen und sich an der derben Weise des Mannes freuen. Nun kommt Quisara. Piniero giebt sein Schreiben, in dem Ruys blutige Absicht ausgesprochen ist, ab, erklärt aber, nicht um seines Oheims willen, sondern ihr zuliebe, wolle er die That begehen, dafür jedoch auch den Lohn einheimsen. Um den Preis ihrer Hand sei er bereit zu unternehmen

> Your brother's death, mine uncle's, any man's.

Quisara bewundert die Kühnheit des jungen Mannes, geht auf seine Gedanken ein und giebt ihm als Abschlagszahlung einen Kufs. Erst als sie gegangen, verrät Piniero seine wahre Absicht. Er hat Quisara durchschaut und sich nur deshalb zur Ausführung des Mordes erboten,

> For fear some bloody slave thrust in, indeed,
> Fashion'd & flesh'd to what they wish.

Er will das Paar hinhalten, möge aus der Sache werden, was wolle.

Dem schwermütigen Armusia (Sc. 2) raten seine Begleiter Emanuel und Soza, durch einen Akt der Gewalt den Willen der störrischen Prinzessin zu brechen. Armusia verfällt in der That auf den Gedanken, der Prinzessin einen nächtlichen Besuch zu machen, und da ihm Panura in den Weg tritt, so besticht er sie durch einen Juwel und mehr noch durch Küsse und Liebesbeteuerungen, ihn ins Zimmer der Fürstin heimlich einzuführen.

Quisaras Schlafzimmer (Scene 3). Ihre Tante und Panura haben sie gerade verlassen, letztere, nachdem sie mit zweideutigen Bemerkungen stark auf das Bevorstehende angespielt und von Quixara beauftragt worden war, 'if Ruy Dias meet you and be importunate, He may come in'. Hat Fletcher in den vorhergehenden Scenen durch seine zotenhafte Weise mehrere Charaktere ins Gemeine verzerrt, so verdirbt er mit diesem Satze das Interesse, das wir bisher für die 'Island Princess' gehegt haben. Nur zum Teil macht er es durch das Folgende gut. Armusia kommt aus seinem Versteck. Quisara, aufser sich, drückt heftig ihren Abscheu über sein ungeziemendes Betragen aus und heifst ihn sich entfernen, falls er nicht wolle, dafs sie um Hilfe rufe. Aber Armusia kniet nieder, beteuert, dafs er nicht in unedler Absicht gekommen sei, und reicht der Prinzessin sein Schwert, sie auffordernd, ihn zu töten, falls sie noch daran zweifle. Quisara fragt ihn, zu welchem Zweck er denn erschienen sei. Um sich über ihre Grausamkeit zu beklagen, sie bescheidentlich an ihr Wort und an seine Verdienste zu erinnern, lautet die Antwort. Der Dichter läfst Quisara nicht die gewifs berechtigte Frage stellen, warum der Eindringling hierzu eine so ungewöhnliche Form und Stunde gewählt. Aber Quisara war offenbar zu erregt oder der Dichter fand nichts Auffallendes an der Sache. Wie dem auch sei, die Prinzessin ist über die Enthaltsamkeit des kühnen Ritters gerührt und gesteht ihm, dafs er jetzt den rechten Weg zu ihrem Herzen gefunden habe. Als Zeichen seines Gehorsams möge er fernerhin sich bescheiden und zurückhaltend benehmen, nichts fordern, nicht mahnen, alles ihr überlassen und — augenblicklich das Haus verlassen. Armusia schickt sich an, das letztere zu thun, da erscheint Ruy Dias. Grimmig und höhnisch fährt er den Gegner an, der sich, zuversichtlich lächelnd, entfernt. Ruy Dias verlangt jetzt stürmisch Aufschlufs von

Quisara über die Anwesenheit seines Nebenbuhlers, aber die 'Island Princess' hat inzwischen einen Vergleich angestellt, der zu ungunsten des früheren Geliebten ausgefallen ist, und sie kanzelt ihn wegen seiner Keckheit gründlich ab und läfst ihn stehen.

Auch in diesem Akte wandelt Fletcher getreu im Geleise seiner Vorlage, von der er nur so weit abweicht, als es durch den ganz anders gestalteten Charakter des Neffen geboten war.

Hiermit endet aber die Benutzung der Quelle. Die noch rückständigen zwei Akte sind, wie bereits erwähnt, ein freier Versuch, der Geschichte einen anderen und breiteren Schlufs als in der Vorlage zu geben. Ich werde mich kurz dabei fassen.

IV. und V. Akt.

Wir erblicken den 'Governor', welcher am Schlufs der siebenten Scene des zweiten Aktes Ternata rachebrütend verlassen, am Hofe zu Tydore 'disguised as a Moorish Priest'. Unter dem frommen Vorwaud religiösen Eifers hetzt er, sich für einen Propheten ausgebend, den König und seine Schwester gegen die 'Portugals' und besonders gegen Armusia auf, die eine Gefahr für die Landesreligion seien. Zwischen hinein in diese Intrigue wickelt sich noch der Streit zwischen Ruy und Armusia ab. Der erstere teilt seinem Neffen mit, dafs er seinen Nebenbuhler zum offenen Zweikampf herauszufordern beabsichtige, der Kampf solle unter den Augen der Prinzessin vor sich gehen. Mit seinem Mordanschlag gegen Armusia sei es ihm nicht Ernst gewesen, er habe ihn, den Neffen, nur auf die Probe stellen wollen. Piniero ist erfreut über diese Wendung der Dinge, um so mehr, als auch Quisara den blutigen Auftrag, und zwar in derselben Weise, wie er erteilt worden, 'with a kiss' zurücknimmt.

In der dritten Sceue des vierten Aktes findet der Zweikampf statt, der mit der Niederlage Ruys endet. Quisara bittet für ihn und Armusia schenkt ihm das Leben. Er bietet ihm sogar seine Freundschaft an, so dafs Ruy, von dieser Grofsmut besiegt, sich würdevoll ins Unvermeidliche fügt und auf Quisara verzichtet. Das Herz der Prinzessin gehört nun ganz Armusia. Aber von dem falschen Propheten aufgehetzt, stellt jene die Bedingung, dafs er seine Religion abschwöre. Da kommt sie aber an deu Unrechten. Armusia schlägt empört ihre Hand aus, ver-

höhnt und verspottet sie und ihre Religion und wird auf das Anstiften des vermeinten Propheten in einen Kerker geworfen. Unerschüttert erträgt er seine Leiden. Man droht ihm die entsetzlichsten Qualen an, er aber erwartet sie standhaft und freudig wie ein Held und Märtyrer. Selbst der Tod erschreckt ihn nicht. Jetzt tritt Quisara, zur Bewunderung fortgerissen, auf seine Seite und bekennt offen das Christentum. Der falsche Priester verlangt, dafs beide Liebende sterben. Inzwischen hatte sich jedoch die Nachricht von der Einkerkerung Armusias unter den Portugiesen verbreitet. Kurz entschlossen setzt Ruy Dias die Geschütze des Forts in Thätigkeit und beschiefst die Stadt. Schrecken ergreift die Bevölkerung, und auch der König ist voll banger Sorge. Auf den Rat der anwesenden Inselkönige zeigt er den Portugiesen den gefesselten Armusia und droht, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, falls die Beschiefsung nicht aufhöre. Armusia aber ruft den Landsleuten heroisch zu, auf ihn keine Rücksicht zu nehmen. Mittlerweile war es dem rührigen Piniero geglückt, unterstützt von Panura, sich des ränkevollen Priesters zu bemächtigen. Und nun lautet die Parole: Kopf gegen Kopf. Von ungefähr fafst Piniero den verhafsten 'rascal' etwas unsanft an und reifst ihm die falschen Haare und den falschen Bart ab. Bestürzt sieht der König von Tydore und sehen die anderen, wer in der Prophetenhülle steckte. Der 'Governor' wandert in den dunkelsten Kerker, der König bemächtigt sich seiner Insel, verständigt sich mit den Portugiesen, und Armusia wird nach all den Wirren und Leiden endlich mit Quisara vereinigt.

Kein Zweifel, dafs dieser Schlufs, verglichen mit dem der spanischen Erzählung, weitaus den Vorzug verdient. Er ist befriedigender, dramatischer. Der Dichter hat damit in wirksamer Weise die Würdigkeit und Vortrefflichkeit seines Hauptthelden fast bis zur Vollendung gebracht. Armusia ist wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine Idealfigur, die einzig bei Fletcher dasteht.

Bei aller Selbständigkeit des englischen Dichters in den letzten beiden Akten empfing er dennoch in zwei Punkten Anregung durch die spanische Vorlage. Der eine ist oben (S. 291) schon erwähnt worden. Der zweite betrifft das Duell zwischen Ruy und Armusia. Fletcher wird wohl durch den Zweikampf

zwischen Piñeyro und Salama in der *Conquista de las Islas Malucas* (oben S. 288) darauf gebracht worden sein.

Wenn ich jetzt zur Beurteilung des Stückes übergehe, so mufs ich es zu den besseren des Dichters zählen. Koeppel findet es[1] 'dichterisch wenig fesselnd', eine Ansicht, die ich nicht begreife. Umwoben von allem Zauber der Romantik, versetzt uns *The Island Princess* in eine ferne, farbenprächtige Welt und in eine Zeit, eine Umgebung, die so ganz von der Alltäglichkeit verschieden sind. Schon dieser Umstand mufs unsere Phantasie, unser dichterisches Empfinden im hohen Grade in Anspruch nehmen. Dann stellt er vor uns einen Helden hin, der in ritterlicher Weise erst für die Dame seines Herzens und dann für seinen Glauben das Leben aufs Spiel setzt und in allen Wagnissen und Stürmen des Daseins unerschütterlich standhaft bleibt. Diesem Protagonisten hat der Dichter eine Reihe wesentlich verschiedener Charaktere zur Seite gesetzt: den unschlüssigen, aber zuletzt seinen besseren Trieben gehorchenden Ruy Dias, den äufserlich leichtfertigen, aber im Grunde durchaus ehrenhaften, wackeren Piniero, den argen Ränkeschmied 'the Governor', Quisara, die reizende Tochter des Südens, in der die vergeistigte Liebe den Sieg über die sinnliche Glut davonträgt, und endlich ihren Bruder, der, wie richtig bemerkt worden ist,[2] in den ersten Akten etwas an Calderons *Principe constante* erinnert. Und ein solches Stück sollte dichterisch wenig fesselnd sein?

Sind die Charaktere, wie wir sahen, interessant und trefflich gezeichnet, so verdient die Handlung nicht minder Lob. Sie ist mit grofsem Geschick geführt und sticht gegenüber vielen anderen bei Fletcher vorteilhaft durch ihre Einfachheit und Einheit ab.

Zu tadeln bleibt an dem Stücke nur, dafs Fletcher selbst hier, wo er sich vornahm, den strengsten Anforderungen der Sittlichkeit zu genügen — und dies scheint bei *The Island Princess* entschieden der Fall zu sein — nicht ganz dem Kitzel nach Zweideutigkeiten zu widerstehen vermochte.

Dafs er den Bewohnern der Molukken, besonders der Prin-

[1] Quellen-Studien etc. S. 98.

[2] M. Rapp, Studien über das englische Theater, 1862, S. 72.

zessin, europäische Anschauungen leiht, wie richtig behauptet worden ist,[1] das würde vielleicht in einem Drama unserer Tage getadelt werden, damals war aber ein derartiges Verfahren allgemeiner Brauch in Europa.

Ich habe den vorhergehenden Ausführungen noch einen Umstand hinzuzufügen: Fletcher ist nicht der einzige, der die romantische Erzählung auf die Bühne gebracht hat; sie ist noch von einem Franzosen und einem Spanier dramatisch behandelt worden, von Gillet de la Tessonerie und von dem oben bereits erwähnten Melchor Fernandez de Leon. Es sei mir verstattet, die Stücke der beiden Dichter vergleichend flüchtig heranzuziehen.

Gillets **La Quixaire**[2] (gedruckt 1640) ist das Erstlingswerk eines zwanzigjährigen Jünglings. Wiewohl an der Spitze der Ausgabe viele überschwengliche Lobgedichte und zum Teil von den ersten französischen Dramatikern jener Tage (Scudéry, Tristan, Rotrou) prangen, so erhebt es sich doch nicht über das Durchschnittsmafs derartiger Jugendvergehen. Es ist von einer tödlichen Langweile.

Im allgemeinen folgt der Verfasser seiner Vorlage De Bellan im Gange der Handlung, er bietet aber zahlreiche Abweichungen in Einzelheiten. Wenn er davon abweicht, so geschieht es immer in bestimmter Absicht, bald im Interesse der Einheiten, die damals alle Köpfe in Frankreich beschäftigten, bald um besser zu motivieren oder um Anstöfsiges zu beseitigen, bald um sich dem Theaterbrauche zu fügen. Um bei letzterem stehen zu bleiben, hat er z. B. den Personen die unvermeidlichen Vertrauten zugesellt: Quixaire hat aufser ihrer Tante, die hier Roxelane heifst, ihre *dame d'honneur* Orante, Salame hat Ormin, Dias, *'General des Portugais'*, hat Polexandre, 'Capitaine', zum Vertrauten.

---

[1] M. Rapp l. c.

[2] LA | QUIXAIRE | TRAGI-COMEDIE | A Paris | Chez Tovssainct Quinet au | Palais, dans la Petite Salle, fous la Montée | de la Cour des Aydes | MDCXL | Avec Privilege dv Roy. | — Das Privileg ist vom 15. Dezember 1639, achevé d'imprimer vom 2 Januar 1640. Aufgeführt wurde das Stück von 'la troupe des Marefts'. (8 nicht gezählte Bl. u. 138 S. 4.) Münch. Hof- u. Staatsbibl. (P. O. gall. 4° 145 k).

Pinere, der, wie in der Quelle, Dias ermordet, ist nicht mit ihm verwandt; der Mord des Oheims wäre offenbar zu abstofsend und zu tragisch für eine 'Tragi-comédie' gewesen. Auf der Bühne wird nur gesprochen, geklagt, gejammert und erzählt. Wirkliche Handlungen, wie die Befreiung des Fürsten, die Ermordung des Dias, der Kampf zwischen Salame und Pinere, bekommen wir nicht zu sehen, sie sind hinter die Scene verlegt.

Die Hauptabweichungen von seiner Quelle betreffen die drei Personen Quixaire, Salame und Pinere. Die beiden letzteren treten gleich zu Anfang des Stückes als leidenschaftliche Verehrer der Prinzessin auf. Salame dringt in ihr Zimmer ein, lange bevor die Gefangenschaft des Fürsten auch nur bekannt war (I, 4). Bei Beginn des zweiten Aktes fällt er, zum zweitenmal dort eingedrungen, beim Herannahen Quixaires in Ohnmacht. Das hierdurch bei Quixaire entstehende Mitleid mit ihm sollte, nach eigener Angabe des Verfassers, ihre spätere Sinnesänderung vorbereiten. Quixaire, die fast bis zum Schlufs ihrer Liebe zu Dias treu bleibt, wird von Pinere zur Eifersucht gereizt durch die Verleumdung, dafs Dias Roxelane liebe. In Wirklichkeit liebt Roxelane den Pinere, und dieser macht ihr zum Scheine auch den Hof. In eifersüchtiger Wallung erteilt die Prinzessin Salame den Befehl, Dias zu ermorden. Als sie aber den Tod des Feldherrn und die Wahrheit über seine Gefühle erfährt, kehrt ihre Liebe in voller Kraft wieder, und es bedarf der ganzen Überredungskunst Salames und ihres Bruders, um sie am Schlusse umzustimmen. Eines der Mittelchen, die Salame anwendet, besteht darin, dafs er sein Verdienst, Pinere, den Mörder des Dias, getötet zu haben, ihr immer und immer wieder ins Gedächtnis ruft:

Souuenez vous encor que i'ay tué Pinere,

was an der ernsten Stelle einen ganz lustspielmäfsigen Eindruck macht.

Obwohl manche der von Gillet vorgenommenen Änderungen an der Fabel als nicht übel bezeichnet werden müssen, so ist es ihm doch nicht geglückt, ein lesbares Stück zu schreiben. Ohne Handlung, ohne Charaktere und im langweiligsten Stile geschrieben verdient *La Quixaire* nicht, mit Fletchers lebensvollem Drama verglichen zu werden.

Anders verhält es sich mit dem spanischen Stücke. **La Gran Comedia La Conqvista de las Malvcas**[1] entfernt sich wohl am meisten von der Quelle, dem gleichnamigen Buche Argensolas, und merkwürdigerweise stimmt ihr Verfasser, ein sonst nicht gerade bedeutender Dichter, in der Auffassung und Behandlung des Stoffes viel mit dem Engländer überein. Er hat zunächst nicht minder großse Veränderungen mit den Personen vorgenommen als Fletcher. Von den Namen hat er nur drei (Quisayra, Salama und Ruy Diaz) beibehalten. Der Herrscher von Tydore heißst bei ihm Sultan Aerio — ein Name, den er auch bei Argensola (S. 70 ff.) fand, der aber dort König von Ternate ist — und ist der Vater, nicht der Bruder Quisayras. Der König von Ternate hat eine Schwester Zelicaya[2] und Ruy Diaz den unvermeidlichen Gracioso (Besugo). Außer diesen Personen treten noch eine fanatische Priesterin der Sonne, Tubalica, ein intriganter alter Priester, Gualebo, und ein Maluco, Gracioso, auf. Der mörderische Neffe Piñeyro und die gefällige Tante Quichana fehlen ganz. Gleich Fletcher konnte es Fernandez nicht ertragen, daß dem Indier Salama die schönste Rolle in der Fabel zufiel, er machte Ruy Diaz zum Hauptthelden, indem er zugleich ihn und die anderen Portugiesen aus naheliegenden politischen Gründen in Spanier verwandelte. Die weiteren Abweichungen von der Quelle werden aus der folgenden Inhaltsangabe hervorgehen.

I. jornada. Die Bewohner von Tydore, durch eine Sonnenfinsternis erschreckt, rufen angstvoll die Götter an und suchen, auf Anregung der Prinzessin Quisayra, schließlich die Sonnenpriesterin Tubalica auf. Diese erteilt den grausamen Orakelspruch:

La Infante Quiſayra
de purpura caliente tiña el ara,
ſi propicia quereis del Sol la cara

Die Insulaner fordern das Opfer, Sultan Aerio, der Vater, und Salama, der Verehrer der Prinzessin, widersetzen sich demselben,

[1] PRIMAVERA NUMEROSA DE MVCHAS ARMONIAS LUZIENTES etc., Madr. 1679 (46. parte der Com. nuevas escog.) fol. 174 b bis 197 b (Kgl. Bibl. zu Berlin X K 1855).

[2] Celicaya findet sich bei Argensola S. 286 und ist dort die Frau des Königs von Ternate.

werden aber von den aufrührerischen Unterthanen unter Führung des ehrgeizigen Priesters Gualebo gefangen gesetzt. Eben soll Quisayra an der Küste geopfert werden, da werden Ruy Diaz und sein Gracioso Besugo schiffbrüchig ans Land geworfen. Ruy Diaz, von Quisayras Schönheit betroffen, verlangt Aufklärung und erfährt aus dem Munde der Prinzessin selber die Sachlage. Er versucht es, die Jungfrau zu retten, und der Zufall begünstigt sein Vorhaben. Plötzlich ertönt Kriegsgeschrei. Der König von Ternate hat die Insel überfallen. Rasch werden Aerio und Salama befreit, Ruy Diaz mit seinen Leuten, die sich aus den Wellen gerettet, schlieſst sich ihm an, und die Feinde werden glücklich zurückgeschlagen. Ruy Diaz rettet Quisayra aus den Händen des in sie verliebten Königs von Ternate, kann aber nicht hindern, daſs Aerio in Gefangenschaft der Feinde gerät. Bezeichnend für den spanischen Dichter ist es, daſs er Zelicaya, die Schwester des Königs von Ternate, in den Kampf eingreifen und mit Quisayra ringen läſst. Zelicaya liebt Salama, der sie um Quisayra verlassen hat, ohne indes Gegenliebe zu finden. Dagegen schlieſst die erste jornada nicht, ohne uns Gewiſsheit über die Leidenschaft der Prinzessin für Ruy Diaz zu geben.

II. jornada. Salama, der im Kampfe gefährlich verwundet worden, befindet sich bei Tubalica, die ihn gerettet und gepflegt hat. Genesen, erfährt er von der Priesterin, es werde bald öffentlich verkündigt werden, daſs

> La Infanta hazer dueño quiere
> de ſu mano en dulce exceſſo
> a qualquiera que a ſu preſo
> padre libertad le diere.

Tubalica, die einen Schlüssel zu einem unterseeischen Gange hat, der von Tydores Küste zum Garten im königlichen Palast in Ternate führt, giebt ihn Salama, damit er leichter zu dem gefangenen König gelangen und anderen zuvorkommen könne. Mit frohen Hoffnungen begiebt sich Salama an die Ausführung des Planes. Inzwischen hat der finstere Gualebo mehrere Insulaner mit feurigen Worten gegen die Spanier, die ihre Freiheit bedrohten, aufgehetzt und sie zu dem Versprechen bewogen, des Nachts die Stadt anzuzünden und die ganze Insel zu verheeren, damit sie den Fremden nicht mehr begehrenswert erscheine. Der

Hafs des Priesters gegen sie wird noch gesteigert, als Quisayra an der Seite des Ruy Diaz erscheint und Tubalica die Ankündigung der Fürstin öffentlich bekannt macht. Zornig wendet er sich an Quisayra und fragt sie, ob sie denn glaube, dafs einer ausführen werde, was die ganze Insel nicht zu thun vermöge. Ruy ruft, das könne ein Spanier. Hierüber Streit zwischen Ruy und Gualebo. Quisayra gebietet Ruhe. Zähneknirschend entfernt sich Gualebo. Nun folgt eine lauge Liebesscene zwischen Ruy und Quisayra, die ich übergehe. Jeuer entferut sich schliefslieh, um den König zu befreien.

Wir werden jetzt nach Ternate versetzt. Zelicaya, die ihren geliebten Salama im Kampfe fallen gesehen, hält ihn für tot uud ist untröstlich über den Verlust. Weder die Worte ihres Bruders noch Musik vermögen die Melancholische zu erheitern. Da erscheint am Ausgang des geheimen Weges Salama und trifft mit ihr zusammen. Sie hält ihn für seinen Geist und entflieht. Diese letzten Scenen machen durch das Dazukommen von Musik und Gesang einen opernartigen, aber sehr guten Eindruck.

Nun tritt Ruy Diaz mit Besugo auf, beide, abweichend von der Quelle, ohne Verkleidung. Es gelingt jenem, den König zu befreien, während der Gracioso sich nicht mehr zurechtfindet und festsitzt. Salama, ihn für den König haltend, befreit ihn endlich und bringt den sich Verstellenden fort. Wir haben uns diese Scene natürlich bei beginnender Dunkelheit vorzustellen. Der König von Ternate hat indessen die Flucht des Gefangenen entdeckt und verfolgt ihn bis nach Tydore. Dort hat Gualebo sein teuflisehes Vorhaben auszuführen begonnen. Die Stadt steht in Flammen und aus dem brennenden Palaste ruft Quisayra um Hilfe. Da zaudert der eben anlangende Ruy nicht, er verläfst Aerio, der sofort wieder in die Hände der Feinde fällt, und stürzt sich in die Flammen, um die Geliebte zu retten. Nachdem ihm das gefährliche Werk geglückt ist und die ohnmächtige Quisayra eben wieder den Gebrauch ihrer Sinne erlangt hat, wird er von dem erbosten Gualebo und den verhetzten Bürgern unter der Anschuldigung, den Brand gestiftet zu haben, angegriffen. Vergeblich will Quisayra ihn in Schutz nehmen. Selbst der Kriegsruf des die Verwirrung benutzenden Königs von Ternate bringt die Wütenden nieht zur Vernunft. Sie nehmen Ruy fest.

Die Klagen der Prinzessin, Weherufe Verbrennender, schmetternde Trompeten, wirbelnde Trommeln, wilder Kriegslärm und darüber die lichterloh brennende Stadt bilden ein Schlufsbild, das eher zu einer modernen Effektoper als zu einem ernsten Stück pafst.

III. jornada. Salama, allein, beklagt sein Geschick. Da erscheinen Tubalica und Gualebo. Salama verbirgt sich und belauscht das Paar. Er hört, dafs Gualebo bei dem am folgenden Tage in Gemeinschaft mit Tubalica dem Apollo darzubringenden Menschenopfer, wozu sonst ein zum Tode verurteilter Verbrecher gewählt wird, den Spanier als den durch das Los Bestimmten bezeichnen will. Die Priesterin billigt den Plan; fürchten sie doch beide für den Glauben des Landes. Aber der entrüstete Salama erklärt, als sie sich entfernt haben, dafs er den edlen Ruy schützen werde. Scenenwechsel. Ruy und Besugo im Kerker. Plötzlich ertönt Musik, die Ketten der Gefangenen fallen und vor dem Kerker erscheinen Quisayra, Gualebo, der König von Ternate und seine Schwester — das Opfer ist für Tydore und Ternate gemeinschaftlich — und später Tubalica. Unter Gesängen und nach einer längeren Ansprache Gualebos zieht Tubalica ein Los aus der Urne, das der Priester heimlich mit einem anderen, bereitgehaltenen vertauscht, worauf er den Namen Ruy Diaz verliest. Entsetzen Quisayras und der Spanier, das sich in kurzen, opernartig sich folgenden Ausrufen kundgiebt. Die Spanier werden wieder ins Gefängnis geführt, wo wir sie bald darauf klagend finden. Es ist Nacht. Quisayra kommt und öffnet ihnen die Pforte zur Flucht; da aber Salama in gleicher Absicht erscheint und das Licht erlischt, so geht sie aus Furcht vor dem Neuangekommenen, über dessen Person und Absicht sie sich nicht vergewissern kann, wieder fort. Salama, der aus dem Munde der Gefangenen von der Anwesenheit der Prinzessin gehört, gerät in Eifersucht und Wut gegen Ruy. Noch ehe er jedoch seinen Rachedurst an dem Spanier befriedigen kann, ertönt ein Hilferuf Quisayras, die der König von Ternate, seine Anwesenheit in Tydore mifsbrauchend, in der Dunkelheit entführen will. Salama und Ruy eilen fort, um die Prinzessin zu schützen. Verwirrter Lärm hinter der Scene. Bald hört man die Stimme des Königs und seiner Leute, bald die des Ruy Diaz oder die des Salama. Zwischen hinein tönt der Ruf Gualebos,

der die Flucht der Gefangenen entdeckt hat. Dann vernehmen wir, wie eben ein spanisches Schiff landet. Endlich tritt Ruy Diaz auf, der allein dem König von Ternate und seinen Leuten Quisayra streitig macht und alles vor sich niederwirft. Gualebo kommt zu den Kämpfenden, meldet die Landung der Spanier und fordert die Leute von Tydore und Ternate auf, gemeinsame Sache gegen die Fremden zu machen. Umsonst. Die Spanier siegen. Quisayra hatte sich vorher schon auf ihre Seite geschlagen. Jetzt kommen Gualebo und der König von Ternate und flehen fufsfällig um Gnade. Ruy nimmt die Malucas für 'el Magno Filipo Segundo' in Besitz, dekretiert die Freiheit Acrios und vermählt sich mit Quisayra, während Salama sich im letzten Augenblicke wieder auf seine alte Liebe zu Zelicaya besinnt. —

Das spanische Drama ist unstreitig reicher in der Handlung, kühner in der Erfindung, romantischer in der Gestaltung der Fabel als dasjenige Fletchers. Der Verfasser hat mit seiner Vorlage in einer Weise geschaltet, dafs die ursprüngliche Fabel kaum mehr zu erkennen ist. Auch hat er es besser als der Engländer verstanden, seinem Stücke Lokalfarbe zu geben. Seine Insulaner handeln nicht wie gesittete Europäer, sondern wie Halbwilde. Dabei ist Bewegung, Leben in dem Stücke. Man langweilt sich keinen Augenblick. Selbst die längeren erzählenden Stellen haben so viel Flufs, so viel Kraft und manchmal sogar Schönheit, dafs wir sie nicht als Verzögerungen empfinden.

Aber das Stück weist auch Mängel auf. Es ist nicht nur viel Handlung, sondern zu viel Handlung darin. Ein Abenteuer drängt das andere. Die Ereignisse überstürzen sich. Die Personen kommen nicht dazu, aufzuatmen. Um die Motivierung der einzelnen Handlungen hat sich der Dichter wenig gekümmert, ebensowenig um die Charaktere; denn seine Personen wandeln wie Schemen an uns vorbei.

Nach der ganzen Anlage der *Conquista de las Malucas*, nach den hohen Anforderungen, die seine Aufführung an scenische Apparate stellt, möchte man schliefsen, dafs es als Ausstattungsstück geschrieben worden; das würde manche Eigentümlichkeit, manche Schwäche erklären. Allein so, wie es ist, bleibt es noch ganz lesbar. Die Diktion ist fliefsend und namentlich frei von Kultismen. Jedenfalls gehört es zu den besten Erzeugnissen

seines Verfassers, der immerhin noch zu den nicht ganz unbedeutenden Nachahmern Calderons gezählt wird.

Merkwürdig ist, dafs auch Fernandez, gleich Fletcher, den religiösen Fanatismus eines Priesters als Triebfeder des Einschreitens gegen die Europäer im Drama verwertet hat, dafs auch bei ihm der Hauptheld eingekerkert wird, dafs auch bei ihm derselbe nur durch die kriegerische Aktion der Landsleute gerettet wird; aber freilich, zum Märtyrertum kommt es beim Spanier nicht, so wenig wie bei Fletcher Armusia Gefahr läuft, den Götzen geopfert zu werden. Jene Übereinstimmungen sind rein zufällige, gewifs, aber man sieht daraus aufs neue, dafs das englische und spanische Drama bei ähnlichem Entwickelungsgang immer und immer wieder ähnliche Erscheinungen hervorrufen mufste.

Das englische, das französische und das spanische Stück, so verschieden auch die dichterische Bedeutung ihrer Verfasser sein mag, kennzeichnen den Geschmack der drei Nationen im 17. Jahrhundert auf dem Gebiete des Dramas.

München. A. L. Stiefel.

Zu Shelleys Prometheus Unbound.

Herausgegeben aus dem Nachlafs von Julius Zupitza.

(Schlufs.)

II.

Kritik der Oxforder Handschrift.

Es ist in der That ein einziges Vermächtnis, das die Bodleiana in den Shelley-Handschriften und sonstigen Reliquien des Dichters besitzt. So viel des herrlichsten, was dieser Hochbegnadigte geschaffen, in Niederschrift von seiner eigenen Hand; Bilder, darunter eines, das die feinen, durchgeistigten Züge des *Spirito di Titano entro virginee forme* dem Herzen wunderbar nahe bringt; der Sophokles, der mit ihm das Wasser der tyrrhenischen See trinken mufste; die Uhr mit Shelleys und Marys Siegeln und dem Zeiger auf Viertel nach 5; eine prächtige Guitarre: der 'Sklave der Musik', den Ariel an Miranda sandte; Locken vom Haare des Dichters und Marys: seine dunkelblond, Marys leuchtend wie *'gold-wire'*, wenn die Sonnenstrahlen darüber spielen — wahrhaftig, alles von unvergleichlichem Herzenswerte.

Das Kostbarste aber, was die Musenstadt an der Isis von ihrem grofsen Pflegekind nunmehr birgt und hütet, dürfte doch wohl des Dichters eigene Niederschrift seines gröfsten Gedichtes sein, des *Prometheus Unbound,* mit seiner ungeheuren kosmischen Phantasie, seinen glänzenden, lichterfüllten Bildern, dem Lawinenlauf seiner Verse und seinem glühenden, leidenschaftlichen Glauben an die Hoheit und Majestät des Menschengeschlechts in kommender Veredlung.

Nur wenigen Bevorzugten ist bis jetzt ein Einblick in die Prometheus-Handschrift vergönnt gewesen: jetzt liegt sie zum erstenmal in ihrer Gesamtheit vor der Öffentlichkeit. Wer den

Zustand der Überlieferung Shelleyscher Werke kennt, wer weifs, wie viel Geist und Scharfsinn zur Eruierung von Shelleys wirklicher Schreibung an sehr zahlreichen Stellen gerade dieses Gedichtes aufgeboten worden ist, wird nicht ohne gespannte Erwartung an die Handschrift herantreten, die in authentischer Weise Shelleys eigene Lesung wiedergiebt und viele *cruces* ein für allemal zu beseitigen verspricht.

Ist nun die Handschrift die allererste Niederschrift, oder eine Reinschrift, vielleicht gar das Druckmanuskript des *Prometheus*? Shelley schreibt an Mary von Padua nach Este — es scheint, Ende September 1818 (nach *Woodberry* II, 436 den 22.): *'Bring the book also with you, and the sheets of "Prometheus Unbound", which you will find numbered from one to twenty-six on the table of the pavilion'* (*Mrs. Shelley, Essays and Letters* II, 140). Und in einem Brief an *Peacock*, datiert *Este, 8. Oct. 1818*, sagt er: *'I have been writing — and indeed have just finished the first act of a lyric and classical drama, to be called Prometheus Unbound.'* Die 26 numerierten Blätter werden also wohl zum ersten Akt gehört haben. In unseren Manuskripten sind dieselben, glaube ich, keinesfalls enthalten. *MS. e. 1* hat 29 Blätter von *Prometheus I* (bis I, 498), *e. 2* 20 vom ersten Akt. Mit Ausnahme von *e. 1*, Blatt 2, 3, 4, 5, 6 findet sich keine von Shelley herrührende Numerierung der Seiten oder Blätter des *Prometheus* (da wir es in den drei Heften nicht mit losen Blättern zu thun haben, bedurfte es auch keiner): die jetzige Bleistift-Numerierung wurde für die *Bodleiana* gemacht, und die Zahlen 1 bis 26 stimmen auf keinen Fall.

Auch andere Betrachtungen würden zu der Annahme führen, dafs wir es hier nicht mit dem 'Urmanuskript' des *Prometheus* zu thun haben. Es ist wohl bekannt, dafs Shelley übermäfsig an seinen Kompositionen gefeilt hat. Man denke etwa an Trelawnys Worte über die *Lines to a Lady with a Guitar*: *'It was a frightful scrawl; words smeared out with his finger, and one upon the other, over and over in tiers, and all run together in most admired disorder; it might have been taken for a sketch of a marsh overgrown with bulrushes, and the blots for wild ducks.'* Als Trelawny ihn darüber befragt, antwortet Shelley: *'When my brain gets heated with thought, it*

soon boils, and throws off images and words faster than I can skim them off. In the morning, when cooled down, out of the rude sketch as you justly call it, I shall attempt a drawing.' Oder man vergleiche die Ausführungen Zupitzas über eines der am feinsten ausgemeifselten Gedichte Shelleys, den *Ozymandias,* und die Meerflut von Korrekturen in der Niederschrift (Archiv XCIV, 2—6).

Der *Prometheus Unbound* in unseren Manuskripten ist nun im grofsen und ganzen rein und sauber geschrieben; nur in den Detailkorrekturen macht die Lesung Schwierigkeiten — hier freilich keine geringen. Aber es finden sich viele der schönsten Reden ganz glatt und fast ohne jede Korrektur; darunter manche von solcher Glätte und Feile, wie sie wohl der Zauberer von Stratford selbst kaum *without blotting a line* fertig gebracht hätte.

Aus all diesen Gründen ist zu schliefsen, dafs unser Manuskript jedenfalls nicht die erste Niederschrift ist. Jeder noch mögliche Zweifel wird vollends behoben, wenn wir die Überlieferung von IV, 325—331 betrachten. Das Oxforder Manuskript bietet hier, mit Ausnahme einer einzigen Zeile, ganz glatten Text wie gedruckt; aber wir haben einen ersten Entwurf dieser Zeilen ebenfalls handschriftlich erhalten, nämlich in dem Holograph der *Mask of Anarchy,* das im Besitz von *Mr. Thomas J. Wise* ist und von *Mr. Buxton Forman* in Faksimile herausgegeben worden ist. Hier findet sich auf S. 16v eine erste Niederschrift der sieben Zeilen, mit Korrekturen über Korrekturen, ganz in der Art des *Ozymandias.* Das erste Halbdutzend Zeilen ist ganz durchgestrichen; die erste Zeile lautete ursprünglich:

Green & azure Wanderer;

dies wird langsam zu Vers 325

Brother mine, calm Wanderer

umgewandelt (man beachte, dafs *Brother* über *Sister* gesetzt wurde; also Shelley war sich nicht gleich klar, was für ein Geschlecht er der Personifikation der Erde geben sollte). Die zweite Zeile ist dann endgültig gebilligt worden (Vers 326), trotzdem sie hier getilgt ist; die dritte, vierte und fünfte sind ganz getilgt und im Druck verschwunden; in der nächsten Zeile heifst es

Some Spirit wraps thine atmosphere & thee,

das im Druck schliefslich lautet (V. 327):

Some Spirit is darted like a beam from thee;

erst der Schlufs der Strophe wird mehr und mehr identisch mit dem gedruckten Text.

Die eine Zeile, die im Oxforder Text korrigiert ist, ist die nunmehr dritte (V. 327): sie lautete ursprünglich ebenfalls wie im Konzept (*e. 1,* S. 11 r):

Some Spirit wraps thine atmosphere & thee

und ist dann erst zu der endgültigen Lesart der Drucke korrigiert. Somit ist ganz klar, dafs unsere Handschrift eine Reinschrift der Strophe bietet und überhaupt eine Durchgangsstufe vom Konzept zum Druck vorstellt.[1]

Als endgültiges Manuskript mufs jedoch ein von dem unseren verschiedenes in die Druckerei gegangen sein. Denn einmal zeigt, wenn ich nicht irre, schon der ganze Habitus unserer Handschriften, dafs sie nicht die Vorlage des Setzers waren. Und dann hat Shelley, offenbar nach Absendung des Druckmanuskripts, noch mannigfache Korrekturen und Winke für eventuelle Besserung in diesem seinem Leibmanuskript angebracht, die in der ersten Ausgabe keine Stelle gefunden haben. Auch sagt Shelley direkt (Brief an den Verleger Ollier vom 6. September 1819): *'My Prometheus, which has been long finished, is now being transcribed, and will soon be forwarded to you for publication.'* Weiter (Brief an Mr. und Mrs. Gisborne, datiert Florenz, 23. Dez. 1819): *'I have just finished an additional act to "Prometheus", which Mary is now transcribing, and which will be enclosed for your inspection before it is transmitted to the bookseller.'*[2]

Also Mary half dem Dichter bei der Arbeit, und zwar mufs sie ihre Abschrift für den Drucker direkt nach den Oxforder Handschriften gemacht haben. Dies verraten gewisse Verlesungen aufs deutlichste, vgl. z. B. II, 1, 122, oder II, 1, 126, oder insbeson-

[1] Auch in unseren Handschriften selbst sind die Nachträge oft voller Korrekturen, bevor eine endgültige Lesung zu stande kommt; man vergleiche z. B. *e. 3,* S. 34 r = III, 4, 111—124.

[2] Über die Korrektur der Druckbogen zum *Prometheus* u. s. w. siehe Woodberrys Noten II, 436 ff.

dere II, 3, 50, die alle durch die undeutliche, der Verlesung leicht ausgesetzte Schreibung unserer Manuskripte veranlafst wurden.

Es mag schliefslich noch erwähnt werden, dafs Shelley auch Listen von Druckfehlern für den *Prometheus* angelegt hat — eine hat auf alle Fälle Mrs. Shelley vorgelegen —, diese sind aber alle verloren, wie auch das Ur- und das Druckmanuskript.

Wenn wir das Gesagte zusammenhalten, so ergiebt sich, dafs natürlich unser Manuskript für die Textkritik von allergröfstem Werte ist: es ist, um es kurz zu sagen, der authentischste aller Texte. So ist der Prometheus von Shelley selbst gekommen, ohne die vielen und groben Fehler des ersten Druckes. Wohl können wir oft im Zweifel sein, ob Shelley als endgültige Lesart nicht eine andere bevorzugt hat; stets aber haben wir hier eine Lesung vor uns, die echt und unverfälscht von Shelley selbst herrührt.

Ob die drei *MSS. Shelley e. 1, 2, 3,* die den *Prometheus* enthalten, ursprünglich nur ein Heft bildeten,[1] wage ich nicht zu entscheiden. Von *e. 1* fehlt der hintere Deckel, von *e. 3* der vordere, so dafs diese zwei Hefte sich zunächst leicht zu einem Band zusammenlegen: man könnte meinen, diese beiden Manuskripte seien durch Durchschneidung des Leders auf dem Rücken aus einem einzigen entstanden. Allein bei näherem Zusehen scheinen doch die beiden Halbdeckel längs des Schnittes nicht zusammenzupassen, auch die Goldverzierungen gehen nicht aufeinander und der Strich des Leders stimmt ebenfalls nicht. Und selbst den Fall gesetzt, dafs *e. 1* und *e. 3* aus einem einzigen Manuskript geschnitten wären, wo bleibt dann *MS. e. 2*, das für sich gebunden ist und dem Kontext nach zwischen die beiden übrigen gehört?

Übrigens sind die Decken (Pappendeckel, Rücken in grünem Leder) sicher alt; gleich die erste z. B. trägt ja von Shelleys eigener Hand den *Ion.*

Bei weiterer Prüfung der Manuskripte ergiebt sich dann zunächst manches chronologisch Interessante. Wir wissen, dafs der vierte Akt des *Prometheus* erst nachträglich verfafst wurde. So sagt z. B. Mrs. Shelley (Edit. von 1839, II, 132): *'At first he completed the drama in three acts. It was not till several*

[1] Dies war Zupitzas Ansicht.

months after, when at Florence, that he conceived that a fourth act, a sort of hymn of rejoicing in the fulfilment of the prophecies with regard to Prometheus, ought to be added to complete the composition.' Der Zustand unseres Manuskripts ist ganz im Einklang damit. Der vierte Akt des *Prometheus* ist in eigentümlicher Weise vor den ersten Akt auf die leeren Blätter von *e. 1* geschrieben worden; wie diese nicht mehr reichten, gegenüber dem ersten Akt auf die Rektoseiten der Handschrift. Man sieht auch, dafs nach dem dritten Akt zuerst die *Preface* geschrieben wurde: nach dem dritten Akt, denn *e. 3* S. 34^r und 33^r sind nicht mit der *Preface* beschrieben, weil Zusätze zum *Prometheus* darauf standen. Der vierte Akt aber ist nach der *Preface* geschrieben; denn Shelley mufste in *e. 1* mit dem *Prometheus* IV von 13^v direkt auf 22^r überspringen, weil auf 14 ff.^{r} bereits die *Preface* stand.

Gegen Ende Dezember wurde der vierte Akt vollendet; dazu stimmt vortrefflich, dafs wir das oben besprochene Konzept zu IV, 325—331 in Shelleys Autograph der *Mask of Anarchy* finden, die etwa Anfang September 1819 begonnen sein mag.

Es erhebt sich dann die weitere Frage, ob der *Ion* oder der vierte Akt des *Prometheus* zuerst in das Manuskript eingetragen wurde. Dafs Shelley im *Prometheus* IV von 13^v direkt auf 22^v übersprang, während die dazwischenliegenden Seiten nicht nur vom *Prometheus* I und der *Preface*, sondern teilweise (16^v, 17^r, 17^v, 19^r, 21^r) auch vom *Ion* eingenommen sind, würde zunächst für die Priorität des letzteren sprechen. Allein der Gesamtzustand des *MS. e. 1* entscheidet doch durchaus für die umgekehrte Folgerung. So geht z. B. der *Ion* von 21^r auf 23^r, während auf 22^r *Prom.* IV steht; von 23^r auf 26^r (*Prom.* IV auf 25^r). Weiter erscheint dann der *Ion* auf S. 36^r direkt hinter der letzten Zeile von *Prom.* IV, als Fortsetzung (mitten im Satz) von 27^r, während dazwischen *Prom.* IV steht. Von 36^r ab geht der *Ion* auf den Rektoseiten unbehindert bis zum Schlufs des Manuskripts, beim Umdrehen der Handschrift stand vorn schon der *Prom.* IV, und nur das erste Blatt war übrig; dieses und ein auf den Deckel gepapptes Blatt hat Shelley dann auch zur Weiterführung des *Ion* benutzt; da das mit *Prom.* I und IV schon fast gefüllte Bändchen keinen weiteren Raum mehr bot, hatte Shelley hier mit dem *Ion* abzubrechen. Die richtige Reihen-

folge scheint also zu sein: *Prometheus* I, II, III; *Preface*; *Prometheus* IV; *Ion*.

Wollte man spitzfindig sein, so könnte man noch chronologische Betrachtungen über die Abfassung der einzelnen Teile der *Preface* anstellen. Sie ist wohl nicht in einem Zug abgefaſst worden: der zweite Teil (vom fünften Abschnitt *'One word is due ...'* ab) steht mit anderer Tinte und Feder an anderem Platz, nämlich am Ende von *e. 3*. In *e. 1* wären für die Fortsetzung der *Preface* noch drei leere Seiten vor dem Beginn des Dramas zur Verfügung gestanden; dünkten diese dem Dichter zu wenig (er hat thatsächlich acht Seiten zur Fortsetzung gebraucht), oder stand damals schon der *Ion* auf diesen Zwischenseiten 16ᵛ, 17ʳ, 17ᵛ, so daſs also der zweite Teil der *Preface* um ein ziemliches später wäre (nach dem *Ion*, also auch nach *Prom.* IV)? Streng genommen gelten natürlich all diese chronologischen Schlüsse eigentlich nur für die Zeit der Eintragung in unsere Manuskripte, nicht für die Abfassung der einzelnen Stücke.

Shelleys eigene Niederschrift des *Prometheus* liefert uns auch sonst einige hübsche Einblicke in die Genesis des Dramas. Wie ihm der Gedanke eines vierten Aktes erst nachträglich kam, so sind von ihm auch einige der schönsten Stellen im Innern des Gedichts erst nachträglich eingefügt worden. So die wunderbaren Verse II, 5, 72—110:

My soul is an enchanted boat etc.

auf *e. 3,* 11ʳ, 12ʳ, 13ʳ; so die hübsche pastorale Einlage II, 2, 64—97 mit den zwei Faunen und den *'unenvying nightingales'* auf *e. 2,* S. 37ʳ und 38ʳ; so das gewaltige Geisterlied (II, 3, 54—98):

To the deep, to the deep,
Down, down!

auf *e. 2,* S. 40ʳ, 41ʳ, 42ʳ; so die strahlende Sonnenstelle mit der amphisbänischen Schlange (III, 4, 111—124) auf 34ʳ. Eine Anzahl weiterer Stellen dieser Art von geringerer Bedeutung sind oben im I. Teil registriert.

Die Art dieser Einfügungen ist psychologisch nicht uninteressant: wir sehen im Geiste, wie der Dichter in Wald und Busch, an Fluſs und See herumstreicht, das gewaltige Werk im Kopf, und wie ihm die Genien immerfort neue Perlen zutragen, die er

in das leuchtende Geschmeide einreiht. Übrigens sind an einigen Stellen auch gröfsere Partien ganz getilgt worden, so hinter I, 1, 707 in *e. 2,* S. 13[v] eine ganze Rede von 14 Zeilen, oder II, 5, 71 ein ganzes, übrigens auch eingeschobenes Gespräch von 11 Zeilen (in *e. 3,* S. 11[r]), oder II, 1, 110 ebenfalls ein ganzes Gespräch zwischen Asia und Panthea (in *e. 2,* S. 26[v]; danach zwei Blätter ausgerissen!). Shelleys eigene Zeilenzählung vor den Einschiebungen hilft oft den ältesten Bestand rekonstruieren.

Eine kleine chronologische Folgerung fällt aus dem Zustand unseres Manuskripts auch auf das Datum der *Ode to Heaven.* Sie steht im *MS. e. 3* auf S. 17[r], 18[r], 19[r], 20[r] (vgl. Archiv XCIV, S. 11) und mufs, wie der Zustand des Manuskripts zeigt, nach III, 2, 41 des *Prom. Unb.* geschrieben sein. Denn dieser Vers des *Prometheus* erscheint als Nachtrag auf 19[r], und zwar trennt er räumlich die eng zusammengehörigen Verse 42 und 43 der Ode, stand also schon vorher an der Stelle. Dies stimmt alles vortrefflich zu dem, was wir sonst wissen. Mrs. Shelley (1839, III, 197) setzt die Ode unter die Gedichte des Jahres 1819, das Harvard-Ms. trägt das Datum *Florence, December, 1819.* Da *J. Winsor* (*Facsimile* der *Skylark*) das Gedicht in der Handschrift als *'Corrected'* bezeichnet, so wird die Version unseres Manuskripts wohl die spätere sein; denn sie weist fast gar keine Korrekturen auf.

Einen Augenblick fühlt man sich fast versucht zu der Frage, ob Shelley diese Ode nicht geradezu in den *Prometheus* einfügen wollte: etwa gerade in die Scene III, 2, der sie gegenübersteht. In der Form, wie sie bei Forman (II, 287 ff.) steht, sind die dramatisch klingenden Weisungen *a Remote Voice* und *a louder and still remoter Voice* weggeblieben. Ein Geistersang, zumal ein so schöner, in dieser weihevollen Götterscene wäre wohl nicht übel am Platze; die Worte Apollos (III, 2, 37 ff.):

but list, I hear
The small, clear, silver lute of the young Spirit
That sits i' the morning star

schlagen den richtigen Stimmungston an. Allein wenn wir bedenken, dafs Shelley nirgends ein Einfügungszeichen angebracht hat, dafs, was schlimmer ist, die Ode sich doch nirgends ganz direkt in den *Prometheus* einfügen läfst, dafs sie 1820 in dem *Prometheus*-Band von Shelley selbst als selbständiges Gedicht

veröffentlicht wurde, so werden wir diesen Gedanken doch nicht weiter Raum geben dürfen.

Einmal verrät uns der Dichter in der Handschrift auch seine Quelle: in *e. 3,* S. 28[r] steht: *The beginning of Platos Republic* — gegenüber III, 3, 169:

> *It is deserted now, but once it bore*
> *Thy name, Prometheus; there the emulous youths*
> *Bore to thy honour through the divine gloom*
> *The lamp which was thine emblem; even as those*
> *Who bear the untransmitted torch of hope*
> *Into the grave, across the night of life,*
> *As thou hast borne it most triumphantly*
> *To this far goal of Time* (vgl. auch 148 ff.).

Shelley denkt natürlich an die Worte der *Πολιτεία*: *Ἀρά γε, ἦ δ' ὅς, οὐδ' ἴστε ὅτι λαμπὰς ἔσται πρὸς ἑσπέραν ἀφ' ἵππων τῇ θεῷ; Ἀφ' ἵππων; ἦν δ' ἐγώ· καινόν γε τοῦτο. Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις ἁμιλλώμενοι τοῖς ἵπποις;* u. s. w. Vgl. übrigens auch Bacons *Wisdom of the Ancients,* Kap. 26.

Auch die Lesarten der Manuskripte im Detail bieten, trotz ihrer vielfachen Irrelevanz von einem höheren Gesichtspunkt aus, doch häufig Beachtenswertes, und in einer Reihe von Fällen setzen sie den Text, wie ich glaube, endgültig fest und lösen Zweifel auf, die so erlauchte Kritiker wie Dr. Garnett, Rossetti, Palgrave, Buxton Forman, Swinburne erhoben haben. Es seien hier einige Beispiele noch extra herausgehoben, und zwar zunächst solche, welche frühere Vermutungen von Gelehrten bestätigen oder auch widerlegen.

I, 1, 54: *What ruin*
Will hunt thee undefended thro' the wide Heaven!

Forman ist der Ansicht (II, 151), dafs *the* getilgt werden sollte, da Metrik und Sinn dies verlangten. Die metrische Unregelmäfsigkeit sei Shelley nicht zuzutrauen und aufserdem brauche Shelley *Heaven,* wenn er das Reich der Götter meine, dagegen *the heaven* nur vom Himmelsgewölbe: hier aber gehe *Heaven* auf das Reich, aus dem Jupiter vertrieben werden solle. Er vergleicht auch V. 373 derselben Scene:

Which may transfer the sceptre of wide Heaven

und II, 4, 46, wo es von Jupiter heifst, dafs Prometheus

Clothed him with the dominion of wide Heaven.

Forman schliefst also, dafs *the* zu tilgen sei, *'although there is no authority for erasing the word the'*. Die Oxforder Handschrift bildet nun die fehlende *authority* für Weglassung des Wörtchens.

I, 1, 770:

And headless patriots, and pale youths who perished, unupbraiding,
Gleamed in the night. I wandered o'er, till thou, O King of sadness

u. s. w. Forman (II, 182): *I have little doubt that this full-stop* (hinter *night*) *should be removed.* Die Handschrift hat keine Interpunktion an der Stelle.

II, 5, 50:

And thy smiles before they dwindle
Make the cold air fire; then screen them
In those looks, where whoso gazes
Faints, entangled in their mazes.

Statt *looks* ist von Palgrave *locks* vorgeschlagen worden; allein schon Dr. Garnett hat in einer vortrefflichen Bemerkung (*Relics of Shelley* p. 98) die Lesart *looks* als die einzig richtige erwiesen, *'since in an Italian prose translation made by Shelley himself the disputed word is rendered sguardi.'* Um zu erläutern, *'what is meant by the mazes of looks'*, citiert Dr. Garnett dann *Prometheus Unbound* II, 1, 114—117:

Thy eyes are like the deep, blue, boundless heaven,
Contracted to two circles underneath
Their long fine lashes; dark, far, measureless,
Orb within orb, and line through line inwoven.

Die Handschrift liest denn auch zweifellos *looks*. Zu weiterer Illustration liefse sich auch eine Stelle aus den *Essays and Letters* (II, 211) anführen: *'the mazy depth of colour behind colour, with which the intellectual women of England and Germany entangle the heart in soul-inwoven labyrinths'.*

II, 5, 96:

Which in the winds on the waves doth move

lesen alle Ausgaben vor Rossetti, der *and* vor *on* eingeschoben hat, worin ihm Forman gefolgt ist, der dies *'an absolutely certain emendation'* nennt. Die Handschrift hat thatsächlich *& on.*

IV, 242:

Purple and azure, white, green, and golden

in den Drucken. Rossetti aber ergänzte *and* vor *green*: *'I cannot doubt that Shelley gave it in, for the metre's sake'* (II, 433). Forman folgt ihm, *'because it seems morally certain that Shelley did not intend the line to stand as it does in his edition ..., with a syllable too little.'* Ich weifs zwar nicht, was die Moral damit zu thun hat, allein in der Sache hat Forman recht: die Handschrift hat ein & vor *green*.

IV, 276:

Filling the abyss with sun-like lightnings.

So in den Drucken. Rossetti bemerkte, dafs *lightenings* zu lesen sei. Dagegen wendet sich ziemlich heftig Forman: *'Mr. Rossetti gives us in this line an example how a very slight change may produce a very calamitous result, by introducing the letter* e *into lightning, and thus reducing the line to the normal scansion, but, to my mind, ruinously. If, indeed, it is not as Shelley meant it to be, — and the rhythm is perfectly good, though not normal, — it would seem to me much less objectionable to transpose the words thus,*

Filling with sun-like lightnings the abyss,'

indem er meint, eine Einschiebung zwischen den Zeilen sei beim Drucke an falsche Stelle geraten. Aber Rossetti hatte das Richtige[1] getroffen: die Handschrift hat thatsächlich *lightenings*.[2]

Andere Widerlegungen von Vermutungen finden wir z. B. in folgenden Versen:

I, 1, 770 f.:

till thou, O King of sadness,
Turned by thy smile the worst I saw to recollected gladness.

Rossetti schreibt *Turn'st* aus grammatischen Gründen, weil *'grammar protests'* gegen *Turned*; Forman meint aber: *'euphony and truth to Shelley both protest against turn'st.'* Shelley braucht auch sonst die 2. Pers. Sing. = der 1. und 3.; vgl. besonders *Skylark* 80:

Thou lovest; but ne'er knew love's sad satiety,

wozu Forman (II, 303) aus Epipsychidion citiert:

[1] Rossetti verweist mit Recht auf *Cenci* III, 1, 179, *Hellas* 88, *Triumph of Life* 96.

[2] Einen Wink für die richtige Skansion des Verses bekommen wir auch in IV, 372: das Manuskript schreibt hier *delicatst*.

Thou too, O Comet beautiful and fierce,
Who drew the heart of this frail Universe
Towards thine own (368 ff.).

Die Handschrift hat denn auch *Turned.*[1]

II, 1, 165:

It is some being
Around the crags.

Rossetti hielt *Around* für einen Druckfehler statt *Among* oder *Amid*; aber die Handschrift hat *Around,* für das Forman und Woodberry mit Recht eintreten.

IV, 221:

Its plumes are as feathers of sunny frost.

Rossetti bemerkt: *'Every ear must notice the exceptional, not to say unrhythmical, quality of this line. Should it read thus?*
Its feathers are as plumes of sunny frost.'

Und Forman II, 248 meint, dieser Vorschlag *'is certainly worthy of attention'.* Allein die Handschrift liest wie die Drucke, und wir müssen uns natürlich dabei beruhigen.

IV, 294:

Round which death laughed, sepulchred emblems.

Der Vers hat nur vier Hebungen. Daher meint Forman, *these* sei vielleicht am Ende des Verses ausgefallen. Aber auch die Handschrift hat *these* nicht. Wir müssen annehmen, dafs Shelley irrtümlich den Vers gelassen hat, indem er, da er ziemlich lang ist, glaubte, er hätte die fünf erforderlichen Hebungen: im Druck geht er über den vorhergehenden und den folgenden hinaus.[2]

Weiter giebt die handschriftliche Aufzeichnung an zahlreichen Stellen, wo die in Betracht kommenden Drucke schwanken, die sichere Entscheidung.

I, 1, 106 liest die erste Ausgabe (es spricht die Stimme der Wirbelwinde, nicht etwa eine Frau):

Though silence is a hell to us.

Mrs. Shelley aber (1839) las

Though silence is as hell to us.

[1] Auch III, 3, 27 des *Prometheus Unbound* liest das Manuskript *thou shall.*

[2] Oder man lese *emb(e)lems* mit dem gleichen Svarabhakti-Vokal wie *lightenings* in IV, 276. Shelley liebt solche Zerdehnungen; die Elisabethaner verwenden sie bekanntlich zuhauf.

Rossetti und Forman lesen beide *a*; der letztere bemerkt (I, 153): *'Mr. Rossetti reverts to the reading of Shelley's edition ... and I suspect that this change of Mrs. Shelley's* (nämlich *a* zu *as*) *was accidental rather than based on Shelley's list of errata.'* Aber die Handschrift liest ebenfalls *as*, nicht *a*, und so ist sicherlich die Lesart der Mrs. Shelley nicht *accidental*, sondern die Änderung eines von Shelley bemerkten Druckfehlers.

I, 1, 687. Die Editio princeps liest:

We make these our liquid lair

Mrs. Shelley ersetzte *these* durch *there*, *'with authority, there can be little doubt,'* sagt Forman. Die Handschrift hat thatsächlich *there*.

II, 4, 100: *but who reigns down*
Evil ...

So in der Editio princeps, Mrs. Shelley aber *rains*. Die Handschrift hat *rains*; man wird also die Lesart, die Rossetti gegenüber Forman adoptiert hat, als die richtige annehmen müssen.

II, 5, 54:

Child of Light! thy lips are burning
Thro' the vest which seems to hide them.

So die Editio princeps, aber Mrs. Shelley *limbs*, *'no doubt with authority,'* meint Forman richtig; denn die Handschrift liest auch *limbs*.

III, 1, 5:

The soul of man, like an unextinguished fire

in der Ed. pr., Mrs. Shelley hat das *an* nicht. Forman meint *'I cannot doubt that this is another correction from Shelley's list of errata'*. Jedenfalls hat die Handschrift kein *an*.

III, 1, 13: *tho' under my wrath's might*
It (= *soul of man*) *climb the crags of life, step after step.*

So Ed. pr., aber Mrs. Shelley *night*. Forman verteidigt *might*: *'The sense that the soul of man climbs the crags of life subject to the power of Jove's wrath seems to me more probable than the sense that it climbs under the darkness of his wrath.'* Aber die Handschrift hat ebenfalls *night*.

III, 1, 20:

Who waits but till the distant hour arrive

Ed. pr., Mrs. Shelley *destined*; ebenso Hs.

III, 1, 69:

The monarch of the world? What then art thou?

So Mrs. Shelley und Hs. gegen Ed. pr., die *then* ausläfst.

III, 2, 39: *That sits on the morning star*

Ed. pr., Mrs. Shelley und Hs. *i'*.

III, 3, 70:

Than all thy sisters, this is the mystic shell

Ed. pr., Mrs. Shelley blofs *this*. Forman meint: '*I suspect it* (d. h. das Wörtchen *is*) *dropped out accidentally while Mrs. Shelley's first edition of 1839 was going through the press*'; aber auch in der Hs. fehlt *is*.

III, 3, 125: *and those who did inhale it.*

So Ed. pr., Mrs. Shelley *that*. Forman meint: '*It is difficult to imagine that Shelley added so trivial a change to his list; and it seems more likely to be an accidental alteration.*' Die Hs. giebt ihm Recht, da sie *who* liest.

IV, 432: *A half infrozen dew-globe, green and gold*

in der Ed. pr., von Rossetti verteidigt. Dagegen *half unfrozen* in den Ausgaben der Mrs. Shelley und von Forman verteidigt. Die Hs. hat *half-unfrozen* (*unfrozen* auch sonst einmal bei Shelley).

IV, 559: *from the last giddy hour*
Of dead endurance

Ed. pr., aber *dread* bei Mrs. Shelley. Forman bemerkt: '*I imagine this* (nämlich *dread*) *to have been an error of the press in Mrs. Shelley's first edition of 1839, — taking the sense to be "from the last hour of endurance now dead"*,' und auch Rossetti meinte (nachträglich!), dafs *dead* möglicherweise korrekt sein könnte. Aber die Hs. hat *dread*.

An einigen Stellen zeigt die Niederschrift ursprünglich die Lesart, welche die Ausgaben bieten, aber dann eine Korrektur: es wird dann zu erwägen sein, ob diese Korrektur vielleicht nur zufällig nicht gedruckt worden ist (eben weil sie Shelley erst machte, nachdem das Druckmanuskript schon abgeschickt war?), oder ob vielleicht Shelley mit Grund und Absicht zu der alten Lesart zurückgekehrt ist.

I, 1, 152 ff.: *I am the Earth,*
Thy mother; she within whose stony veins,
To the last fibre of the loftiest tree

Whose thin leaves trembled in the frozen air,
Joy ran, as blood within a living frame,
When thou didst from her bosom, like a cloud
Of glory, arise, a spirit of keen joy!

In der Hs. sind die Worte *cloud Of glory, arise* durchgestrichen und darüber *beam From sunrise, leap* — (dabei *leap* hinter getilgtem *burst*). Man könnte versucht sein, zu meinen, dafs die Änderung eine Besserung sei; denn der Kontext der Verse ist dann so:

When thou didst from her bosom, like a beam
From sunrise, leap — a spirit of keen joy!

Wie blitzt hier dieser '*beam from sunrise*' an unserem Auge vorüber! Und doch, wie majestätisch schön steigt die '*cloud of glory*' in den Äther empor: wahrhaftig, ein glorreiches Symbol für Prometheus und seinesgleichen! Und wie gern zaubern Shelley und andere grofse Dichter das Bild glänzender Wolken vor die Phantasie! Man denkt an die gold- und purpurschimmernden Wolken Homers, an die silberrandige Wolke Miltons, an die wandernde Wolke, die des verbannten Yaksha sehnsüchtige Liebesbotschaft vom Ramaberg über Indiens Fluren nach dem Himalaya trägt, an die Wolken der Iphigenie auf Tauris, auf denen den Göttern Stühle und goldene Tische bereitet sind, an die glanzumstrahlte Wolke, auf der Faust das Götterbild der Helena emporschweben sieht:

Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!

Vor allem denkt man an Shelleys eigene glorreiche '*Cloud*', wie sie, die Braut des Sturmwinds, lachend, dräuend, wohltätig, triumphierend durch den Äther dahinschifft — und man ist dann doch wohl geneigt, der ersten Lesart den Preis zu geben. Ist Shelley, der Wolkendichter κατ' ἐξοχήν, in ähnlichem Gedankengang zu seiner '*cloud of glory*' zurückgekehrt?

I, 1, 204:

There thou art, and dost hang, a writhing shade,
'Mid whirlwind-peopled mountains.

In der Hs. ist *peopled* mit Bleistift durchgestrichen und ebenfalls mit Bleistift *shaken* darüber geschrieben. Mir scheint hier

auch die spätere Lesart die bessere; denn *peopled* von Winden ist doch etwas sehr kühn.

I, 1, 237 f. hat sich Shelley überlegt, ob er nicht besser *Its* statt *His* und *it* statt *he* schreiben solle. *Its* und *it* dürften wohl als Besserung zu bezeichnen sein.

Endlich seien noch solche Stellen erwähnt, wo die Handschrift sogleich von vornherein eine Lesart hat, die besser scheint als die gedruckte. Wenn wir uns hier der Vorzüglichkeit der handschriftlichen Lesung versichert haben, werden wir sie unbedenklich annehmen, da die richtige Lesart in solchem Falle ja gewiſs nur durch Versehen und Zufälligkeiten nicht in die Drucke übergegangen ist.[1]

I, 553: *Mark that outcry of despair*

Die Hs. hat das bezeichnendere *Hark* statt *Mark,* das mir prosaisch klingt, und zwar zweimal, indem der Dichter, nachdem er *Hark* geschrieben, es wieder ausstrich, um eine im Druck weggelassene Bühnenweisung hinzuschreiben: *a shadow passes over the scene & a piercing shriek is heard,* und dann noch einmal *Hark* folgen lieſs. Vergleiche auch das parallele *Look!* ein paar Zeilen vorher. *Mark* dürfte ein Versehen des Druckmanuskripts oder des Setzers sein. Vgl. auch I, 756:

And hark! their sweet, sad voices!

oder II, 3, 36: *Hark! the rushing snow!*

(nicht in Ellis' Concordanz).

I, 589: *The heaven around, the earth below*
Was peopled with thick shapes of human death,
All horrible, and wrought by human hands,
And some appeared the work of human hearts,
For men were slowly killed by frowns and smiles.

[1] Bei der Kollation erschien mir die Zahl der so zu bessernden Stellen noch weit gröſser, da die Formansche Ausgabe trotz der offenbaren Mühe, die der Herausgeber darauf verwendet hat, doch einige schlimme Druckfehler enthält; z. B. *ruin* statt *ravine* oder *ravin* (I, 619), wie die Hs., Mrs. Shelley, Rossetti, die Tauchnitz-Ausgabe und Cassell's National Library richtig lesen; das falsche *ruin* steht in Ellis' Concordanz, bei Dowden, Woodberry, Scudder, Shepherd, Dickinson, der Chandos-Ausgabe und liegt den Übersetzungen von Seybt, Rabbe und Frl. Richter (Reclam) zu Grunde, während Wickenburg und Sanfelice nach der richtigen Lesart übersetzen. Dies Wort *ravin* hat Shelley noch *Cyclops* 344:

The ravin is ready on every side.

Statt des *And* am Anfange der vorletzten Zeile hat die Hs. *Tho,* d. h. nach Shelleyscher Schreibung *Tho' = Though.* Diese Konjunktion ist unzweifelhaft das richtige: *And* ist dagegen ungeschickt.

Hierher mag auch I, 276. 277 (Fluch des Prometheus gegen Jupiter) gehören:

Let thy malignant spirit move
Its darkness over those I love —

kühner, aber vielleicht poetischer als das *In darkness* der Drucke.

I, 646. Auch hier werden wir mit der Hs. lesen:

Pan. Alas! what sawest thou more?
Prom. There are two woes ...

Die Drucke lassen das unumgänglich notwendige *more* aus.

II, 1, 88: *I could hear*
His voice, whose accents lingered ere they died
Like footsteps of weak melody.

So die Ausgaben; die Hs. hat *as* statt *ere.*

II, 1, 126:

Say not those smiles that we shall meet again
Within that bright pavilion which their beams
Shall build on the waste world?

Die Hs. hat *oer = o'er = over* unzweifelhaft, aber so geschrieben, dafs es bei nicht genauem Zusehen leicht *on* gelesen werden kann, und das ist wohl bei der Herstellung des Druckmanuskripts geschehen.

II, 1, 151:

But on the shadows of the morning clouds,
Athwart the purple mountain slope, was written
Follow, O, follow! as they vanished by.

So die Ausgaben. Die Hs. hat aber *moving clouds,* was gewifs richtig ist.

II, 2, 41: *There those enchanted eddies play*
Of echoes, music-tongued, which draw ...
With melting rapture, or sweet awe,
All spirits on that secret way.

Für *sweet* hat die Hs. *deep.* Ich glaube nicht, dafs *sweet awe* an sich ein guter Ausdruck ist oder ein richtiger Gegensatz zu *melting rapture,* während *deep awe* ganz untadelig ist. Vgl. *Alastor* 133: *Enamoured, yet not daring for deep awe*
To speak her love.

II, 3, 49: *my brain*
Grows dizzy; I see thin shapes within the mist.
Pan. *A countenance with beckoning smiles: there burns*
An azure fire within its golden locks!

Nun ist aber bei näherem Zusehen die endgültige Lesung der Hs. (*e. 2*, S. 39ᵛ): *my brain*
Grows dizzy — seest thou shapes within the mists?

Ursprünglich stand freilich *I see shapes*, aber *I* ist durchgestrichen, *st thou* steht über Karetzeichen über der Zeile, *thou* konnte sehr leicht für *thin* verlesen und das *st* sowie das Fragezeichen am Schlufs der Zeile übersehen werden. Thatsächlich mufs dies bei Anfertigung des Druckmanuskripts geschehen sein. Es besteht kein Zweifel, dafs wir *seest thou ...?* zu lesen haben; der ganze Zusammenhang wird dadurch viel besser.

III, 3, 85. Die Erde spricht zu Prometheus:

Thy lips are on me, and thy touch runs down
Even to the adamantine central gloom
Along these marble nerves.

Die Hs. hat *their* statt des zweiten *thy*, auf *lips* bezüglich; dies ist unzweifelhaft das richtige und *thy* eine Dittographie.

III, 3, 161. 164:

The image of a temple, built above ...
And populous most with living imagery.

Die Hs. hat umgestellt *populous with most living imagery*, zweifellos das richtige.

IV, 172:

We encircle the ocean and mountains of earth.

Die Hs. hat den Plural *oceans*, der richtig ist, da die Erde doch nicht blofs einen Ocean hat. Vgl. V. 335 *The oceans*, eine Stelle, die uns auch sofort beschäftigen soll.

IV, 332:

Ha! ha! the caverns of my hollow mountains,
My cloven fire-crags, sound-exulting fountains,
Laugh with a vast and inextinguishable laughter.

Also die Erde oder vielmehr alles auf ihr lacht. Nun kommt das Echo:

The oceans, and the desarts, and the abysses,
And the deep air's unmeasured wildernesses,
Answer from all their clouds and billows, echoing after.

Es wird also ausdrücklich gesagt, dafs das Echo von Wolken und Wogen, also vom Himmel uud den Oceanen komme. Aber, wie die Worte gedruckt stehen, müfste man *the desarts, and the abysses* ohne Zusatz auf die Erde beziehen. Alles ist in Ordnung, wenn man mit der Hs. statt *And the deep air's* liest *Of the deep air's*: es handelt sich da um die Wüsten und Abgründe der Luft.

IV, 516:

the bright visions,
Wherein the singing spirits rode and shone,
Gleam like pale meteors through a watery n i g h t.

Die Hs. hat *mist*. Dies ist zweifellos richtig. Vgl. auch IV, 488: *a grey and watery mist.*

IV, 206:

I see a chariot like that thinnest boat,
In which the mother of the months is borne
By ebbing n i g h t *into her western cave,*
When she upsprings from interlunar dreams.

Die Hs. liest *light* statt *night*. Was ist richtig? Um dies zu beantworten, werden wir uns zuerst über die Bedeutung der vierten Zeile, und zwar speciell des Wortes *interlunar,* klar werden müssen. Zweifellos ist Shelley im Gebrauch dieses Wortes von Milton beeinflufst worden, der an berühmter Stelle im *Samson Agonistes* die Verse hat (86 ff.):

The Sun to me is dark
And silent as the Moon,
When she deserts the night,
Hid in her vacant i n t e r l u n a r *cave.*

Masson erklärt die letzten Worte mit *'her "between moons" cave, where she hides between old moon and new moon'*. Das *Century Dictionary* erklärt *interlunar* als *'pertaining to the moon's monthly interval of invisibility; between the periods of moonlight: as, interlunar nights'*. So gebraucht Shelley das Wort häufig; er hat *interlunar night* in der *Witch of Atlas* XLVII, 2; *interlunar sea Prom.* II, 4, 91; *interlunar air Prom.* III, 4, 94 und *Cenci* II, 1, 190, hier mit besonderer Hervorhebung des Dunkels einer Interlunarnacht:

I bear a darker deadlier gloom
Than the earth's shade, or interlunar air,
Or constellations quench'd in murkiest cloud.

Mit Bezug auf die Miltonsche Stelle sagt das *Century Dictionary*: '*The interlunar cave is the place of seclusion into which the moon was anciently supposed to retire at such times*' (d. h. zur Zeit des Neumonds). Wir haben es also mit der Fiktion zu thun, dafs der Mond zur Zeit seines Wechsels das Reich der Luft verläfst, sich in eine Höhle im fernen Westen zurückzieht und dort schlafend und träumend des Wiedererstehens wartet. Darauf weisen die *interlunar dreams* unserer Stelle hin; ähnlich auch *Lines to a Guitar* 23 ff.:

When you die, the silent Moon,
In her interlunar swoon,
Is not sadder in her cell
Than deserted Ariel.

Die vierte Zeile der obigen Stelle aus dem *Prometheus* ist also offenbar nichts anderes als eine hübsche poetische Umschreibung für die Zeit des beginnenden Neumonds, wo der Planet aus Schlaf und Traum sich neu erhebt. Nun geht aber der Neumond doch mit der Sonne unter, also *by ebbing light,* d. h. am Abend, wenn das Licht hinschwindet, nicht *by ebbing night,* was ja nur den Morgen bedeuten könnte. Zweifellos bietet also die Hs. mit *light* das richtige und sämtliche Ausgaben mit *night* das falsche. Vielleicht trägt die Anführung einiger Parallelstellen noch weiter zur Erhellung der sehr schönen, aber auch dunklen und verschwommenen Stelle bei; nämlich etwa der Zeilen aus *Prometheus* III, 2, 23 ff.:

and from their glassy thrones
Blue Proteus and his humid nymphs shall mark
The shadow of fair ships, as mortals see
The floating bark of the light-laden moon
With that white star, its sightless pilot's crest,
Borne down the rapid sunset's ebbing sea;

oder aus dem *Triumph of Life,* Vers 79 ff.:

Like the young moon
When on the sunlit limits of the night
Her white shell trembles amid crimson air,
And whilst the sleeping tempest gathers might,
Doth, as the herald of its coming, bear
The ghost of its dead mother, whose dim form
Bends in dark æther from her infant's chair.

An dieser Stelle könnte freilich auch an das Aufgehen des Neumondes mit der Sonne gedacht sein: *sunlit limits of the*

night ist doppeldeutig. Hält man aber die Stelle IV, 215 ff. des *Prometheus Unbound* daneben:

> *Such as the genii of the thunder-storm*
> *Pile on the floor of the illumined sea*
> *When the sun rushes under it,*

so wird man zu der Annahme geneigt sein, dafs Shelley auch hier an eine abendliche Scene dachte.

Hiermit ist die Kritik der neuen Lesarten keineswegs erschöpft. Doch ich will hier abbrechen und einer neuen Ausgabe des Gedichtes nicht allzusehr vorgreifen. Denn dafs dieses gröfste englische Gedicht des 19. Jahrhunderts, dessen Schwierigkeit seiner Gröfse proportional ist, eine neue, allseitig eindringende Ausgabe verlangt — sei es nun von einem Shelley-Veteranen oder einem Neophyten —, darüber kann, meine ich, kein Zweifel bestehen. Möge bis zur Erfüllung dieses Wunsches eine freundliche und nachsichtige Beurteilung diese kleinen Beiträge zur Erklärung einiger Stellen im Lichte der treffenden Worte Swinburnes betrachten (*Essays and Studies* p. 203): '*These slight things, so tedious to dwell upon, all help us — and they only can help us — towards a true text of our greatest modern poet. In the case of Aeschylus or of Shakespeare, such light crumbs and dry husks would be held precious as grains of gold.*'

III.

Helene Richters Übersetzung des Prometheus Unbound.

In dem Nachrufe, welcher Zupitza von Professor Napier in Band XCV des Archivs gewidmet worden ist, heifst es auf S. 246/7: 'Seinen letzten Aufenthalt in Oxford im Sommer 1894 hat er dazu benutzt, die reiche Sammlung von Shelley-Hss. auf der Bodleiana zu kollationieren, und einen Teil dieses Materials hat er bereits verarbeitet und im Archiv veröffentlicht. Die allerletzte Arbeit, an die er Hand gelegt und deren Ergebnis zur Zeit seines Todes unvollendet auf seinem Pult lag, war die Besprechung einer von H. Richter verfafsten Übersetzung des entfesselten Prometheus.'

Diese Besprechung liegt, zwar unvollständig, aber fast ganz in Reinschrift von Zupitzas Hand ausgearbeitet, vor mir, und ich bringe sie demgemäfs wörtlich[1] zum Abdruck.

Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Aufzügen von Percy Bysshe Shelley. Deutsch in den Versmafsen des Originals und mit Anmerkungen versehen von H. Richter. Leipzig, Philipp Reclam jun. [o. J.] (Universal-Bibliothek 3321. 3322). 153 S. kl. 8. M. 0,40.

Die oben verzeichnete Übersetzung von Shelleys Prometheus ist, ohne dafs dies irgendwo auf dem Titel oder im Buche selbst verraten wird, die Umarbeitung von 'Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Akten von Shelley. Deutsch in den Versmafsen des Originals von H. Richter. Stuttgart, Verlag von Max Waag, 1887. XII, 181 S. kl. 8.' Es ist nicht zu läugnen, dafs die Arbeit der Verfasserin in der neuen Gestalt dem Ideal einer Prometheusübersetzung viel näher gerückt ist, und dafs sie wohl geeignet erscheint, Litteraturfreunden, die des Englischen nicht mächtig sind, eine ungefähre Vorstellung von der grofsartigsten Schöpfung des leider in so jungen Jahren dahingerafften Dichters zu gehen. An fleifsiger Bemühnng, ihre Sache so gut als möglich zu machen, hat es die Verfasserin nicht fehlen lassen. Sie hat nicht nur die grofse Ausgabe von Forman mit ihren kritischen Anmerkungen zu Grunde gelegt, sondern auch viele den Text erläuternde Schriften, die deutschen Versübersetzungen von Julius Seyht und Albrecht Grafen Wickenburg und die Prosaübertragungen von F. Rabbe ins Französische und von Ettore Sanfelice ins Italienische zu Rate gezogen. Dafs ihr manches entgangen ist, was sie hätte brauchen können (vgl. Ackermann im Beiblatt zur Anglia VI, 6), wird man ihr nicht allzu sehr zum Vorwurf machen dürfen, da man von Damen im allgemeinen keine streng philologische Schulnng zu verlangen berechtigt ist. Dafs die Verfasserin eine solche Schulung nicht durchgemacht hat, verrät sie z. B. S. 114 ganz deutlich. Indem sie hier von der Auffassung der Stelle I, 136 f. (*I only know that thou art moving near And love. How cursed I him?*) spricht, die sie wie Forman versteht, sagt sie: 'Rossetti liest: *I only know, that thou art moving near me, And that Love is also moving near me*', und

[1] Im Wortlaut ausgearbeitet lag mir auch der gröfsere Teil der Beispiele auf S. 317 unten bis S. 327 vor; einige habe ich hinzugefügt. Sonst konnte ich für den ersten Teil — die Beschreibung der handschriftlichen Überlieferung — eine Konzept-Kollation Zupitzas benutzen; ich habe dann die Hs. selbst noch verschiedenemal nachkollationiert. Der Anfang von Teil II mit den Spekulationen über die Entstehung der Hs., die Chronologie u. s. w. rührt ganz von mir her. Ich bemerke dies besonders, damit nicht etwa der grofse Lehrer für etwaige Versehen und Fehlschlüsse des Schülers verantwortlich gemacht werde.

etwas weiter: 'Swinburne liest: *That thou art moving near, and dost love (me).* A. B. Forman liest: *I only know that thou art moving near and I love.*' In allen diesen Fällen, wo die Verfasserin das Wort liest anwendet, handelt es sich nicht etwa um Konjekturen der genannten Gelehrten, sondern um ihre Auslegung der schwierigen Stelle, die mir übrigens von keinem richtig gefaſst zu sein scheint. Ich halte *love* für das Substantiv, wie Rossetti, glaube aber, daſs es parallel steht mit *moving near*: 'Ich weiſs nur, daſs du dich in der Nähe bewegst und Liebe (etwas, was mich liebt) bist'.

Die Ubersetzung bezeichnet sich auf den Titeln beider Auflagen als 'in den Versmaſsen des Originals' abgefaſst: allein dies muſs man sehr *cum grano salis* nehmen. Wenn die Verfasserin S. 144 zu V. 9 bemerkt: 'Der Reim der Strophe ist im Original: *aaa, bbb*. Es ist mir leider nicht gelungen, ihn in der Übersetzung durchzuführen', und S. 150: 'V. 536 muſste ich notgedrungen einfügen. Im Original reimen die beiden Strophen: *aaab, cccb*', so sind damit die metrischen Abweichungen vom Urtext, die sich die Verfasserin gestattet hat, auch nicht entfernt erschöpft. Nehmen wir eine der ersten lyrischen Einlagen, die ersten Reden der Ione und Panthea, die in der zweiten Auflage so lauten (S. 32 f.):

Ione. Ich lege die Schwingen mir über das Ohr,
Ich kreuze die Schwingen mir vor dem Gesicht,
Doch aus ihrem silbernen Schatten hervor
Und durch ihr flaumiges Gefieder bricht
Ein Bild, ein Schwall von süſsen Klängen.
Nichts Übles mög' es dir bedeuten,
O du, den Wunden all bedrängen,
Bei dem wir der lieblichen Schwester wegen
So allezeit wachen und so ihn pflegen.

Panthea. Wie Sturmwind klinget es heulend und hallt[,]
Wie Feuer und Erdstoſs, die Berge zerklüften,
Entsetzlich ist, wie der Klang, die Gestalt,
Besternter Purpur umwallt ihre Hüften.
Es schwinget ihre nervige Hand
Gebieterisch hoch über Wolken
Das goldene Scepter unverwandt.
Sie scheinet grausam, doch stark und voll Ruh',
Sie duldet kein Unrecht, doch fügt sie es zu.

Die Übersetzerin hat hier vielfach daktylischen Rhythmus angewendet, den das Original an unserer Stelle gar nicht zeigt, da selbst V. 231, wo *The sound is of whirlwind underground* gedruckt ist, wohl *sound's* auszusprechen ist. Ferner ist ja der sechste Vers in den beiden Strophen der Übersetzung eine Waise. Nun reimt ja allerdings auch im Original kein anderer Vers auf *May it be no ill to thee* und auf *To stay steps proud, o'er the slow cloud*, aber die Übersetzerin hat nicht beachtet, daſs diese Verse Binnenreim haben (*be* : *thee*, *proud* : *cloud*). Ebenso scheint es ihr entgangen zu sein, daſs an die vier Strophen des Fluches, den das Bild

Jupiters wiederholt, sich im Original (I, 302—311) eine gleichgebaute fünfte anschliefst, die unter Prometheus und die Erde verteilt ist: statt der ersten vier Verse, die *abab* reimen, hat unsere Übersetzung (S. 35) fünf Blankverse. Auch in den bald darauf folgenden Reden der Ione und Panthea giebt die Übersetzung nicht die Form des Originals wieder. Sie bilden metrisch zwei Strophen mit dem Reime *ababcdcedeec*: in der Übersetzung sind aber V. 5 und 12 jeder der beiden Strophen Waisen.

Dies wird zur Rechtfertigung meiner Behauptung genügen. Im Anschlufs hieran mag sogleich erwähnt werden, dafs die Übersetzerin begreiflicherweise in einem ihrer fünfmal gehobenen Verse nicht immer den ganzen Inhalt eines Shelleyschen Blankverses unterzubringen vermocht hat: so kommt es z. B., dafs aus den 73 Versen, die im Original vor der ersten lyrischen Einlage stehen, in der Übersetzung 94 geworden sind.

Leider haben sich in Formans Text ein paar Druckfehler eingeschlichen, die die Übersetzerin nicht bemerkt hat. So lesen wir bei ihr z. B. S. 18 in der Vorrede: '... der Eindruck des mächtig erwachenden Frühlings' = *the effect of the vigorous awakening spring* bei Form. II, 140 f.: aber die älteren Ausgaben haben ein *of* zwischen *awakening* und *spring*, und die gleiche Lesart hat die Oxforder Handschrift. Ferner hat Form. II, 176 in I, 619 *ruin* statt des *ravin* der älteren Ausgaben und der Handschrift. Unsere Übersetzung giebt *ruin* durch 'Trümmer' wieder, ein Wort, das seltsamerweise auch schon bei Seybt an dieser Stelle erscheint. Aber Sanfelices *rapina* und Wickenburgs 'Feind, der ihm zur Beute ward', hätten die Übersetzerin, die übrigens in der 1. Aufl. S. 46 'Raub' giebt, veranlassen sollen, auch andere Ausgaben einzusehen.

Aber auch die Übersetzung selbst leidet an Druckfehlern, zum Teil an Stellen, wo die erste Auflage das richtige hat. Vgl. 'eurem Feind, der sacht Das All besiegt' S. 29, V. 145 statt 'sonst' (= *else* Form. II, 154, 119; in der 1. Aufl. S. 8 'eurem Feinde, der Sonst Allem obsiegt'); 'Der, seit du untergingest, aus dem Schofs Des Nebels sprang' S. 32, V. 269 statt 'Übels' (= *Evil* Form. II, 158, 213; vgl. 1. Aufl. S. 15 'Der, seit du fielst, dem überfruchtbarn Übel Entsprang'); 'Seinen Staat weist es dem Wahren' S. 44, V. 681 statt 'weiht' (*To Truth its state is dedicate* Form. II, 174, 569; 'Seinen Staat weiht es dem Wahren' 1. Aufl. S. 42); 'Wem nennst du Gott?' S. 69, V. 609 statt 'Wen' (= *Whom* Form. II, 208, 112; 'Wen' 1. Aufl. S. 95); 'Beschweben die Winde sicher und schnell' S. 73, V. 765 statt 'Beschreiten'? (= *Walk upon* Form. II, 214, 69; vgl. 'Die schreiten auf Winden' 1. Aufl. S. 105); 'mit Nie säumendem und nie benutztem Fufs' S. 85, V. 362 statt 'nie benetztem' (= *unwet* Form. II, 228, 157; 'unbenetztem' 1. Aufl. S. 128); 'die vollste ... Form' S. 19 statt 'älteste' (= *oldest* Form. II, 142; die Vorrede ist in der 1. Aufl. nicht übersetzt); 'Härter wird die Angst sie machen, Als mich nun der Hafs läfst sein' S. 42, V. 626 statt 'euch' (= *ye* Form. II, 171, 515; 'Härter, als aus Hafs ihr seid, Wird aus Angst sein er' 1. Aufl. S. 38).

Shelleys Einleitung hätte häufig genauer übersetzt werden können,

als es die Verfasserin thut. Wenn Shelley z. B. schreibt *The Greek tragic writers*, warum giebt sie das durch 'Die griechischen Dichter' wieder? Von solchen Ungenauigkeiten will ich hier absehen: ich hebe nur einige Mifsverständnisse hervor. Shelley sagt bald am Anfang, dafs die griechischen Tragiker sich nicht für verpflichtet hielten *to imitate in story as in title their rivals and predecessors*. In der Übersetzung heifst es: 'noch meinten sie, was den Titel oder die Handlung betrifft, ihren Vorgängern und Mitbewerbern folgen zu müssen'. Aber Shelley wollte gerade sagen, dafs die griechischen Tragiker zwar die Titel ihrer Vorgänger und Mitbewerber, aber nicht die Fabel beibehielten. Ebenda spricht Shelley von *the Athenian theatre*: die Übersetzerin im Plural von 'den athenischen Theatern'. S. 143 bei Forman sagt Shelley: *The pretence of doing it* [nämlich dafs ein Dichter ausschliefst *from his contemplation the beautiful which exists in the writings of a great contemporary*] *would be a presumption in any but the greatest*. In der Übersetzung heifst es S. 20: 'Vorzugeben, dafs er es thue, wäre von jedem, auch von dem Gröfsten, Anmafsung'.

Wenn ich mich nun zu dem Gedichte selbst wende, so will ich nur einige gröbere Mifsverständnisse berichtigen. Die Erde sagt zu Prometheus I, 143: *tho' the Gods Hear not this voice, yet thou art more than God Being wise and kind.* Die Übersetzung S. 30, 177: 'hören auch Die Götter nicht auf diese Stimme, bist Du dennoch mehr als Gott'. *Hear* im Urtext ist so viel wie 'verstehen', aber nicht 'auf etwas achten'; vgl. V. 149 *No, thou canst not hear.* — I, 353 sagt Mercur zu Prometheus: *To thee unwilling, most unwillingly I come*; das kann nur heifsen: 'Höchst ungern komme ich zu dir, der du mich ungern siehst'. Die Übersetzung S. 36, 421: 'Ungern, Höchst ungern komme ich zu dir'. Die Steigerung wäre doch prosaisch. Andererseits ist in der Hs. Shelleys *thee* über getilgtes *one* gesetzt, zu dem notwendigerweise *unwilling* gezogen werden müfste, da ein allgemeines *one* in dem Zusammenhang unmöglich ist. — I, 357 *aye from thy sight Returning, for a season, Heaven seems Hell. 'aye'* kann nur 'immer' sein; aber in der Übersetzung S. 36, 427 lesen wir: 'Ja, kehr' ich heim' u. s. w. — I, 428 *Alas! I wonder at, yet pity thee.* Übersetzung S. 39, 520: 'Ich bewundre, doch Beklage dich'; vielmehr 'Ich wundere mich über dich' u. s. w. — I, 432 *Call up the fiends.* Übersetzung S. 39, 525 'Ruf' die Feinde!' I, 582 *Darest thou observe how the fiends torture him?* Übers. S. 44, V. 695 '... wie ihn die Feinde quälen?' II, 4, 133 *as fiends pursued them there.* Übers. S. 70, 636 'als verfolgten Sie Feinde'. *fiend* hat schon in der späteren mittelenglischen Litteratur nicht die allgemeine Bedeutung von 'Feind', sondern nur 'Teufel', 'Dämon'. — I, 473 *I laugh your power, and his who sent you here, To lowest scorn.* Übers. S. 41, V. 577: 'Zu schanden lach' Ich eure Macht' u. s. w. So drücken wir uns im Deutschen doch nicht aus. — I, 825 *But the eastern star looks white.* Übers. S. 52, 969 'Doch es schimmert Das östliche Gestirn'. Da ist die Hauptsache, *white*, übersehen. Vgl. II, 1, 17 *The point of one white star is quivering still Deep in the orange light of widening morn*; aber 107 *for the Eastern star grew pale.* —

II, 1, 74 *passion-parted lips*; Übers. 54, 89 'Lippen, Die fortan jeder Leidenschaft entsagt' statt 'Lippen, die die Leidenschaft von einander trennt'; vgl. Shakspere, *Merchant of Venice* III, 2, 118: *Here are sever'd lips, Parted with sugar breath.* — II, 4, 158 *rim*, Übers. S. 71, 669 'Rinnen' statt 'Rand'. — II, 5, 50 *And thy smiles before they dwindle Make the cold air fire; then screen them In those looks* u. s. w. Übers. S. 73, 748: 'Verbirg es denn in jenen Blicken', also ist *screen* als Imperativ gefaſst, während es Prädikat zu *thy smiles* ist. — III, 1, 23 *Which clothed that awful spirit unbeheld* ist S. 75, 28 übersetzt: 'In die gehüllt der nie geschaute Geist', was nur möglich wäre, wenn *clothe* statt *clothed* dastünde. *To redescend* gehört nicht zu dem unmittelbar vorhergehenden Satze, sondern zu V. 20 *Who waits.* —

Hier bricht Zupitzas Manuskript plötzlich ab; da auch keine weiteren Konzeptnotizen vorliegen, muſs ich auf Weiterführung dieser Besprechung verzichten. Gern greife ich zum Schluſs auf den Anfang zurück: auch ich finde, daſs eine Übersetzung des *Prometheus Unbound* ganz ungemeine Schwierigkeiten in sich birgt, und daſs Fräulein Richter trotz mancher weniger gelungener Einzelheiten sich sowohl hier in der Übersetzung des *Prometheus*, als auch in ihrem ausführlichen Buche über den Dichter als berufene Interpretin von Shelleys Geiste erwiesen hat. Ihr eifriges Streben, in Schilderung und Nachbildung den hochbegabtesten aller neueren englischen Dichter auch unserem Volke näher zu bringen, verdient nach meiner Ansicht warme Anerkennung und den schönsten Erfolg.

Hiermit schlieſse ich die Notizen über den *Prometheus* und möchte zum Schluſs nur noch die angenehme Pflicht erfüllen, den Beamten der Bodleiana für die freundliche Förderung meiner Arbeit den herzlichsten Dank auszudrücken. Diesen Dank schulde ich insbesondere dem Herrn Oberbibliothekar, Mr. E. W. B. Nicholson, sowohl für die Geduld, mit der er mir lange Wochen hindurch den kostbaren Schatz in seiner Obhut in freundlichster Weise zugänglich gemacht, als auch für vielfache Belehrung und wertvolle Aufschlüsse, die ich im Laufe meiner Arbeit von ihm erhalten habe.

München. J. Schick.

Zu Petrarcas Sonett
Era il giorno ch'al Sol si scoloraro.

An die Spitze des dritten Sonetts: *Era il giorno ch'al Sol si scoloraro Per la pietà del suo Fattore i rai* stellt Mestica in seiner Ausgabe des Canzoniere von Petrarca (Firenze 1896) folgende Notiz: 'Descrive il principio del suo innamoramento per Laura, avvenuto l'anno 1327 nel quindicesimo giorno della luna di marzo, giorno anniversario della morte di Cristo, rispondente nel detto anno, non al venerdì santo celebrato dalla Chiesa, ma al lunedì santo: avvenuto, insomma, il 6 aprile 1327.' Dieses Datum nennt Petrarca bekanntlich selbst an mehreren Stellen als den Tag, an dem er Laura zum erstenmal gesehen habe. Da also einerseits nicht daran zu zweifeln ist, dafs die erste Begegnung am 6. April 1327 stattfand, und andererseits ebenso fest zu stehen scheint, dafs dieser Tag der ersten Begegnung nach Petrarcas Anschauung der Todestag Christi war, fragt es sich, wie diese beiden Daten in Übereinstimmung zu bringen sind. Die Schwierigkeit liegt darin, wie Mestica hervorhebt, dafs der 6. April 1327 nicht der Karfreitag dieses Jahres, sondern der Montag der Karwoche gewesen ist, d. h. also, dafs das christliche Osterfest des Jahres 1327 am 12. April stattfand. Die Richtigkeit dieser Angabe läfst sich leicht nachweisen. Man bediene sich der von Gaufs gegebenen Osterformel,[1] die z. B. abgedruckt ist bei Dr. R. Wolf, Handb. d. Astron., Zürich 1890,

[1] Die Formel lautet: Setzt man die Divisionsreste $[n:19]=a$, $[n:4]=b$, $[n:7]=c$, $[(19.a+x):30]=d$, $[(2.b+4.c+6.d+y):7]=e$, wo n eine beliebige Jahreszahl bezeichnet und für den julianischen Kalender beständig $x=15$, $y=6$ einzuführen ist, so giebt nach ihm $0=22+d+e$ den Tag März, an welchem im Jahre n das Osterfest gefeiert werden soll.

S. 622. Angewendet auf das Jahr 1327, findet man, dafs Ostern auf den 43. März oder den 12. April 1327 fiel. Somit traf der Karfreitag dieses Jahres auf den 10. April, und der 6. April war der Montag der Karwoche.

Diese Thatsache, die auch schon früheren Kommentatoren bekannt war, hat die verschiedensten Versuche zur Lösung der Schwierigkeit zur Folge gehabt. Lodovico Beccadelli in seiner Vita del Petrarca (enthalten in Le Rime di Fr. Petrarca, Verona 1799) S. 77 findet sich am leichtesten damit ab. Er teilt eine Variante zum ersten Vers mit, die, wenn sie wirklich von Petrarca herrührte, am schnellsten Licht in die Frage bringen würde: *Era 'l giorno vicin ch'al Sol mancaro* (auch bei Mestica S. 5, nt. 1), die er 'in un libro d'un grand' uomo' gesehen haben will. Die angebliche Rückkehr zu dem uns jetzt vorliegenden Text erklärt er folgendermafsen: 'Ed è facil cosa che al Petrarca di poi venisse capriccio di farlo (il principio del suo amore) cader in quel giorno come più notabile, non curando così a punto il vero, ma usando tempo per tempo, come sogliono far i poeti: e forse che dappoi si mutò per detto rispetto. E già si vede che del sesto d'Aprile fa più volte ricordo e nelle Rime e nelle cose Latine; ma di questo Santo Venerdì solo parla in questo Sonetto. Pur come si sia, non è di molta importanza.'

Anders erklärt Andrea Gesualdo den 6. April (Il Petrarca, Venetia 1581, S. 3): 'era il santissimo giorno de l'acerbissima passione di N. Sign. e per ciò memorevolissimo e per esser in quello anno il dì sesto d'Aprile notato da li antichi per molte pruove. ...' C. L. Fernow, Le Rime di Fr. Petrarca, Jena 1806, S. 215, sucht die Lösung mit Hilfe der Astronomie zu finden: 'un' astronomo, a cui questo dubbio fu proposto, ha trovato che il lunedì santo del 1327 erano il Sole e la Luna in quella stessa opposizione come lo furono l'anno della morte del Salvatore, e che tanto quel venerdì quanto il mentovato lunedì era il quintodecimo della luna di Marzo.' Diese letztere Behauptung findet sich auch in der Ausgabe des Canzoniere von Luigi Carrer, Padova 1837, wo S. 18 Tassoni im Kommentar nach einer Zusammenstellung früherer Erklärungen zu folgendem Schlufs kommt: 'Io per me adunque credo che il Poeta ... non si regolasse con altro, nè ad altro avesse riguardo che alla quintadecima luna del

mese di marzo ... e si sa certissimo che fu quello, nel quale Cristo Salvator nostro fu crocifisso ... Essendo dunque la quintadecima luna di marzo, l'anno che s'innamorò il Poeta di Laura 1327, venuta a cadere nel 6 d'aprile, come si può tuttavia col calcolo astronomico porre in chiaro.' In der deutschen Übersetzung des Canzoniere[3] I, Leipzig 1851, S. 144, äufsert Karl Förster: 'Es bleibt kein anderes Auskunftsmittel übrig, als anzunehmen, Petrarca sei dabei der jüdischen Zeitrechnung gefolgt, nach welcher im Jahre 1327 der Kreuzigungstag Christi auf den 6. April oder den Montag vor Ostern fiel.' Zugleich erwähnt er die Ansicht von Gabriele Rossetti, der zufolge Petrarca sich nur einer politischen Geheimsprache bedient habe, indem er den Tag zum Karfreitag machte! Die Ausgaben des Canzoniere von Scartazzini (Leipzig 1883) und von Camerini (Milano 1893) geben beide die Erklärung, dafs der 6. April nach altem Glauben der Kreuzigungstag Christi sei. Mestica endlich findet die Lösung in der angegebenen Weise, giebt aber keinen Beweis für seine Behauptung und nennt auch seine Quelle nicht.

Es handelt sich nun darum, diese verschiedenen Auslegungen, die alle des Beweises entbehren, auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Es wird sich fragen, ob der 6. April 1327 ein 15. Mondtag des März war, ob nach Petrarcas Anschauung Christus an einem 15. Mondtag des März starb, und welche Zeitrechnung Petrarca bei der Datierung seines Gedichtes thatsächlich zu Grunde gelegt hat.

Unter dem 15. Märzmonde ist der 15. Nisan der jüdischen Zeitrechnung zu verstehen, d. h. der Tag des jüdischen Osterfestes. Vgl. II Mose 12, 18; III Mose 23, 5. 6. Über die jüdische Zeitrechnung ist zu vergleichen Dr. Adolf Schwarz, Der jüd. Kalender, histor. u. astron. untersucht, Breslau 1872, woraus auch die folgenden Angaben entnommen sind. Schwarz unterscheidet drei Epochen in der Geschichte der jüdischen Zeitrechnung, d. h. bis zur Einführung des konstanten Kalenders: Die erste Epoche von Moses bis Esra, über die wir nur Hypothesen aufstellen können. Die Monate begannen mit dem Sichtbarwerden der Mondsichel in der Abenddämmerung, so dafs also die Zeitrechnung nur von der Beobachtung abhing. In der zweiten Epoche bis R. Juda I. wurde die Fixierung des Monats-

anfangs als ein gerichtlicher Akt angesehen, dem ein Zeugenverhör vorausgehen mufste. Man kannte noch keinen nach Principien geregelten Schaltcyklus, aber die Berechnung begann neben die Beobachtung zu treten. In der dritten Epoche bis Hillel II. fing die astronomische Berechnung an zu prävalieren. Die Beobachtung mufste ganz weichen, als im Jahre 359 von R. Hillel II. der konstante Kalender eingeführt wurde. Der eigentliche und wesentliche Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem jetzigen Kalender liegt darin, dafs, solange der Monat mit dem Sichtbarwerden der Mondsichel in der Abenddämmerung seinen Anfang nahm, der Neumond immer einen Tag später, als es heute der Fall ist, gefeiert wurde; denn wenn auch die Konjunktion am Abend eintrat, so konnte doch der Neumond erst am darauf folgenden Tage nach Sonnenuntergang gesehen werden. Während also früher der Tag des Sichtbarwerdens als Neumondstag eingesetzt wurde, wird heute der Tag der Konjunktion, so diese nur vor Mittag eintritt, als solcher gefeiert. Übrigens äufsert Schwarz S. 37: 'Kaum dürfte es ein Zweites in unserer Geschichte geben, worüber die Ansichten so weit auseinander gehen, wie über unseren Kalender'.

Auch die komplizierten Vorschriften der jüdischen Zeitrechnung hat Gaufs in eine arithmetische Regel zusammengefafst, um das jüdische Osterfest aufzufinden. Er veröffentlichte die Formel zum erstenmal in Zach, Monatl. Corresp. V, Gotha 1802, S. 435. Erläutert wurde sie vom Chev. de Cresy in Zach, Corresp. Astron. I, S. 556, abgedruckt u. a. auch bei Wolf a. a. O. S. 625 und bei Schwarz a. a. O. S. 72, der seinerseits S. 85 ff. eine eigene Formel zur Berechnung des jüdischen Osterfestes angiebt. Die Gaufssche Formel lautet:

Der 15. Nisan des jüdischen Jahres A, an welchem die Juden ihr Osterfest feiern, fällt in das Jahr $A - 3760 = B$ der christlichen Zeitrechnung. Man dividiere $12\,A + 17$ mit 19 und nenne den Rest a; ferner dividiere man A mit 4 und setze den Rest $= b$. Man berechne den Wert von $32{,}0440932 + 1{,}5542418\,a + 0{,}25\,b - 0{,}003177794\,A$ und setze ihn $= M + m$, so dafs M die ganze Zahl und m den Decimalbruch bedeute. Endlich dividiere man $M + 3\,A + 5\,b + 5$ mit 7 und setze den Rest $= c$. Nun hat man folgende vier Fälle zu unterscheiden:

I. Ist $c = 2$ oder 4 oder 6, so fällt Ostern den $M +$ 1. März alten Stils.

II. Ist $c = 1$, zugleich $a > 6$ und aufserdem $m > 0{,}63287037$, so fällt Ostern den $M + 2$. März a. St.

III. Ist $c = 0$, zugleich $a > 11$ nnd $m \geqq 0{,}89772376$, so ist Ostern den $M + 1$. März a. St.

IV. In allen übrigen Fällen ist Ostern den M^{ten} März a. St.

Diese Vorschriften dienen zugleich zur Bestimmung des 1. Tisri oder Neujahrs, welches allezeit 163 Tage nach Ostern des vorhergehenden Jahres einfällt.

Berechnet man mit dieser Formel den 15. Nisan des Jahres 1327 = 5087 der jüdischen Zeitrechnung, so findet man als Resultat: $a = 14$, $b = 3$, $M = 38$, $c = 3$. Also traf nach Fall IV der 15. Nisan des Jahres 1327 am 38. März = 7. April, d. h. er begann am Abend des 6. April und endete am Abend des 7. April unserer Zeitrechnung. Da aber Petrarca Laura am Morgen des 6. April (vgl. Son. 176, Mestica S. 302) zum erstenmal sah, kann man also nicht etwa vermuten, dafs Petrarca unter dem 6. April den 15. Nisan verstanden habe, wenn er ihn als Todestag Christi bezeichnet. Sondern der 6. April kann nach dieser Berechnung nur als 14. Nisan aufgefafst werden, und die Angabe bei Mestica würde demnach auf einem Irrtum beruhen.

Da nun der 6. April 1327 zweifellos ein 14. Nisan gewesen zu sein scheint, so fragt es sich, ob nach Petrarcas Anschauung Christus thatsächlich am 15. Nisan starb, oder ob es nicht möglich wäre, auch mit dem 14. Nisan auszukommen, ohne von der Erklärung abzugehen, dafs Petrarca den Todestag Christi nach der jüdischen Zeitrechnung bestimmt habe. Mit welchem Recht nennen die Kommentatoren und zuletzt Mestica den 15. Nisan 'giorno anniversario della morte di Cristo'? Bekanntlich weichen gerade in diesem Pnnkte die Angaben der Synoptiker und die des Johannes-Evangeliums voneinander ab; übereinstimmend sind sie nur insofern, als nach ihnen allen Christus zur Passahzeit und an einem Freitag starb. War dieser Freitag aber der 14. oder der 15. Nisan? Bei den Synoptikern ifst Christus mit seinen Jüngern das Passahmahl am 14. Nisan und stirbt am folgenden Tage, also am 15. Nisan. Vgl. Matth. 26, 17; Marc. 14, 12; Luc. 22, 7. 15. Bei Johannes hingegen stirbt Christus

an dem Tage, an welchem die Juden das Passahlamm schlachteten, also am 14. Nisan. Vgl. Joh. 13, 29; 18, 28; 19, 14. 31; dazu stellt sich Paulus I Kor. 5, 7. Aus der Differenz dieser Berichte ist früh ein Streit um diese beiden Tage erwachsen, der eng verknüpft ist mit den Passahstreitigkeiten der ersten drei Jahrhunderte und demjenigen über die Echtheit des Johannes-Evangeliums überhaupt. Die verschiedenen Versuche, die Ansichten der Evangelisten in Übereinstimmung zu bringen zu gunsten des 14. sowohl wie des 15. Nisan, die verschiedenartige Auslegung der Festfeier der Quartodecimaner am 14. Nisan, sowie der Entstehung der jährlichen Osterfeier bei den Heidenchristen sind Gegenstand einer ausgebreiteten Litteratur geworden und interessieren hier nur insofern, als die Frage nach dem 14. und 15. Nisan dabei berührt wird und daraus hervorgeht, daſs zu allen Zeiten die abweichendsten Ansichten über diesen Punkt bestanden haben. Vgl. Weitzel, Die christliche Passahfeier der drei ersten Jahrhunderte, Pforzheim 1848; Hilgenfeld, Der Paschastreit der alten Kirche, Halle 1860; Schuerer, De controversiis paschalibus, Lips. 1869. Schon der verschiedene Sprachgebrauch in Bezug auf Bezeichnung der Feste: des Passahfestes und des darauf folgenden Mazzotfestes, hat die Streitigkeiten vorbereitet. Die Nacht zwischen dem 14. und dem 15. Nisan gehörte gleichsam beiden Festen an, daher konnte das ganze Fest auch das Fest der ungesäuerten Brote genannt werden, wie II Mose 23, 15; 34, 18; V Mose 16, 16; II Chron. 8, 13; 30, 21; Luc. 22, 1; Marc. 14, 1. Bei Matth. 26, 17; Marc. 14, 12; Luc. 22, 7 wird der vierzehnte ausdrücklich als erster Tag der süſsen Brote genannt, während nach III Mos. 23, 6 erst der fünfzehnte als solcher zu bezeichnen war. Dazu kommt die verschiedene Auffassung des 'Sabbath' III Mos. 23, 11. 16 als Festsabbath oder Wochensabbath, um die Kalenderfrage zu einer der schwierigsten zu gestalten. Vgl. Hilgenfeld a. a. O. S. 126 ff. und 138 ff. und den Artikel 'Pascha' von Vaihinger in der Theol. Real-Encykl. von Herzog, XI. Die heutigen Ansichten über den Todestag Christi hier zu erörtern, würde nicht dem Zweck dieser Zeilen entsprechen. Was mir selbst zur Kenntnis gelangt ist, abgesehen von den betreffenden Stellen in den angeführten Werken, ist folgendes: Zeitschr. f. Protest. u. Kirche, Neue Folge,

Bd. 26, Erlangen 1853, S. 268 ff.; Ewald, Geschichte des Volkes Israel V, Göttingen 1855, S. 404 ff.; Riggenbach, Die Zeugnisse für das Evang. Joh., Basel 1866, S. 69 ff.; Moeller, Kirchengeschichte I, 287; Steitz, Artikel 'Pascha' in Herzog R. E. XI und Lichtenstein, Art. 'Jesus Christus' in Herzog R. E. VI.

Mag nun die geschichtliche Wahrscheinlichkeit auf der einen oder auf der anderen Seite liegen, Thatsache bleibt, dafs das Johannes-Evang. und Paulus I Kor. 5, 7 den Grund gelegt haben zu der dogmatischen Auschauung des 14. Nisan als Todestages Jesu. Jesus wurde durch seinen Opfertod am Paschatage zum Passahlamm der Christen, wie sich auch Joh. 19, 36 direkt auf II Moses 12, 46 bezieht. Die ältesten Kirchenväter gehen nach Steitz a. a. O. sämtlich von der Voraussetzung aus, dafs Christus das wahre Passahlamm sei, und dafs darum der Opfertod Jesu nur an dem Tage des Passahopfers, am 14. Nisan, habe stattfinden können. Fragmente aus Apollinaris von Hierapolis, Clemens von Alexandrien und Hippolytus finden sich in dem Chronicon Paschale ed. Dindorf, Bonn 1832, S. 12—15; sie heben alle ausdrücklich hervor, dafs Christus vor seinem Tode nicht mehr das Passahmahl gegessen habe, sondern selbst als das wahre Passahlamm für uns geopfert worden sei, und zwar am 14. des ersten Monats. Die Bruchstücke sind auch abgedruckt bei Hilgenfeld a. a. O. S. 255, 275 und 278 und bei Schuerer S. 21 ff. Für Petrarcas Anschauung wären diese Zeugnisse nur dann von Bedeutung, wenn sich nachweisen liefse, dafs er von ihnen Kenntnis gehabt hat. P. de Nolhac in seiner These: De Patrum et Medii Aevi Scriptorum Codicibus etc., Paris 1892, sagt aber S. 10 ff. ausdrücklich: 'In operibus Petrarcæ si Græcorum Patrum nomina quæsierimus, fere nullum eorum commemoratum inveniemus. ... Haud quidem mira videtur tanta græcarum litterarum raritas, cum solum latinis testimoniis aut translationibus illas noverit.' Zugleich aber fährt er fort: 'Tres inter Latinos clarissimi Patres, aliquid latinitatis aureæ redolentes, cariores habuit: SS. Hieronymum, Ambrosium, Augustinum.'

Die Beweise für die Auslegung des Todes als Passahopfer, jedoch ohne Neunung des 14. Nisan als Todestag, sind bei den Kirchenvätern sehr zahlreich. Ich führe nur einige an:

Hieronymus Expositio in Epist. I ad Cor. cp. V: 'Etenim

pascha nostrum immolatus est Christus ... Non figura, sed veritas. Et Judæi quidem septem diebus azyma comedebant; nos vero semper, si simpliciter et pure versemur. Quia in septem diebus mundus est factus, qui semper in suo ordine revolvitur. Et quotidie nobis agnus occiditur, et pascha quotidie celebramus.'

Commentar. in Evang. Matth. Lib. IV, cp. 26: 'Et finem carnali festivitati volens imponere, umbraque transeunte, paschæ reddere veritatem, dixerit: Desiderio desideravi hoc pascha manducare vobiscum, antequam patiar. (Luc. 22, 15) Etenim pascha nostrum immolatus est Christus, si tamen comedamus illud in azymis sinceritatis et veritatis. (I Cor. 5, 7) Porro quod ait: Post biduum pascha fiet, simplici intelligentia prætermissa, id quod sacratum (Al. sacramentum) est, requiramus. Post duos dies clarissimi luminis, veteris ac novi Testamenti, verum pro mundo pascha celebratur. Pascha, quod Hebraice dicitur Phase, non a passione ut plerique arbitrantur, sed a transitu nominatur ... Transitus autem noster, id est, Phase, ita celebratur, si terrena et Aegyptum dimittentes, ad cœlestia festinemus.'

Ambrosius: Sermo 35 De Mysterio Paschæ: 'Quod quidem sacrum nomen ab ipsius Domini passione descendit; pascha enim passio est Salvatoris, sicut beatus Apostolus dicit: Pascha enim nostrum immolatus est Christus. Ad hoc enim humanum corpus Christus accipiens, se in passionem paschæ mysterio consecravit....'

Ambrosius: in Psalmum 43 Enarratio: 36. 'Bonus dominus noster Jesus Christus quia factus est ovis epulationis nostræ. Quæris quomodo factus sit? Audi dicentem: Pascha nostrum immolatus est Christus.'

Augustinus: Quæst. ex novo Testam. quæst. 96 Apostulus falli non potuit qui ait: 'Pascha nostrum immolatus est Christus. (I Cor. 5, 7) Quod non suum utique sed Legis est verbum, dicente Moyse (Exod. XII, 26, 27) ... Quid amplius est necessarium ad testimonium? Lex loquitur, Apostulus probat: hoc superest, ut contradictor abiiciatur ut pervicax.'

Auf den Todestag Christi direkt bezügliche Stellen habe ich nur folgende finden können, da ich mich zu diesem Zweck auf eine oberflächliche Durchsicht der Hauptwerke beschränken mufste:

Ambrosius Epistola 23: 'et celebravit pascha hebdomade (Matth. 5, 17), in qua fuit quartadecima luna quinta feria. Denique

ipsa die, sicut superiora docent, pascha cum discipulis manducavit: sequenti autem die, hoc est sexta feria, crucifixus est, luna quintadecima. Sabbato quoque magno illo sextadecima fuit: ac per hoc septimadecima luna resurrexit a mortuis.'

Augustinus, Epist. 55 ad inquisit. Januarii cp. IX: 'Nam Judæi mensem novorum tantummodo et lunam observant a quartadecima usque ad vicesimam primam. Sed quia illud eorum Pascha quo passus est Dominus, ita occurrit ut inter mortem eius et resurrectionem medius esset sabbati dies, addendum patres nostri censuerunt, ut et nostra festivitas a Judæorum festivitate distingueretur. ...'

Quæstiones ex novo et veteri test. (ex utroque mixtim), quæst. 106: 'Inter principium ergo et claritatem, qua illuminatus est mundus, Salvator noster et passus est et resurrexit: quia quartadecima luna passus est, primo die resurrexit, qui ideo dominicus dicitur, quia ipsum Dominus fecit. ...'

Die Scholastiker hat Petrarca nach P. de Nolhac S. 34 wenig gelesen. Man kann aber wohl annehmen, dafs ihm ein Mann von der Bedeutung eines Thomas von Aquino nicht fremd gewesen ist, wenn sich auch Beweise dafür nicht bringen lassen. So darf man wohl voraussetzen, dafs Petrarca die Summa totius theologiæ und somit auch pars III, quæst. 46, art. 9 gekannt hat, wo von dem Todestag Christi die Rede ist. Nachdem Thomas die sich widersprechenden Bibelstellen miteinander abgeschätzt hat, kommt er zu folgendem Schlufs: 'Cum autem dicitur Joan. 13. Ante diem festum Paschæ, intellegitur hoc fuisse decimaquarta luna, quod tunc evenit quinta feria: nam luna existente decimaquinta erat dies solennissimus Paschæ apud Judæos. Et sic eundem diem, quem Joannes nominat ante diem festum Paschæ, propter distinctionem naturalem dierum, Matthæus nominat primum diem azymorum: quia secundum ritum Judaicæ festivitatis solennitas incipiebat a vespera præcedentis diei. Quod autem dicitur, eos comesturos esse Pascha in decimaquinta luna, intelligendum est quod ibi Pascha non dicitur agnus Paschalis (qui immolatus fuerat decimaquarta luna), sed dicitur cibus Paschalis, id est azymi panes: quos opportebat comedi a mundis. Unde Chrysos. ibidem aliam expositionem ponit, quod Pascha potest accipi pro toto festo Judæorum, quod septem diebus agebatur.'

Es steht wohl nichts im Wege anzunehmen, dafs Petrarca mit den hier erörterten verschiedenen Anschauungen vertraut war und er demnach sowohl die eine wie die andere wählen konnte, um eine Beziehung zu seiner ersten Begegnung mit Laura zu finden. Da es sich für ihn um den 6. April 1327 = 14. Nisan handelte, nennt er diesen Tag den Todestag, ohne dafs man übrigens daraus auf eine bestimmte Stellungnahme in dieser Frage schliefsen könnte.

Nahe liegt ja der Gedanke, nach einem Datum der christlichen Zeitrechnung zu suchen, das Petrarca zu Grunde gelegt haben könnte. Als frühester unbeweglicher Termin für den Todestag Christi kommt der 25. März vor, so schon in den Acta Pilati, vgl. Hilgenfeld a. a. O. S. 352. Tertullian berichtet Adv. Judd. 8: '... qua passio facta est sub Tiberio Cæsare, Css. Bubellio Gemino et Julio Gemino, mense Martio, temporibus Paschæ die VIII. Calend. Aprilium, die primo azymorum, quo agnum ut occiderent ad vesperam, a Moyse fuerat præceptum' (entnommen aus G. Rösch bei Herzog a. a. O. Bd. 18 Zeitrechnung S. 476); und ebenso sagt Augustinus: quæst. 55 ex novo Testam.: 'Ut enim omnia se voluntate Patris recte condidisse doceret, tunc voluit passione sua mundum redimere et reformare, quando eum et creaverat, id est in æquinoctio, unde mundus initium cœpit, et dies super noctem increscere. In regno itaque agens Romano, nonnisi octavo calendas aprilis pati debuit, quando æquinoctium habent Romani.' Das Kalendarium des Polemius Silvius vom Jahre 448, die Festordnung des Perpetuus aus dem 5. Jahrhundert und das Kalendarium von Corbie aus dem Ende des 7. Jahrhunderts geben auch den 25. März als Tag der Kreuzigung resp. den 27. März als Auferstehungstag als unbewegliche Festtage an. Vgl. F. Piper, Karls d. Gr. Kalend. u. Ostertafel, Berlin 1858. Geradezu der 6. April wird als Todestag Christi bezeichnet (nach Hilgenfeld S. 394) in der Kirchengeschichte des Sozomenus (um 440 verfafst), wo der Verfasser von den Montanisten seiner Zeit erzählt, dafs sie jeden Monat zu 30 Tagen rechneten und den ersten Monat mit der am 24. März angesetzten Frühlings-Tagundnachtgleiche anfingen. Ihr 14. Nisan fiel daher auf den 6. April. Wahrscheinlich ist es aber nicht, dafs Petrarca diese gewifs vereinzelt dastehende Berechnung gekannt hat.

Auf moderne Berechnungen des Todestages Christi ist natürlich hier gar kein Gewicht zu legen, da sie auf der wiederum schwankenden Voraussetzung eines bestimmten Todesjahres Christi aufgebaut sein müssen und sich für Christi Zeiten überhaupt keine sichere Berechnung anstellen läfst wegen des noch nicht eingeführten konstanten Kalenders. Nimmt man aber an, dafs Petrarca derselben Ansicht war wie Dante in Bezug auf das Todesjahr, so starb Christus für ihn im 34. Jahre seines Lebens. Vgl. Convito IV, cp. 23: 'E movemi questa ragione, che ottimamente naturato fue il nostro Salvatore Cristo, il quale volle morire nel trentaquattresimo anno della sua etade.' Nach der Gaufsschen Formel berechnet traf der 15. Nisan des Jahres 33 am 4. April und des Jahres 34 am 23. März, was hier nur nebenbei erwähnt sei.

Die christliche Zeitrechnung hat Petrarca demnach seiner Angabe wohl nicht zu Grunde gelegt. Diese Vermutung wird zur Gewifsheit, wenn man das Sonett 48: *Padre del ciel,* Mestica S. 92, vergleicht, auf das auch Tassoni (bei Carrer S. 15 u. 18) weist: 's'ha da credere che quegli parimente fosse dal Poeta composto nella stessa quintadecima luna di marzo.' In dem Sonett heifst es: *Or volge, Signor mio, l'undecimo anno Ch'i' fui somesso al dispietato giogo,* und am Schlufs: *Ramenta lor come oggi fusti in croce.* Mit diesem Sonett haben sich die Kommentatoren weniger beschäftigt als mit dem erstgenannten. Die meisten verweisen nur einfach auf dieses oder behaupten, es sei am 6. April 1338 geschrieben, der nach der jüdischen Zeitrechnung ebenfalls der Kreuzigungstag Christi gewesen sei. So Karl Förster a. a. O. S. 155. Trotzdem übersetzt er S. 134: 'Das elfte Jahr, o Herr, ist schon im Scheiden.' Von Interesse ist die Erklärung von Gesualdo S. 67: 'è dubbio qui se l'undecim'anno era cominciato o era al fine non compito ancora, perchè dicendo "volge" mostra esser imperfetto l'anno ed in movimento ... Ma forse è meglio a dire che fosse il principio dell'anno ed il venerdì dopo il mattino. L'anno si dice propriamente volgere in quanto è in movimento, il quale giunto al fine non è piu.' Berechnet man nun mit der Gaufsschen Formel die Daten des Jahres 1338, so findet man für das christliche Osterfest den 12. April wie im Jahre 1327. Für das jüdische Fest ist das Resultat das folgende:

$a = 13$, $b = 2$, $M = 36$, $c = 1$, $m = 0{,}5488428$. Fall II kommt hier nicht in Betracht, da m kleiner ist als 0,63287037; deshalb trifft Ostern auf den 36. März, resp. der 15. Nisan des Jahres 1338 fällt auf den 5. April.

Bei Wolf, Astron. Handb., findet sich an dieser Stelle der im Verzeichnis nicht angegebene Druckfehler $m \lesseqgtr 0{,}63287037$, wonach also für das Jahr 1338 2 zuzuzählen wäre und das jüdische Osterfest auf den 7. April fiele wie im Jahre 1327. Dann wäre das Sonett am 6. April = 14. Nisan als dem Todestage Christi gedichtet. In der ersten Veröffentlichung der Formel a. a. O. steht aber $m \geqq$, und so an allen Stellen, an denen ich die Formel abgedruckt oder erläutert fand. Außerdem ergiebt eine Rechnung mit der erwähnten Osterformel von Schwarz auch den 5. April[1] und ebenso eine Berechnung des 1. Tisri mit Abzug von 163 Tagen. Der 7. April erweist sich aber auch aus anderem Grunde als hier unmöglich; denn am 6. April fand Petrarcas Begegnung mit Laura statt, und nur vor der Prime dieses Tages konnte er sagen: 'jetzt wendet sich das elfte Jahr'. Hat er es aber am 5. April = 15. Nisan gesagt und nun diesmal den 15. für den Todestag Christi gehalten? Petrarca konnte freilich an jedem Tage vor dem 6. April so sprechen, und so kann das Gedicht ebenfalls am 14. Nisan = 4. April entstanden sein. Andererseits würde aber auch nichts im Wege stehen, auch bei Petrarca ein Schwanken zwischen den beiden Daten anzunehmen, so zwar, daſs er im ersten Sonett den 14., im zweiten aber den 15. als Todestag bezeichnete, je nachdem es seinem Zweck entsprach. Mit Gewiſsheit wird sich die Frage für das zweite Sonett wohl kaum entscheiden lassen. So viel scheint aber doch mit Sicherheit aus dem allem hervorzugehen, daſs Petrarca die jüdische Zeitrechnung bei der Datierung dieser beiden Sonette zu Grunde gelegt hat, wenn man auch wird annehmen müssen, daſs nicht der 15., sondern der 14. *giorno della luna di marzo* unter dem 6. April 1327 zu verstehen ist.

[1] Mit Hilfe der Schwarzschen Tabellen lassen sich auch die Wochentage eines jüdischen Datums berechnen, und auch dieses Ergebnis stimmt mit meinen Angaben überein: d. 15. Nisan 1327 = Dienstag d. 7. April, d. 15. Nisan 1338 = Sonntag d. 5. April.

Breslau. Gertrud Dobschall.

Kleine Mitteilungen.

Zur englischen Wortkunde.

I. Me. *raimen, reimen, a-reimen.* Für diese Wörter giebt Stratmann-Bradley die Bedeutungen 'arrange; quide; direct' (für *raimen, reimen*) und 'rescue, redeem' (für *a-reimen*) an. Wenn man aber die gegebenen Belegstellen aufschlägt, ergiebt sich mit Leichtigkeit, daſs die für *raimen, reimen* angegebenen Bedeutungen nicht die richtigen sein können. Ich werde hier die mir bekannten Belege anführen, von denen meines Erachtens einige einen sicheren Hinweis auf die Bedeutung des Wortes *raimen, reimen* wie auch auf seine Etymologie geben.

1) Cursor Mundi v. 23154 ff.: *þai shal be dempt ... to mikel soru and sijt to þam (þaim) þat al þis werld þaim mai not raim.* Kaluza, Glossary zu C. M., schlägt für *raim* die Bedeutung 'rescue' (obwohl mit einem Fragezeichen) vor; Hupe, Cursor Studies, übersetzt es mit 'to sound' und giebt als Quelle ein altn. *hreima* an.[1]

2) Morte Arthure (E. E. T. S. No. 8) v. 98 ff.: *to ansuere ... why thow has redyne and raymede and raunsound þe pople and kyllyde doune his cosyns* ... etc. Hier wird *raymede* von Perry Gloss. Ind. mit 'roamed, made incursion' übersetzt.

3 a) P. Pl. C. XIV, 95 f.: *For þe wil is as muche worth of a wrecche beggere as al þat þe ryche may reyme and ryghtfulliche dele.* Skeat, Glossary zu P. Pl. and Notes p. 275, übersetzt *reyme* mit 'to reach after, clutch, seize, acquire' und vergleicht in den Noten altn. *hremma* 'to clutch', in dem Glossar ahd. *râmên* 'to strive after'. — b) P. Pl. A. I, 92 f.: *kinges and knihtes sholde kepen hem be Reson and Rihtfulliche Raymen þe Realmes abouten.* Skeat, Glossary, übersetzt *raymen* mit 'roam about, make royal progresses'.

4) Pol., Rel. and Love Poems, ed. Furnivall (E. E. T. S. No. 15) p. 231: *cupidity falseþ, reymeþ, falleþ, shendeþ.* Furnivall übersetzt

[1] Ein solches altn. Wort nehmen die Wbb. nicht auf — aber es hätte ja sehr gut zu dem Sb. *hreimr* 'a screem, cry' (Cleasby-Vigfússon), 'unangenehmes Geräusch' (Jónsson) gebildet werden können.

nach H. Coleridge *reyme* mit 'rule, lord it'. Skeat, Glossar und Noten zu P. Pl., übersetzt es mit 'grasp'.

5) Ayenb. (E. E. T. S. No. 23) S. 43 f.: *The vifte is þe zenne of reuen· of prouostes· of bedeles· of sergons· þet accuseþ and chalengeþ þet poure uolk and ham doþ raymi and kueadliche lede uor a lite wynnynge þet he habbeþ be-zide.* Morris, Glossar zu Ayenb., übersetzt *raimi* mit 'accuse' und leitet es aus einem ae. *reomian* 'to cry out' her, das ich nirgendwo wiederfinden kann.

6) Pol. Songs ed. Wright (Camden Soc. No. VI, 1839) p. 150: *Thus me pileth the pore and pyketh ful clene The ryche raymeth withouten eny right.*

7 a) Rob. of Brunne, Peter Langtoft's Chronicle, ed. Hearne, Oxford 1725, p. 29: *Siþen he went to bataile, Constantyn to sle. Constantyn he reymed and did unto stresse and wan þe lond ilk dele, and wasted alle Cathenesse.* — b) Ib. p. 185: *we clayme þis our heritage þat þise paen hondes our ancestre haf reft and þorgh hard woundes of tham falle reyme it eft.* Hearne übersetzt in seinem Glossar *reyme* 'remove, take away, bereave'.

8) The Erle of Tolous, ed. Ritson, Metr. Romances, vol. III, London 1802, p. 111 (= Lüdtke, The Erl of Tolous, Berlin 1881, p. 239): *That oon knyght Kamiters (hyght Kantres,* Lüdtke), *that odur Kaym Falser men myght no man rayme, certys then were thoo*; Ritson übersetzt *rayme* mit 'cry out against'.

9) Wiclif's Works, ed. Matthew (E. E. T. S. No. 74) p. 185: (*þe*) *preisen hym most that foulest raymeþ þe peple.* Der Herausgeber übersetzt *raymeþ* mit 'robs'.

10) The Alliterative Romance of Alexander ed. Stevenson (Roxburghe Club 1849) v. 2487 f. (= Wars of Alex. ed. Skeat, E. E. T. S.): *This souerayn with his seggis thurʒe Sycile he wyndes Thoʒt to ride and to rayme the regions of Barbres*; andere Belege bei Skeat Glossarial Index zu the Wars of Alexander. Hervorzuheben ist Alex. 2510 (Dubl. MS.): *þen am I raddest all our realme be raymed from us first,* wo Ashmole *be reft vs for euire* hat.

11) Die Stelle, wo *a-reimen* vorkommt, lautet (A. R. p. 126): *þet is ure raunsun þet we schulen areimen us mide.* Man hat für *areimen* die Bedeutung 'redeem, set at large, liberate' angenommen, aber nach einer Etymologie vergeblich gesucht. N. E. D. sagt: 'Deriv. unknown'.

Viele von den Bedeutungen, die man für die betreffenden Wörter angenommen hat, sind ja schon von vornherein sehr wahrscheinlich. Aber ganz klar wird das Wort, wenn wir seine Quelle heranziehen: es ist ein französisches Lehnwort aus afrz. *raembre, raimbre, reeimbre, raiimbre* etc. (< lat. *redimere*) (Godefroy).[1] Die ursprüngliche Bedeu-

[1] Lautlich ist diese Herleitung natürlich nicht zu beanstanden.

tung dieses Wortes ist 'payer la rançon de, affranchir, racheter', und diese Bedeutung finden wir in den aus C. M. und A. R. angeführten Stellen wieder.[1] Eine ähnliche Bedeutung ist die von 'racheter, retirer par le retrait lignager'; dieselbe könnte die Bedeutung von *reyme* bei Rob. Br. p. 185 sein, wo es aber wahrscheinlich einfach 'racheter' bedeutet. Ferner bedeutet das afrz. Wort 'exiger rançon de, rançonner, dépouiller, piller, vexer'. Diese Bedeutung hat das Wort zweifellos in den aus M. Arth., Rob. Brunne p. 29, Wicl., Alex. angeführten Belegstellen. Die Bedeutung 'condamner à payer une somme' spiegelt sich in dem *raimi* in Ayenb. wieder (die afrz. Vorlage, MS. Cott. Cleopatra A. V, Bl. 39* hat: *qui accusent e chalengent les poures genz e les font raimbre)*. In P. Pl. C., Pol. Rel. and Love Poems, Pol. Songs[2] bedeutet das Wort 'ungerechterweise Geld zusammenraffen' oder dergleichen, eine Bedeutung, die ja mit den vorigen nahe zusammenhängt. Was das Wort P. Pl. A. und Erle of Tol. bedeutet, kann ich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Das von Halliwell Dict. angeführte ne. dial. *rame* 'to rob or plunder' ist wahrscheinlich mit dem me. Worte identisch.

II. Zu Archiv CI, S. 390 Mitte: *corrumpit omnium* ist ein Druckfehler für *corrumpit animum*. — Betreffs me. *bēđen* hätte der Vorschlag Holthausens, E. St. XVI, S. 430, erwähnt werden sollen.

III. Zu Archiv CI, S. 394, Z. 2 ist nördliche statt mittelländische zu lesen. Me. **sō* (aus den neuenglischen Dialekten zu erschliefsen) kommt nämlich nur an einem Punkte des nördlichen Mittellandes vor, dagegen häufig im Norden (vgl. Luick, Unters. S. 217).[3] In Schottland scheint die Form aber nicht vorzukommen.

IV. Me. *skate*, ne. *skate* (Fischname). In meiner Schrift, Zur Dial. Prov. der nord. Lehnwörter (Språkvetensk. Sällsk. Förhandl.) S. 10 habe ich für dieses Wort westnordischen Ursprung angenommen. Indessen hat mir mein Freund, Cand. Mag. Marius Kristensen, Askov Dänemark, mitgeteilt, dafs das Wort als Fischname auch in Jütland vorkommt (*ska* f.); das englische Wort kann deshalb ebensogut ostnordischen als westnordischen Ursprungs sein.

V. Me. *grēne* Hav. 996 (Zur Dial. Prov. S. 18, 28) ist schon vorher von Holthausen, Anglia XV, S. 500, richtig gedeutet worden.

Göttingen. Erik Björkman.

---

[1] Ich übersetze C. M. v. 23156: 'so dafs man sie nicht mit dieser ganzen Welt loskaufen kann' oder wörtlich 'so dafs sie diese ganze Welt nicht wird loskaufen können, d. h. genügen wird, um sie loszukaufen'.

[2] Böddeker, Altengl. Dichtungen, Pol. Lieder II, 26, suppliert *me* (: *þe ryche men raymeþ (me) wiþouten eny ryht*) und übersetzt *raymen* mit rauben, was vielleicht vorzuziehen ist.

[3] Auf dieses Versehen hat mich Herr Prof. Luick brieflich aufmerksam gemacht. (Vgl. Luick, Archiv CIII, S. 74 f.)

Zum englischen Volksrätsel.

In meinem jüngst erschienenen Buche 'Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels' (Berlin, Mayer und Müller, 1899, Palästra IV) habe ich versucht, den im Laufe der Jahrhunderte stark abgegriffenen Glanz deutscher Volksrätsel zu erneuen, indem ich auf den Schatz der stilistischen Mittel hindeutete, wie ihn etwa das Rätsel der Schotten zeigt, bei denen das stoffliche Interesse die Freude an der Form noch nicht in dem Grade überwuchert hat, wie wir dies so mannigfach bei der deutschen Volkslitteratur zu beklagen haben. Durch die Notwendigkeit raschen Abschlusses jener Arbeit zum Verzicht auf die systematische Ausbeute älterer Litteratur gezwungen, stellte ich u. a., durch meine Hauptvorlagen, die bekannten Sammlungen von Halliwell und Chambers, verleitet, folgenden Satz auf (S. 23): 'Der Engländer und Schotte sind noch zurückhaltender im Profanieren der Religion (als der Deutsche), wie sich denn überhaupt ihre Volksrätsel durch eine gröfsere Sittenreinheit auszeichnen.'

Heute mufs ich diesen Satz, mindestens was England betrifft, bedeutend einschränken. Halliwells Sammlung scheint doch mit starker Rücksicht auf die Kinderstube veranstaltet zu sein. Um so nachdrücklicher ist die Forderung an die englische Volkskunde zu stellen, dafs sie die Reste alter, gereimter, metrisch sauberer, wenn auch inhaltlich oft unsauberer Poesie sammle und dem Forscher zugänglich mache. Die oft angestimmten und oft mit Recht verlachten Klagelieder von dem drohenden Untergange alter Blüten der Volkspoesie in der Stickluft moderner Kultur hat hier eine gewisse Berechtigung: allenthalben scheint das alte 'wirkliche' Volksrätsel vor der prosaischen Scherzfrage zurückzuweichen. Immerhin ist aus früherer Zeit manches zufällig erhalten, was uns fördern kann: die in allen europäischen Sprachen — nicht zum mindesten in den slavischen — so überaus zahlreichen 'Zweideutigkeiten', Rätsel, die eine alltägliche Handlung, die an sich gar nichts Auffälliges hat, oder einen allvertrauten harmlosen Gegenstand so beschreiben, dafs der Hörer unwillkürlich annehmen mufs, es handle sich um eine höchst obscöne Schilderung, bis er nachher zu seinem Erstaunen und zu seiner Beschämung den wahren Sachverhalt erfährt — diese 'Zweideutigkeiten' fehlen in der Halliwellschen Sammlung.

Aber in einem Sammelbande 'Various Poems' des Britischen Museums (C. 39. a) finden sich am Schlusse einige zum Teil stark obscöne Reime und Liebeslieder handschriftlich eingetragen. Solche handschriftlichen Bemerkungen sind überhaupt für die Volkskunde oft wertvoll geworden, wie z. B. das merkwürdige Hahnenrätsel auf dem Deckel eines früher Diez gehörigen Exemplars von Praetorius' Philosophiæ colus (Ztschr. f. deutsche Myth. IV, 405), und so war es

höchst dankenswert, daſs Furnivall im Jahre 1874 in einem Bande der 'Ballad-Society' diese eigentümliche Blütenlese zum Abdruck brachte. Darunter befindet sich nun ein *riddle* (Nr. 19), das sich auf ein Mädchen bezieht, die ihre Nähnadel einfädelt. Die Beschreibung dieses Vorgangs, dessen Parallele zum Gebiete des Geschlechtslebens (denn eine solche Parallele muſs bei allen diesen 'Zweideutigkeiten' vorliegen) klar genug ersichtlich sein dürfte, lautet:

Thus my riddle doeth begine;
A mayde would have a thinge put in,
And with hir hand she brought it to;
It was so meeke, it would not doe:
And at the length she used it soe,
That to the hole she made it goe.
When it had done as she could wishe,
'Ah, ha!' quoth she, 'I'me glad of this'.

Ich stehe keinen Augenblick an, in diesen Zeilen ein echtes Volksrätsel zu sehen. Die metrische relative Reinheit und das Raffinement, mit dem die Parallele gezogen ist, darf uns nicht daran hindern; Formlosigkeit und Stumpfsinn sind niemals die Charakteristika germanischer Volkspoesie gewesen. Der Stil ist echt volkstümlich; wir haben das einführende Rahmenelement, das mit dem eigentlichen Kern des Rätsels durch den Reim verbunden ist (s. meine 'Beitr.' S. 62 ff.) und eine Aufforderung zum Raten enthält — gerade beim englischen Volksrätsel sehr beliebt (Halliwell, Nursery rhymes 128): *'A riddle, a riddle, as I suppose'*. Die ganze Einkleidung in eine Erzählung, die knappe Aneinanderreihung der einzelnen Vorgänge, die Einfügung eines Selbstgespräches — alles das ist echt volkstümlich. Ich kann hier keine englische Parallele anführen, aus dem oben erwähnten Grunde. Aber, um aus tausenden ein Beispiel herauszugreifen, läſst sich folgendes deutsche Rätsel ('Ring und Finger') Zug für Zug stilistisch vergleichen:

Es ging ein Mädchen über'n Hof,
Sie zeigte dem Herrn das blanke Loch.
Da dacht' der Herr in seinem Sinn:
'Ach hätt' ich doch den Langen drin'.

Auch ist das Motiv an sich dem germanischen Volksrätsel nicht fremd; es figuriert schon unter den zotigen Rätseln des 'Schildbürgerbuches' und ist noch heute im niederdeutschen Volksmunde anzutreffen. So verzeichnet Wossidlo (Mecklenburgische Volksüberlieferungen Bd. I, S. 306):

Ik seet up een kleen blöckschen
Un keek dörch en kleen löckschen,
Ik gedacht in minen Sinn,
Ach haddst du'n drin.

Verwandt mit den eigentlichen Rätseln sind die dunklen Reden, deren einzelne Begriffe eine bestimmte bildliche Beziehung auf ein anderes, nicht genanntes Lebensgebiet besitzen. Hier ist die Auflösung oft wirklich obscön und die Einkleidung unschuldig. In der Sammlung 'Κρυπτάδια', die in den 'Giftschränken' unserer gröfseren Bibliotheken versteckt ist, findet sich aus mehreren Gegenden eine unsaubere Geschichte berichtet, wo ein Mann, gewöhnlich ein Priester, mit einer Frau folgende nur zu deutliche Wechselrede führt: 'Was ist das?' — 'Das ist Ägypten. Und was ist das?' — 'Das ist Pharao. Lafs Pharao in Ägypten einziehen.' Aus England waren mir derartige Zoten bisher nicht bekannt. An derselben Stelle aber, wie das oben mitgeteilte Rätsel, findet sich folgende Reimerei (Nr. 21):

A virtuouse Ladie sittinge in a muse,
As oftentimes faire virtuous ladies use,
Did leane hir elbowes on hir knees ful harde,
Each distant from the other haulfe a yarde.
Hir knight, to checke hir by some privie token,
Sayed 'Wyfe, awake! your cabbinet is open!'
She rose, and blusht, and smilde, and soft did saye,
'Then locke it, if you please; you keepe the kaye.'

Die satirisch-epigrammatische Zuspitzung und Ausführung ist natürlich ganz unpopulär und mag vielleicht dem Verfasser des vorherstehenden Epigramms (Nr. 20: Grabschrift auf einen Juristen) nicht fremd sein, das unserem Lessing ganz wohl anstehen würde:

Here lies a myracle; deny it whoe can:
He lived a Lawyer, and — an honest man!

Immerhin ist wohl der Kern des 'open Cabinet' volkstümlich, wie ja die Kunstlitteratur zu allen Zeiten stoffliche Anleihen beim Volke gemacht hat.

Würzburg. Robert Petsch.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374. Von Friedrich Scholz (Sonderabdruck aus Acta Germanica V, 2). Berlin, Mayer & Müller, 1898. 285 S. 8. M. 8,50.

Die Frage nach der Entstehung und Entwickelung unserer Schriftsprache kann nur auf Grund methodisch geführter Einzeluntersuchungen gelöst werden, wie sie R. Brandstetter (Die Luzerner Kanzleisprache von 1250—1600) und W. Scheel (Jaspar von Gennep und die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln) begonnen haben. Ihnen schliefst sich die vorliegende vortreffliche Arbeit an, die nicht nur ein reichliches Material sorgfältig und gründlich behandelt, sondern auch in methodologischer Hinsicht vorbildlich zu wirken geeignet ist.

Für die Erforschung der ältesten Schriftsprache stellt der Verfasser in dem ersten Abschnitt, 'Methode und Quellen' (S. 4—14), mit vollem Recht die beiden Gesichtspunkte auf, dafs 1) ein für die Geschichte der Zeit bedeutsamer Ort zu wählen sei, und dafs 2) die lokalen rechtslitterarischen Denkmäler in reicher Zahl und womöglich in ununterbrochener Reihe vorhanden sein müssen. Die Augsburger Urkunden erfüllen nun beide Bedingungen durchaus. Bei der Untersuchung des gedruckten Materials ist Scholz dann zur Erkenntnis gekommen, dafs dies die Entwickelung mancher Buchstaben und Zeichen schlecht wiedergiebt; er stellt deshalb die dritte allgemeine Forderung, dafs nur ungedrucktes Material benutzt werde. Zweifellos war es ein Fehler, dafs die Göttinger Akademie, als sie die Untersuchung der kaiserlichen Kanzleisprache bis zu Maximilian verlangte, auf die Benutzung ungedruckten Materials verzichtete; anderseits wird man die Drucke wenigstens zur Vergleichung mit heranziehen müssen, wie es ja auch Scholz gethan hat. Jedenfalls aber bieten für die Feststellung der Entwickelung der Laute die Urkunden den grofsen Vorzug der zeitlichen und örtlichen Zuverlässigkeit.

Die Augsburger Urkunde im besonderen behandelt nun der zweite Abschnitt (Normen und Bestandteile S. 15—40, Kanzleien und Schreiber in Augsburg S. 40—58, Einzelne Zeichen und Buchstaben S. 59—65). Während bis zum 13. Jahrhundert die Urkunde von der bischöflichen

Jurisdiktion nicht zu trennen ist, wird sie jetzt zum Gemeingut. Es lassen sich 1) öffentliche Urkunden unterscheiden, welche vom Bischof, dem bischöflichen Hofgericht (iudices curiæ), dem Rat, dem Vogt, dem Burggrafen und anderen ausgestellt wurden, und 2) Partei-Urkunden, die nicht von einer öffentlichen Behörde oder wenigstens nicht von dieser allein ausgestellt wurden. Alle hatten durchaus den Charakter eines durch ein Siegel beglaubigten Zeugnisses über eine Rechtshandlung.

Für die sprachliche Untersuchung ist die Hauptfrage, von wem die Urkunde geschrieben, in weiterem Sinne, von wem sie ausgestellt ist. An erster Stelle steht die städtische Kanzlei, die seit 1235 nachzuweisen ist. Im Jahre 1268 erscheint zum erstenmal ein notarius civitatis — 'der stet schriber', wie er später heifst — mit Namen Konrad. Unter ihm vollzieht sich 1272 die grofse Wandlung: der Übergang vom Gebrauch der lateinischen Sprache zur Anwendung der Muttersprache. Rasch nimmt jetzt die Zahl der Urkunden zu, und zugleich macht sich eine realere Richtung geltend, welche die überladenen Phrasen und den religiösen Bombast zurückdrängt. Von 1268 an haben wir eine fortlaufende Reihe von Stadtschreibern, deren Namen auch mit wenigen Lücken bekannt sind. Im 14. Jahrhundert waren es stets Einheimische. Über ihre Fachbildung wissen wir nichts, ebensowenig über ihre bürgerliche Stellung, die aber materiell günstig war. Vielfach erscheint neben der Hand des Stadtschreibers die seines Gehilfen, der dann bisweilen auch sein Nachfolger wird. Im ganzen sind in der Zeit von 1268—1374 neunzehn Hände zu unterscheiden, von denen elf sicher Stadtschreibern angehören. Weshalb übrigens Scholz die Urkunden gerade bis zum Jahre 1374 verfolgt, hat er nicht genauer erklärt.

Neben der städtischen Kanzlei ist die bischöfliche zu nennen. Über ihre Schreiber ist leider wenig zu ermitteln; wichtig ist, dafs sie in der Sprachentwickelung der städtischen voranschritt und wohl auch einen Einflufs auf sie ausübte. Den beiden Kanzleien schliefsen sich die 'Schreibstuben' (über den Unterschied vgl. S. 42) der iudices curiæ und der Klöster an.

Der dritte Abschnitt, S. 66—285, enthält die sprachliche Untersuchung. Eingehend hat der Verfasser den Vokalismus und Konsonantismus dargestellt, während er über die Flexion nur wenige Bemerkungen giebt und die Behandlung der Syntax und des Wortschatzes sich für später vorbehält. Bei der Darstellung des Lautstandes geht er in jedem einzelnen Falle von dem gemein-mittelhochdeutschen Laute aus und giebt für dessen Vertreter aus den vier genannten Gruppen der Urkunden, denen er noch das Stadtbuch und das Achtbuch anschliefst, ein je nach dem Bedürfnis genau ausgeführtes oder summarisches statistisches Belegmaterial. In einem zweiten, 'Geltung' überschriebenen Abschnitt erklärt er dann, mit steter Rücksicht auf die Entwickelung der Augsburger Mundart und meist durchaus ansprechend, die Abweichungen der Quellen von dem gemein-mittelhochdeutschen Lautstande; auch beachtet er stets den Zeitpunkt, in dem die einzelnen Erscheinungen auftreten und wieder ver-

schwinden, das gegenseitige Verhältnis der nebeneinander vorkommenden Laute, sowie die verschiedenen Einflüsse, die auf die Urkundensprache eingewirkt haben. In einem dritten Abschnitt, 'Bezeichnung', erörtert er die graphischen Eigentümlichkeiten, soweit sie nicht schon im zweiten besprochen werden mufsten. Durch diese Art der Darstellung erhalten wir eine deutliche Anschauung von der geschichtlichen Entwickelung, welche die mittelhochdeutschen Laute in den Augsburger Urkunden durchgemacht haben; jedoch ist der Nachteil damit verbunden, dafs wir kein zusammenhängendes, vollständiges Bild von dem Umfang und der Geltung der einzelnen, thatsächlich in den Quellen erscheinenden Laute gewinnen. Diesem Übelstand vermag auch der Schlufs des dritten Abschnittes des Buches, der von S. 256 an den 'Gesamtverlauf der Entwickelung der augsburgischen Kanzleisprache' schildert, nicht völlig abzuhelfen, zumal die Resultate nicht immer ganz klar hervorgehoben sind.

Was nun die Entwickelung der Augsburger Schriftsprache im allgemeinen betrifft, so ist ein deutlicher Einflufs der lebenden Sprache auf dieselbe bemerkbar. Mit Kauffmann unterscheidet der Verfasser dabei auch für die damalige Zeit die Sprache der Gebildeten, welche meist auch die der Schreiber war, von der Volksmundart (vgl. S. 257 und 262 ff.). Grob-Mundartliches wie das st. Part. Prät. und die 1. Plur. Präs. auf *e* statt *en* findet sich ganz selten; deutlich werden vulgäres *e* und *i* statt *ö* und *ü* gemieden (nur *liechtmisse* begegnet öfters). Viele Schreiber meiden auch, der Gesellschaftssprache und der Tradition folgend, das vulgäre *au* an Stelle des langen *a*, das aber doch im 14. Jahrhundert oft erscheint, ähnlich wie wenigstens in den internen Denkmälern oft *ei* für *e* vorkommt. Dagegen werden allgemein-mundartliche Eigentümlichkeiten des Vokalismus durchaus angewendet, so die specifisch schwäbischen Doppellaute für *u* und *o* und die Superlative auf *-ost* bis zum Ende unserer Periode. Im Gegensatz zum Vokalismus bleibt der Konsonantismus ziemlich konstant, und ein Unterschied zwischen Volks-, Gesellschafts- und Schriftsprache läfst sich kaum feststellen; eine Wirkung der Mundart ist es aber, dafs für mhd. *b* regellos *p* geschrieben wird, welches anfangs sogar einige Schreiber allein anwenden. Gemein-mhd. *b* wurde dann nach dem Vorbild der kaiserlichen Kanzlei durchgeführt, zuerst in der bischöflichen Kanzlei im Jahre 1338, wie sie auch zuerst *pf* für *ph* schrieb.

Während sich in der bischöflichen Kanzlei grofse persönliche Verschiedenheiten geltend machten, herrschte in der städtischen eine bestimmte traditionelle Schreibweise. Persönliche Einwirkungen und solche der Schule sind im allgemeinen hier nicht zu unterscheiden, jedoch übten der erste deutsch schreibende Stadtschreiber Konrad und manche seiner Nachfolger auch einen selbständigen Einflufs aus (S. 270 ff.). So versuchte schon Ende des 13. Jahrhunderts der Schreiber Rudolf, der beim Herzog Philipp von Kärnthen gedient hatte, die neuen Diphthonge statt der alten Längen *i*, *u*, *iu* einzubürgern. Die Geschichte dieser neuen Diphthonge in Augsburg ist interessant zu verfolgen (vgl. S. 264 ff.). Auf doppeltem Wege sind sie aus Baiern eingedrungen. Zuerst nahm sie das gewöhn-

liche Volk in dem regen Verkehr auf, den die Familien- und Handelsbeziehungen im Ostlechland hervorriefen; dann eigneten sie sich die Gebildeten in dem schriftlichen Verkehr mit Baiern an, in der Zeit der engen Beziehungen zum Hofe König Ludwigs, etwa 1320—1340. Das Resultat war, dafs bereits vom 2. bis 4. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts in Augsburg kein Widerstand mehr gegen die bairischen Diphthonge vorhanden war.

Infolge des Verkehrs mit dem Hofe König Ludwigs um die Zeit von 1320—1340 gewann überhaupt die kaiserliche Kanzlei einen starken Einflufs auf die städtische Kanzlei Augsburgs. Das Verhältnis zwischen beiden Kanzleien ist aber dadurch sehr verwickelt, dafs die Sprache der kaiserlichen selbst nicht einheitlich war. Während sie Anfang der zwanziger Jahre im wesentlichen bairisch war, machten dann Augsburger Schreiber dort ihren schwäbischen Einflufs geltend, so dafs sich öfters wieder *i, u, iu* einschlichen; anderseits herrschte damals ja in Augsburg selbst schon ein bairisch-schwäbisches Gemisch von alten Längen und neuen Diphthongen (vgl. S. 274 ff.). Am stärksten war die gegenseitige Einwirkung 1331—1335, unter Karl IV. aber verlor die kaiserliche Kanzlei wieder sehr viel von ihrem Einflufs auf die augsburgische.

Bemerkenswert ist noch, dafs zu Ende unserer Periode nicht nur die Sorgfalt und Konsequenz in der Schreibung der verschiedenen Laute zunahmen, was ja überhaupt damals allgemein der Fall war, sondern dafs auch bereits — also vor Niclas von Wyle — doktrinäre Versuche zur Regelung der Orthographie gemacht wurden (vgl. S. 63).

Berlin. Rudolf Wessely.

Die Aussprache des Schriftdeutschen. Mit dem 'Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preufsischen Schulen' in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten von Wilhelm Vietor, Professor an der Universität Marburg. Vierte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. VII, 119 S. kl. 8.

Diese bereits nach drei Jahren nötig gewordene Neubearbeitung des bewährten Büchleins zeigt die phonetische Umschreibung nunmehr im Gewande der von der *Association Phonétique* gebrauchten Lautschrift — eine treffliche Neuerung! Ferner hat sich Vietor entschlossen, den geänderten Ansichten und Thatsachen entsprechend, für *g* die edlere Aussprache als Verschlufslaut zu empfehlen und voranzustellen. Im übrigen stimmen seine Ansichten und Vorschläge fast durchaus mit den in Siebs' 'Deutscher Bühnenaussprache' aufgestellten Forderungen überein. Möge die nun glücklich erreichte Einheit in der Theorie auch bald in der Praxis weite Verbreitung finden und eine sorgfältigere Behandlung unserer herrlichen Muttersprache auch im mündlichen Ausdruck herbeiführen! Hier fehlt es doch leider noch sehr an Einsicht und gutem Willen.

Einige Bemerkungen, die ich mir beim Gebrauch des Werkchens gemacht, mögen hier für eine Neuauflage mitgeteilt werden. S. 13: die

Schreibung *wîp*, *wîbes*; *hant*, *hende* im Mhd. bezeichnet nicht den Wechsel von stimmlosem und stimmhaftem Verschlufslaut, sondern den von Fortis und Lenis, da das Oberdeutsche ja gar keine stimmhaften Verschlufslaute kennt! — Ib. § 23 am Ende: auch kurzes *i* und *u* sind in Süddeutschland (wenigstens in der Pfalz) geschlossen oder eng. — Ib. § 24: auch wo mhd. *ë* (*i*-Umlaut von *a*) galt, wird jetzt dialektisch geschlossenes *e* gesprochen, z. B. in *Esel*. — S. 17, § 30: die Aussprache des inlautenden *ng* als ŋ + *g* ist durchaus nicht allgemein westfälisch, als Soester kenne ich sie z. B. nicht! — Das Wörterverzeichnis enthält eine Menge Wörter, deren Aussprache nach den vorhergehenden Regeln keinem Zweifel unterliegen kann, während ich eine Anzahl mit schwankender Aussprache (z. B. *Erz*) vergebens darin gesucht habe. Könnte der Verfasser nicht in einer neuen Auflage jene ausmerzen und dafür alle irgendwie orthoëpisch bemerkenswerten, besonders Eigen- und Ortsnamen, aufnehmen? Betonungen wie z. B *Elberféld*, *Paderbórn*, *Altenbéken* etc. sind Ausländern in der Regel vollkommen unbekannt, wie ich hier oft genug feststellen konnte.

Die Korrektur ist sehr sorgfältig gewesen, so dafs ich in den Texten auch nicht einen einzigen Fehler gefunden habe.

Gotenburg. F. Holthausen.

Neue Publikationen der 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen'. Prag, J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

1. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Bd. VIII: Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Herausgegeben von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt und 7 Tafeln in Lichtdruck. Preis geh. 3 Kronen = M. 3. — Bd. IX: Johannes Mathesius. Ausgewählte Werke. Dritter Band: Luthers Leben in Predigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Dr. G. Loesche. Mit zwei Porträts. Preis geh. 4 Kronen = M. 4.

2. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen.

I. Bd., 1. Heft: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von Adolf Hauffen. 1896. 224 Seiten. Preis 2 Kronen 80 Heller = M. 2,80. — I. Bd., 2. Heft: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung von Prof. Dr. Gust. Laube. 1896. 107 Seiten. Preis 1 Krone 20 Heller = M. 1,20. — I. Bd., 3. Heft: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus von Julius Lippert. Mit 6 Tafeln und 24 Seiten Text. 1898. Preis 80 Heller = M. 0,80. — II. Bd., 1. Heft: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. I. Teil. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 1898. 187 Seiten. Preis 2 Kronen 40 Heller = M. 2,40.

Es ist eine im Kulturleben der Völker oft beobachtete Thatsache, dafs eine ideale Aufgabe unter äufserlich schweren Umständen besser gedeiht

als in glücklichen, fördernden Verhältnissen. Die Volkskunde hat in den verschiedenen Teilen unseres deutschen Vaterlandes — deutsch 'so weit die deutsche Zunge klingt' — gar viele Vereine und Gesellschaften ins Leben treten und mit rüstiger Hand an die Arbeit gehen sehen, aber wenige haben in so kurzer Zeit so viel zu leisten vermocht und sich bei allen Mitstrebenden so aufrichtige Sympathien erwerben dürfen, als unsere Arbeitsbrüder im deutschen Böhmen, bei denen die Arbeit zugleich ein Kampf ist, bei denen die Volkskunde im konkretesten Sinne national, patriotisch wird. Um so schwieriger ist es dort, wissenschaftliche Thaten zu verrichten, als die Czechen seit langer Zeit in erfolgreiche Konkurrenz getreten sind und in einer regelmäfsig erscheinenden reichen Zeitschrift ein ausgezeichnetes Sammelorgan besitzen. Dafs aber die 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen' den Wettkampf mit Ehren bestehen werde, dafür bürgt der Name des Mannes, der an der Spitze des Unternehmens steht, Professor Adolf Hauffen in Prag. Hauffen ist sicherlich einer der hervorragendsten Vertreter unserer Wissenschaft, zur Behandlung der Volkspoesie gerüstet wie wenige durch seine ausgebreitete Kenntnis der deutschen Litteratur desjenigen Zeitraumes, in dem deutsches Leben am stärksten pulsierte und das deutsche Volkstum in der Schriftstellerei seine deutlichsten Spuren hinterliefs, des 16. Jahrhunderts. Überhaupt ist Hauffen mehr ein Mann historischer Vergleichung, der Gegenwärtiges aus der Vergangenheit zu erklären sucht, als der Forscher in den fremden Litteraturen der Gegenwart, wie wir ihn in R. Köhler kennen gelernt haben. Die von Hauffen geleitete Gesellschaft hat es sich denn auch zur Aufgabe gesetzt, älteres Quellenmaterial im weitesten Umfange zugänglich zu machen und somit stehen die Bände der 'Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen' in naher Beziehung zu unseren Bestrebungen. Volkskundliches Material kann direkt und indirekt geliefert werden. Volkslieder und andere unmittelbare Erzeugnisse volkstümlicher Poesie sind am greifbarsten; ein feineres Ohr aber vernimmt auch im Rauschen des Stromes der 'Kunstlitteratur' den eigenen Klang eines verborgenen Bächleins, der sich bald schwächer, bald stärker in jenen ergiefst; bei jedem Schriftsteller, der in nationalem Boden wurzelt, sind Spuren seines Volkstums anzutreffen und helfen das psychologische Bild des Stammes, dem er zugehört, vervollständigen. Die 'deutschböhmische Bibliothek' soll kein Werk von Gelehrten für Gelehrte sein, sondern in bequemen Ausgaben die Haupterzeugnisse böhmischer volkstümlicher und Volkslitteratur zugänglich machen. Die bisher erschienenen Bände bringen, in Kürze aufgeführt, folgendes: Im ersten Bändchen vereinigt Dr. Fürst die wichtigsten Schriften des früh verstorbenen Dichters Moriz Reich (1831—1859), der nicht nur patriotische, sondern wahrhaft populäre Töne anzuschlagen wufste. Es folgen die Werke der beiden hervorragendsten Reformatorengestalten Deutschböhmens, Nikolaus Herman (Bd. 2, herausgeg. von Dr. Wolkan) und Johannes Mathesius Bd. 4, 6 und 9, herausgeg. von Dr. Lösche), die in Joachimsthal als Kantor und Pfarrer nebeneinander wirkten. Herman ist einer der be-

liebtesten geistlichen Dichter seines Jahrhunderts gewesen; in seinen 'Sonntagsevangelien' erinnert sein volkstümlicher, kindlicher Ausdruck oft an Hans Sachs. Mathesius' Bedeutung liegt in seiner hervorragenden Begabung zum Prediger. Bisher dem Germanisten meist nur als erster Lutherbiograph bekannt, wird er jetzt in der dreibändigen, sehr geschickt getroffenen Auswahl seiner Schriften von neuem die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Seine Leichenpredigten und Hochzeitspredigten zeigen seine bewundernswerte Gabe anschaulicher, unmittelbarer Darstellung; die biblische Geschichte, die er stark hereinzieht, lebt vor unseren Augen auf, wie die Gestalt Doktor Luthers, und die warme, zum Herzen dringende Sprache, die eines poetischen Schimmers nicht entbehrt, erklärt die grofse Wirkung, die er auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Lösche hat einen ausführlichen, sehr inhaltreichen Kommentar hinzugefügt, der sprachliche und sachliche Erläuterungen giebt und den zahlreichen historischen und persönlichen Anspielungen, die das Lesen Mathesiusscher Werke erschweren, gewissenhaft nachgeht. Von hervorragender Bedeutung ist ferner Professor Sauers Publikation der 'Erinnerungen' von Josef Rank (Bd. 5), soweit sie der Schilderer des Böhmerwaldes, der scharfe Beobachter und liebevolle Darsteller böhmischen Volkslebens, führen durfte, bis ihm der Tod den Griffel entwand. Bei dem hohen Interesse, das unsere Zeit Ludwig Uhland entgegenbringt, wird gerade der letzte Abschnitt, der Ranks Beziehungen zu seinem schwäbischen Kunst- und Gesinnungsgenossen behandelt, Beachtung finden. Viel mehr noch als Rank hat auf den Namen eines Volksschriftstellers Paul Mefsner Anspruch, von dessen Schriften (Bd. 7) eine Auswahl geboten wird. Mefsners buntbewegtes Leben, das ihn von der Schulbank zum Militär und dann durch ein langjähriges Handwerksburschenleben zur Schriftstellerei führte, befähigte ihn zum hervorragenden Schilderer seiner böhmischen Heimat und der Alpenländer.

So sprudelt denn in allen diesen Bänden der Quell deutsch-böhmischen Volkstums, am reinsten und unmittelbarsten freilich in der neuesten Veröffentlichung, den 'Deutschen Liedern auf den Winterkönig', herausgegeben von Dr. Wolkan. Dies Buch ist eigentlich eine Lebensarbeit. Mit einem staunenswerten Fleifse und Erfolge hat Wolkan in Deutschland, Böhmen und Holland (das überraschenderweise reiche Ausbeute darbot) nach Liedern und Bildern geforscht, in denen sich die anfänglichen Hoffnungen, die man auf den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich setzte, und der unendliche Spott, mit dem man ihn bald darauf verfolgte, widerspiegeln; Volkslieder sind es in dem Sinne, dafs sie die wechselvolle, nach dem Erfolg urteilende Stimmung des Volkes widerspiegeln; in der Form freilich gelehrten Spielereien, wie dem Akrostichon, oder trivialen Reimscherzen, wie der reimweisen politischen Ausdeutung des Katechismus, nicht abhold; verdächtige Quellen für die Zeitgeschichte, durch ihre kühnen Entstellungen und Verwirrungen der Thatsachen, um so unschätzbarer für die Kulturgeschichte, wegen ihrer unbewufst treuen Wiedergabe des inneren Lebens ihrer Zeit. Nur einen Teil des riesigen Materials, eine

charakteristische Auswahl, für die wir ihm danken, legt Wolkan vor, der Schluſs aber bietet eine ausgezeichnete Bibliographie, wo der Detailforscher die gesamte Masse der Überlieferung vereint findet. Für den Kenner des Volksliedes besonders interessant sind auch die Angaben der Melodien bei den Liedern, z. B.: 'Wie man den Stürtzebecher singt'. So treten der 'alte Hildebrand' und der 'Lindenschmied' auf. Übrigens ist auch eine Anzahl der interessanten alten Spottbilder in sehr guten Lichtdrucken reproduziert. Damit kommen wir zu der eigentlich volkskundlichen Thätigkeit der 'deutsch-böhmischen Gesellschaft', über deren hocherfreuliche Resultate der alljährlich von Professor Hauffen herausgegebene Bericht Rechenschaft giebt. Auf die bei aller Knappheit doch reichhaltigen Fragebogen, die Hauffen 1895 ausgehen liefs, sind nicht nur einzelne Angaben in Fülle, sondern auch wertvolle Gesamtdarstellungen der volkstümlichen Überlieferungen einzelner Ortschaften eingelaufen. Wer überhaupt auf die Arbeiten der volkskundlichen Vereine mit einem gewissen Pessimismus blickt und meint, dafs sie nur Brocken sammeln, unter denen nur in verschwindend wenigen Fällen einmal etwas Neues, Wichtiges, Entscheidendes auftauche, befindet sich im Irrtum. Unser 'Verein für bayerische Volkskunde' z. B. birgt in seinem Archiv eine ganze Reihe sehr umfangreicher Arbeiten über einzelne Dörfer, die sich auf alle Teile des Volkslebens und Volksdichtens erstrecken, ja, die in der Praxis neue Gebiete erschliefsen, neue Gesichtspunkte aufstellen, worauf die Theorie noch gar nicht verfallen war. Jeder Verein wird bei eifrigem Suchen irgend eine hervorragende Kraft ausfindig machen, die dann mehr leistet als hundert andere zusammen. Bei uns in Franken arbeitet ein schlichter Volksschullehrer, K. Spiegel, dessen Sammlungen aus seinem bisherigen Wirkungskreise wohl zwei starke Druckbände füllen würden und der, jetzt an eine andere Stelle versetzt, dort eben so rührig und eifrig sich erweist, — in Böhmen ist es ein Universitätsprofessor, der Geolog Gustav Laube, der aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses 'Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung', seiner Heimat, zusammengestellt und dabei ein bisher fast unbeachtetes Gebiet, die volkstümliche Gartenflora, erschlossen hat. In Anlehnung an den Fragebogen behandelt er die verschiedenen Seiten Altteplitzer Volkslebens, bringt allenthalben eine Fülle von Material, wobei allerdings die Quellen der volkstümlichen Kleinpoesie nicht sehr reichlich fliefsen, und teilt im Anhange Sagen, Märchen und Schwänke, zum Teil Schildbürgereien, mit.

Hauffen selbst bietet eine methodische Anleitung zur volkskundlichen Arbeit, die zwar immer besonders auf Böhmen Bezug nimmt, aber dabei doch jedem Anfänger in unserer Wissenschaft dringend zu empfehlen ist und auch durch die treffliche Arbeit von E. H. Meyer nichts von seinem Werte eingebüfst hat. Der reichhaltige Band, der nach jenem von Laube bearbeiteten erschien, giebt zunächst eine knappe Übersicht über das bisherige Werden und Wachsen der Volkskunde, über die ihr dienenden Vereine und Organe, und verbreitet sich dann über die deutsche Besiedelung Böhmens durch nordgauische, bayrische, sächsische und schlesische

Kolonisten, wobei ein kräftiger Hinweis darauf nicht fehlt, 'dafs es sich nicht um deutsche Einfälle handelt, sondern die Deutschen als Kulturbringer ins Land gerufen wurden. Die deutsche Kulturthätigkeit wird geschildert und dann zu einer Darlegung der bisherigen volkskundlichen Arbeiten bei Deutsch-Böhmen und Czechen und der künftigen Aufgaben der Forschung übergegangen, wozu unter anderem ein deutsch-böhmisches Wörterbuch gehört. Eine reichhaltige, angehängte Bibliographie giebt das gesamte Material im ganzen und für die vier Einzelstämme an die Hand, immer in zwölf — für ähnliche Arbeiten zur Nachahmung zu empfehlenden — Unterabteilungen: 'Allgemeines; Mundart, Wortschatz, Namen; Haus-, Hof- und Dorfanlage; Volkstracht; Erwerbsverhältnisse, Volksindustrie und Nahrung; Sitten, Bräuche und Feste; Mythisches; Aberglauben, Zauberei; Sagen und Märchen; Volkslieder und Sprüche; Volksschauspiele; Körperbeschaffenheit.'

Die deutsche Hausbauforschung hat durch Lippert, der 'das alte Mittelgebirgshaus' anschaulich schildert, eine wesentliche Bereicherung erfahren. Es handelt sich um die Fortbildung des von Bancalari so getauften 'Flurhallenhauses', das von dem 'sächsischen' Typus durch Aussonderung des Scheuerraums, vom 'oberdeutschen' durch Anschlufs des meist steinernen Stalles an das in der Regel im Blockbau aufgeführte Wohnhaus sich unterscheidet. Gerade in Böhmen neigt dieser Bautypus, der jetzt im Untergehen begriffen ist, zur Erweiterung durch ein oberes Stockwerk, das mit einer 'Laube' verbunden ist. Diese zieht sich entweder längs des Hauses hin ('Balkonhaus'), oder ist als Loggia in das Stockwerk hineingebaut ('Bühnchenhaus').

Am interessantesten ist wohl die Ausgabe 'deutsch-böhmischer Volksschauspiele' von Professor Ammann in Krummau, dem hochverdienten Herausgeber des 'Höritzer Passionsspiels'. Es sind von der neuen Sammlung bisher zwei Bände erschienen, woran sich noch ein dritter Textband und ein viertes Heft mit 'kritischen Untersuchungen' schliefsen soll. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Verfassers müssen wir also die interessanten Vergleichungen dieser Spiele mit anderen, aus fremden Landschaften publizierten Texten hier unterdrücken und beschränken uns vorläufig auf eine Inhaltsangabe. Der erste Band bringt zunächst eine neue Fassung des alten Höritzer Spiels. Überhaupt hat der Herausgeber fast immer mehrere Fassungen vor sich, aus denen er eine zum Abdruck erwählt. Wir hoffen, dafs das vierte Heft genau, Zug für Zug, die Abweichungen der zurückgestellten Texte bringt. Bei dem überaus spärlichen Material, mit dem wir auf dem Gebiete des Volksschauspiels arbeiten müssen, ist dies doppelt wichtig. Wir hoffen auch, dafs die recht knappen Vorbemerkungen, die Ammann jetzt vorausschickt, wesentlich ergänzt werden. In den Spielen verteilen sich die zahlreichen Rollen auf wenige Schauspieler. Diese Verteilung mufs genau bezeichnet werden, während es bisher nur bei einzelnen Stücken geschehen ist. Weiter bringt der erste Band: 'ein geistliches Komedi-Spiel in der hl. Weihnachtszeit', ein 'Vorspiel und Leidenchristispiel', einen 'ägyptischen Josef' und 'Johann

von Nepomuk'. Im zweiten Bande folgen: 'Eustachius', 'Alexius', 'das türkische Sultanspiel', 'Genovefa', 'Hirlanda', 'Heinrich von Eichenfels'.

Wir wünschen dieser Sammlung, wie den 'Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde' überhaupt weite Verbreitnng und eine Fortsetzung, die dem bisher Geleisteten an Gediegenheit und Reichhaltigkeit gleicht.

Würzburg. Robert Petsch.

Joh. Wolfg. v. Goethe. Von Julius R. Haarhaus. Leipzig (Reclam 3938—3940).

Auf dem bescheidenen Raum von nicht ganz dreihundert Seiten Reclamformat führt uns Haarhaus durch das Leben Goethes. Ohne grofses wissenschaftliches Gepäck mitzunehmen — zu Hause mag er es wohl haben — macht er sich mit dem Leser auf den Weg, erweist sich unterwegs als ein kundiger und bequemer Führer, der über die vielen Städte und Menschen, zu denen die Wanderung führt, kurz und treffend Bescheid giebt, und ehe man sich's versieht, ist man vergnüglich am Ende angelangt. In dieser frischen, geschmackvollen und zuverlässigen Darstellung des äufseren Geschehens in Goethes Leben liegt der Wert des Buches. Die Dichtungen werden in angemessenen Inhaltsangaben vorgeführt; tiefer in ihr Wesen einzudringen verbietet der bescheidene Umfang und der Zweck dieser Lebensbeschreibung, die von Stielers wundervollem Goethebilde eröffnet wird, auf dem der Dichter an uns vorbei ins Weite und Grofse schaut. Und dieses gute Buch hat noch eine besonders vortreffliche Eigenschaft: es kostet 60 Pfennige. Da hätten wir denn also das Goethebuch für die ungezählten Scharen der Primaner, 'höheren Töchter', Dorfschullehrer und wer alles bei bescheidenen äufseren Mitteln den Zugang zu Goethe sucht.

Für den gewifs nicht ausbleibenden zweiten Abdruck folgen hier nun einige kleine Monita.

Den Satz: 'Über das Wiedersehen mit Friderike ist nichts Näheres bekannt geworden' (S. 66) mufs Haarhaus in einem Augenblicke der Zerstreuung hingeschrieben haben, da er ja doch selbst später an gehöriger Stelle (S. 145) Goethes Schilderung dieses Wiedersehens abdruckt. — Die natürliche Tochter heifst nicht deshalb ein Trauerspiel, weil Eugenie einen Mann geringeren Standes heiratet, worin nach Haarhaus Goethe und seine Zeit etwas Tragisches erblickt hätte, während für uns der Fall nicht so hoffnungslos liege (S. 229), sondern weil die Gesamtdichtung mit Eugeniens Untergang enden sollte. Das erste Stück der Trilogie führt eben jetzt den Gesamttitel. — Auch bei Haarhaus geht noch das Gespenst einer Helenadichtung von 1780 um (S. 288). Es handelt sich in der Tagebucheintragung vom 23. und 24. März 1780 um Hasses Oratorium 'Elena'. — Schlimmer als solche kleine Versehen und eine wirkliche Verunzierung ist es, dafs jeder Erwähnung eines Buches die betreffende Nummer der Universalbibliothek im Texte beigefügt wird. Was soll man zu folgendem Satze

sagen: 'Zacharias Werner, der Verfasser der bekannten Schauspiele "Der 24. Februar" (Universalbibl. Nr. 107) und "Martin Luther" (Universalbibl. Nr. 210).' Und völlig komisch wirkt es, wenn Haarhaus S. 110 erzählt, dafs bei der ersten Zusammenkunft Goethes mit Karl August ein zufällig auf dem Tische liegendes Buch, Mösers Patriotische Phantasien (Universalbibl. Nr. 683—684), den Stoff zur Unterhaltung bot. An diesem geschmacklosen Übergreifen der Reklame vom Umschlag, wo sie hingehört, in den Text, wo sie nicht hingehört, trägt ja nicht Haarhaus die Schuld, sondern die Verlagshandlung. Die Kritik hat hier dem Autor den Nacken zu stärken.

Solche Schönheitsfehler werden natürlich die segensreiche Wirkung auf weite Kreise nicht beeinträchtigen, zu der das treffliche kleine Buch berufen ist. Max Morris.

Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zrinydramen. Biographische und quellenkritische Forschungen von Dr. Theodor Herold. Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1898. VIII, 189 S. 8.

Es sind nicht die uninteressantesten Studienköpfe für den Litterar- und Kulturhistoriker, jene vergessenen Dichter, die, einst vom Beifall der Menge getragen, trotz gröfsten Fleifses, trotz fruchtbarster Produktivität ihren Namen nicht haben unsterblich machen können. In der Regel vielseitig begabt, aber unfähig, sich mit gesammelter Kraft auf ein bestimmtes Gebiet zu konzentrieren, sind sie nur zu sehr geneigt, einen leicht errungenen Erfolg für den Beweis ureigenster Originalität zu nehmen, sich durch ihn in eine Stellung drängen zu lassen, die sie nie ganz auszufüllen im stande sind, um sich dann in beständigem innerem Kampfe zwischen Sollen und Können aufzureiben. Klarer oft als die führenden Geister lassen sie den allgemeinen Zug der Zeit erkennen, der auch sie treibt.

Friedrich Werthes, den Herold in dem ersten Teil seiner Schrift biographisch behandelt, gehört zu diesen ihren Mangel an Selbstkritik mit unaufhörlichen Enttäuschungen büfsenden Naturen. Er war kein Dichter von Gottes Gnaden. Aber da ihn eine Übersetzung von Carlo Gozzis Märchenkomödien über Nacht zu einem berühmten Mann machte, da ihn Wieland, statt ihm die Augen zu öffnen, in seinem Wahn bestärkte, so hielt er sich dafür und hat sich nun fast in allen poetischen Gattungen versucht, die damals gepflegt wurden. Wir haben lyrische Dichtungen von ihm: seine 'Hirtenlieder' (1772) stehen tief unter dem damaligen Niveau der Zeit; die beiden gröfseren Gedichte 'Der Traum des Scipio' und 'Scipios Tod' (1816), die zum Besten gehören, was seine Muse geschaffen, stören durch ihre Dunkelheit die Wirkung der markigen, melodischen und bilderreichen Sprache. Von seinen beiden Epen 'Die Klause' (1801) und die 'Sieben Heroen' (1813) ist jenes geschmacklos und trivial, dieses breit und verschwommen. Was Schiller über seinen 'Conradin von Schwaben' (1800) urteilte, bestätigen seine beiden anderen Dramen, das historische

Trauerspiel 'Niklas Zrini' (1790) und 'Rudolph von Habspurg' (1785), ein Schauspiel, welches, stofflich durch Goethes 'Götz' angeregt, sprachlich und metrisch den Einfluſs von Lessings 'Nathan' zeigt: 'Zum dramatischen Dichter hat ihn die Natur nicht bestimmt'. Am besten ist sein Briefroman 'Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien' (1782), eine Nachahmung der Nouvelle Héloise, ausgezeichnet durch eine flieſsende, klare und blühende Sprache. Denn formale Gewandtheit hat Werthes besessen. Sie hat ihm als Übersetzer einen Namen gemacht. Aber sie täuschte ihn über sich selbst. Sie warf ihn aus der Bahn, auf der er wohl sein Glück hätte machen können, wenn er sich begnügt hätte, als Poet ein Dilettant zu bleiben. Sie spiegelte ihm ein Phantom vor, das er nicht erreichen konnte, und so hat er es nie zu etwas Ordentlichem gebracht.

Friedrich Werthes wurde am 12. Oktober 1748 in Buttenhausen, einem Dorfe an der württembergischen Grenze, geboren. Er sollte Prediger werden wie sein Vater. Auf der höheren Klosterschule zu Bebenhausen vorgebildet, bezog er mit siebzehn Jahren das Tübinger Stift und wurde 1767 Magister. Aber die straffe Disciplin stieſs ihn ab. Zu Martini 1770 verlieſs er das Stift und teilte den Eltern seine Unlust zum theologischen Beruf und seinen 'unwiderstehlichen Hang zu den holden Künsten der Musen' mit. Im Hochsommer 1771 wanderte er nach Erfurt, um Wielands Rat zu hören, der dort seit 1769 die Professur für Philosophie bekleidete. In seinem Hause fand Werthes freundliche Aufnahme, und er hat sich die Freundschaft des gefeierten Dichters bis an sein Lebensende zu erhalten gewuſst. Die formale Glätte der süſständelnden Schäferliedchen in Anakreons Manier, die ihm der Jüngling als erste poetische Versuche zur Begutachtung vorlegte, wird Wieland für den bescheidenen Studenten eingenommen haben. Überschätzt hat er ihn wohl kaum. In einem Briefe an Gleim, dem er ihn für eine Hofmeister- oder Informatorstelle empfahl, heiſst es: 'Gott weiſs, ob es gut ist, daſs so manche junge Leute durch das Lesen unserer Schriften mit der gefährlichen Liebe der Musen, oft bey ganz mäſsigem Talent, angesteckt werden. Indessen, da wir an diesem Übel hauptsächlich Schuld sind, so ist es nun wohl unsere Pflicht, zu thun, was wir können, um es zu verhindern, so viel die Umstände nur immer zulassen.' Ein anderes Mal sagt er, Werthes habe Unrecht, 'Candidat des Predigtamts nicht gerne zu seyn'. Ob das herzliche Mitleid 'mit dem guten Menschen' diesem die Gelegenheit zu eigenem Broderwerb verschafft hat, wissen wir nicht. Er soll 1772 mit Wieland nach Weimar übergesiedelt sein und dort noch einige Zeit bei ihm gewohnt haben. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daſs Werthes in den ersten Monaten des Jahres 1773 am 'Deutschen Merkur' thätig gewesen ist. Das Amt eines Hofmeisters beim Grafen Lippe-Alverdissen hat er im April 1774 bald genug wieder aufgegeben. Nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf bei Fritz Jacobi trat er dann im Hochsommer 1774 als Hofmeister des jungen Barons von Hompesch eine Fahrt nach dem Süden an. Über Straſsburg, Basel, Bern, Lausanne, Genf, Venedig ging die Reise bis nach Neapel. Im Frühling 1780 finden wir Werthes' Spur wieder in Genf. Eine Über-

setzung des ersten Gesanges des Orlando Furioso hatte Wieland 1774 in seinen 'Deutschen Merkur' aufgenommen (sie erschien mit sieben weiteren Gesängen 1778 als selbständiges Buch), obwohl Werthes' Ottaverimen stümperhaft sind und Wieland Fritz Jacobi selbst gestand: 'Gott weiſs, ob er Recht hat sich einzubilden, daſs es nicht der leidige Satan, sondern der poetische Genius sey, der sein Wesen in ihm treibt. Ich bin noch immer zweifelhaft.' Äuſserst schwerfällig ist auch die Übersetzung des serbischen Volksliedes in reimlosen fünffüſsigen Jamben, die Goethe 1776 oder im Anfang des folgenden Jahres zu einer eigenen Bearbeitung veranlaſste (als 'Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga' 1778 in Herders Volksliedersammlung erschienen). Werthes brachte die Ballade in der Übersetzung eines Reisewerkes von Alberto Fortis, die 1775 unter dem Titel 'Die Sitten der Morlacken' gedruckt wurde. Berühmt aber machte ihn endlich die Prosaübersetzung der Märchenkomödien Carlo Gozzis (1777—1779), bekanntlich später die Hauptquelle für den Dichter der Turandot, Schiller. Den Loheshymnen seiner Kritiker verdankte Werthes wohl auch den Ruf als Professor der italienischen Sprache an die herzogliche Militär- und Ritter-Akademie in Stuttgart, wo er es jedoch nur vom Dezember 1781 bis zum April 1783 ausgehalten hat. Mit einem Empfehlungsschreiben Wielands, in welchem der vorsichtige Diplomat mehr 'die würdigen Fähigkeiten des Herzens' als die poetischen Verdienste seines Schützlings rühmte, ging Werthes nach Wien. Der Staatsrat Freiherr von Gebler verschaffte ihm denn auch im Oktober 1784 die Professur der schönen Wissenschaften an der Pester Universität. Aber der magyarische Stolz bäumte sich gegen die deutsche Bevormundung auf. Seine ungarischen Kollegen verbitterten Werthes das Leben. 1791 muſste er um seine Entlassung bitten. Er hat dann anscheinend sechs Jahre in Petersburg gelebt; erst 1797 kehrte er in die schwäbische Heimat zurück. In diesem Jahre zum württembergischen Hofrat ernannt, zog er 1800 von Ludwigsburg nach Stuttgart und übernahm 1807 die Redaktion des Regierungsblattes. Dort ist er am 5. Dezember 1817 gestorben.

Der Verfasser hat auf die Sammlung der weitverstreuten Notizen und ungedruckten Materials groſsen Fleiſs verwandt und den Stoff zu einer fesselnden Biographie verarbeitet. Die Gefahr, mehr in die Breite als in die Tiefe zu gehen, die hier sehr nahe lag, ist freilich nicht ganz vermieden worden. Die Exkurse über Goethes Lied 'So ist der Held, der mir gefällt', eine Verspottung der weichlichen Anakreontik, wie sie in Werthes' 'Hirtenliedern' vorliegt, über Rousseaus Einfluſs auf den schwäbischen Dichter, über den fünffüſsigen Jambus und noch manches andere hätte ohne Schaden knapper gehalten, die typische Bedeutung des Mannes aber in Fortgang der Untersuchung schärfer betont werden können. Doch thun solche Ausstellungen dem Wert des Buches keinen Eintrag.

Erhöht wird dieser Wert noch durch eine vergleichende Betrachtung der Zrinydramen von Werthes, Ladislaus Pyrker und Theodor Körner, die den zweiten Teil der Heroldschen Schrift bildet und von dem Talent

des Verfassers für quellenkritische Forschungen Zeugnis ablegt. Alle diese Dichter mufsten scheitern, weil sie eine heldenhafte That an sich für ein tragisches Sujet hielten und eine Charakterentwickelung zu geben versäumten. Den sittlichen Konflikt zu steigern hat allein Werthes versucht, indem er Zrinys Sohn in Gefangenschaft geraten und die Übergabe Sigeths zur Bedingung seiner Befreiung machen läfst. Aber ein echtes Drama hat diese kraftlose Natur ebensowenig schaffen können wie der feurige Körner, dessen tödlicher Hafs gegen Napoleon wohl Worte fand für den vorbildlichen Heroismus eines Patrioten, aber nicht für den inneren Kampf eines Vaterherzens mit dem Pflichtgefühl der Ehre.

Im Anhang werden zehn bisher ungedruckte Briefe von Werthes veröffentlicht und ein Verzeichnis seiner sämtlichen Werke gegeben, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden sind. Ein Personenverzeichnis erleichtert die Benutzung des mit grofser Sorgfalt gearbeiteten Buches.

Berlin. Paul Haake.

Otto Frömmel, Kinder-Reime, Lieder und Spiele. Berlin, 1899. 48 S. M. 0,50.

Dies treffliche, im Selbstverlage erschienene Büchlein verdient die lebhafte Beachtung aller Fachgenossen. Nach der landläufigen Meinung erstickt ja die Grofstadtluft alles Volkstümliche, und alle Poesie soll verloren gehen, wo sich viele Tausende aus den verschiedensten Gegenden zusammenfinden. Den besten Gegenbeweis liefern Dähnhardts treffliche Leipziger Sammlungen, von denen jetzt schon das zweite, um Rud. Hildebrands volkskundlichen Nachlafs vermehrte Heft vorliegt, und das Frömmelsche Heftchen. Ich selbst habe in meiner Zeit in Berlin gesammelt und manchen guten Fang gemacht. Dennoch mufs ich Frömmel bewundern, der aus dem Munde der Kinder 160 Nummern, darunter die allertrefflichsten unserer Spielreime, und zwar in meist ganz reinen Formen, zusammengebracht hat. Auch er verzichtet auf wissenschaftliche Beigaben, aber seine Sammlung ist ganz wissenschaftlich durchgeführt und geordnet. Merkwürdig ist, dafs bei der Buntscheckigkeit der Berliner Bevölkerung doch der brandenburgische Typus der Verse vorherrscht. So berühren sie sich eng mit uckermärkischen Reimen, die wir in der Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. Bd. VIII haben abdrucken lassen. Obscönes, was im Munde grofsstädtischer Kinder nicht selten ist, scheint Frömmel allzu ängstlich vermieden zu haben. Indem wir seinem Unternehmen den besten Fortgang und vor allem eifrige Leser und Benutzer unter der Berliner Lehrerschaft wünschen, seien hier noch ein paar Bemerkungen angeschlossen.

Natürlich finden sich auch unter den Berliner Reimen, wie überall, Verschmelzungen, Verballhornungen u. dergl.

So hat Nr. 121, vom faulen Gretchen (hier 'Mariechen') von Nr. 120, einem sehr verbreiteten, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengeschweifsten Erzählreime, den Anfang übernommen:

Rote Kirschen. efs ich gern,
Schwarze noch viel lieber;
Junggesellen küfs ich gern,
Alte stofs ich nieder.

Ich gebe hier eine ganz wohl erhaltene, noch ungedruckte Version aus Nauen (Kreis Osthavelland):

'Gretchen, hast du's Bett gemacht?' —
Nein, ich hab's vergessen. —
'Wo hast du so lang gesessen?' —
Bei dem Fritz hab ich gesessen. —
'Wenn du willst bei Fritzen sitzen,
Musst du haben rote Spitzen.
Rote Spitzen mit Silberschnallen,
So wirst du dem Fritz gefallen.'

Köstlich ist es, wenn in dem graziösen Verschen vom Vogel, der ein Briefchen im Schnabel hält (Nr. 149), ein 'Fräulein' aus der Mädchenschule oder eine 'Tante' im Kindergarten (die schlimmsten Feinde der Volkspoesie!) aus der 'Anna', die einen Grufs bestellt, die — 'Mama' gemacht haben. Das erinnert daran, dafs einst Fürst Bismarck erzählte, in seiner Jugend hätte er im Gesangunterricht das schöne Liebeslied 'In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad' mit dem Schlusse singen müssen:

Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat, —

was dann bei den Schülern zu der Neubildung führte:

Der Düwel hett em holt.

Da es sich um Berliner Kinderreime handelt, so darf ich wohl noch zwei Texte, die bei Frömmel fehlen, in der in Berlin üblichen Fassung hersetzen:

1) Das Thorspiel.

Machet auf das Thor, (bis)
Es kommt ein goldner Wagen.

Wer sitzt denn darin? —
Ein Mann mit goldnen Haaren

Was will er denn von uns? —
Er will die N. N. holen.

Was hat sie denn gemacht? —
Sie hat ein Kleid gestohlen.

2) Abzählreim.

Eine Wand, die andre Wand —
Petrus kam vom Himmel gerannt,
Sah den Topf mit Honig stehen,
Leckt ihn geschwinde aus.
Da kam die Frau von Dütchendorf
Und zählte ihre Hühner ab —
Zipphahn, Kapphahn,
Haushahn, Wetterhahn,
Kikerikiki!

3) Frömmel, Nr. 45 lautete früher:

Püppchen, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuh? —
Die kosten gar zu wenig,
Die giebt der Schuster zu!

Würzburg. Robert Petsch.

R. Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Teil II. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch, Ostern 1898. 33 S. gr. 8.

Das vorliegende Programm beendet das Verzeichnis französischer Fremdwörter im mecklenburgischen Platt und den Nachbardialekten, das im vorjährigen Programm bis *kuschen* geführt war. Dieses enthält die Worte von *labet* bis *züptil*. Aufser meiner Anzeige in dieser Zeitschrift Bd. CI ist eine andere von Wilhelm Horn-Giefsen erschienen,[1] der in der Arbeit von Mentz nur Material für die Forschung sieht, und zwar Material, das nicht immer ohne Kritik zu verwerten ist. *Ailen* (Grannen) ist allerdings wohl schwerlich aus frz. *aile* entstanden, auch *Achln* kann nicht auf dem französischen Wort beruhen. Nhd. *achel* (ahd. *ahil*) ist verwandt mit Aehre (ahd. *ahir*, *ah*). *Ess* für *ass* ist nicht französisch, sondern wohl mhd. *esse*, dem lat. *assis* zu Grunde liegt. Einzelne Ausstellungen und Berichtigungen lassen sich natürlich nicht vermeiden, da der Verfasser so wenig Vorarbeiten vorfand. Er ist allerdings oft zu weit gegangen und hat Gallicismen gewittert, wo gute deutsche Worte zu Grunde lagen. So hat *allbott* nichts mit französischem *bout* (Ende) zu thun, sondern geht auf *bote* (Zu)bufse zurück, wofür das waldeckische *alle bate hilpet* beweisend ist, und *dükdalben* bedeutet eigentlich 'deichpfähle', hat also nichts mit *duc d'Alba* zu thun. *Drajaksen, dörchjaksen* ist statt von frz. *tracasser* von *jacke* abzuleiten, heifst also eigentlich 'durchwamsen'.

In dem diesjährigen Programm untersucht Mentz zunächst in der Einleitung, wann die französischen Wörter übernommen wurden. Es kommt dabei die Zeit vom 14. bis 19. Jahrhundert in Betracht. Eine andere Frage ist die nach den verschiedenen Sachgebieten, denen die übernommenen französischen Wörter angehören, der Schiffahrt, dem Handel, dem Militär, den Glücks- und Unterhaltungsspielen, dem Haus, Garten und Küche, der Mode und dem feinen Ton der vornehmen Gesellschaft. Interessant ist es, wie übertragen wurde. Bei der Vorliebe des Niederdeutschen für Fremdausdrücke ist es verständlich, dafs es nur in wenigen Fällen französische Ausdrücke, die die Fremdsprache oder das Hochdeutsche ihm übermittelte, ins Plattdeutsche übersetzte. Eine solche Übersetzung liegt vor, wenn im Meckl. für *compagniegeschäft* — *bundgeschäft* gesagt wird oder für *sick verdeffendiren* — *sick vermulediren*. Im übrigen wurde das Fremdwort durchweg übernommen, erlitt allerdings in

[1] Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, Bd. XX, Heft 4 u. 6 (1898), S. 200 u. 201.

Form und Bedeutung oft aufserordentliche Veränderungen (vgl. *panschamber, schampandi, schepandi, schipander* u. s. f.). Der Volksetymologie war gerade hier der weiteste Spielraum gelassen. Während auf der einen Seite deutsche Wörter mit französischen Endungen versehen wurden (*kledasch, ackeratschon, mantäng, knappermang* u. a.), wurden andererseits an französische Wörter deutsche Endungen angesetzt. Die französischen Vorsilben wurden in ähnlich klingende deutsche Silben umgebildet. So wurde aus *perplex — verplext* (in Anlehnung an verwirrt), aus *infâme — entfahmt.* Die beliebten Koseendungen *ing* und *ken* wurden an das frz. Wort gesetzt, und so erhielt man Wörter von durchaus niederdeutschem Gepräge: *schüssing = schüss* (frz. *adieu*) + *ing; meschüken = beschüt* (*biscuit*) + *ken; kanêlken = cannelle + ken; mafäuken = ma foi + ken.* Das Volk machte sich das Fremdwort auch mundgerechter, dafs es ihm die Vorsilbe des entsprechenden deutschen Wortes gab. So entstanden Formen wie *anpart* Anteil, *hinnerparlur* in der Bedeutung Hintertreffen, *sick verdeffendiren* sich verteidigen (fr. *se défendre*), *sick afdrawalgen* sich abarbeiten (*travailler*), *sick afextern* sich abmühen (*exciter*). Eine noch gröfsere Freiheit ist es, wenn das Volk beliebige deutsche Vorsilben französischen Wörtern giebt, um deren Begriff zu präcisieren oder zu verändern; so hört man: *sick utäschern* sich so anstrengen, dafs man aufser Atem kommt, *dalestemiren* verächtlich machen, *miskumpabel* übelgelaunt. Auch sonst vereinigt das Niederdeutsche französische Wörter mit anderen Wörtern oder mit der Übersetzung des Fremdwortes: *de fleutdūs* (*flûte douce*), *bonkür* (Hundename), *mafäuken, rapportendräger(sch), bongjurrock, puddporipott, schändör, herzenkür, plaisirvergnögen.* Im Folgenden gebe ich meine Bemerkungen zu dem Verzeichnis der französischen Fremdwörter im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten (*label — züptil*).

Es ist mir zweifelhaft, ob *ladünk*[1] (verhochdeutscht durch Hochmut, Lafsdünkel(?) zu nd. *läsig* (frz. *las*) gehört. *Verlumbern* = verspielen (frz. *l'hombre*) findet sich auch in Mecklenburg. Bei *malör, melür* hätte aus Mecklenburg hinzugefügt werden können: *Hê sitt in't melür. Lannsmamsell* für die Geliebte eines Fürsten ist mir aus Mecklenburg unbekannt. Neben *'de schap sünd dörch den hawer manöwert'* kommt auch vor *'manöwriert'*. S. 13 mufs es heifsen frz. *la manchette* statt *manschette.* Es konnte an die französische Redensart erinnert werden, um die niederdeutsche Bedeutung zu erklären: *'Vous m'avez fait là de belles manchettes'.* Ob bei niederd. *mantäng* (Mantel) Suffixvertauschung stattgefunden hat (*mantin* statt *manteau*), ist nicht zu beweisen. In der niederd. Redensart *'dor söcht he sinen mäter in'* ist eher an niederd. *mäter* (von *mäten,* messen) als an frz. *maître* zu denken; dahin gehört auch der pommersche Familienname *Mäter.* Scherzweise wird die Ehefrau häufiger *'min madam'* als *'min mätress'* genannt. Die Redensart (Sachsen): Der Stuhl ist m a l a d e, findet ein Analogon im Niederd.: *dê stôl is lêrweik'. De sak is mīs* heifst eher 'die Sache ist heikel' als 'die Sache taugt nichts'.

[1] Dähnert, Pommerisches Wörterbuch, Stralsund 1781.

Neben *prömöl* kommt auch *permöl* vor. Wenn Mentz aus J. Fr. Schützes Holsteinischem Idiotikon (Hamburg 1800 ff.) für Pellkartoffeln den Ausdruck *'kantüffel mit de mondur'* anführt, so gehört dahin die noch heute in Mecklenburg gebräuchliche Redensart *'kantüffeln in mondierung'*. *Musche blix* kommt auch in Mecklenburg vor. *Nēt* in der Bedeutung des Hochdeutschen *nett* = niedlich kommt gerade so in Mecklenburg vor. Bei *pansen* konnte angeführt werden, dafs man in Celle *'Pantz'* für unartige Kinder gebraucht. Bei *vijölen* fehlt die Redensart *'sick upvijölen'* = sich aufputzen. Ein besonderes Kapitel behandelt die französischen Endungen. Es kann bei der aufserordentlichen Freiheit, mit der der Plattdeutsche beliebte und daher vielgebrauchte Wörter behandelt, nicht Wunder nehmen, dafs er ihm bekannte französische Endungen an beliebige Wortstämme deutscher, lateinischer und französischer Herkunft willkürlich anfügte. So wurde die französische Endung *-age* schon am Ende des Mittelalters im Niederdeutschen zur Wortbildung benutzt. Die Schriftsprache kennt schon in jener Zeit Ausdrücke wie *leckage* Leckschaden, *slitage* Verschleifs, *takelage* Takelung, *tigage* (i für ü) Zeug. Lauremberg (Nd. Scherzgedichte, ed. Braune III, 316) bietet *kakeratze* (heute noch *kakerasch*) von *kaken* kochen, Michael Richey (Idioticon Hamburgense. Hamburg 1755) hat *schilleraatsen* Schilderungen, Schütze (Holsteinisches Idiotikon, Hamburg 1800 ff.) die modernen *schenkasch* Schenkung, *kledasch* Kleidung, wovon als Ableitungen *utkledaschen, ankledaschen* jetzt allgemein gebräuchlich sind. Hierher gehören Wortbildungen wie *smeerasche, mengelasch(e), bummelasch(e), fressasch* Gesicht, *sponsasch(e)* Verhältnis, *blamasch(e)* Schimpf (Weiterbildung von frz. *blâme, blâmage* giebts im Französischen nicht). Zuweilen findet sich auch Volksetymologie. So ist *stellage, stallage* (frz. *étalage*, ält. *estalage*) durch stellen beeinflufst, *futterage*, das auf frz. *fourrage* zurückgeht, wurde als *futter* + *age* gedeutet. Mentz behandelt ferner die Endungen *-atschōn* (frz. *-ation, ackeratschon, frigeratschon, blamatschon*), *-äng, -eng* (*mantäng, festäng*), *-ant* (*mogelant, frevelant, schiwelant*), *-mang* (frz. *-ment, egalemang, dusemang* u. a.), *-iren* (*futeriren, snatteriren, hämmeriren, schosteriren*), *-ier* (*kneipier, pumpier, switier*) u. a.

Natürlich sind manche Ableitungen zweifelhaft und anfechtbar. Die fleifsige Zusammenstellung bietet aber ein reichhaltiges Material, das allmählich gesichtet und erweitert werden kann.

Doberan i. M. O. Glöde.

The Foreign Sources of Modern English Versification. With especial reference to the so-called jambic lines of 8 and ten syllables. A thesis presented to the faculty of the graduate department of Yale university, upon application for the degree of doctor of philosophy, by Charlton M. Lewis, B. A., L. L. B. Berlin, Mayer & Müller, 1898. VII, 104 S. 8.

Der Titel dieser amerikanischen 'doctor's thesis' verspricht nicht wenig. Im Vorwort zu seinem Schriftchen bezeichnet der Verfasser seine Aufgabe

näher mit den Worten: *The purpose of this paper is to trace the main line of descent of our modern versification, from the classical quantitative verse and the Old English accentual verse, through the various forms that were cultivated in mediæval Latin, English and French.* Und hierbei soll nur der mechanische Aufbau des Verses für sich allein und ohne Rücksicht auf die Alliteration betrachtet werden. Weiter grenzt Herr Lewis seine Arbeit ein, indem er seine Forschung hauptsächlich auf den acht- und zehnsilbigen Vers beschränken will.

Im I. Kapitel, Introduction, erhalten wir eine Aufzählung verschiedener Principien des Versbaues. Es wird auf zwölf Seiten nichts Neues an Stoff und Anschauung gebracht, sondern nur einige ganz elementare Dinge werden mitgeteilt. § 1 giebt die Vermutung, daſs der Parallelismus die älteste Versform sei, wozu bemerkt wird: *indeed according to Old Testament chronologie it is not long antedated by the creation* etc., was wohl zur Stütze jener Vermutung dienen soll? Ganz aus der Luft gegriffen ist doch die gleich darauf ausgesprochene Meinung: *From it* (d. h. parall.), *probably, are developed all other forms.* Wie ein mittelalterlicher Chronist beginnt der Verfasser seine moderne Historie mit Erschaffung der Welt. In § 2 werden sechs Verse aus einer englischen Avestaübersetzung mitgeteilt, welche als Beispiel von 'syllabic verse', als der nächsten Entwickelung aus dem Parallelismus dienen sollen. Dann folgt im geschichtlichen Weitergang der 'accentual verse', der erläutert wird an einer Strophe aus Ch. Lamb's 'The Old Familiar Faces'. Das Beispiel paſst meines Erachtens nicht; die Verse lassen sich, wenn auch in den zwei ersten Strophen etwas schwierig als catalectisch dactylische Tetrapodie, mit moderner Modifikation, skandieren (vergl. The Life, Letters and Writings of Charles Lamb, ed. by Percy Fitzgerald, London, 1895, vol. VI, pg. 365). Auch was wir § 5 erfahren, hat mit dem Thema nichts zu thun, doch sei die unbegründete Bemerkung hervorgehoben: *The Greeks wrote in quantity because they spoke in quantity.* §§ 7—10 betrachten die Prinzipien lateinischer Versbildung.

Das II. Kapitel handelt von Commodian's Verse. Wiederum wird hier durchaus nichts Neues gebracht oder aufgedeckt, und es ist nicht ersichtlich, was die bis Seite 25 reichenden Ausführungen der Lösung der Aufgabe zuführen.

Aus Kapitel III ist ersichtlich, dass der Zustand der fremden Quellen gewisser englischer Verse entwickelt werden soll. Aber der Verfasser ergründet nichts Neues, was für die spätere Entlehnung wichtig wäre, und der Abschnitt *The Latin Hymns of Ambrose and his Followers* bleibt so unfruchtbar wie der folgende.

Kapitel IV, *Early Church Music. Syllabic verse.* Hier finden wir die oberflächliche Äuſserung: *The Christians who through the generation of persecution were meeting in the secret chambers of the Catacombs ...* Im übrigen schweift der Verfasser wieder ab.

Kapitel V ist betitelt: *Early French Verse.* In der Litteraturangabe fehlt A. Toblers 'Vom französischen Versbau', was für dieses Kapitel wohl

hätte verwertet werden können. In § 38, Introduction, wird ohne ausreichende Begründung gesagt: *Now Latin rhythmical hymns have been familiar to English poets of every generation since the time of Bede, and it seems not unlikely that our verse would have assumed substantially its present forms, if it had no other foreign model to imitate;* NB.: *our verse*, d. h. alle englischen Versformen! Das Ziel der §§ 38—42 soll sein, darzuthun *'Their* (d. h. *the French*) *verse, far from being in the main' iambic, was as p u r e l y syllabic as that of the 19th century* (§ 42, p. 75). Aber der Nachweis gelingt dem Verfasser nicht. Hierbei läuft § 39, p. 64 bei Betrachtung des Alexandriners die unbegreifliche Bemerkung mit unter: *The 13th syllable in the feminine rimes need not be counted, as it is not pronounced.* In § 43 wendet sich der Verfasser gegen E. Stengel, welcher in seiner romanischen Verslehre (Gröbers Grundrifs II, I) p. 46 davon redet, dafs 'öfters' an dritter Stelle anstatt an vierter ein Wortton zugelassen wurde, wodurch der jambische Rhythmus verdunkelt erschien. Jenem 'öfters' gegenüber wird die Frage aufgeworfen ... *is it true that in the Ambrosian hymns it was a common thing to accent the third syllable at the expense of the fourth?* Gleich darauf teilt Lewis eine Tabelle mit, die gegen Stengel beweisen soll. Aber sie zeigt, dafs ein Siebentel aller angezogenen Verse für das 'öfters' sprechen, das freilich nicht *'a common thing'*, sondern nur *not rarely* bedeutet. Auch § 44 bringt uns nicht weiter. Zu grofses Gewicht wird fortwährend auf die Hymnenverse mit Rücksicht auf die spätere Entwickelung gelegt. Es ist doch nicht zu vergessen, dafs sie allermeist nach vorhandenen Melodien zurechtgemacht wurden, dafs sie die vorgeschriebenen Noten ausfüllen mufsten. Ein Achtsilber für die Rede bedurfte sicher anderer Vorbilder. Dafs, nach § 46, der Zehnsilber aus zwei Versen von je 4 und 6 Silben entstanden sein könnte, ist eine billige Vermutung, welche durch nichts Wesentliches begründet wird.

Das VI. und letzte Kapitel verspricht: *Latin and French Influence in English Verse.* § 47 handelt vom altenglischen Verse und hat wieder mit dem Thema nichts zu thun. Letzteres gilt auch von § 48 und § 49, wo das Thema eigentlich erst angefafst wird; sie bringen nichts Neues. Der Verfasser läfst im Gegensatz zu Schipper (Engl. Metr. I, 107) den Vers des Pater-noster lateinischem Hymnenvers entspringen. Jedenfalls kann Schipper ja nicht beweisen, dafs er auf französischen Ursprung zurückgeht, wofür indessen nicht weniger Gründe sprechen als für lateinischen. Auch die Schlufsparagraphen 50—51 erweitern des Lesers Wissen nicht.

Im ganzen ist Lewis' Arbeit sehr weitschweifig, um die Vorläufer der fremden Vorbilder des neueren englischen Verses darzustellen, wobei er nur Bekanntes bringt und manches mindestens Ungenaue behauptet. Wo er auf sein Thema näher eingeht, stellt er keinen Fortschritt Schipper gegenüber dar und ist neben ihm fast wertlos. Merkwürdig ist noch, dafs das Buch den Anspruch macht, für M. 2.50 gekauft zu werden!

Berlin. J. Schoembs.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. Zweite Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. VIII u. 134 S. kl. 8.

Heynes, in erster Auflage bereits 1863 erschienene, in fünffüfsigen, gereimten Jamben abgefafste Beowulfübertragung galt mit Recht stets als die lesbarste und verständlichste von allen in gebundener Rede versuchten Verdeutschungen des altenglischen Epos. Um so erfreulicher ist es, dafs sich der Verfasser entschlossen hat, das seit einer Reihe von Jahren im Buchhandel fehlende Werk neu herauszugeben; um so erfreulicher, sage ich, als aus der wiederholten Nachfrage hervorgeht, 'wie das Interesse am urdeutschen Heldentum in unserem Volke weithin mächtig gewachsen' ist, um Heynes Ausdruck im Vorwort zu wiederholen. Wie viel Gebildete mag es aber wohl noch im deutschen Vaterlande geben, die recht gut die Thaten eines Simson und Herakles kennen, von Grendel und Beowulf aber nie ein Wort vernommen haben? Hoffentlich kommt aber doch einmal die Zeit, wo wir solche, aus unserer verkehrten Erziehung hervorgehende Unkenntnis als Schande und Schmach empfinden!

In den sechsunddreifsig Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, hat das Studium und Verständnis der herrlichen Dichtung bedeutende Fortschritte gemacht. Heyne hat auch, wie er im Vorwort sagt, diese Neuauflagen 'durchgesehen und nach den Bemühungen der Fachgelehrten für einen gereinigten Text vielfach verbessert.' Da mir die erste Auflage nicht mehr zugänglich ist, bin ich leider nicht im stande, eine Vergleichung vorzunehmen und den Fortschritt im einzelnen festzustellen. Dafs aber eine dritte Auflage noch manche Verbesserung sowohl im Ausdruck wie in der Wiedergabe des Urtextes bringen kann, wird man aus folgenden Bemerkungen zu den ersten 1075 Versen ersehen, die ich genauer mit der angelsächsischen Originaldichtung verglichen habe. V. 4 ff. *Oft entrifs | Der Skefing Skyld die Scharen seiner Feinde | ... dem Zechgelage* ist eine wenig gelungene Wiedergabe des ae. *meodosetla ofteah*, Vers 5 (citiert nach Heine-Socins 6. Auflage). — V. 7 *In Mühsal hatte dieser Fürst gelebt* ist falsch, denn *eorl* V. 6 ist offenbar mit Kemble und Sievers in *eorlas* zu bessern, weil *egsode* transitiv ist! — V. 35 *das erzbeschlagne* = *isig* V. 33? Dies kann doch nur 'beeist', 'mit Eis bedeckt' bedeuten: es war also Winter. — V. 63 *mit mildem Mut* = *gamol and gúdréow* V. 58? — V. 75 ff. *drinnen zu verteilen | an Jung und Alt, womit ihn Gott gesegnet, | nur nicht sein Volk und nicht der Mannen Leben.* Wie kann man 'der Mannen Leben' verteilen? V. 73 des angelsächsischen Textes bedeutet, wie ich schon früher hervorgehoben habe, 'aufser Land und Leuten'. — V. 86 *Zugänglich nur den wilden Flammenwogen* giebt V. 82 f. *headowylma bád, | lâdan liges* sehr ungenügend wieder. Auch die beiden folgenden Verse: *Doch lange währte nicht dies frohe Treiben, | und abgelöst ward es durch Kampf und Mord,* entsprechen dem Original wenig. Ich möchte die Verse 82—85 etwa so übersetzen:

Doch sollten Flammenwogen ihn verzehren!
Denn lange währt' es nicht, bis Schwäher und Eidam
In wilder Feindschaft bitter sich bekämpften.

Danach ist ein Absatz zu machen, denn nun beginnt eine neue Erzählung. — V. 104 *Der grimme Gast* wäre besser *Geist* = *ȝǽst* V. 102. — V. 109 *Denn Kains Mord an Abel rächte Gott* | *an dem Geschlechte Kains* ist sprachlich und metrisch anstöfsig; mufs man doch *Kain* einmal zweisilbig und einmal einsilbig lesen! Ich schlage vor V. 109 f. wiederzugeben:

An Kain und Kains Geschlechte rächte Gott,
Dafs Abel er erschlug; denn freuen konnte etc.

V. 121 *Mangel* = *wonsceaft* 120? Besser *Elend.* — V. 126 *Heimat* als Übersetzung von *wíca* 125 pafst nicht; warum nicht einfach *Wohnung*? Ebenso V. 822. — V. 139 *in des Schlosses Zimmern* klingt zu modern; lies etwa: *in der Halle Räumen* = *æfter búrum* 140. — V. 140 *des Hallenfeindes* sollte *Höllenfeindes* sein, da im Original V. 142 doch gewifs in *helþegnes* zu bessern ist. — V. 145 f. würde ich interpungieren: *der Häuser schönstes: lange Jahre zwölf.* Dann beginnt ein neuer Satz: *Es litt der Herr* etc. — V. 154 f. *hoffen* | *auf bessre Bufse zu des Mörders Händen* ist unverständlich; lies *aus* statt *zu*. — V. 165 ff. sind auch wenig befriedigend, da Heyne Pogatschers Besserung *formetode* V. 169 leider nicht berücksichtigt hat. Ich schlage vor, zu schreiben:

Nicht durfte er dem Gabenstuhl sich nähern,
Da achtlos er das Gastgeschenk verschmähte.

V. 180 ff. wirken geradezu komisch: *Weh dem, der seine Seele stofsen soll um grimme Feindschaft in des Feuers Klauen,* | *wo er des Trosts nicht hoffen darf, dafs diese* | *sich wenden irgendwie.* Also: die Klauen des Feuers sollen sich wenden? Ich möchte *Schlund* statt *Klauen* schreiben (= *fæðm* V. 185) und weiter ändern: *dafs je* | *sich seine Strafe wende! Wohl dem, der* | *nach seinem Todestag den Herrn darf suchen.* — V. 196 *würdevoll* = *ēacen* V. 198? Besser *mächtig auch!* — V. 204 und später sind die *Géatas* stets durch *Goten* wiedergegeben, was beim Leser natürlich ganz falsche Vorstellungen hervorrufen mufs. Wer nicht *Gauten* (aisl. *Gautar*) schreiben will, sollte dann wenigstens *Göten* (nschwed. *Götar*) setzen. — V. 211 f. *Die Strömung kräuselte die Wellen* | *zum Sande hin* giebt das altenglische *stréamas wundon,* | *sund wið sande* schlecht wieder, da *windan* ja intransitiv ist. — V. 226 f. *Die Männer warfen* | *sich in die Kriegsgewänder* = *syrcan hrysedon,* | *ȝúdȝwǽdo?* — V. 268 *Des Halfden,* lies: *Halfdenes.* Auch sonst braucht H. solche Namen bald mit, bald ohne *e* am Ende, was ich für durchaus unzulässig halte. — V. 307 f. *Die Mannen strebten fürder, von der Höhe* | *hernieder* = *siȝon?* Längst ist nachgewiesen, dafs *siȝan* auch 'hinaufziehen' bedeutet, was hier beim Verlassen des Strandes das einzig Passende ist. — V. 315 lies *dafs* statt *das*, vgl. V. 313 des Originals. — V. 363 *Der edelste* lies *der älteste* = *yldestan.* — V. 367 *Des Feindes wackere Verfolger scheinen* ... *eorla ȝeæhtlan* V. 369? Lies: *Der Hoch-*

schätzung der Männer würdig scheinen ... — V. 383 f. *dafs ich | die Schar der Freunde mag beisammen sehen!* Besser: *dafs sie | die Schar der Freunde hier beisammen sehen!* — V. 444 f. *Nicht | sollst du mir Haupteswache stellen. Sterb' ich, | so nimmt er mich von Blute bunt*; etc. Mit Berücksichtigung von Konraths Erklärung wäre zu schreiben: *Nicht | brauchst du das Haupt mir zu verhüllen. Sterb' ich, | so nimmt er mich, den blutbefleckten, trägt | die blut'ge Leiche* etc. — V. 461 *den schreckensvollen, den kein Speer verletzte* ist schwerlich eine richtige Übersetzung von V. 462. — V. 466 *die schätzereiche = ȝinne ríce*, wie unzweifelhaft zu lesen ist? — V. 487 f. *der teuern Edeln hatt' ich um so wen'ger, | je mehr der Tod mir nahm* ist ebenso platt wie ungenau. Lies: *die da der Tod mir nahm = þe þá déad fornam.* — V. 501 lies *Skyldinge.* — V. 503 *Beowulfes Ankunft* ... lies: *Beowulfs Erscheinen*, denn der Nominativ heifst doch *Beowulf*! — V. 532 lies *Ecgtheows* statt *Ecgtheowes*! — V. 553 *barg die Brust*, lies: *das die Brust·barg*, denn *on bréostum læȝ* ist als zu kurzer Vers gewifs zu *[þæt mé] on b. l.* zu ergänzen. — V. 559 *Frevler*, lies: *Feinde = láðȝetéonan.* — V. 600 *schmaust = sended*? Für letzteres schlage ich jetzt *swenced* vor. — V. 638 *eine ritterliche That* ist ein Anachronismus, besser: *heldenhafte.* — V. 641 *Kampferbietung*, besser: *kühne Rede = ȝilpcwide.* — V. 646 *des hohen Halfdens Sohns*, besser: *Halfdenes hoher Sohn* (vgl. zu V. 268). — V. 671 *und er entbot dem Riesen einen Wächter = eoton weard abéad*? Ich möchte V. 669b bessern: *eoton wyrd abréat* 'den Riesen tötete das Schicksal'. — V. 690 *wird*, besser: *mag.* — V. 694 *und um ihn her bog mancher tapfre Seeheld | zur Ruhe sich.* Das ist doch ein seltsamer Ausdruck 'sich zur Ruhe biegen'! Lies: *streckte manch' tapfrer Seeheld* etc. — V. 721 *für ihn bereit = ȝearwost* V. 716? Lies: *gar wohl: denn nicht war das das erste Mal.* — V. 724 *mit*, lies *bei.* — V. 773 *sank der Mut = ealuscerwen* V. 770? Eher: *schwand das Bier!* — V. 777 *Landsitz = foldbold* ist kein passender Ausdruck für die Halle. Etwa *Bauwerk* oder *der Hallen schönste*? — V. 793 *hier*, besser: *da.* — V. 804 *den Blutfeind* ist metrisch hart, vielleicht: *diesen Feind?* — V. 809 *der Feinde*, besser: *der Teufel.* — V. 815 *Sie hafsten beide ihres Gegners Leben*, besser: *es wollte jeder seines Gegners Tod.* — V. 828 *vom Kampf gelöst = ȝenered wið níðe*? — V. 837 f. wären besser wiederzugeben:

Gelegt nun hatte, (alles war beisammen)
Die Kralle Grendels unter's weite Dach.

V. 859 möchte ich bessern: *Bald war da | der Kampfruhm Beowulfs gekündet*, wodurch der falsche Genitiv *Beowulfes* vermieden wird. — V. 863 lies *ein* statt *kein.* — V. 871 *ruhmgekannter*, besser: *ruhmbedeckter.* — V. 890 *strenge*, besser: *tapfre = wiȝes heard* V. 887. — V. 914 *durch Beowulfs des starkgesinnten That* ist mir unverständlich und hat auch keinen Anhalt im Original! — V. 916 *die Abwehr jedes Übels fest vertraute*, besser: *erwartete die Abwehr* etc. — V. 923 *Nachdem die grause Fehd' er überstanden = hine fyren onwód* V. 916?? — V. 954 *wenn eine solche zweite lebt = ȝyf héo ȝýt lyfað* V. 945? Lies etwa: *wenn sie noch lebt in*

dieser Welt. — V. 992 *alle vor sich* beruht auf der metrisch unmöglichen Gestalt von V. 986 bei Socin[6]. Ich würde V. 992 f. übersetzen:

des Feindes: vorn war jeder starke Nagel
dem Stahle gleich, etc.

V. 1009 *des Lebens ohne Hoffnung,* besser: *am Leben schon verzweifelnd* = *aldres orwêna* V. 1003. — V. 1012 f. entsprechen in keiner Weise dem Urtext V. 1005 f., wo *ȝeséćan* statt *ȝesacan*, *ȝenýded* statt *ȝenýdde* und wohl auch *ǽȝhwylc* statt *bearna* zu lesen ist. Ich schlage vor, für V. 1012 f. zu setzen:

wird in das Grab einst steigen, wenn sein Leib ...

V. 1022 *ihre Schutzherrn* = *máȝas þára* V. 1016? — V. 1027 lies: *dem Beowulf Halfdenes Sohn,* um die falsche Form *Halfden* zu vermeiden. — V. 1028 f. *ein golden Banner* | *mit goldgeschmücktem Griff.* Seit wann haben die Banner einen Griff? Natürlich ist mit Rieger und Ettmüller in V. 1023 *hildecumbor* zu lesen. — V. 1036 *beim Schmaus des Metes*(!) = *in ealobence* V. 1030? Lies: *beim Metgelage.* — V. 1037 *Rings um das Dach des Helmes liefen Buckeln,* | *von Draht gewundene, zum Schutz des Hauptes* geben V. 1031 f. ganz unrichtig wieder, denn natürlich bezieht sich *wirum bewunden* auf *héafod beorȝe,* nicht auf *walan!* — V. 1063: Ist *mit mehren* überhaupt deutsch? — V. 1047 und 1073 enthalten den falschen Genitiv *Halfdens,* letzterer Vers das ebenso unrichtige *Finnes,* V. 1083 das unerlaubte *Hokes.* Leider bringt auch das beigegebene Namenverzeichnis — eine nützliche Zugabe — S. 131 noch zweimal die falsche Namensform *Hoke,* die doch Socin wenigstens jetzt aufgegeben hat.

Ich darf die Geduld der Leser nicht länger auf die Probe stellen und breche hier ab, da die mitgeteilten Beispiele hinlänglich meine oben aufgestellte Behauptung beweisen dürften, dafs bei einer Neuauflage der Text gründlich durchzusehen und vielfach zu ändern wäre. Hoffentlich entschliefst sich der Verfasser dann auch, seiner Übersetzung eine kurze geographisch-geschichtliche Einleitung vorauszuschicken, ohne die das Gedicht ja eigentlich kaum verständlich ist. Auch sonst erforderte manche dunkle Stelle noch eine erklärende Anmerkung. Hoffen wir, dafs uns bald eine dritte verbesserte Auflage beschert wird; Original und Übersetzung verdienen es!

Gotenburg (Schweden). F. Holthausen.

Altenglische Dichtungen (Bêowulf, Elene u. a.) in wortgetreuer Übersetzung von H. Steineck. Leipzig. O. R. Reisland, 1898. 151 S. 8.

Das kurze Vorwort belehrt uns, dafs diese Übersetzung 'aus dem Bedürfnis einer wortgetreuen Wiedergabe altenglischer Denkmäler entstanden' sei. Wer verspürt dieses Bedürfnis? Um den Inhalt der hauptsächlichsten altenglischen Dichtungen kennen zu lernen, standen dem der Sprache Unkundigen längst so treffliche Hilfsmittel wie Greins 'Dich-

tungen der Angelsachsen', Heynes und anderer Bêowulf-Übersetzung und eine Reihe gleicher Übertragungen ins Neuenglische zu Gebote; sogar die im selben Verlage erschienenen 'Angelsächsischen Texte' von K. Körner bieten solche wortgetreue Wiedergaben neben den Originaltexten — was freilich von zweifelhaftem pädagogischem Wert ist! Die Vermutung liegt nahe, dafs Herr Steineck für denk- und arbeitsfaule junge Anglisten eine über alle Mühen eigenen Suchens und Nachschlagens leicht hinweghelfende Eselsbrücke hat schreiben wollen, deren Veröffentlichung durch eine angesehene und um unsere Wissenschaft so hochverdiente Verlagsbuchhandlung nur schmerzlich berühren kann. Wie trefflich vorbereitet der Verfasser dieses Werkes an die Arbeit gegangen ist, dafür zeugen die naiven Bekenntnisse des Vorwortes: dafs für den *Bêowulf* die Ausgabe Heynes vom Jahre 1863(!!), für den *Waldere* gar die von Stephens vom Jahre 1860 als Grundlage gedient haben. Für die *Elene* hat allerdings die Zupitzasche Ausgabe — welche Auflage, erfährt man freilich nicht —, für *Wídsíþ*, *Cædmons Hymnus* und *Bedas Sterbegesang* der Greinsche Text vorgelegen. Von der Neuausgabe der Greinschen Bibliothek scheint Herr Steineck somit nie etwas gehört zu haben, ebensowenig von Zupitzas und Kluges altenglischen Lesebüchern.

Doch mit dem Ruhm, eine wortgetreue Übersetzung geschaffen zu haben, vor der hoffentlich jeder Lehrer der englischen Philologie seine Zuhörer aufs dringendste warnen wird, ist der Verfasser nicht zufrieden. 'Soweit es der Sinn zuliefs, ist das Bestreben dahin gegangen, für jedes altenglische Wort das etymologisch entsprechende neuhochdeutsche, wenn vorhanden, einzusetzen. So ist die Übersetzung zugleich ein sprachgeschichtliches Werk', sagt das Vorwort mit edlem Stolz. Ich setze den Anfang dieses 'sprachgeschichtlichen Werkes' her:

Hei! wir hörten in Jahrestagen(!) von dem Ruhm der Geerdänen,
Von dem Ruhm der Volkskönige;
Wie da edle Recken Heldenkraft zeigten!
Oft raubte Scyld, des Scêfs Sohn, den Scharen der Feinde,
Manchen Sippen, die Metsitze.
Mühe hatte der Herrscher(!), seitdem er zuerst
Hilflos gefunden worden war: dafür erfuhr er Trost etc.

Also in sechs Zeilen schon zwei grobe Fehler: *in ȝéardaȝum*, das durch 'Jahrestage' ganz ungenügend übersetzt wird, ist fälschlich zu *ȝefrúnon* (statt zu *ȝárdena þrym*) gezogen, und die schon von Kemble als notwendig erkannte Besserung von *eorl* Z. 6 in *eorlas* ist unberücksichtigt gelassen. Freilich hat sie auch Socin noch nicht in die 6. Auflage hineingesetzt, obwohl *eȝsode* ein transitives Verbum ist! — Die *yldo bearn* (l. *ylda*) V. 70 sind natürlich 'Kinder der Zeit' und V. 82 ff. werden mit folgendem blühenden Unsinn übersetzt:

sie war den feindlichen Flammen zugänglich,
Der bösen Lohe. Es war nicht lange darauf,
Dafs der Mann sich Eide schwören liefs
Für den Krieg; da sollte erweckt werden
Der kräftige Dämon; etc.

V. 111 ff.:

Seitdem erwachte(!) all das böse Geschlecht,
Die Riesen und Alben und Seeungeheuer,
Sowie die Giganten, welche mit Gott kämpften,
Lange Zeit; er vergalt(!) ihnen dafür den Lohn.

Weiter die Geduld des Lesers mit Citaten der Art auf die Probe zu stellen, wäre unverantwortlich. 'Wo der Text noch nicht feststeht [d. h. in den sechziger Jahren noch nicht feststand], fehlt eine Übersetzung', heifst es im Vorwort weiter. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, dafs uns die ganze Steineckschc Übersetzung erspart geblieben wäre.

Lycke bei Norsesund (Schweden). F. Holthausen.

Rudolf Brotanek. Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Alexander Montgomeries. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie III.) Wien und Leipzig 1896. VI, 161 S.

Es sind bereits zwei Besprechungen von Brotaneks Buch erschienen. Die erste in Anglia, Beiblatt 7 (1897) von F. Holthausen giebt einen kurzen Überblick und Erwähnung einiger unwesentlichen Mängel, die zweite in ESt 24 (1898) von O. Hoffmann verteidigt gleichzeitig einige Punkte, in denen sich Hoffmann seiner Dissertation (Studien zu Alex. Montg. Breslau 1894) gegenüber angegriffen oder vernachlässigt glaubt. Es wird schwer sein, ohne einen längeren Aufenthalt am Orte der Quellen etwas Neues zu Brotaneks umfassenden Ergebnissen hinzuzufügen.

In seinem Vorwort giebt der Verfasser als Grund an, dafs Montgomerie bis vor kurzem den deutschen Forschern so gut wie unbekannt war, was er Zurücksetzung nennt, den Verfall der Litteratur im schottischen Dialekt seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Ich meine, wenn Montgomerie ziemlich wenig bekannt war, oder ihm die, welche ihn kannten, ihre Arbeit nicht widmeten, so war der Grund die schwere Zugänglichkeit seiner Werke und der Quellen, sowie die Unreife des philologischen Studiums des schottischen Dialektes. Bevor letzterer gründlich durchforscht ist, wird überhaupt das Studium der schottischen Litteratur und was dazu gehört ganz natürlich noch hinter dem der übrigen englischen zurückstehen müssen. Wenn das in dem Vorworte in Aussicht gestellte Werk über die kleineren schottischen Dichter und die versprochene kritische Ausgabe von Kirsche und Schlehe allen modernen Anforderungen entsprechen sollen, so werden ihnen noch weitere rein sprachliche Untersuchungen vorausgehen müssen.

Kap. I handelt von dem Leben des Dichters. Es bringt gleichzeitig Zeugnisse für die Bekanntschaft Montgomeries bei seinen Zeitgenossen und Landsleuten bis auf unsere Zeit. Giebt es ein Bild von dem Schotten oder hat es eins gegeben? Die Verse:

By's image his Visage
Right quickly then I knew

geben eine Vermutung (nicht, als ob ich jenes image darauf bezöge). Brotanek liefert keine abgerundete Biographie, sondern nur das kritisch aufgeführte Material zu einer solchen. Vielleicht deckt spätere Forschung noch Zusätze auf. Es wäre wohl fesselnd, nicht nur das Äufsere des Lebenslaufes darzustellen, sondern auch ausführlich zu beleuchten, wie die Stellung des Dichters auf dessen Produktion gewirkt hat, wie der Hof die Entfaltung seines Talentes hemmte und Erzeugnisse, wie das rohe Flyting, förderte.

Cap. II bietet eine erschöpfende Darstellung der Überlieferung der Werke Montgomeries und eine erfolgreiche kritische Untersuchung ihrer Echtheit.

Das III. Kap. betrachtet die Dichtungsgattungen und Stilmittel. Dem Dichter stehen alle bereits in der Renaissance bekannten Formen zu Gebote. Wir erhalten aus Brotaneks Buche eine erschöpfende und dem Schotten gerecht werdende Darstellung derselben mit vielen Hinweisen auf ihre englischen und fremden Vorbilder. Der Verfasser weist auf den geringen Umfang der überlieferten Gedichte hin und sieht den Grund hiervon in dem Mangel an Sammlung, dem ein Dichter im Treiben des königlichen Hofes ausgesetzt war.

Kap. IV setzt den Gedankeninhalt und die Quellen der einzelnen Dichtungen auseinander. Hoffmann bemängelt in seiner Besprechung (s. oben) mit Recht Brotaneks Darstellung des Inhaltes von 'The Cherrie and the Slae'. Der Dichter versinkt nicht in Schlaf, sondern hat seine Vision in wachem, sinnverlorenem Zustande, den er sehr gut schildert.

Nicht beistimmen kann ich der Behauptung, dafs die Komposition von 'The Cherrie and the Slae' als verfehlt zu betrachten sei. Brotanek geht meines Erachtens von vorgefafsten Begriffen einer allegorischen Dichtung und Einheit aus, die für vorliegenden Fall nicht passen und nach welchen er Montgomeries Gedicht ungerecht beurteilt. Der Schotte führt seine Abstrakta nicht im Kleide irgend welcher sinnlichen Wesengattung auf, sondern sie erscheinen unmittelbar als Personen, die natürlich unwillkürlich in Menschengestalt vor die Einbildung treten, redend und handelnd, ohne dafs gesagt wird, wie sie aussehen. Sie treten ähnlich auf, wie oft Engel und Teufel, die reden und handeln, ohne dafs wir erfahren, ob sie überhaupt sichtbar wurden. Das Gedicht ist somit gar nicht allegorisch. Die Unbestimmtheit in Bezug auf das Körperliche stört nirgends in dem Gedicht. Auch den Tadel verstehe ich nicht: 'Sie sind plötzlich da und beginnen ihre langweiligen Auseinandersetzungen.' Sie bedürfen gar keiner Einführung, sie sind als allgemein bekannte Gefühle jedem gegenwärtig.

Ich wage nicht mit Cranstoun (Introd. XXIX), dem Brotanek beipflichtet, zu urteilen: 'There is in the end of the strophe a dancing-tune jingle, that gets tiresome and detracts from the dignity of a theme, that has nothing humorous in its character.' Wie mag es wohl den zahllosen schottischen Verehrern geklungen haben? Unnötig erscheint mir die Annahme, dafs der Dichter bei der Kirsche an die Lippen der Geliebten ge-

dacht habe, weil das Bild damals geläufig gewesen wäre und 'eine Kirsche ein kleinliches und unwürdiges Symbol des Zieles abgäbe'. Aber die Kirsche kann unmittelbar für etwas hohes zu Erstrebendes ganz gut stehen. Sie ist in der Vorstellung der Bewohner Nordwesteuropas offenbar die lieblichste Frucht, ihr frühes Erscheinen, Farbe, Form und Geschmack sichern ihr einen hohen Rang, wie ihr gegenüber die Schlehe als die herbste Frucht gilt. Die Gegenüberstellung mufs als ganz vorzüglich betrachtet werden und dient vollkommen als Bild des Abstandes zwischen hohem und niederem Ziele.

Brotanek nennt den Eingang von 'The Cherrie and the Slae' ein Gedicht für sich und stützt damit seinen Vorwurf über den Mangel an Einheit. Aber der Anfang ist eine sehr schöne Einleitung mit einem in sich abgeschlossenen Motiv, an dem gezeigt wird, wie der Held in einen Zustand gerät, unter dem er im Hauptteile des Gedichtes leidet, kämpft und siegt. In beiden Teilen ist nichts einander Widersprechendes. Aufserdem bleibt durch das ganze Gedicht die Örtlichkeit dieselbe. Vers 310—311 heifst es mit Bezug hierauf:

> Hard to the river and the roche,
> Quairof I spak befoire.

Hierhin findet sich der Dichter nach der unglücklichen Amorepisode zurück, wo er am Anfange war, und dort sieht er nun die Schlehe und hoch über ihr den Kirschbaum. In dem sogenannten ersten Gedichte wird ferner auf das zweite vorausgedeutet durch Erscheinen von *Curage* und *Desyre* (Vers 253—255), im zweiten auf das erste zurückgewiesen durch die Verse 730—760, wo Wisdom und Experience Will vorwerfen, allein an dem Unglück des Verwegenen schuld zu sein, weil:

> Will was his counsell and convoi,
> To borrow, fra the blindit boy,
> Baith quiver, wingis and bow.

Ich mufs mich dem Lobe Cranstouns (Introd. p. XXX) anschliefsen und kann die 'gerügten schweren Mängel' nicht zugeben. Selbst das wenig Originelle der Motive ist mir keiner. Welcher von den froh geniefsenden ungelehrten Lesern mochte wohl darauf stofsen, während auch wir nicht im geringsten von Plagiarischem reden können.

Das häfsliche Flyting nennt Brotanek abstofsend. Er giebt einen umfangreichen Nachweis der Geschichte, der Quellen, des Inhaltes, sowie der Verfasserschaft und Form dieser Streitschrift.

Die kleineren Gedichte, von denen in unserem Buche gehandelt wird, habe ich eingehend auf Petrarcas Einflufs untersucht. Aber alles, und zwar nicht wenig, was ich als petrarchistisch finden konnte, stammte unzweideutig aus Ronsard, was auch Hoffmann schon untersucht und ausgesprochen hatte. Ich meine, dafs der Schotte den Italiener gar nicht im Original gekannt hat. Es müfste ihm doch aufgefallen sein, dafs Ronsard auf ihn zurückgeht, und er hätte dann doch eher den von ihm selbst

gepriesenen Petrarca übersetzt und benutzt, als seinen französischen Nachahmer.

Die Stellen, welche Brotanek als Belege für den Einflufs Wyatts, Surreys und Sidneys anführt, sowie eigene Vergleiche können mich nicht überzeugen. Die Liebeslyrik ist so beschränkt in ihren Themen, die allgemeinen Formen derselben bei den Elisabethanern und Schotten ihrer Zeit flossen aus so gleichen Quellen, dafs eine Übereinstimmung des Grundtones bis in Einzelheiten wohl gemeinschaftliche, nicht wechselseitige Entlehnung ist.

Kap. V bietet eine eingehende Untersuchung über die allitterierende Langzeile bei Montgomerie. Brotanek rechnet es ihm zum Verdienst an, dafs er ein letzter Pfleger des altnationalen Verses gewesen sei. In Übereinstimmung mit Hoffmann und gegen Brotanek sehe ich in jenen Versen eine starke Neigung zu jambisch-anapästischem Rhythmus, was bei einer Versbildung vorzüglich nach Sievers' Typus A nicht schwer ist. Die spätere Allitteration erscheint mir nicht als ein Verdienst, sie steht fast so tief als moderne Bestrebungen auf diesem Gebiete. Wir empfinden nichts mehr bei dem gleichen Konsonantenanklang und üben das Heraussuchen der Stäbe bei alten echten Stabreimgedichten, weil sie nicht mehr ohne weiteres in die Augen oder vielmehr Ohren springen. Die Allitteration war auch schon zu Montgomeries Zeit ein Buchornament, wie König Jakobs Regel beweist: 'Let all your verse be Literall ... I mean, that the maist pairt of your lyne, sall rynne upon a letter.' Sie war kein versbildendes Princip mehr und lag sicher nicht mehr in der Natur der Recitation. So ist sie eine künstliche Spielerei und nicht lobenswertes Festhalten an nationaler Kunst.

Berlin. J. Schoembs.

F. J. Carpenter, Metaphor and simile in the minor Elizabethan drama. Chicago, Diss., University of Chicago press, 1895. XVI, 217 S.

Spät erst kommt mir diese Arbeit zu Gesicht; dennoch möchte ich nicht unterlassen, auf ihren wichtigen Inhalt hinzuweisen. Carpenter beschäftigt sich mit dem Bilderschatz der hervorragenderen Dramatiker kurz vor und neben Shakespeare: aus welchen Gebieten sie ihn schöpfen, in welcher Fülle und charakteristischen Art sie ihn verwenden. Er bringt hiezu vor allem klare Begriffe von rhetorischen Dingen mit, die er sich durch das Studium von Quintilian, von Home, Burke, Greene und H. Spenser, Hennequin und Mézières, Brinkmann, Gerber, Klaeber, Max Müller u. a. erworben hat. Er zählt ferner die von den Dichtern gebrauchten Bilder nicht, ohne uns auch zu sagen, wie er sie zählt; *on prouve tout avec des chiffres,* citiert er dabei aus F. Brunetières Kritik des Wörterbuches von Victor Hugos Metaphern, *et même parfois la vérité, quand on sait la manière de s'y prendre.* Zugleich setzt er unter die Zahlentabelle S. 159 eine Bemerkung, aus der hervorgeht, dafs er vorsichtig genug ist,

den Ziffern in solchen Dingen nicht absolut zu trauen; dafs er nicht blofs zählt, sondern auch wägt; in der That kann ja ein kräftiges Bild mehr Eindruck machen als zehn schwache. — Sein Ziel ist dann die Umschreibung der jedem Dramatiker eigenen Manier. So hebt er gleich beim ersten Drama, das er untersucht, bei 'Gorboduc', hervor: Parallelismus und Antithese im Übermafs, desgleichen klassische Anspielungen und konventionelle Personifikationen, schwächliche und meist in Adjektiven ausgedrückte Bilder. Mit Recht betont er den ausländischen Ursprung dieser formelhaften Deklamation: Seneca war das Vorbild; 'Italian influence' S. 5 dürfte weniger zutreffen, eher Nachwirkung von Surrey's Vergil-Übersetzung, schon wegen der Gleichartigkeit des Metrums, des erst in Gorboduc aus dem Epos ins Drama übertragenen Blankverses. Bei Lilly wird das bei aller Fabulistik doch gezirkelte und konventionelle Wesen seines Stils auseinandergesetzt, *contrasting with the frequently imaginative and emotional prose of Sidney.* Peele ist mehr Poet als Dramatiker, wie sich schon daraus ergiebt, dafs er seine Vergleiche hauptsächlich aus unbelebter Natur und nur selten aus dem menschlichen Leben holt. Für Marlowe, und zwar speciell für seine ersten Dramen, ist bezeichnend: *a turbulent magnificence of words and images; the condensed metaphor; hyperbole and geographic romance; bold personification; small proportion of comparisons drawn from colloquial and familiar scenes.* Kyd hat viel klassische Mythologie, *a few striking metaphors, general formlessnes and extravagance.* Greene ist besonders reich an *gorgeous particulars, sententious tropes, fables, short similes.* Statt dann auf Tourneur, Webster, Chapman und Ben Jonson noch einzugehen, wäre es vielleicht geratener gewesen, die vor-Shakespearischen Dramatiker vollständiger und zugleich im Zusammenhang mit der episch-lyrischen Dichtung ihrer Periode zu betrachten; die Charakteristik wäre dann gewifs noch exakter und fruchtbringender ausgefallen.

Was die Verläfslichkeit der Resultate betrifft, hat sich Carpenter selbst über ihren subjektiven Charakter keine Illusion gemacht. Die Zahlentabelle S. 159 giebt dafür interessante Belege. Peele gilt für besonders reich an Bildern aus der äufseren Natur; aber der ziffernmäfsige Vergleich mit anderen, deren dramatische Art deshalb nicht bemängelt wird, weist folgendes Verhältnis aus:

	Peele	Marlowe	Webster	Chapman	Ben Jonson
total number of pages . . .	393	549	322	718	1892
aspects of sky	50	93	69	155	100
„ „ waters	8	5	13	34	28
„ „ earth	3	14	19	39	46
„ „ seasons	1	3	6	20	12
„ „ vegetable world .	26	14	30	44	41
„ „ animal „ .	36	36	105	158	276
fabulous natural history . .	5	4	26	14	23
total nature	129	169	268	464	526

Die Masse stimmt also nicht zu Carpenters Urteil, das doch wohl durch Umfang und Lebhaftigkeit der Peeleschen Nebenbilder fühlbar bedingt

war — vielleicht nicht mit Unrecht, doch sicherlich nicht so leicht kontrollierbar. Ein anderes Beispiel mag die *many references to the stage and the drama* erläutern, die Carpenter S. 156 bei Ben Jonson betont:

	Tourneur (295 p.)	Marlowe	Webster	Chapman	Ben Jonson
the stage and the drama	10	10	8	15	27

Demnach müfste Ben Jonson im Verhältnis zur Verszahl über 60 Theaterbilder verwerten, um Tourneur gleichzukommen, und gegen 48, um an Webster heranzureichen, während Marlowe, nach der Menge zu urteilen, Anspruch auf Gleichstellung mit Ben Jonson hätte. Wie sehr zugleich die Verschiedenheit der Stoffe und Stimmungen auf die Bilder wirkt, tritt bei der Rubrik *domestic life, dress and adornment* zu Tage. Ben Jonson soll da seine Hauptdomäne haben; aber seinen 22 Fällen stehen bei dem nicht halb so umfangreichen Chapmann ebensoviele gegenüber, bei Webster (fast nur 1/6 Umfang) 11, bei Lilly (1/7 Umfang) sogar 25. Gewifs hätte es sich empfohlen, sowohl die Bilder qualitativ genauer zu sondern, als auch bei den Dramatikern tragische und komische Haltung, jugendlichen und gereiften Stil zu sortieren. Wie die Arbeit vorliegt, ist sie mehr ein Experiment im grofsen — freilich ein sehr lehrreiches und interessantes — als ein fertiger Bau mit festen Wänden.

In den zusammenfassenden Schlufsbemerkungen kommt Carpenter endlich auch auf Shakespeare zu sprechen. Er unterscheidet Bilder, die auf den Schönheitssinn wirken und besonders von Homer im Altertum, von Spenser in der Elisabethzeit gebraucht wurden; und Bilder von leidenschaftlicher Art, *making the ideas always subservient to the emotion*: hierin glänzen Aeschylus und Shakespeare (S. 171). Jene erstreben mehr *a gratification of intellectual curiosity*, auch *useful instruction*; diese hingegen *an intense and sympathetic realization, through the humblest symbolism.* Letztere haben bereits Marlowe und Kyd, obwohl noch in zu mafsloser Heftigkeit: die tragischen Vorläufer Shakespeares. In der Komödie bereitet Lilly ähnlich auf Shakespeares *archness, artifice and drollery* vor, im Gegensatz zu Jonson's *colloquialism, and the fantastical and metaphysical subtleties of the later school* (S. 182). Also: epische, tragische und lustspielmäfsige Bilder; man möchte nur wünschen, dafs ein Schüler von Carpenter diese dankbare Einteilung weiter verfolge.

Berlin. A. Brandl.

Sir Philip Sidney, The defense of poesy, otherwise known as An apology for poetry. Edited with introduction and notes by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1898 (Athenæum press series). XLV, 143 S.

Eine Ausgabe nach der anderen ist von dieser Perle der englischen Kunstkritik in den letzten Jahrzehnten erschienen (Arber, Flügel, Stuckburgh), ohne dafs sich das Forschungsinteresse daran erschöpft. Cook hat wieder seine Vorgänger sorgsam genützt und zugleich einige Schritte

über sie hinaus gethan. Seine Einleitung behandelt Leben, Bildung und Kunsttheorie des Autors, Entstehung und Stil des Essay, Nachahmungen und Nachleben, wobei auf die Parallelen mit Shelleys ähnlicher Streitschrift besonders geachtet ist. Die Abfassung verlegt Cook nicht unmittelbar nach das Erscheinen von Gossons *'School of abuse'* (August 1579), durch deren Angriffe auf alle Poesie sich Sidney bekanntlich herausgefordert fühlte, sondern einige Jahre später, etwa 1583, weil der Stil so viel reifer sei als in der *'Arcadia'* (gröfstenteils 1580 geschrieben). Das Verzeichnis der Textvariauten und der Eigennamen am Schlufs des Bändchens sind angenehme Zuthaten.

Im einzelnen habe ich mir folgende Notizen gemacht:

Ob man gedankenhafte Schriften wie die von Tyrtæus, Cato, Lucrez, Lucan oder Vergils Georgica zur eigentlichen Philosophie rechnen dürfe oder nicht, überläfst Sidney 10_9 den *grammarians* zum Ausfechten (*dispute*). Zur Erklärung dieses geringschätzigen Wortes sei auf Ascham's *Schoolmaster* 1570 verwiesen, der sich mühte (Arbers Ausgabe, S. 140), Plato, Xenophon und Cicero als *genus philosophicum* vom eigentlichen *genus poeticum* zu trennen, während Sidney ausdrücklich erklärt, Platos Schönheit komme von seinem Poetentum, und Xenophons Cyrus sei ein Gedicht, obwohl in Prosa. Auch sonst ist Sidney durchaus nicht immer einig mit seinem Vorgänger in ästhetischer Renaissance-Erziehung. Ascham empfahl seiuen Schülern aus pädagogischen Gründen, in erster Linie nicht die lateinischen Dichter zu lesen, sondern Varro, Salust, Caesar und Cicero (S. 117); Sidney erwartet, im Gegenteil, bessere Erziehungsfrüchte von der Lektüre der Dichter als der Historiker und Philosophen. Ascham kämpfte für die quantitierenden Versmasse der Alten und gegen den Reim; Sidney schätzt beide in ihrer Art — über den Vorzug könnte man lange Reden halten, 55_{31}. Ascham setzt an der englischen Sprache die Unfähigkeit zu Daktylen aus; Sidney findet das Englische für metrische Dinge geeigneter als jede andere Volkssprache, 56_8. Man braucht dabei natürlich keinen direkten Protest gegen Ascham anzunehmen; nur einen Protest gegen manche Beschränktheit der von Ascham repräsentierten Schulkreise, mit denen sich der höfische Schönheitsfreund zwar besser verstand als mit den Puritanern, aber doch nicht ausnahmslos.

Die Bemerkung Sidneys, alle Gestalten des Dichters seien *feigning*, ein Dichter könne daher von vornherein nie der Lüge geziehen werden, und eben dies *feigning* erhebe seine Gestalten über die der Geschichte, 11_{22}, 17_{22}, 19_{10}, 20_8, ist der beste Kommentar zu Shakespeares Ausspruch: *The truest poetry is the most feigning* (As you like it III, 3, 19).

Wenn Sidney 13_{27} ff. den Historiker als beladen *with old mouse-eaten records* beschreibt, erzählend nach Gerüchten, *better acquainted with a thousand years ago than with the present age*, pädagogisch mit Hilfe der Schlachten von Marathon, Pharsalia, Poitiers und Azincourt, hat er u. a. wohl den Chronisten Holinshed vor Augeu gehabt, dessen hiemit richtig charakterisiertes Werk kurz vorher, 1577, erschienen war.

Was Sidney 47_{28} ff. über den Mangel an englischen Tragödien künst-

lerischer Art — abgesehen von *Gorboduc* — sagt, ist in der Zeit vor Kyd und Marlowe nicht verwunderlich. Seine folgenden spöttischen Ausführungen über die Mifshandlung von Raum und Zeit auf der Bühne gehen auf die romantischen Komödien in der Art von '*Common Conditions*'. Dafs ein Dramatiker über einen Fremden sich lustig macht wegen seines gebrochenen Englisch, *against law of hospitality* 51 ₃₈, begegnet ebenfalls in '*Common Conditions*', in der Figur des spanischen Kaufmanns. — Vielleicht ist auch für folgende Aufzählung von Rollen das von Sidney gemeinte Stück zu ermieren: *a busy loving courtier, a heartless threatening Thraso, a self-wise-seeming schoolmaster, a wry-transformed traveller* 51 ₃₃; denn als solche können angesprochen werden: Endymion, Sir Tophas, Pythagoras und Eumenides (in der Scene mit Geron IV, 3) in Lillys Erstlingskomödie (1579—1580?). Die Parallelen sind nicht zwingend, aber doch erwähnenswert; Sidney braucht ja nicht mit wissenschaftlicher Exaktheit zitiert zu haben.

Berlin. A. Brandl.

The Spanish Tragedy. A Play written by Thomas Kyd. Edited with a Preface, Notes and Glossary by J. Schick, Professor at Munich University. J. M. Dent and Co. Aldine House: London, 1898. Cloth 1/-, leather 1/6.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlegers, seinem *Temple Shakespeare* eine Sammlung *Temple Dramatists* folgen zu lassen, in der dem Freunde der Dichtkunst die wichtigsten Werke der englischen Dramatik in möglichst gefälliger Form zu einem billigen Preise geboten werden sollten. Hier liegt nun Thomas Kyds Spanische Tragödie, das einzige Originaldrama, das dem Dichter unbestritten zugeteilt wird, vor uns. Es ist dies eine Abkürzung der grofsen kritischen Ausgabe, die Schick seit längerer Zeit vorbereitet, und die nun wohl baldigst erscheinen dürfte. Aber schon diese kleine Ausgabe bedeutet einen grofsen Gewinn für die Wissenschaft, die sich bisher mit dem Abdruck bei Dodsley-Hazlitt begnügen mufste. Speciell der Shakespeare-Forschung mufs sehr viel an einer guten Ausgabe dieses Dramas gelegen sein; denn die Spanische Tragödie ist für die litterarhistorische Erklärung des Hamlet wichtiger als die ganze Psychopathologie. Eine ausgezeichnete Einleitung belehrt uns über Kyd und sein Werk in nicht weniger als vierzehn inhaltsreichen Abschnitten. In Bezug auf Kyds Alter spricht sich Schick dahin aus, dafs er wahrscheinlich vor Marlowe in das dramatische Leben eingetreten, dafs die *Span. Trag.* vor *Tamburlaine* entstanden sei. Die Möglichkeit mufs ohne weiteres zugegeben werden, wenn auch die ersten Verse des *Tamb.*, wo Marlowe über die *rhyming mother wits* spottet, dagegen zu sprechen scheinen, dafs Kyd, nicht Marlowe, der Volksbühne den Blankvers als Morgengabe gebracht habe. Schick bespricht eingehend die bekannte Hamlet-Stelle in Nashs Vorrede zu Greenes *Menaphon*, die heute wohl von keinem ernsten Litterarhistoriker mehr auf Shakespeare be-

zogen wird. Ich kann ihm nur durchaus beistimmen, wenn er, im Anschlufs an Sarrazin, in Kyd den Verfasser des Ur-Hamlet sieht, auf den Nash hier anspielt. Auch in der Datierung der *Cornelia* dürfte Schick recht haben, wenn er es für wahrscheinlich hält, dafs Kyd das Stück schon ca. 1588—89 übersetzt habe. Dann handelt Schick über das Verhältnis der *Span. Trag.* zum *First Part of Jeronimo* und zu *Soliman and Perseda*: er wiegt hier sorgfältig alle Gründe ab, spricht sich aber nicht in bestimmtem Sinne aus, wie denn überhaupt sein vorsichtiges Vorwärtsschreiten in angenehmem Gegensatz steht zu dem blinden Galopp mancher englischer Litterarhistoriker. Zu Kyds Leben hat Schick selbst im Shakesp.-Jahrb. 35, 277 einen Nachtrag geliefert. Die Entstehungszeit der *Span. Trag.* bildet den Gegenstand eines gröfseren Abschnitts S. XXI—XXV, in dem Schick auf die Wahrscheinlichkeit hinweist, dafs das Stück noch aus der Zeit vor der Armada, 1588, ja wohl auch vor der Erstürmung des Cadizer Hafens, 1587, stamme. Die Quelle aufzufinden ist dem Herausgeber trotz eifrigen Suchens ebensowenig geglückt wie seinen Vorgängern: vielleicht hilft der Zufall, der ja bei diesem Teil der Litteraturgeschichte oft eine grofse Rolle spielt, der Grundlage einmal doch noch auf die Spur zu kommen. Der Einflufs auf Shakespeare wird, wenn auch nur im allgemeinen, berührt: er wird vollauf genügend erklärt durch den Umstand, dafs die *Span. Trag.* Shakespeares Truppe gehörte, und also er selbst das Stück mitspielte und teilweise auswendig kannte. Auf eine Aufzählung der deutschen und holländischen Bearbeitungen, die wieder viel Neues bietet, folgt eine allgemeine Würdigung des Dramas von ästhetischen und historischen Gesichtspunkten aus und darauf ein kurzer Schlufs. Die Einleitung bringt eine Fülle des Neuen und Interessanten und hat unsere Kenntnis über dieses wichtige Drama und seinen Verfasser sehr bereichert. Der Text hält sich im allgemeinen an die undatierte Garrick-Quarto, die den ältesten erhaltenen Druck des Stückes repräsentiert. Varianten werden in dieser kleinen Ausgabe nur kurz anhangsweise angeführt, da sie ja für ein gröfseres Publikum bestimmt ist. Aus demselben Grunde ist auch die Orthographie modernisiert. I, 3, 35 und 36 ist wohl *treasury* zu transcribieren, des Metrums wegen. In der alten Rechtschreibung konnten ja *treasure* und *treasury* dieselbe Form haben. III, 6, 37 und 38 sind vielleicht *'aside'* zu sprechen. III, 12, 43 würde ich lieber *marriage* dreisilbig lesen statt *solemnizèd*. — Ein kleines Glossar verzeichnet die heute nicht mehr verständlichen Wörter. Zu erwähnen gewesen wäre vielleicht auch ein Wort wie *to record* in der Bedeutung 'singen' (II, 4, 28: s. die Anm. bei Dodsley-Hazlitt). Sehr interessant sind zum gröfsten Teil die dem Stücke beigegebenen Anmerkungen. Zu III, 9, 54 bemerkt Schick, dafs die Bühne für die *Span. Trag.* zwei Thüren besafs: dies scheint überhaupt das gewöhnliche für die einfache Bühne zu sein, von *Gammer Gurton's Needle* angefangen bis zu Shakespeares Zeit. Auch der Shakesp.-Jahrb. 35 abgedruckte *1 Richard II* verlangt zwei Thüren. Man vergleiche das Bild des Schwanentheaters. Das III, 15, 129 citierte italienische Sprichwort findet sich als

Chi mi fa meglio che non suole,
Tradito ni ha, o tradir mi vuole

unter den in Sandfords *Garden of Pleasure* (vgl. Shakespeare-Jahrbuch 35, 260) abgedruckten und übersetzten *'Proverbs of Piovano'*. Es scheint also nicht aus Ariost zu stammen, sondern dem Piovano Arlotto, dem florentinischen Eulenspiegel des 16. Jahrh., zugeschrieben zu sein. — Am Schlusse des kleinen Büchleins fühlen wir das Bedürfnis, dem Herausgeber unseren Dank abzustatten für die reiche Belehrung, die wir aus dem geschöpft, was er aus Eigenstem dem Texte beigegeben hat.

Jena. Wolfgang Keller.

Myra Reynolds, The treatment of nature in English poetry between Pope and Wordsworth. Chicago, Diss., University of Chicago press, 1896. X, 290 S. 4.

Mit rühmlichem Fleiſs hat Myra Reynolds die Behandlung der Landschaft bei den englischen Dichtern von Pope bis herab zur Zeit, wo die Seeschule auftreten sollte, verfolgt; ebenso bei den Gartenbauern, Reisebeschreibern, Romanschriftstellern und Landschaftsmalern Albions. Jedem ist sein Paragraph gewidmet, in chronologischer Reihenfolge, und selbst so kleine Leute wie Duck, Somerville, Boyse, Relph, Mendez u. a. sind nicht vergessen. In einem Eingangskapitel werden die Naturbilder der vorausgehenden Drydenschen und Popeschen Ära charakterisiert: *neglect of the terrible in nature, as mountains, the ocean, storms and winter; of the mysterious or the remote;* andererseits *friendliness towards the gentle, serviceable forms of nature,* besonders wenn *made symmetrical by art; conventional descriptions; an underlying conception of nature as entirely apart from man, and to be reckoned with merely as his servant or his foe.* Das Schluſskapitel aber stellt die Fortschritte zusammen, die man im Laufe des Jahrhunderts machte; den Einfluſs der Schriftsteller, die auf dem Land aufgewachsen waren, und der modernisierenden Kritik; die wachsende Genauigkeit der Beschreibung; die Bevorzugung des Wildschönen und Geheimnisvollen; die Anerkennung der Tierrechte; die Vorliebe für das Land gegenüber der Stadt; das Aufkommen eines persönlichen, ja religiösen Verhältnisses zur Natur. So gelangen wir bis knapp vor die ersten Verse von Wordsworth, in denen all diese Tendenzen zusammenschossen zu seinem System von *natural religion.*

Es ist keine flüchtige Studie, die wir für das Aufkommen des romantischen Natursinns hiemit erhalten, und erreicht sie nicht Vollständigkeit, so kommt sie ihr doch vielfach nahe. Verhältnismäſsig am wenigsten ist die Brieflitteratur ausgenützt; was Addison auf seiner Schweizerreise 1701 über den angenehmen Schauer schreibt, mit dem er vom Karthäuserkloster zu Ripaille aus die steilen Abhänge der Alpen sah, oder was Lady Montague 1718 vom *prodigious* Anblick der Gletscher am Mont Cenis, sowie von der Schönheit der tirolischen Hochgebirgsthäler berichtet, hat schon Friedländer in seiner wertvollen Studie über die Entwickelung des

Gefühls für das Romantische in der Natur (Sittengeschichte Roms[6] II, 227 ff.) ausgezogen, ohne dafs es hier Verwertung gefunden hätte. Was Romane betrifft, scheint mir Robinson Crusoe mit der Bemerkung, dieser betrachte die Natur lediglich vom Standpunkt der Nützlichkeit (S. 214), doch zu obenhin abgethan; von Einzelheiten war wenigstens die Schilderung des Erdbebens wegen ihrer Realistik hervorzuheben; aufserdem hat die Geschichte als Ganzes eine principielle Bedeutung, indem sie einen Kulturmenschen inmitten der Wildnis darstellt mit all seinen Leiden und Freuden, als ein Wirklichkeitspendant zu Adam im Paradies. Über einen anderen Roman, Smollets Count Fathom, 1753, sagt Myra Reynolds: *there is merely a conventional description of a furious storm* (S. 217); aber nicht der Sturm ist da die Hauptsache, sondern der Wald, den der Held im Dunkeln bei Blitz und Donner durchreiten mufs, in Angst vor Räubern, denen er in der folgenden Nacht in der That beinahe zum Opfer fällt; und, erfüllt von Grauen über ihr blutiges Treiben, mufs er im Morgengrauen abermals durch den Wald; *every whisper of the wind through the thickets was swelled into the hoarse menaces of murder, the shaking of the boughs was construed into the brandishing of poniards, and every shadow of a tree became the apparition of a ruffian eager for blood:* es ist der Anfang des Schreckensromans in England. Die von Richardson beherrschte Zeit 1740—60 mit ihrer sentimentalen Vorliebe für das Schreckliche und Gruselige, in der Landschaft wie im Menschenleben, Kirchhofanblick, Aberglauben und Seraphimswalten, konnte überhaupt als deutliche Zwischenperiode zwischen der kühlen Ära Thomsons und der kühnen Phantastik Macphersons markiert werden. Im Gegensatz zu solcher kindlichen Überschwenglichkeit im Stil der 'babies in the wood' nur ist Dr. Johnsons Haltung zu verstehen, der dem gesunden Menschenverstand das Wort redete und in der schottischen Felsenhöhle Buller of Buchan, ins tiefe Wasser hinabschauend, sich selbst predigte: *Terror without danger is only one of the sports of fancy, a voluntary agitation of the mind, that is permitted no longer than it pleases* (Reise nach den Hebriden 1773). — Von Dichtern vermisse ich Chatterton ganz, mit all seinen Gewittern, Mondlichtern und Bergen; desgleichen Fergusson und andere schottische Vorläufer von Burns. Unter den berücksichtigten Dichtern ist vielleicht Cowper am wenigsten erschöpft. Bei ihm sagt Myra Reynolds S. 162: *Night is nowhere described; moonlight plays no part in his poetry.* Welcher Leser von Cowpers 'Winter evening' aber vergäfse je die Schilderung von *homely-feathered Night?* Evening geht ihr voran:

A star or two just twinkling on thy brow
Suffice thee; save that the moon is thine,
No less than hers (the Night's), not worn indeed on high
With ostentatious pageantry, but set
With modest grandeur in thy purple zone,
Resplendent less, but of an ampler round.

Wer gar viele Dichterlinge ausbeutet, übersieht eben leicht wichtige Dinge bei den Haupterscheinungen. Auch sonst ist Cowper für Myra Reynolds

nur ein analysierender Kleinmaler und ein Prediger, der für die moralische Hebung, die er selbst von der Natur empfing, Proselyten suchte. Sie hat kein Wort für das Magische, durch das sich seine Naturbilder vor allen früheren auszeichnen; z. B. wenn er in der Dämmerung am Kamin sitzt und in der zitternden, verblassenden Glut bald Häuser, Bäume, Kirchen, bald sogar menschliche Gestalten schaut, während draufsen der Schneewind sogar Wälder und Felder umformt: scheinbare Veränderung innen und aufsen, im kleinen Herd und im grofsen Gesicht der Natur, *silently performed, and slowly, and by most unfelt.* Das ist nicht mehr allegorisierende Naturauffassung, wie sie Ovid in den Metamorphosen pflegte oder sein Nachahmer Pope in der Lodoun-Episode des *'Forest of Windsor'* — ein schüchtern Mädchen verwandelt in einen Lorbeer oder einen Bach, äufserlich und konventionell; sondern mythische Naturauffassung, ein Märchen nach dem inneren Wesen der Dinge, wie bei Wordsworth, der in den frischen, schmucken *daffodils* auf der Wiese lustige Tänzerinnen sieht, oder bei einem modernen Schweizer Dichter, der von den Schlüsselblumen erzählt, sie seien Müllerstöchter gewesen und am Sonntag in ihren neuen goldgelben Kleidchen jubelnd an den Bach gelaufen, um sich darin zu spiegeln, und da stehen sie noch. In letzterer Art hält Cowper die beiden Bilder zusammen: Häuser und Bäume in der weifsen zitternden Asche, Wälder und Felder im weifsen fallenden Schnee; die Wirkung ist, dafs wir Symbole der geheimnisvoll sich verschleiernden Naturkraft an sich zu erkennen glauben, nicht in menschlicher, sondern in elementarer Art. Was Cowper so gelegentlich that, übertrugen Coleridge und Wordsworth in den grofsen Stil, und das war das letzte Glied in der Entwickelung der Landschaftspoesie des achtzehnten Jahrhunderts (Lyrical ballads 1798). — Nichts Neues; steht alles schon implicite in deutschen Büchern.

Schliefslich kann ich eine methodische Einwendung nicht unterdrücken: handelt es sich wirklich nur um eine Entwickelung des Empfindens, so dafs die Dichter im Gestalten fast durchaus originell waren, d. h. direkt aus der Natur schöpften, wie man nach Myra Reynolds Darstellung glauben möchte; oder gab es auch in Bezug auf das Gestalten litterarische Vorbilder und Nachahmer? Bei Myra Reynolds ist der Einflufs von Spenser und Shakespeare, die doch viele Züge romantischer Naturpoesie bereits besafsen, nirgends hervorgekehrt; bei all den schaurigen Wäldern und verkappten Einsiedlern des achtzehnten Jahrhunderts gedenkt sie nicht der Feenkönigin, bei Tam o' Shanters Hexenkessel nicht des Macbeth. Selbst die von Milton in ein System gebrachte Form der Naturschilderung nach den Tageszeiten, die von seiner Gemeinde, z. B. von Gray, doch fest bewahrt wurde, ist nicht berücksichtigt; obwohl speciell die Beschreibung des Mittags mit schattiger Bank, fächelndem Baum und rauschendem Bach (Penseroso 131 ff.) so stereotyp geworden war, dafs Johnson sie sogar in Prosa sich aneignete: *As the day advanced towards noon, — I sat down on a bank, such as a writer of romance might have delighted to feign; I had indeed no trees to whisper over my head, but a*

clear rivulet streamed at my feet — here I first conceived the thought of this narration (Hebrides). Freilich wird Myra Reynolds sagen: das konnte jeder Dichter jeden Tag unmittelbar aus der Wirklichkeit schöpfen. Warum hat es aber keiner geschöpft, bis Spenser — selbst angeregt durch Vergil und Theokrit — das Beispiel gab? Es ist mit dichterischen Dingen wie mit dem Ei des Columbus: ist es einmal erfunden, so scheint es leicht; wer es aber erfand, mufste ein feiner Kopf sein. Was Tradition des Lernens in allen geistigen, speciell künstlerischen Dingen bedeutet, mag in Amerika schwerer zu lernen sein als im alten Europa; doch bliebe ein Übersehen dieser Thatsache auf die Dauer nicht ungestraft.

Berlin. A. Brandl.

The Jessamy Bride. By F. Frankfort Moore. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Collection of British Authors, vol. 3242). 303 S. kl. 8.

F. Moore führt uns diesmal in die denkbar beste litterarische Gesellschaft von London im Jahre 1773, als Oliver Goldsmith sein Lustspiel *'She stoops to conquer'* aufführen liefs. In einer Reihe von bunten, anschaulichen Bildern zieht die berühmte Tafelrunde Dr. Samuel Johnsons in the Crown and Anchor Tavern an unserem Auge vorbei, deren Teilnehmer, Oliver Goldsmith, Sir Joshua Reynolds, Boswell, David Garrick, Edmund Burke, vor allem aber deren Haupt vortrefflich geschildert werden. Dann führt uns der Verfasser ins Pantheon-Theater, wo eine Schar junger Edelleute die Zulassung berühmter Schauspielerinnen in den Zuschauerraum erzwingt; und endlich sind wir Zeugen der Schwierigkeiten, die der Manager Colman dem Dichter des neuen Lustspiels bereitete. Dabei machen wir die Bekanntschaft der lieblichen Mary Horneck, die der Dichter seine Jasminbraut nannte, und sehen, wie aufrichtig sie einander zugethan waren. Ihre Freundschaft wandelt sich, zunächst bei Goldsmith, in Liebe, als er Mary mehrfach von einem Mann in Uniform verfolgt sieht und sie stets sehr unglücklich bei dem Erscheinen des geheimnisvollen Fremden wird. Nebenbei erfahren wir auch die Entstehung des Titels der Komödie: Goldsmith schwankte lange, wie er sie benennen sollte; da bat Mary Horneck in einer Gesellschaft die berühmte Angelica Kauffmann zu singen: *'Oh, Madame Angel, live for ever!' she cried. 'Will your Majestey condescend to let us hear your angelic voice? You have already deigned to captivate our souls by the exercise of one art; will you now stoop to conquer our savage hearts by the exercise of another?' A sudden cry startled the company ... 'By the Lord, I've got it!' shouted Goldsmith. 'The Jessamy Bride has given it to me, as I knew she would — the title of my comedy — she has just said it: "She stoops to conquer".'* (S. 96. 97.) Unter diesem Titel erringt das Stück einen Triumph, aber der Dichter ist nicht glücklich, da Mary leidet; umsomehr als Dr. Johnson ihm mit derber Offenheit überzeugend auseinandersetzt, von einer Verbindnng eines armen Litteraten mit der vornehmen Mifs Mary Horneck könne gar keine

Rede sein. Goldsmith beschliefst, sein Leben als ihr Freund ihrem Dienste zu weihen und sie glücklich zu machen. Widerstrebend gesteht ihm endlich die schöne Mary, sie habe vor einem Jahre bei einem Landaufenthalt einen Kapitän Jackson kennen gelernt und sei so unvorsichtig gewesen, ihm einige Briefe zu schreiben, die der Schurke jetzt gegen sie zu verwenden drohe. Ergötzlich wird nun geschildert, wie der sonst so unpraktische Dichter mit Hilfe der Schauspielerin Mrs. Abington den Kapitän trunken macht und ihm bei der Heimfahrt in der Droschke gewaltsam jene Papiere abjagt, zugleich mit anderen, die beweisen, dafs jener im amerikanischen Kriege in hochverräterischen Beziehungen zu George Washington gestanden hat. Auch den Nachstellungen des Schurken entgeht der Dichter glücklich mit Hilfe zweier italienischer Freunde, des bekannten Schriftstellers Baretti und des Fechtmeisters Nicolo. Schliefslich ersticht Baretti in der Notwehr Jackson und entgeht mit genauer Not dem Schicksal, wegen Mordes gehenkt zu werden. Schlecht ergeht es dem Helden. Er mufs als ehrenhafter Mann Mifs Mary Hornecks Liebe zurückweisen und sogar den Freiwerber bei ihr machen für einen Colonel Gwyn, der ein unbedeutender, geistloser Mensch ist. Oliver Goldsmith stirbt bald darauf am gebrochenen Herzen.

Berlin. Emil Penner.

H. S. Merriman. Roden's Corner. Tauchnitz (Collection of British Authors, vol. 3318).

In diesem Roman haben wir vor uns den merkwürdig ausgefallenen Versuch eines bisher wenig feinen, aber beherzten und zügelkräftigen Erzählers: der intimen Schreibweise gerecht zu werden, die eigentlichen Realitäten über äufsere Thatsachen zurück in den Herzen der Menschen aufzusuchen, gute und grofse Ideen in dem Medium menschlicher Eitelkeit und Selbsttäuschung unter überraschenden Brechungswinkeln zu zeigen — mit einem Wort, künstlerisch zu schreiben. Anstatt nun aber die Personen in ihren Reden und Handlungen sich selbst offenbaren zu lassen, wird das Interesse des Lesers bei oftmals ganz nichtigen Wendungen durch seitenlange Interpretationen festgehalten, die sich in schlecht verhehlter Absichtlichkeit zur Sentenzenmacherei in der Art des viel bedeutenderen Meredith'schen Pilgrim's Scrip so weit von ihrem eigentlichen Zweck entfernen, dafs sie die Erwartung über die Entwickelung eines Charakters oft in ärgerlichster Weise irritieren. So wird von Rodon, dessen Klugheit für die Wahrscheinlichkeit der Handlung eine Hauptstütze ist, S. 114 gesagt: *'(Patronage) is perhaps the armour of the outwitted'*, und die Glaubwürdigkeit der späteren Bestimmtheit und handelnden Tüchtigkeit des Cornish wird auf malitiösen Bemerkungen zu seinem ersten Auftreten, wie S. 34 *'The way to rule the world is to make it want something and keep it wanting'* in der denkbar schlechtesten Weise fundamentiert. Dennoch stellt die Summe der vielen Ausspräche trotz mancher tauben Nufs ein ernsthaftes, durch frivole Neigung zu Paradoxem nur selten in Frage

gestelltes Stück Lebensweisheit dar, und das Buch ist bis zur Mitte ein nicht wertloser Führer durch die komplizierten Verhältnisse der grofsstädtischen Gesellschaft. Hier aber, mit dem Einsetzeu der eigentlichen Handlung, wird der Versuch Merrimans, mit der guten Produktion seines Volkes Schritt zu halten, für diesmal zu Schanden, das Mittel der eingreifenden Erklärung versagt völlig, und vor unseren Augen läuft ein ganz gewöhnlicher Verbrecher- und Schauerroman einem würdelosen Ende zu: Die grofse, von der Aufsenwelt durch eine hohe Umfriedigung abgeschlossene Fabrikanlage an der einsamen Küste von Holland zur unschädlicheren Herstellung eines für die Papierindustrie notwendigen Quecksilberpräparates, die als Werk der *'charity'* den hilfsbereiten Spitzen der Londoner Gesellschaft willkommene Gelegenheit zur Bethätigung christlicher Nächstenliebe geboten hat, erweist sich als Mördergrube und Ausbeutungssystem schlimmster Art. Denn der deutsche Professor der Chemie von Holzen, der früher einmal in einem Dresdener Mädchenpensionate lehrte, wendet in Wahrheit eine mörderische, aber aufserordentlich billige Herstellungsmethode des Malgamits an und sammelt mit Roden, der alles Kaufmännische besorgt, ungemessene Reichtümer. Der junge Cornish, ein Neffe des Lord Ferriby, eines der philantropischen Leiter der Unternehmung, ist dahinter gekommen, und während seine Liebe zu Rodens Schwester eine eigentliche Aktion gegen jenen paralysiert, entwickelt sich im Kampfe mit ihm der deutsche 'Professor' zu einem skrupellosen Mordgesellen, der bei einem letzten nächtlichen Versuch, Cornish mit Roden's Dolch niederzustofsen, spurlos im Kanalschlamm verschwindet. — Diese Figur spottet Merriman's mühsamer nnd auf dem Gebiete der unwichtigen Beziehungen zwischen harmlosen Gesellschaftsmenschen nicht ohne Erfolg angewandten neuen Berieselungsmethode lebendiger Motivierung wie ein erratischer Block, und sie wird durch den Versuch, ihr etwas von Napoleon I. zu geben, nur noch lächerlicher. Der Dichter hat sich im übrigen einer dankenswerten Abwechselung in der Charakterzeichnung beflеifsigt, aber dennoch geht bei der gänzlichen Abwesenheit von Humor und Frische das Gespenst der Langeweile um. Es wird abzuwarten sein, ob dieser immerhin ehrenvolle Versuch der Veredlung eines Wildlings nur der Anfang zu gänzlicher Verholzung war.

Berlin. R. Biedermann.

Mrs. Alexander: Barbara, Lady's Maid & Peeress (Tauchnitz Edition, vol. 3243).
Dorothea Gerard: A forgotten Sin (Tauchnitz Edition, vol. 3285).
George Paston: A fair Deceiver (Tauchnitz Edition, vol. 3268).
Annie E. Holdsworth: The Gods arrive (Tauchnitz Edition, vol. 3281).

Alle vier Bücher spielen im heutigen England, zum gröfsten Teil in der Hauptstadt, die jeder Engländer mehr oder minder kennt. In

Deutschland haben wir heute noch einen Berliner, einen Münchener, einen Wiener Roman; in England strömen alle Interessen in London zusammen. Und wie der Schauplatz sind auch die Personen dem grofsen Lesepublikum geläufig: bald sind es ganz gute, bald ganz schlechte Charaktere, wie in den alten Moralitäten und im Familienroman des 18. Jahrhunderts.

Fast nur gute Menschen finden wir in Mrs. Alexander's *'Barbara, Lady's Maid & Peeress'*. Die unermüdliche Siebzigerin hält noch mit derselben Regelmäfsigkeit, mit der Sommer und Winter wechseln, jedes Jahr ihre Ernte. Diesmal handelt sie von einer edlen Liebhaberin, Constance Morton, die den Werbungen des reichen Rex Vivian tapfer widersteht und ihrem Jugendgeliebten, Alan Musgrave, die Treue bewahrt, obwohl dieser, ein Pächterssohn, erst in Indien standesgemäfs werden mufs. Daneben zieht sich eine zweite Handlung hin, um die Titelheldin Barbara West gruppiert, die sich zum Schlufs als die uneheliche Tochter Lord Glengarvon's entpuppt. Die einzige nicht 'gute' Person, der abgewiesene Vivian, stellt sich gegen Ende als Betrüger heraus, indem er einen Cretin, der ihm die Revenuen wegschnappt, für tot ausgiebt. Der Apparat ist weitläufig. Einige Kapitel der Erzählung sind Barbara in den Mund gelegt, aber die Klippen der Ich-Erzählung nicht immer vermieden.

Von Dorothea Gerard (Mme. Longard de Longgarde) bringt seit 1876 auch jedes Jahr eine neue Produktion. Wie bei Mrs. Alexander Constance zwischen zwei Männern steht, bis die Tugend siegt und ihr der wahre Liebhaber wird, steht in Gerard's *'A forgotten Sin'* Carlos Dennison zwischen zwei Frauen, die überdies noch Stiefschwestern sind. Sie sind die Töchter des Mr. Robert Morell; die legitime eine Sarah-Natur, die illegitime, der star des Covent Garden, die unübertreffliche Carmen, von Marwood's hinreifsendem Temperament. Charles, alias Carlos Dennison, in dessen Adern spanisches Blut rinnt, ist ein halber José, der zu Füfsen seiner Carmen schmachtet, bis ihn die Mutter zu der dahinsiechenden Micaëla-Esmé zurückruft. Der alte Mr. Morell, den seine Jugendsünde mahnt und der Bankerott bedroht, greift zum Revolver, obwohl ihm der geschäftliche Ruin durch das Entgegenkommen seines künftigen Schwiegersohns erspart bleiben könnte.

'In der Geschichte und in Biographien liest man nur von denen, die ihre Rolle in der Welt spielen durften, einerlei ob gut, ob schlecht, und das waren meistens Männer; aber von den Millionen Frauen, die geboren wurden und starben, aber die niemals leben durften, deren Thatkraft gehemmt, deren Lebensmut gebrochen, deren Ehrgeiz vernichtet, deren Talent in einem Schnupftuch begraben wurde — über dies grofse Heer von Märtyrern schweigen sich Geschichte und Biographie in gleicher Weise aus.' Diesen Geleitspruch gab George Paston ihrer Novelle: *'A fair Deceiver'* mit auf den Weg. Ihre Heldin ist eine Märtyrerin der Liebe, die freiwillig auf ihr eigenes Glück verzichtet, damit ihre Schwester glücklich werden kann. Wieder liegt ein dreieckiges Verhältnis zu Grunde, diesmal

ist der Mann der Gegenstand des Streits zwischen zwei Schwestern, ein Motiv, das in eigenartiger Form von Sudermann in seiner Novelle: 'Ein Wunsch' behandelt worden ist. Zwischen Magda und Lesbia Le Marchant tritt der Geschichtsprofessor Anthony Travers, zuerst von der ihm ebenbürtigen, strengeren Magda angezogen, aber dann ganz von Lesbia, dem heiteren Weltkind, gefangen genommen, so daſs sich der vierzigjährige Witwer mit ihr verlobt. Im Fieberwahn verrät Magda ihres Herzens geheimsten Wunsch, und sie schmäht die Schwester, weil sie ihr den Geliebten abspenstig gemacht habe. In einer Anwandlung von Groſsmut entsagt Lesbia, indem sie Anthony vorlügt, sie habe ihm die Treue gebrochen. Wie Anna Karenina gerät sie unter einen daherbrausenden Eisenbahnzug, und sie lebt gerade noch so lange, daſs sie dem Spielkameraden ihrer Kindheit, Dickon, die Hand auf dem Sterbebett reichen kann. Anthony findet an Magdas Seite ein spätes Glück. — In der Zeichnung der Personen sind Ansätze zu tieferer Charakteristik unverkennbar, die beiden Schwestern sind gut kontrastiert. Das Opfer, das Lesbia bringt, will uns allerdings nicht recht einleuchten. Offenbar wollte die Verfasserin zeigen, daſs sich nur gleich und gleich zum Bund fürs Leben gesellen sollen, und so läſst sie noch an der Schwelle des Todes ihre Heldin mit dem Jugendgeliebten die Ringe tauschen.

In mancher Beziehung unreif und doch bemüht, ein Problem zu erfassen, tritt Annie E. Holdsworth in ihrem dritten Buch, das den preciösen Titel führt: *'The Gods arrive'* (nach einem Motto aus Emerson), vor uns hin. Katherine Fleming, die Heldin, steht zuerst mitten in der Frauenbewegung, sie hat schnell Carriere gemacht und hält sich für berufen, auch fernerhin eine groſse Rolle zu spielen. Unerquickliche Nachrichten von Hause nötigen sie, alles an den Nagel zu hängen, ihre Stellung in London aufzugeben, um daheim ein neues, werkthätiges Leben zu beginnen. Es giebt auch anderwärts, nicht nur im groſsen London, Leute genug, die man heben, für die Bewegung gewinnen kann. Zu Hause entwickelt Katherine eine segensreiche Thätigkeit, sie bringt das verlotterte Gut in die Höhe, aber ihr letztes Streben bleibt unerreichbar, ihre Liebe zu Franklin bleibt ungestillt. — Das Problem kommt sehr energisch zum Ausdruck; aber die Charakteristik schwankt: bald ist Katherine begeisterte Frauenvorkämpferin, bald bricht ihr Egoismus durch, nach Spinozas Grundsatz: *'Man's happiness consists in the preservation of his own essence'* (p. 73). Wollte die Verfasserin andeuten, daſs es die moderne Gesellschaft dem Weib geradezu unmöglich macht, dies Prinzip zu befolgen? Von den übrigen Personen des Romans vermag ein intensiveres Interesse nur Peggy zu erregen, die verlassene Geliebte, seit Goldsmith's Tagen eine Lieblingsfigur der englischen Litteratur; wie Lesbia bei George Paston schlägt sie ihr Leben in die Schanze und unternimmt einen heroischen Todesritt. Im Gegensatz zu ihr findet Katherine's Mutter als hochbetagte Frau ihren Jugendgeliebten wieder und kann endlich noch den Bund für den Rest ihres Lebens schlieſsen.'

Berlin. Max Meyerfeld.

Modern English Writers II. Autobiography of a Slander by Edna Lyal. Abraham Lincoln, ed. Camilla Hammond. 120 p. — III. Biographies of great Englishmen, ed. Prof. Dr. F. J. Wershoven. Wolfenbüttel, Julius Zwifsler, 1898. 120 p.
British Eloquence, ed. F. J. Wershoven. Dresden, Gerhard Küthman, 1898. 134 p. (Wordlist and Remarks.)

Most schoolreaders which have passed through my hands gave me an unfavorable idea of their compiler. He seemed to have worked under the impression that knowledge of a language in itself was culture, not a means of acquiring it. Consequently his choice of the reading was not prompted by his desire to impress upon the young folk the idea, that those foreign words they had to struggle with, were as many keys to the wonderland of Art, created by the finest genii of humanity. It never seemed to have dawned upon that man's mind, that if he bronght his pupil to understand and possess the beauty of one single creation of Art, he had given him a greater gift than if he had looaded his memory with fifty thousand words, which possibly taught him that 'a certain woman had an old hen'.

I am sorry to say that Miss Camilla Hammond, did not raise my estimation of schoolreaders by her edition of 'The Autobiography of a Slander by Edna Lyal and Abraham Lincoln' as the title runs. That startling collaboratorship naturally aroused my curiosity. which I, however, had to soften down, until I had gathered and reordered the leaves, which at the slightest handling of the book spread out from the so called binding, overbidding the paper in fragility. And finally I only found a story by Edna Lyal moralizing against the divulgation of pleasant and innocent lies, and a supernaturally dull biography of Abraham Lincoln, published by the 'Society for Propagation of Chistian Knowledge'. The misprints which swarm the book do not shun the very title.

The next unpleasant feature of the book is the interpunctuation. I conjecture that Miss Hammond, when the last proofs were to be read, went out as a sower of commas, colons, point of quotations, new lines etc., the abundance of this seed only accounting for that a few happened to fall in their proper places.

When a wordlist contains 20 per cent. of the words in the text, particles and irregular verbs uncounted, we have some reason to expect among them technical terms like: secession, incentive, buckskin breeches, make a voyage as a hand on a Mississippi flat-boat etc.

Miss Hammond however, does not think so. She omits them carefully and patronizes solid household words which belong to the first ten lessons.

The work Professor Wershoven spent on no. III in this series — Biographies of great Englishmen — allows me to take it into serious consideration.

A vocabulary without phonetic transcription seems to me an extre-

mely useless thing. I cannot accept for an excuse that the pronounciation should be carefully exercised by the master before the words are learnt. Can we take for granted that every master knows how to do it successfully? And if he does, has he got sufficient time to spend over it? In the hand of a good teacher any book will prove successful; thus the ideal of a schoolbook is that it proves good in spite of a bad master. — And at all events, why should not the memory of the pupils be supported?

I tried to find some literary value in the biographies, but gave it up. They are of the conventional schoolreader-kind, which represents the great men as inhuman paragons, at any time of the day and in any situation ready to swell the lists of flying words with bombastic sentences. Somebody told me children could not otherwise be brought to cherish ideals. In that case I for one think children all the happier for not being taught to cherish ideals. Yet it is hard to see, why a description of say the death of Nelson made up after the fashion of tasteless newspaper-interviewers, should be more seducing, than a simple statement of the real facts. Nelson surely did not lye on a *lit de parade* pronouncing sentences for tractates. When he had been carried down into his cabin, and the cannonade prevented him from finding any rest, he in agonies of pain continually groaned: 'Oh Victory, how thy cannons torment me.' And yet at moments he had energy enough to regain mastery over himself, to follow the action and give orders. When Hardy told him that fifteen French ships had been laken he exclaimed: 'That's good, but I bargained for twenty'. His last words were: 'Thank God, I have done my duty', in the moment when the victory was secured. — Is there anything more pathetic to be imagined?

Mr. Wershovens edition of selected speeches proves a greater success than the biographies. The scheme in itself to adapt for tuition examples of eloquence, which represent the direct living language and thought, is highly commendable, not only from a literary, but also from a practically philological point of view. The exterior of the book is faultless, the speeches, with some exceptions, are carefully and judiciously selected, the remarks useful, and, as far as I have been able to controle, correct. Only the wordlist seems to me somewhat objectionable. The phonetic transcription lacks shades: why should the different vowels in p*i*t*y* be denoted by the same sign? It encourages a general mistake with foreigners. Mr. Wershoven further transcribes the vowel in h*a*t, th*e*re, and h*a*re with the same sign, which I think worse than no transcription at all, as it muddles up the difference between the low- (or mid-) front-narrow sound in there and the low-front-wide in hat. I further think it prudent to denote with different signs the mid-mixed-wide vowel in father and the low-mixed-wide-round vowel in f*i*rst, b*u*rn. If Mr. Wershoven writes the long vowels in n*a*me with e^{i}, and in n*o*: o^{u}, the dipthongs in t*i*me, and b*oy* on the other hand with ai and ɔi, why then should the dipthong in h*o*use be written a^{u}, namely with the sign of a long vowel? — Among he words for which transcription has been considered superfluous are

those beginning with *all*? If the pupil follows the general rule he will pronounce all, allay, allegation, alliance, almighty with the same beginning vowel. The same will be the case with examine and example, etc. — I have noticed a few mistakes in the transcription: e in penal is not pronounced ī, the first vowel in poverty is rendered with the sign of the vowel in but, for contents' con'tents should be preferred, etc.

Helsingfors. H. Lindberg.

The Cricket on the Hearth, ed. Prof. Dr. Hans Heim. Leipzig, G. Freytag, 1898.

Professor Heims edition of the Cricket on the Hearth puts me in mind an answer by President Jackson to somebody, who in a debate tried to lessen his authority by arguing that the President once used to make his trousers. 'Did I not do them well, Sir?' Jackson immediately replied.

So Mr. Heim worked up only a schoolbook, but with satisfaction he might ask: 'Did I not do it well?'

The text is revised in a way which reveals the man of scientific method, a kind of critical text being worked up on the first two editions. Even the interpunctuation, which Dickens after no generally accepted rules introduced to denote pauses and voice shades in reading, is marked in the beginning. The prefaced biography of Dickens and the remarks are useful and correct, sometimes rather dry for want of details. The boy Dickens had such a lively imagination, says Professor Heim, that he saw the persons he read about in story-books living before him. Professor Heim might have made a greater impression of the fact upon the young readers, by mentioning that Dickens used to walk about with a cabbage on his arm, imagining himself to be Robinson Crusoe with a green parrot, or that he for many days made the house uncertain, rushing upon its peaceful inmates from all sorts of hiding-places brandishing a bootjack, heartily convinced that he was a shipwrecked captain, who killed the savages sneaking about his hut. — Some unessential remarks might be made against the notes.

As a whole the book is a pattern of its kind, even in the exterior, which is as dainty as is compatible with its practical purpose.

Helsingfors. H. Lindberg.

Dr. W. Scott Dalgleish, Life of Queen Victoria. Rechtmäfsige Ausgabe. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Clemens Klöpper. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1897. Reihe C, Band XXVI der von Dickmann herausgegebenen Schulbibliothek.

Vorliegendes Bändchen soll der Lektüre in den oberen Klassen höherer Mädchenschulen dienen. Für diesen Zweck dürfte sich in der That kaum ein geeigneteres Werk finden. Das Leben der unserem Herrscherhause so nahe verwandten Königin Viktoria, deren lange Regierung, wie die

Engländer sich auszudrücken belieben, unter allen bisherigen englischen Regieruugen den höchsten Record erzielt hat, wird von Dalgleish in einer sehr fesselnden, für den jugendlichen Standpunkt bestimmten Weise geschildert. Mancherlei Anekdoten, Auszüge aus den Aufzeichnungen hervorragender Zeitgenossen, sowie aus den Briefen und Tagebüchern der Königin tragen dazu bei, den an sich schon interessanten Gegenstand noch mehr zu beleben. Kapitel wie The Queen's Childhood, The Queen's Girlhood, The Queen's Accession, Early Acts and Coronation, The Queen's Marriage, Married Life, Widowhood, The Queen's Jubilee u. a. werden den Schülerinnen sicherlich viel Freude machen. Gleichzeitig gewährt das Buch einen Einblick in die gewaltige Entwickelung, die das britische Weltreich seit Viktorias Thronbesteigung genommen hat, und in die bedeutenden Kulturfortschritte, welche auf dem Gebiete der Kunst uud Wissenschaft, vor allem der Technik, seither gemacht worden sind.

Da aus den angeführten Gründen das Werk des Dalgleish eine vortreffliche Lektüre für höhere Mädchenschulen bildet, so ist es um so mehr zu bedauern, daſs es von Klöpper in einer recht mangelhaften und wenig befriedigenden Weise herausgegeben worden ist. Störend wirkt es zunächst, daſs Text wie Anmerkungen durch eine groſse Zahl von Druckfehlern entstellt sind. Ich nenne die folgenden: S. 5 *Glouester* statt *Gloucester*; S. 26, 3 *beend* statt *been*; S. 34 *dovoted* statt *devoted*; S. 56, 3 *Melboure* statt *Melbourne*; S. 64, 7 *commons* statt *Commons*; S. 74, 25 *Pertshire* statt *Perthshire*; S. 76, 3 *Russel* statt *Russell*; S. 83, 21 *named* statt *name*; S. 105, 28 *not now less* statt *now not less*; S. 121, 11 *als* statt *as*; S. 138, 22 *wich* statt *which*; S. 146, 7 *impunse* statt *impune*; S. 147, 22 *des Ritters* statt *der Ritter*; S. 148, 23 *von* statt *vom*; S. 148, 31 *in Nähe* statt *in der Nähe*; S. 150, 36 *Maclead* statt *Macleod*; S. 152, 12 *Muray* statt *Murray*; S. 152, 15 *Australkontingent* statt *Australkontinent*; S. 152, 20 *Barret* statt *Barrett*; S. 152, 21 *Algernoon* statt *Algernon*; S. 152, 22 *Rosetti* statt *Rossetti;* S. 154, 29 *Linconshire* statt *Lincolnshire*; S. 156 *anthem national* statt *National Anthem;* S. 157 *circumstance* statt *circumstances, gekleided* statt *gekleidet*; S. 158 *betäubend* statt *betäuben*; S. 161 *vorhererwähnen* statt *vorhererwähnen* oder *vorerwähnen*; *rivel* statt *rivet*; *stamp* statt *stamp out* (vgl. S. 133, 7); S. 152, 39 *Frederik* statt *Frederick*; S. 155, Z. 5 v. u. *dem letzteren* statt *den letzteren*; S. 63, 2 *self* statt *herself*. — Ein Komma fehlt: S. 132, 2 vor *do;* S. 147, 2 hinter *Halle*. Ein unberechtigtes Komma steht: S. 32, 18 vor *which*; S. 38, 8 vor *that*; S. 46, 29 vor *which*; S. 140, 17 vor *Prince of Wales*; S. 141, 25 hinter *befiel*. S. 144, 9 hinter *Sutherland* muſs kein Punkt, sondern ein Komma stehen. Die ersten drei Anmerkungen von VII auf S. 146 gehören noch zu VI, desgleichen die ersten beiden von XII auf S. 151 noch zu XI. Die Anmerkung zu 126, 33 hätte schon zu 117, 23 gegeben werden müssen. — Ganz besonders viele Fehler finden sich in den fast zu reichhaltigen Zahlenangaben der Anmerkungen. Hat es an und für sich schon wenig Wert, wenn zu einem im Text erwähnten Personennamen als einzige erklärende Anmerkung nur gesagt wird, wann die Person geboren und gestorben sei (vgl. z. B. S. 152 f.),

so sind solche Anmerkungen ganz unnütz und sogar schädlich, wenn sie, wie dies hier der Fall ist, von Fehlern und Irrtümern wimmeln, die wohl nur zum Teil dem Setzer zur Last zu legen sind. Ich habe, trotzdem ich bei weitem nicht alle Zahlenangaben auf ihre Richtigkeit hin geprüft habe, folgende Ausstellungen zu machen: Zu S. 11, 20 wird S. 140 bemerkt, *Moses Montefiore* habe 1787—1885 gelebt, während es doch S. 43 im Texte von ihm heifst: *'He lived to see his one hundred and first year.'* 1787 ist in 1784 zu ändern. Ebenso ist bei folgenden Personen entweder das Geburtsjahr oder Todesjahr oder beides falsch angegeben: S. 141, 16 *Sir Walter Scott* geb. 1741 statt 1771; S. 143 *Lord Normanby, Constantin Henry Philipps* 1767—1863 statt 1797—1863, auch mufs es *Phipps* statt *Philipps* heifsen; S. 143 *Sir Robert Peel* 1788—1852 statt 1788—1850; S. 146, 32 steht 58, 4 für 57, 27; zudem ist diese Anmerkung überflüssig, da sie nur eine Wiederholung der Anmerkung zu 35, 24 ist. Eine Lücke ist S. 154, 16 dadurch entstanden, dafs hinter *Lord Ashbourne* der erklärende Zusatz, vermutlich zwei Jahreszahlen, versehentlich weggeblieben ist. — S. 152 lese man *Wordsworth, William* 1770—1850 anstatt *Wordsworth, Christopher* 1774—1846(!). Unrichtig ist ferner S. 152, 22 zu dem im Texte vorkommenden Namen *Lytton* die kurze Anmerkung: *Lytton, Lord* (1805—1873) statt 1803—1873; auch durfte in dieser Anmerkung der uns Deutschen viel geläufigere Name *Bulwer* nicht unerwähnt bleiben; S. 152, 23 *Dickens* 1812—1872 statt 1812—1870; S. 152, 31 *Buckle* 1822—1862 statt 1821—1862; S. 152, 18 *Felicia Hemans* 1794—1835 statt 1793—1835; S. 152, 37 *Maurice, Frederick Denison* 1805—1812 statt 1805—1872; S. 152, 39 *Herschel, Sir John Frederick William* 1782—1871 statt 1792—1871; S. 152, 40 *Brewster, Sir David* 1771—1868 statt 1781—1868; S. 153, 10 *Landseer, John,* Kupferstecher 1768—1880(!) statt 1769—1852 (aufserdem ist an dieser Stelle wohl weniger an *John Landseer* zu denken als vielmehr an den jüngsteu seiner drei als Maler, bezw. Kupferstecher, berühmten Söhne, den Tiermaler und Bildhauer *Edwin Landseer* (1802—1873), der besonders durch die kolossalen Löwen am Fufse der Nelsonsäule zu London populär geworden ist); S. 154, 14 *Oliver Cromwell* 1519—1858(!) statt 1599—1658; S. 143, 24 *Elizabeth Barrett Browning,* geb. 1806 statt 1809; S. 140, 26 *Hannah More* 1742 geb. statt 1745; S. 155, Z. 2 v. u. steht 'Seite 1 Zeile 7' statt 'Seite 5 Zeile 7'. — Während der Herausgeber bei verstorbenen Personen sonst immer neben dem Geburts- auch das Todesjahr angiebt, fehlt das letztere S. 152 bei *William Morris* (geb. 1834), *Mrs. Margaret Oliphant* (geb. um 1828), *Dante Gabriel Rossetti* (geb. 1828); S. 153 bei *John Millais* (geb. 1829), *John Bright* (geb. 1811), wodurch der Anschein erweckt wird, als seien diese Personen noch am Leben. Ebenso inkonsequent und irreführend sind die Angaben S. 140, 7: Wilhelm I. von Württemberg 1781—1864; S. 143, 8: George I. (1660—1727), George II. (1683—1760); S. 147, 34: King Louis Philippe, König der Franzosen (1773—1850), da der Herausgeber in allen anderen Fällen mit den beiden einem Regentennamen ohne weitere Angabe nachgestellten Jahreszahlen dem allgemeinen Gebrauche gemäfs die Regierungszeit

und nicht, wie hier, die **Lebensdauer** bezeichnet, z. B. S. 141, 24: Georg III. (1760—1820); S. 141, 18: George the Fourth, 1820—1830; S. 143, 21: Georg I. (1714—1727); S. 145: Heinrich III., König von England (1216—1272).

Auch sonst liefse sich manches gegen die Anmerkungen im einzelnen sagen. Der Herzog von Kent, der Vater der Königin Victoria, war nicht der Sohn Georgs IV., wie S. 139 angegeben wird, sondern der Sohn Georgs III. und der Bruder Georgs IV. und Wilhelms IV. — Zu *Harriet Martineau* S. 52 wird S. 146 bemerkt: *Harriet Martineau*, engl. Schriftsteller(!) 1802—1876 statt Schriftstellerin. — Der Ort *Nuneham* bei Oxford ist mir nur in dieser Schreibung, nicht als *Nunham* (S. 70, 25 und S. 147, 14) bekannt. — Überflüssig und anfechtbar ist die Anmerkung zu 14, 15: '*Diary*, Tagebuch. Die bekanntesten(?) Diaries sind die von Madame d'Arblay, John Evelyn, Thomas Moore, Pepys, Crabb, Robinson und Walter Scott.' — Zu S. 118, 12: '*the children of the London Board Schools*' heifst es S. 154 ungenau '*London Board Schools*, Londoner Schulbehörde'(!) anstatt: 'die den Londoner Schulbehörden, den *School Boards*, unterstellten Elementarschulen.' — Zu S. 55: '*She remains at table the usual time, but does not suffer the men to sit long after her*' und S. 66: '*The bride was given away by her uncle*' wäre eine Anmerkung über die einschlägigen englischen Gebräuche wohl am Platze. — Ferner vermifst man in den Anmerkungen einige Worte über Land's End, John o'Groats, Malvern Hills (S. 117). — Zu S. 57, 3: '*In a note to the Early Years of the Prince Consort, she says:*' wäre eine Anmerkung über dies von Grey verfafste Buch oder wenigstens ein Hinweis auf S. 94, 1 nötig.

Ganz unbrauchbar ist das Wörterverzeichnis (S. 156—162). Es ist sehr knapp (6 1/2 S.) und willkürlich und läfst daher in der Mehrzahl der Fälle im Stich. Während es so manches ganz alltägliche Wort enthält (z. B. *business, circumstance, effect, formal, procession, gallery, ground, interesting, journal, lesson, maid, loyal, offer* u. a.), vermifst man, wie es bei solcher Kürze nicht anders sein kann, selbst seltenere, den meisten Schülerinnen sicher unbekannte Ausdrücke (z. B. *seclusion, chalice, bashful, to ordain, evince, quote, dingy, to anoint, quadrangle, to blare, to coil, to contrive, dowager, betrothal, to back, insane, cradle, pit, raid, preconcerted, shaggy, to mar, to drizzle, sequel, aisle, shooting lodge* u. v. a.). Da das Wörterverzeichnis also den Gebrauch eines Wörterbuches nicht entbehrlich macht, so ist es schon aus diesem Grunde überflüssig. — Pädagogisch nicht zu billigen ist es, dafs in so vielen Fällen die Grundbedeutung des Wortes ausgelassen wird. So finden wir z. B.: *civil* als Bürger; *coming* Geburt; *commit* blofsstellen(?); *drown: to* — betäuben; *event: in the — of* für den Eintritt von(?); *fright: to take* — scheu werden; *official: to become official governess* zur Erzieherin ernannt werden (weifs man nun, was *official* heifst?); *subject: on the* — darüber u. s. w. — Vielfach passen die hinten angegebenen Bedeutungen gar nicht zu den Stellen des Textes. Wie soll beispielsweise eine Schülerin die Stellen: '*I proposed to Prince Albert*' (S. 63) oder '*The loved remains were transported to this, their last*

resting-place' (S. 92) verstehen können, wenn sie im Wörterverzeichnis findet: *to propose* beantragen, *to transport* aus dem Lande verweisen?

Geradezu falsch aber sind folgende Angaben, die teils auf Flüchtigkeit, teils auf einer verkehrten Auffassung des Textes beruhen: *desirability* Begehren; *constituency* Wahlmann; *interesting* wichtig. — Von den Leuten, welche die Königin incognito besucht hatte, heifst es S. 83: *'When they heard who it was, they were ready to drop with astonishment and fright.'* Das Wörterverzeichnis übersetzt: *drop with* sich freimachen von (!). — S. 28 steht: *'After she had taken and signed the oath administered by the Archbishop of Canterbury,'* S. 50: *'The coronation oath was then administered to the Queen by the archbishop,'* und im Wörterverzeichnis S. 156: *administer an oath* einen Eid schwören (!!); *administered by* unter Beistand von (!!). — S. 17 erfahren wir, dafs Mr. Davys der 'tutor' der Prinzessin war. S. 20 heifst es dann weiter: *'At this time, the Duchess of Northumberland became official governess to the young princess ... Dr. Davys was retained as tutor;'* hierzu bietet das Wörterbuch: *'to retain* in seine Dienste nehmen' statt 'behalten, im Amte belassen'. — S. 132, 1 wird von den Policemen gesagt, sie achten darauf *'that no wrong is done, no law is broken, and that no one is cruel to woman, or child, or brute beast'*. Klöpper giebt für diese Stelle die unglaubliche Übersetzung: *'brute beast* ungefüger, roher Mensch' (!!). — S. 138 lesen wir: *'It was her wish that whatever was done to commemorate the Record Reign should be done, not for her, but for the poor.'* Das Wörterverzeichnis erklärt: *'Record-Reign* die Regierungszeit, die nun der Geschichte angehört (!). Vielmehr ist es die Regierungszeit, die alle früheren an Dauer übertroffen und dadurch einen neuen 'Record' geschaffen hat. Der Ausdruck ist gleichbedeutend mit 'the longest reign on record' und wäre etwa zu übersetzen: 'die (an Länge) unerreicht dastehende Regierung'.

Endlich mufs ich den im Archiv XCV, 459 bereits von anderer Seite gegen Klöpper erhobenen Vorwurf, dafs nicht einmal sein Deutsch korrekt sei, bestätigen. Folgende Beispiele mögen die Berechtigung dieses Vorwurfes darthun: S. 148, 8: Marquis of Lorne, Sohn des vorigen, Gemahl der Prinzessin Louise, v i e r t e Tochter der Königin Viktoria. — S. 152, 8: Hanning entdeckte den Victoria Njansa, e i n e r der Nilseen in Äquatorial-Afrika. — S. 149, 41: Die Königskrone, unterhalb d e r e r sich die Inschrift befindet. — S. 140, 9: Tochter des K ö n i g Georg IV. (oder sollte dies ein Druckfehler sein?). — S. 141, 4: Kensington Gardens, bekannt wegen s e i n e r langen Alleen. — S. 144, Z. 2 v. u.: Der Lord Mayor zieht nach d e m Courts of Justice.

Albert Herrmann.

Anna Brückner, Talks about English Literature from the Earliest Times to the Present Day. Appendix: Three Little Plays. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1898.

In dem vorliegenden Werke bietet die Verfasserin des *'Life in an English Boarding-School'* (vgl. Archiv XCVI, 423 f.) eine Fortsetzung, die

für die ersten Klassen und namentlich für Seminarabteilungen höherer Mädchenschulen bestimmt ist. Die benutzten Quellen (British Authors, Collier's English Literature, Buckland, Stopford Brooke, Dowden, Lamb, Seymour u. a.) sind von der Verfasserin gewissenhaft und doch mit selbständigem Urteil benutzt und bearbeitet worden. Das Ganze ist, wie schon der Titel sagt, in Gesprächsform gehalten, wodurch der Stoff an Wirkung und Frische gewonnen hat. So dürfte das im Manuskript von englischen Fachleuten sorgfältig durchgeprüfte Buch seinem Zwecke vollauf genügen. Einen besonderen Vorzug bilden die zahlreichen Inhaltsangaben der wichtigsten Litteraturwerke. Als eine willkommene Zugabe erscheinen die im Appendix enthaltenen drei Theaterstücke (*A Modern Play or English Proverbs, Anything for a Tennis-Match, A Telegram*), welche sich trefflich zur Aufführung an Mädchenschulen eignen.

Nach diesem allgemeinen Urteil möchte ich mir noch folgende Bemerkungen über einige Einzelheiten des Buches erlauben. Die Kapitel-Einteilung ist zum Teil nicht glücklich gewählt; z. B. I. *Anglo-Saxon Poetry* mit den Unterabteilungen 1. *Irish Poetry,* 2. *Scotch Poetry,* 3. *Beowulf.* II. *Christian Poetry:* 1. *Cædmon,* 2. *Bede,* 3. *King Alfred.* Die unter I 1 und I 2 aufgeführten keltischen Dichtungen *The Psalter of Cashel, Ossian-Macpherson's Fingal* und *Temora* haben mit *Anglo-Saxon Poetry* nichts zu thun, während die unter II genannten Werke noch als Unterabteilung zu I gehören. Ebenso wäre es besser, Seite V bei Lesson VIII *The Faerie Queen:* 1. *The opening Stanzas,* 2. *The adventures,* 3. *The Spenserian Stanzas,* im letzten Fall den Singular *The Spenserian Stanza* als Überschrift zu wählen, um dem Irrtum vorzubeugen, als seien die Eingangsstrophen keine Spenserstrophen. — Der Umstand, daſs das Buch nur für höhere Mädchenschulen bestimmt ist, mag es rechtfertigen, daſs der altenglische und der mittelenglische Teil äuſserst knapp und dürftig gehalten sind. Aus der altenglischen Zeit werden nur Beowulf, Cædmon, Beda und Alfred, aus der mittelenglischen Periode Le Brut, das Ormulum, The Vision of Piers the Ploughman, Wiclif und Chaucer genannt. Mit der Art, wie die Verfasserin das wenige, was sie hier giebt, behandelt, kann man wohl einverstanden sein. Besonders brauchbar und gelungen sind die mit Recht sehr ausführlichen Kapitel über Chaucer S. 9—19. Die Litteratur zur Zeit der Elisabeth, in welcher natürlich Shakspere einen besonders breiten Raum (S. 26—47) einnimmt, ist ebenfalls recht ansprechend dargestellt. Unter den Vorläufern und Zeitgenossen Shaksperes hätte neben Lyly, Peele, Greene, Marlowe wohl auch Kyd genannt werden können. — Wenn es S. 27 heiſst: *'William Shakespeare was born in 1564, probably on the 23rd of April, as he was baptised on April 26th, at Stratford-on-Avon in Warwickshire',* so ist damit die Annahme des 23. April als seines Geburtstages noch nicht begründet; es hätte auf die damalige Sitte hingewiesen werden müssen, die Kinder schon wenige Tage nach der Geburt zu taufen, sowie auf die Tradition, daſs des Dichters Tod (23. April 1616) an seinem Geburtstage stattgefunden habe. Die S. 28 erwähnten *'pageants at Kenilworth'* fanden 1575, nicht 1577 statt. Der

Sohn Shaksperes hiefs nicht Hammet (S. 29), sondern Hamnet; auch war die Reihenfolge der Kinder nicht Hamnet, Susanna, Judith (S. 29), sondern erst Susanna, dann die Zwillinge Hamnet und Judith. — Befindet sich des Dichters Testament im British Museum, wie die Verfasserin S. 31 angiebt? Meines Wissens wird es im Somerset House aufbewahrt, wie auch in Baedeker's Handbook for London, 1894, S. 147 zu lesen ist. — In Lesson XXVI, S. 71 f. hätten Edward Young und Thomas Gray, in XXIX S. 79 f. The Siege of Corinth und Mazeppa nicht fehlen dürfen. — Besser fortgeblieben wäre das der Edith in der Mund gelegte Urteil über Wordsworths '*We are Seven*', welches Gedicht als '*a stupid little piece of poetry*' bezeichnet wird.

Aufser den im Buche selbst S. VIII aufgezählten Druckfehlern sind noch die folgenden zu nennen: S. VI 1 und 26, 18 *Green* statt *Greene*. — S. 34 *Philipp* statt *Philip*. — S. 35, 4 *as* statt *us*. — S. 60, 4 *at* statt *as*. — S. 61, Zeile 2 v. u. ist *Miss Stevens* zu streichen. — S. 62, 4 *Defoe was born in 1631* (statt *1661*). — S. 63 *Addison was born in 1767* (statt *1672*). — S. 67, 4 *te* statt *to*. — S. 71, 13 *Sheridans* statt *Sheridan's*. — S. 93, 9 *Bulwer was born in 1805* (statt *1803*). — S. 94, 1 *Pompei* statt *Pompeii*. — S. 100, Zeile 3 v. u. *there* statt *they*. — S. 124, 7 *is* statt *in*. — Zu diesen Druckfehlern kommen noch etwa zwanzig Interpunktionsfehler.

Berlin. Albert Herrmann.

Meraugis von Portlesguez, altfranzösischer Abenteuerroman von Raoul von Houdenc, zum ersten Mal nach allen Handschriften herausgegeben von Dr. Mathias Friedwagner. Mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle, Max Niemeyer, 1897.

So haben wir denn auch von dem Meraugis des von Huon de Méry in einer berühmt gewordenen Stelle des Tornoiement Antechrist dem Chrestien an die Seite gestellten Raoul de Houdenc eine kritische, prächtig gedruckte Ausgabe durch Mathias Friedwagner. Sie ist Adolf Mussafia gewidmet. Für eine solche hatten schon vor vielen Jahren Ferdinand Wolf, dann Konrad Hofmann Materialien gesammelt. 1869 hatte Michelant nach der Wiener und der Turiner Hs. eine wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügende Ausgabe veranstaltet. 1870 hatte Tobler in seinen Mitteilungen die Sinnvarianten der Berliner Handschrift zu dieser Ausgabe veröffentlicht. Dann ging W. v. Zingerle mit der Absicht einer kritischen Ausgabe um, der, als ich ihn im Sommer 1895 in Innsbruck besuchte, noch keine Ahnung davon hatte, dafs Friedwagners Text bereits gedruckt war.

Der Darlegung des Verhältnisses der Hss. zu einander (drei vollständige Hss., Vatikan, Wien, Turin; ein grofses Bruchstück Berlin und ein kleines in P. Meyers Besitz) folgt ein Kapitel über die Sprache des Dichters, die der Hg. als fast rein franzisch bezeichnet mit einigen wenigen Pikardismen, dann die Beschreibung der orthographischen Eigentümlichkeiten der vier Hss. In dem vierten Abschnitt erörtert er das wenige,

was sich über Heimat (wahrscheinlich Houdan in Seine-et-Oise) und Leben des Dichters ermitteln läfst, und setzt die Dichtung an das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts. Am Schlusse der Einleitung spricht Fr. über den Inhalt und die Quellen des Meraugis (keltische Elemente und starke Benutzung von Chrestien in Inhalt und Stil). In Bezug auf den Durmart nimmt er Abhängigkeit desselben von Raoul an, während er die des Fergus und des Beaudous von ihm dahingestellt sein läfst. Es folgt der Text (5938 V.) mit den Sinnvarianten, getrennt davon die orthographischen, die man sonst wegzulassen pflegt, 30 S. Anmerkungen, die sich fast ausschliefslich mit der Begründung des Textes beschäftigen, ein reichhaltiges Glossar und gesondert ein Verzeichnis der Eigennamen.

Friedwagner hat jahrelang das Beste seiner geistigen Kraft dem Texte gewidmet. Und der Ausgabe merkt man auch überall die Sorgfalt und die liebevolle Vertiefung in die Sache an. Es macht Freude, der gewissenhaften Arbeit zu folgen und nachzudenken, wie der Hg. gedacht, wie er sich entschieden hat. Das soll rühmend anerkannt werden. Leider aber kann ich den Text — die Kritik mufs unerbittlich sein — nicht als einen definitiven bezeichnen. Das Verhältnis der Hss. zu einander, wie der Hg. es sich denkt, ist nicht überzeugend dargelegt, und die beste Hs. ist verkannt. Dadurch gewinnt der Text an sehr vielen Stellen ein anderes Aussehen, als ihm zukommt. Aber auch abgesehen davon bin ich mit dem, was Fr. in den Text setzt, wiederholt nicht einverstanden, mufs vielmehr das in den Varianten Stehende für das Richtige halten. Dabei laufen hier und da auch elementare Fehler mit unter, wie z. B. mehr als einmal erst durch die Bemühung oder Deutung des Hgs. das tonlose Pronomen oder das Hilfsverbum an die Spitze des Aussagesatzes gerückt worden ist, was man heute keinem Herausgeber mehr verzeihen kann (1812, 1950 Anm., 2336 Anm., 2417 nach Anm. zu 5288). Auch gegen das in den Anmerkungen Vorgetragene mufs ich öfter Einspruch erheben, als mir lieb ist; z. B. was hat sich der Hg. in der Anmerkung zu 4656 gedacht, wenn er sagt, *Espinogrés* sei hier und 4743 (zu Anfang des Verses!) aus metrischen Gründen Oxytonon, obgleich 3825 der Reim mit *Lógres* paroxytone Aussprache fordere! Und im Glossar befriedigt manche Deutung nicht. Aber trotz alledem möchte ich die Leistung im ganzen doch als eine tüchtige bezeichnen. Und die Aufgabe war nicht leicht. Das Französisch, das Raoul schreibt, ist eigenartig, manieriert. Durch ihn lernt man Chrestien erst recht schätzen. So schönes Altfranzösisch, so flüssiges, so graziöses wie er hat doch kein anderer geschrieben.

Im einzelnen bemerke ich folgendes:

S. XXI. Die Behauptung, dafs B anglonormannisch ist, wird S. LVII erheblich eingeschränkt. — Bekker im Fierabr. LIII hat die Hs. B nur genannt, nicht beschrieben. (S. XXIII Z. 5 v. u. 5752/3 scheint nicht zu stimmen.)

Das Verhältnis der Handschriften.

Der Hg. hält V für die beste Hs. und fafst die drei andern BTW zu einer Gruppe zusammen, wobei nach seiner Meinung BT noch wieder

näher zusammengehen. Ich habe das wiederholt und lange geprüft: ich bin nicht überzeugt. Man kann manchmal im Zweifel sein, welches die beste Hs. ist. Hier ist ein Zweifel nicht möglich. T ist unbedingt die beste, wie sich denn der Hg., obwohl er V zu Grunde legt, in den kritischen Anmerkungen wiederholt an diese Hs. hat halten müssen. Und zweitens halte ich eine Gruppierung der drei anderen Hss. auf Grund des in der Einleitung vorgelegten Materials und der in den Anmerkungen besprochenen Stellen nicht für erwiesen.

1. TB. — Die Stellen, welche S. XXVI für TB angeführt werden, stehen entweder im Texte, kommen also überhaupt nicht in Betracht oder sie sind nicht bedeutend genug oder sie sind für mich = Text. Besonderes Gewicht wird auf 2576, 3264, 3617 gelegt. Aber die zweite Stelle ist unbedeutend. Die dritte beweist schon darum nichts, weil V und W verschieden abweichen. Hier würde ich *Si comence la* (illac) *la bataille* für das Ursprüngliche halten, woraus sich die Abweichungen der Hss. ungezwungen erklärten, indem die allen gemeinsame Vorlage aus Versehen nur ein *la* geschrieben hatte, also — 1, was B bewahrt hat, während T oder seine Vorlage *une* statt *la* einsetzte, wodurch acht Silben, aber nur mit Hiat zu stande kommen, während V und W, jedes verschieden und ganz abweichend, den Vers auf die richtige Silbenzahl brachten. Und die erste, 2576, wo W hinzutritt, ist für mich = Text. Wenn Fr. in der Anmerkung die Lesart von BT(W) mit der Bemerkung ablehnt, daſs man mit einem Auge das andere überhaupt nicht sehen und daſs ein ausgeschlagenes ‚nach gewöhnlichen Begriffen‘ nicht mehr weinen kann, so sind beide Behauptungen an sich allerdings richtig, aber sagen denn die Hss. das? Ich verstehe vielmehr: 'Er erblickt ihn vor sich, welchen er (Meraugis) mit dem einen Auge das andere beweinen sah'; der Relativsatz ist prädikativ, vgl. 4868 und Tobler Verm. Beitr. III 63ff. Auch 2952 ist für mich = Text; ebenso 2714/5 (B)TW, der Reim ist beachtenswert, aber in der Sprache des Dichters möglich, s. zu dem Kapitel über die Sprache. Über 3383/8 spreche ich am Schluſs, für TB beweist die Stelle nichts. — Damit fällt die Gruppe TB.

2. TW. — Auch was für TW S. XXV f. und S. XXXI als beweisend angenommen wird, kann ich nicht gelten lassen. Auch 1422/3, 1756, 1760, 4086 haben diese Hss. meines Erachtens nur das Ursprüngliche bewahrt. Ebenso bleibe ich 4523/4 bei TW und belasse 4522 *des* 'mehrere' dieser beiden Hss. Wenn Fr. das in keiner Hs. stehende, von Mussafia vorgeschlagene *dis* annimmt und durch 4599 bestätigt findet, so spricht gerade diese Stelle dagegen, weil die Helden dann nach dem ersten Ausruhen überhaupt keine Wunde mehr erhalten hätten, vgl. 4529. Auch die von dem Hg. als direkte gemeinsame Fehler bezeichneten Stellen 258 (vgl. meine Bemerkung), 2714, 2411/2 (2410 in T(W) ist nicht 'sinnlos', wie der Hg. in der Anm. sagt, sondern tadellos, indem *Que que ce soit* zum Vorhergehenden gehört!), 5511 sind für mich = Text, beweisen also nichts. Selbst 2174[ab] halte ich für echt. Und an einer ganzen Reihe von Stellen, die Fr. hier nicht namhaft macht, wo er V vor TW den Vorzug gegeben,

kann ich ihm nicht folgen. Ich habe die ersten zweitausend Verse daraufhin durchgenommen, kann aber nirgends eine wirklich entscheidende Stelle entdecken. Wegen 824 s. meine Anmerkung. — Die Gruppe TW fällt.

3. WB. — Die für WB S. XXVII angeführten Stellen sieht sich der Hg. selbst genötigt, für zufällige Übereinstimmungen zu erklären, weil sich ja sonst nicht begreifen liefse, wie T die La. von V haben konnte. Beachtenswert ist 3762 .. *li Lǫis* (!) *Qui a le front plus dur que bǫis* in TV gegenüber *plus noir que poix* in BW. Ich möchte annehmen, dafs die ursprüngliche Lesart aus den beiden vorliegenden versehentlich[1] oder absichtlich gemischt war, *plus dur que poix* 'härter als Pech', da ja auch Pech sehr widerstandsfähig ist. Dafür haben dann BW die schon im Rol. 1635 begegnende Wendung 'schwärzer als Pech' eingeführt, während TV den anderen naheliegenden Ausweg einschlugen (*s* : *x* kommt hier, wenn auch selten, vor). Doch wäre es auch möglich, dafs B und W unabhängig voneinander die mit VT identische Vorlage, weil es sich eben um einen häfslichen Menschen handelt, um einen Zug von Häfslichkeit noch vermehrt hätten.

4. TWB. — Die S. XXV und XXVIII für ein Zusammengehen von TWB angeführten Stellen stehen zum gröfsten Teil im Texte, fallen also schon darum fort, teils sehe ich mich genötigt, sie für ursprünglich zu halten gegen die Entscheidung des Herausgebers. Und was etwa noch übrig bleiben sollte, wäre nicht beweisend genug. 2807/8 wäre wichtig. Aber in der Anmerkung sagt der Hg. selbst, dafs die zwei Verse wohl nicht ursprünglich sind. 2806 ist die Interpunktion im Innern zu beseitigen und am Ende ein Punkt zu setzen. Dafs ich 2714/5 bei (B)TW bleibe, habe ich schon gesagt. 3121 wäre wiederum entscheidend, aber ich setze auch hier BTW in den Text. *la navie* in V ist ja schon darum unmöglich, weil das Schiff (2992/3) bereits abgefahren ist. Auch 2824/5 rechnet Fr., da er es fett gedruckt hat, zu den Stellen, auf Grund welcher 'mit Sicherheit' eine Gruppe TWB angenommen werden mufs; aber in der Anmerkung ist er anderen Sinnes geworden. Hier sieht er in der Fassung dieser drei Hss. und besonders in T ("aller Wahrscheinlichkeit nach") das Ursprüngliche, wenn man nur, wie schon Mussafia gethan, zwei kleine Änderungen vornehme. Allein an T ist überhaupt nichts zu ändern; *pour ce fu bien assise* ist als Zwischensatz in Gedankenstriche zu setzen 'darum hatte sie eine so gute Lage'. Die Gruppe TWB fällt.

Damit fällt auch, womit der Hg. hier und da mehr oder weniger sicher gerechnet hat, die immer mifsliche Annahme, dafs B und W, obwohl sie nach Fr. zur Gruppe TWB gehören, doch eine Hs. der Gruppe V benutzt haben.

So mufs ich das ganze, hier aufgeführte Gebäude als in seiner Grundlage nicht solide genug begründet bezeichnen. Und gerade für mich hat es etwas sehr Betrübendes, Niederdrückendes zu wissen, dafs sich jemand

---

[1] Dass die allen gemeinsame Vorlage schon fehlerhaft war, ist nicht zu bezweifeln.

lange Jahre mit der Textgeschichte einer Dichtung beschäftigt hat, und nun doch sagen zu müssen, dafs die Resultate nicht annehmbar sind, dafs der ganze Text umgearbeitet werden mufs.

Es scheinen mir nun mehrere der S. XXV angeführten Übereinstimmungen von VB nicht so unbedeutend, wie der Hg. meint, wobei noch zu beachten ist, dafs B ja nur ein Fragment von 1665 Versen ist. Und auch VW zeigen Übereinstimmungen, über die ich nicht so leicht hinwegkomme, von denen Fr. S. XXIV zu wenig genannt hat. Er erwähnt als wichtig nur 1767, 2952, 3385 ff. Ersteres ist immerhin merkwürdig. 2952 möchte ich dagegen keine Bedeutung beimessen. Das Fehlen eines Verses ist auch sonst mehrfach bei Hss. konstatiert worden, die nichts miteinander gemein haben. Die letzte Stelle bespreche ich, wie gesagt, am Schlusse. Aber ich vermisse hier die allerdings S. XXX zum Teil angeführten Stellen, z. B. 956, 1350(!), 1956, 4592, wo ich VW nicht in den Text setze, 5332, 5349. Auch 4287 hätte für den Hg. nach dem, was er in der Anmerkung sagt, auffällig sein müssen. Doch könnte *por qoi les dote?* ja heifsen 'warum hat er sie zu fürchten?' d. h. er braucht sie ja nicht zu fürchten, und könnte als *lectio difficilior* den Vorzug verdienen. Zu 116 vgl. meine Bemerkung; und andere.

Nach dem in der Einleitung vorgelegten Materiale würde es sich daher fragen, ob nicht VB näher zusammenzufassen wären, deren Vorlage wieder mit W eine Gruppe bildete, welcher dann T gegenüberstünde. Dazu würde auch 2817/20 stimmen, welche Verse in T fehlen. Wenn auch 2817/8 echt sein könnten, so bieten doch die beiden folgenden Verse eine sprachliche Eigentümlichkeit, welche dem Dichter gewifs nicht zugehört; denn *nel* = *ne la* kommt in unserem Texte sonst nirgends vor (3375 kann *le* neutral sein) und pafst nicht zu seinem Dialekt. Doch möchte ich damit mehr eine Vermutung als eine sichere Überzeugung ausgesprochen haben. Es wäre daraufhin der ganze Apparat bis in alle Einzelheiten durchzuarbeiten, und wenn man das thut — die ersten zweitausend Verse habe ich vorgenommen — und sich für jede Stelle seinen Text entwirft, so hat man auch das Recht, schon als Lohn für die unsägliche Mühe, diese *recensio* als seinen Text mit seinem eigenen Namen herauszugeben, wobei man ja auf dem Titelblatt bemerken kann, dafs er nach Frs. Material gemacht ist.

Aufgespart habe ich mir 3385 f., die bei meiner Auffassung des Handschriftenverhältnisses keine grofse Schwierigkeit machten. T hat auch hier, denke ich, das Richtige bewahrt (= Frs. Text). In diese Lesart hat dann die Vorlage von VBW, wenn meine Vermutung zutrifft, zwei Verse interpoliert, wie das in Hss. häufig geschieht, hatte also: *Riens qui vos plese a comander. Or comandez sans demander Riens qui vos plese. — Est il einsi? — Oïl. — Donc (m')esloigniez de ci.* Das kam zur Vorlage von VB. V behielt die beiden ersten und den vierten Vers und ersetzte den dritten, um den gleichen Wortlaut mit V. 1 zu vermeiden, durch einen neuen, der sich schon durch den fehlenden Reim als Flickvers verrät. B dagegen strich oder übersprang durch Zufall, was sich bei dem gleichen

Anfang leicht begreifen läfst, die beiden ersten, die ja auch überflüssig sind. W endlich wich am meisten ab, wie es seine Art ist. Es hat alle vier Verse, aber getrennt. Die Übereinstimmung mit V in Bezug auf *Ferons vostre pleisir* kann sehr wohl zufällig sein; *pleisir* war durch *plese* (3385) gegeben. Das konnte jedem Schreiber selbständig in die 'Feder' kommen, da es eine ungemein häufig begegnende Wendung ist. So wäre es wenigstens möglich, die Varianten aller vier Hss. unter einen Hut zu bringen, während Fr. S. XXIV f. und in der Anm. zur Stelle Kontamination annimmt. Über M hält es bei dem geringen Umfange schwer, zu einer sicheren Überzeugung zu kommen. Die S. XXXII für TV und VTW angeführten Lesarten, die der Hg. als unannehmbar bezeichnet, sind zum grofsen Teil für mich = Text.

Näher gehe ich auf die Varianten hier nicht ein, obwohl ich mir am Rande meines Exemplars noch eine ganze Reihe von der Besprechung bedürftigen Stellen notiert habe. Das würde zuviel Raum beanspruchen. Den möchte ich lieber für Bemerkungen zum Texte verwenden; denn es ist leider eine nicht zu leugnende Thatsache, dafs von der jüngeren Generation wohl der eine oder der andere auch altfranzösische Ausgaben bespricht, aber fast durchweg, ohne auch nur eine einzige philologische Bemerkung zum Texte selbst zu machen. Die Aufgaben der Kritik und Hermeneutik der Texte werden von den Jüngeren nicht genügend gewürdigt. Das ist nicht recht. Gerade die Übung im Interpretieren und in der Textkritik bildet die Grundlage für alle philologische Thätigkeit überhaupt. Wer nicht interpretieren kann, der ist kein rechter Philologe. Wenn mehr interpretiert würde, dann würde auch besser interpretiert, dann würden manche Zeugnisse nicht so falsch verwertet werden.

S. XXXII ff. Die Sprache des Dichters.

XXXIII. Erwähnung hätte *vex me ci* 1403, 3367 u. s. w. verdient, in welchem ich die zweite Plur. sehe (*veex*), die in der partikelhaften Verwendung früher Kontraktion erfuhr als sonst. — *quis* 4289 scheidet nach der Anmerkung aus.

XXXIV. Dafs *quis* = *qui les* bei Chrestien nicht vorkomme, ist unrichtig, übrigens LXIV Anm. 3 zurückgenommen. — Die Elision des Artikels *li* vor Vokal ist in 1234 (*L'esgarz*) erst durch den Hg. eingeführt gegen alle Hss. Es ist mit TW *L'esgart* als Acc. zu lesen, s. meine Bemerkung. — Die Elision des Artikels vor *Outredotex* ist doch nicht ganz ausnahmslos, vgl. 2521, 3680, 5884. — Zu *qui est* 18 vgl. meine Bemerkung. — *com* und *come* sind nicht so unterschiedslos, wie Vising in den Tobler-Abhandl. 113 ff. 119 ff. wieder hervorgehoben hat.

XXXV. *arrier* 228 bleibt zweifelhaft. — Zu *amors : tox* 371 f. s. meine Bemerkung. — Anm. 2. Zu *seürs : artus,* wo Hippeau *arturs* hat, sei soviel bemerkt, dafs die Nebenform *arturs* thatsächlich hier und da begegnet: Atre per. 1171 (*: aseür*), 1855, 3231, 6599 ebenso; 2182 (*: dur*); 3813, 5127 (*: sëur*); (5869 *artus : sëurs*); SSag. 2868; *ceinturs : arturs* Erec 1991, s. auch Foersters Anm., Clig. LXXII, wo weitere Stellen, und zu Chlyon 1.

XXXVI Anm. 1. Der vereinzelte Reim *set*(sapit) *: ait* 4497 ist zu streichen, da mit TW *fet (fait)* an erster Stelle zu lesen ist. — Wenn Raoul *ant : ent* nicht reimen läfst mit alleiniger Ausnahme von *neporquant : hardement* 1869, so trage ich kein Bedenken, auch hier mit der Hs. T *nequedent* für ersteres einzuführen, hinter das der Hg. merkwürdigerweise ein Ausrufungszeichen setzt. Das Wort ist doch wohl bekannt; Diez II 488 erwähnt es, auch schon in der ersten Auflage (1838) II 411, belegt Burguy II 385 mehrfach u. s. w. Dafs übrigens *-dent* aus *-dont* abgeändert sei, wie Burguy sagt und Diez anzunehmen scheint, glaube ich nicht.

XXXVII Anm. 1. Zu *estrine* vergleiche auch meine Bemerkung zu Auberee 655.

XXXVIII. Der Reim *emplie : mie* 1871 hätte Erwähnung verdient. — 1903 hat aber die Hs. *seul,* nicht *sol!* Zudem ist der Hinweis auf Chrestien in Bezug auf *sol,* aber *seuls* nicht ganz zutreffend. — 2893 '*pro : fro* nach VB' nicht völlig korrekt, da B *pou : frou* und V *prou* hat.

XXXIX. Der Reim *oés* (opus) *: remuëx* 5331 scheint dem Hg. selbst verdächtig. Den mildernden Hinweis aber auf *alés : aprés* Octav. 3445 kann ich nicht gelten lassen. Die Stelle lautet: ... *oés (:) Or est ses talenx remuëx De veoir la com li estoit. Ne sai quel jor en tel destroit Est por s'amie.* In der Anmerkung äufsert der Hg. selbst Bedenken, weifs aber nicht zu helfen. Ich halte die Lesart des Textes für nicht annehmbar. *oés : remuëx* ist nicht möglich; zudem pafst *com li estoit* 'wie es ihr ginge' nicht in den Zusammenhang. Endlich kann *Ne sai quel jor* unmöglich zum Folgenden gehören. Auch hier würde der Hg., wenn er T zu Grunde gelegt hätte, zu besserem Texte gekommen sein. T hat tadelloses *Or est li talenx aussy noes* (nŏvus) und in der folgenden Zeile *com il estoit,* welch letzteres keineswegs unverständlich ist, wie Fr. meint; der Punkt ist nach *estoit* zu tilgen und nach *jor* zu setzen: 'Nun ist das Verlangen, sie zu sehen, so neu, wie es einst — denn das heifst hier *Ne sai quel jor* — war.' — Was über *lieu,* bez. *leu* gesagt ist, scheint mir nicht ganz sauber herausgearbeitet zu sein. Wenn neben einer Reihe von indifferenten Reimen sich auch *teus : l(i)eus* 1013 findet, so spricht das doch eben für *leu* als Form des Dichters. Dieser Reim wird gestützt durch 1783/4, wo ich die in den Varianten gegebene Fassung von T (siehe meine Anm.) für die ursprüngliche halten möchte, *veu* (vōtum) : *leu* (lŏcum). Wenn Fr. am Schlusse seiner Darlegung die Möglichkeit der Form *leu* auch erwägt, sie aber damit ablehnt, dafs er Bedenken getragen habe, der späten Hs. T, die nämlich fast durchweg *leu* schreibt, in formaler Beziehung etwas zu entlehnen, so verstehe ich das nicht. Ob T *leu* schreibt oder nicht, ist bei der Entscheidung der Frage ganz gleichgültig. Die Form *leu* würde auch dann einzuführen sein, wenn T gar nicht vorhanden wäre, weil eben der Reim *teus : leus* 1013 beweisend ist. Zudem ergiebt sich aus *teus* : *Deus* 5729 neben *lieu* : *Dieu* 4471 noch keineswegs die Möglichkeit von Doppelformen, da man im zweiten Falle *leu* : *Deu* einführen kann, wie auch T hat. Auch in *feu* : *lieu* 4999 kann man ja *leu* einsetzen.

XL. Verstehe ich recht, so meint Fr., die Aussprache *loęs* für *lois* (luscum), also *oi* = *oę* sei nur pikardisch üblich, was den Thatsachen nicht entspricht, vgl. Auberee Einl. S. 147. — Ich wäre fast geneigt, auch *esplumeoer* (= *-eoir*) : *joer* (jocare) 2713, wie WT bieten, dem Dichter zuzuschreiben, also *oę* : *e* aus a.

XLI. Wegen *peril* : *cil* verweise ich auf Auberee Einl. S. 153. — Der Reim *joï* : *esjoï* 2906 beweist nicht, was er beweisen soll.

XLII. Von den Reimen *s* : *z* dürften mehrere wegfallen, so *raempliz* : *espris* 505, s. meine Anm. zur Stelle. In *crucefix* liefse sich *z* allenfalls begreifen. *ades* : *desconfez* 3382 ist ein stärkeres Versehen, indem letzteres im Glossar als Pc. von *desconfire* gefafst wird, da *desconfes* vielmehr 'ungebeichtet' heifst und *s* : *s* tadellos reimt; ist auch zum Glück, wie ich sehe, in den Berichtigungen S. 294 zurückgenommen. *annieus* : *ieux* 3769 fällt nach der Anm. fort. Dafs *oés* (opus) : *remuëz* 5331 nicht dem Dichter zugehört, habe ich vorhin bemerkt. Bei *drux* : *Cadrus* 3885 ist zu bedenken, dafs wir ja nicht wissen, ob nicht *Cadrux* die eigentliche Form des Namens ist. Dafs V *Cadrus* schreibt, ist natürlich kein Beweis dagegen. Und wäre es auch der Fall, so handelt es sich ja um einen Eigennamen, und die haben von jeher, schon im alten Griechenland, eine Sonderstellung in der Metrik eingenommen. So bleibt nur sehr wenig übrig, und bei *preux* : *veus* (du willst) 1829 darf man vielleicht noch dazu berücksichtigen, dafs *veus* die zweite Person zu der ersten *vueil* ist, mit mouilliertem *l*, hinter welchem sich ja ein hinzutretendes *s* in *z* wandelt, *vieil* + *s* = *vieux*. Dafs *secorx* (succurris) : *corx* 5149 ein auch im Franzischen üblicher Reim sei, ist nicht richtig. Dergleichen begegnet bei guten Dichtern nur ganz vereinzelt.

Deklination. — Die Bemerkung, dafs die Deklinationsregeln bis auf wenige Ausnahmen streng beobachtet seien, stimmt mit dem thatsächlichen Verhalten nicht überein. Fr. giebt S. XLIII Anm. 2 eine ganze Reihe von Obliquen in Funktion des Nominativs — *l'ost* 5646 als weiblich ist nicht sicher — und andere Ausnahmen kommen hinzu. Wegen 88 und 715 s. meine Bemerkung; *aumaire* : *saintuaire* 4793; *petit* (: *dit*) 18, wenn der nur in W überlieferte Prolog vom Dichter herrührt. 406 behalte ich die Flexionsverletzung mit TW bei; *vengié* : *detrenchié* 2143, wo das Pc. des reflexiven Verbums nach afrz. Brauche mit dem Subjekt übereinstimmen sollte, ist allerdings durch die Lesart von TW zu ersetzen, vgl. aber 4610. Ferner *est* .. *sailli* 3308; *li granx dieus* .. *fu* .. *atorné* 5819; *n'iert plus deffet Son cors* 224; .. *fu bien seant* 4265; .. *le proverai desloians* 1046 (vgl. meine Anm.) u. a. m. Unter diesen Umständen kann es fraglich erscheinen, ob der Hg., wo es sich gerade so macht, berechtigt ist, die regelrechten Nominative einzuführen. So würde ich 4954 bei WT bleiben. Warum steht 4391 *Avril* im Inneren als Nominativ, wo WT *-s(z)* haben? — Dafs *dëable* 2086 Vokativ Sing. ist, ist nicht ausgemacht.

XLIII Anm. 2. *orage* 3216 bleibt mir zweifelhaft, weil ich *o rage* lesen möchte. Dafs die *rage* tötet, ergiebt sich u. a. aus Beispielen bei Littré.

XLIV. 4343 ist *autre* Nom. Sing. ohne *s* erst durch Konjektur vom

Hg. eingeführt. Ich hätte die Formen mit und ohne *s* bei den Adjektiven wie *nostre* u. s. w. zugelassen. — Mit 2971 *desirant* als Nom. Plur. fem. hat es eine eigene Bewandtnis. Darüber und über *seant* 4467 wird übrigens in der Anmerkung zu 5181 anderes vorgetragen. — Die weibliche Form *baucende* (610 in T) begegnet auch Elie 1938 (*bauchande*). — 5640 hätte ich *tele* statt *tel* mit allen Hss. belassen, ebenso 978 *quele*. Nach seinem Princip hätte der Hg. 5039 *Teus* (statt *Tel*) *paor* schreiben müssen. Zu 42 kommt 525 hinzu. — Davon, dafs das Neutrum gern mit dem *s* des Nominativs erscheint, sollte nicht geredet werden. Ein Neutrum kann kein Flexions-*s* annehmen. Es handelt sich um wirkliche Substantiva. *c'est voirs* z. B. 616 heifst nicht 'das ist wahr', sondern 'das ist Wahrheit'. Dagegen wählt das auf ein Neutrum bezügliche Prädikatsnomen die neutrale Form 3693.

Pronomen. Darf man *gié* 4440 im Inneren des Verses ohne Pause belassen? Doch liegt darauf vielleicht ein gewisser Nachdruck. An *fors moi* 97 ist nichts Besonderes, *fors* ist hier die den Accusativ regierende Präposition. Zu *lui* 1121 als Nominativ s. meine Anm. zur Stelle. Erwähnung hätte auf alle Fälle 4888 *c'est moi meïsmes* verdient, das sehr zu denken giebt, auf dessen Erklärung ich aber hier nicht eingehe. — Die drei für *el* angeführten Stellen fallen für mich fort. — In 2336 *Sire, eles sont a marier* hält Fr., weil V *el* statt *eles* hat, *eus(els)* für möglich, in der Anm. zur Stelle dagegen für unannehmbar. Hier möchte er, weil alle Hs. *voz* nach *sont* haben, das auch nicht gut fehlen kann, *eles* streichen. Aber dann würde *sont* im Aussagesatz an der Spitze stehen — denn die Anrede rechnet ja nicht mit — was bekanntlich nicht angeht. Ich würde *Sire, et sont vos a m.* in den Text gesetzt haben. — 185 ist *li* durchaus nicht als Nominativ verwendet, s. meine Bemerkung. — *lui* als Reflexivum 5345 hat doch nichts Auffälliges. — 430 lese ich mit T *ele*. — *nel* = *ne la* 2819 (?) hätte schon hier erwähnt werden können, s. LXI.

831. *cestui* als Nominativ nur in V, s. m. Anm. — Übersehen ist *celui* 529 als nachgestellter Nominativ, dagegen fällt 353 für mich fort. — Ich erwähne *Par cui que soit* 3884 (Attraktion), freilich nicht unbedingt sicher, weil *cui* umgekehrte Schreibung für *qui* sein könnte, s. Tobler, Verm. Beitr. I, 202. Ähnlich *Dou quel que soit* 4465. — *cestes* als Nom. Plur. fem. 1971 s. meine Anm.

Vom Possessiv erwähne ich *moie* (mēa) : *diroie* 1454; 901 im Inneren *soe* (sua) in V.

Auf Grund von *ou chascun Esgardent Lidoine* 364; *nos metron chascun Tot contre tot* 4587; *Li sorcil .. estoient si bel chascun* 60 stellt der Hg. die Behauptung auf, dafs *chascun* als Nom. das Verbum im Plural habe. Ich vermag in *chascun* in diesen Fällen nur die oblique Form in Funktion des Nominativs zu sehen, die in der Dichtung, wie gesagt, nicht selten anzutreffen ist, und die in *Ilueques s'oblioit chascun* 4342 ja vorliegen mufs. — 155 *nului* als Nom. wird wiederum von T nicht geboten. Bei 5548 *nului* als Nom. könnte man an *nul ui* (= *hui*) denken. — In 1178 *il n'i faut riens* ist letzteres nicht der Obliquus; denn, wie Tobler gelehrt

hat, steht bei *faut* afrz. das, was nötig ist, im Gegensatz zum Neufranzösischen im Nominativ, s. Verm. Beitr. I, 178. — Wenn *l'en* gegenüber *en* vom Hg. in seinem Texte 'der gröfseren Deutlichkeit' halber bevorzugt ist, so kann ich mich mit dem auch sonst wiederholt geäufserten Motive nicht befreunden.

XLVI. Konjugation. Ich erwähne 5174, wo alle Hss. *aïde* (adjuto) haben, wofür der Hg. *aiu* einführt, vielleicht mit Recht, und *il m'estet* (: *sorfet*) 443, 4926. — *let* (er läfst) : *ait* 3581. *torne* 794 könnte vielleicht der Indikativ sein, s. meine Bem. — *sachoix* ist nicht Imperativ, sondern Konjunktiv. *sachiez* : *veigniez* 3514 beweist nichts für *-iez*, da man beide Male *-oiz* einführen könnte, *viegnoiz* steht z. B. in Hs. E der Auberee 482.

XLVII. Zu den drei Plur. auf *ont* s. jetzt auch Risop in Vollmöllers Jb. IV 1, 216 ff., der S. 218 auch willkommene Beispiele für diese Endung beim Präsens giebt, deren vorher aber auch schon Meyer-Lübke II, § 139 gegeben hatte. — *voist* 399 im Inneren der Zeile fällt fort, da ich *ost* lese. — Formen, wie *cheï* : *escheï* 152 setzen noch keinen Infinitiv *cheïr* mit Notwendigkeit voraus. Hat man doch von *croire* ein *creï*, das kein *creïr* zur Grundlage hat. — *puist* oder *puisse* 927?

Dafs *di* 5928, 4039 Perfekt sei, glaube ich nicht. Ich kann darin nur Präsentia sehen. Auch sonst bin ich mit der Auffassung des Hgs. von *dit*, *dist* als Präsens oder Perfekt nicht überall einverstanden. Ich möchte in ersterem auch hier nur Präs., in dem zweiten nur Perf. sehen. Ein mit einem Präsens auf Linie stehendes *dist* ist darum noch nicht Präsens, da die alten Franzosen beide Tempora ohne Bedenken kopulativ sehr oft verbinden, und man daher unrecht thut, weil wir heute sagen 'er kam und sagte' oder aber 'er kommt und sagt', auch vom alten Frankreich Gleichförmigkeit zu verlangen. — *errot* : *portot* 1955 wäre nicht beweisend, da man ja *erroit* : *portoit* einsetzen könnte, wie T thatsächlich hat. — Wegen *amoit* : *conjoioit* 396 vgl. meine Anmerkung.

XLVIII. *vost* : *tost* 1407. Ersteres weder in V noch in T; V: *volt*, T: *vot*, so dafs man auch *vot* : *tost* lesen kann, indem *s* vor *t* schon verstummt war (XLVII). — Futur I. *torra* = *tornera*, *durrai* = *durerai*, *donrai* v. *doner* u. s. w. sind nicht gleichartig. *donrai* (auch wohl *menrai*) heifst es so gut wie immer, s. Auberee Einl. S. 158; dagegen begegnet *torra* neben *tornera*, *durrai* neben der längeren Form u. s. w. im Verhältnis seltener. Wenn Fr. in der Anm. sagt, dafs Fälle wie *cuideroit*, *porterez* zeigen, dafs nicht blofs lautphysiologische Gründe, sondern auch metrische dabei mitsprechen, so vermag ich nicht zu folgen. Die Synkope des *e* tritt regelmäfsig bei *doner* (*mener*) und öfters nach *r* ein. Aber auf diese beiden Fälle beschränkt sie sich auch bei guten Dichtern. — Ich erwähne noch *ferré* 4518 (1815) von *ferir*; *gerrai* von *gesir* 1635 (1787); *leras* 4580 (s. Glossar). — Das Futur von *estre*, das in der Hs. bald *ert*, bald *iert* lautet, schreibt der Hg. stets *iert* (aber 1134!) 'der Differenzierung halber', wieder ein Motiv, das mir fern liegt.

Unter den Pc. perf. ist *desconfés* 3382, wie schon gesagt, zu streichen. — *seü* 3681 ist allerdings Pc. von *siure* (sequi), dagegen ist 4540 *seüe* hier

und im Glossar unter *siure* mifsdeutet. Es ist vielmehr Pc. von *savoir* : *Ja par nos n'iert avant seüe* 4540 'die Schlacht wird durch uns nicht erfahren werden', d. h. von diesem gewaltigen Kampfe wird niemand Kunde bekommen, weil wir uns beide selbst getötet haben und die Kenntnis desselben mit uns ins Grab nehmen.

4609 ist das Pc. des mit *avoir* verbundenen Verbums allerdings auch mit dem vorhergehenden Objekt übereingestimmt, allein in der folgenden Zeile steht das Pc. eines reflexiven Verbums im Accusativ statt des sich gehörenden Nominativs, ohne dafs der Hg. ändert, während er 4087 die Überlieferung anders behandelt hat. Endlich erwähne ich ... *li ont remise* 4735, d. h. das Pc. ist verändert, obwohl das pronominale Objekt gar nicht dasteht, vgl. weitere Beispiele zu Auberee 655 S. 139 und hier meine Bemerkung zu 1929.

XLIX. Dafs die Perfecta auf *ǫe*, *ǫt* dialektisch nicht sicher zu verwerten sind, habe ich Auberee Einl. S. 160 gesagt. — Die Fälle von *s* : *z* schrumpfen nach dem vorher Gesagten fast auf ein Nichts zusammen. — *ǫi* : *ǫi* 3762 bleibt fraglich, und *nel* = *ne* + *la* 2819 wird vielleicht auch nicht dem Dichter zugehören (T fehlt). Zum Schlusse führe ich auch hier wieder den für die Dialektbestimmung wichtigen Reim *esplumeoer* (= *eoir*) : *joer* (jocare) 2713 in TW an, den ich für ursprünglich halten möchte: *oę* : *e* aus *a*. Unter diesen Umständen erklärt sich das Abweichen von B einerseits und V andererseits sehr leicht.

Die sprachliche Einkleidung. Vgl. dazu auch S. IX f. Für diese ist V zu Grunde gelegt. — Gewifs mit Recht. Die Schreibung ist uniformiert. — Gewifs mit Unrecht. Hat etwa V auch nur einigermafsen gleichmäfsige Graphie? — Keineswegs. Ist etwa eine der anderen Handschriften konsequent? — Keineswegs. Warum also uniformieren? — *mistero*! Oder vielmehr: der schwerwiegende, entscheidende Grund kann nur der sein, dafs zufällig wir Modernen heute im 19. Jahrhundert uniformieren! Nun hat der Verf. die Auberee in den Anmerkungen öfter benutzt, hat auf sie auch in der Einleitung wiederholt verwiesen. Daher ist es unmöglich, dafs er meine Äufserung über diese Frage (Einl. S. 161 f.) nicht kennt.[1] Er hat sie aber ganz ignoriert. Hielt er sie nicht für richtig, dann hätte er sich angelegen sein lassen sollen, sie mit stichhaltigen Gründen zu widerlegen. Und ich wäre für die Belehrung herzlich dankbar gewesen, da mir nie daran liegt, dafs ich selbst recht habe. So bin ich 'so klug als wie zuvor'. So mufs ich wiederholen, was ich damals sagte: 'Die hartnäckige Freude an uniformierten Texten ist mir unbegreiflich'. Man kann über die Etymologie von *aler* verschiedener Meinung sein — wenn mir auch völlig sicher ist trotz jedes neuen Heftes von Groebers Zeitschrift, dafs *ambulare* afrz., wenn es mit rechten Dingen zugehen soll, niemals *aler* ergeben kann — darüber aber, dafs Raoul in seiner Dichtung nicht uniformiert hat, ist für mich ein Zweifel nicht möglich. S. X be-

[1] Dagegen kannte ich seinen kurz vor meiner Ausgabe erschienenen Vortrag 'Über schwierige Fragen bei der Textgestaltung afrz. Dichterwerke' nicht.

merkt der Hg. in diesem Zusammenhang: 'Der Einwurf, dafs jede, wie immer geartete Uniformierung ein Unding sei, ist doch wohl nicht ganz zutreffend,' und begründet das damit, dafs W (die Wiener Hs.) nach Einheitlichkeit strebe. Gesetzt, W wäre wirklich einheitlich, so wäre es unmethodisch, wenn man V, das keineswegs uniformierte Schreibung zeigt, zu Grunde legt, die Uniformierung darum durchzuführen, weil eine andere Hs., um die man sich in der Beziehung überhaupt nicht zu kümmern hat, Uniformierung zeigt. Der Text des Meraugis hätte nur in dem Falle Uniform zu tragen, dafs W — die Einheitlichkeit vorausgesetzt — allein erhalten oder von den Hss. die beste und dem Dialekt des Dichters am nächsten stehende wäre. Aber auch in diesem theoretisch angenommenen Falle würde man noch nicht von einer Uniformierung sprechen dürfen, sondern man würde nur schon uniformierte Schreibung wiedergeben. W ist nun aber thatsächlich keineswegs einheitlich, vgl. die Beschreibung S. LIII f., giebt vielmehr für denselben Laut wiederholt verschiedene Schreibung. Man hätte also selbst, wenn man W zu Grunde legte, keine Berechtigung, einheitliche Schreibweise durchzuführen. Wenn der Hg. dann auf derselben Seite fragt 'Angenommen aber, es bestände wirklich im Altfr. nirgends das Streben nach Gleichförmigkeit: wie soll der Herausgeber einzelne Wörter drucken, die er aus einer mundartlich verschiedenen oder bedeutend jüngeren Hs. herüberzunehmen genötigt ist? Soll er anglonormannische oder um ein Jahrhundert jüngere Formen in einen französischen Text einführen?', so ist die Antwort sehr leicht zu geben: Gewifs nicht. Steht für ein paar Verse die zu Grunde gelegte Hs. nicht zur Verfügung, so ist man verpflichtet, in der Lücke, wenn die zu Grunde gelegte Hs. für denselben Laut willkürlich bald diese, bald jene Schreibung aufweist, willkürlich für denselben Laut bald die eine, bald die andere Schreibung einzuführen. Eine Nötigung zur Uniformierung ergiebt sich also, wie Fr. meint, in dem Falle keineswegs. (Zu S. XI bemerke ich hier: dafs noch niemand auf diakritische Zeichen und Accente hat verzichten wollen, ist nicht ganz richtig; so sind Mätzners altfranzösische Lieder (Berlin 1853) gedruckt, und Wackernagels afrz. Lieder (Basel 1846) haben sogar nicht einmal Interpunktion.)

Ich weifs nun, dafs Foerster principiell auf meinem Standpunkt steht, dafs er nur aus äufseren Gründen im Chrestien uniformiert hat. Suchier hat mir Litteraturblatt 1897, Sp. 196 zugestimmt, ebenso noch kürzlich Stengel in Vollmöllers Jb. IV, 1, 258. Ich weifs, dafs Appel meiner Ansicht ist und auch in seiner provenzalischen Chrestomathie nicht uniformiert hat. Auch Schultz-Gora ist Gegner der Uniformierung. So gebe ich mich der frohen Hoffnung hin, dafs meine Auffassung doch allmählich ganz allgemein durchdringen und dafs eine Zeit kommen wird, wo man es überhaupt nicht wird begreifen können, dafs man einst anders verfuhr. Die mittelalterlichen Hss. kennen eben keine konsequente Schreibung.

Dabei ist diese Uniformierung hier und da unterlassen, wo keine genügende Veranlassung dazu vorlag. So kann ich wenigstens es nicht

billigen, wenn der Hg. *ai* zwar durch *e* wiedergiebt, aber, weil *et* 'und' und *et* (= *ait*) verwechselt werden könnte, letzteres *ait* schreibt. Fr. druckt *Deus ne veut mie Que je l'aie, ainz veut qu'autre l'ait. Bien la doit perdre qui la let!* 3582, also *l'ait* : *let*! An wen wendet sich denn die Ausgabe? Giebt es wirklich einen von uus, der in *(l')et* die Konjunktion *et* 'und' sehen könnte? Dem wäre dann zu raten, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Ein solches Verfahren mag in eiuer für Anfänger bestimmten Ausgabe seine Berechtigung haben, in einer die höchsten Ziele philologischer Kritik erstrebenden mufs ich es als uuwissenschaftlich bezeichnen. Auch sonst bin ich hier und da mit den Abweichungen von V nicht einverstanden. Wenn Fr. (L) in der Schreibung mit *a* vor *-mbl*, *samble*, *tramble* u. s. w., welche Schreibungen ja auch da auftreten, wo *en* und *an* reinlich auseinandergehalten werden, und in dem oft begegnenden *e* von *mengier* eine Eigenart des Schreibers sieht, die dem Dichter abzusprechen sei, so frage ich mich vergebens: Mit welchem Rechte? u. s. w. — Auslautendes *ñ* giebt die Hs. — hier sogar regelmäfsig — durch *-g* wieder, *poig*, *loig* u. s. w. Das wird ebenso regelmäfsig in *poing* abgeändert. Weifs der Hg. wirklich ganz genau, dafs Raoul ersteres nicht geschrieben hat? Und hier war die Hs. noch dazu uniform! — Wenn 4179, 4329 *deffendre*, 4187 *deffendirent* in *desfendre* u. s. w. geändert wurde, so kann das nur auf einem Versehen beruhen. Ein *s* kommt dem Verbum ja überhaupt nicht zu. S. LIV kehrt das Versehen wieder. — Warum wird *ostel* 844, 1649 u. s. w. in *hostel* geändert? Warum *ostes* 1638 in *hostes*? Wie läfst sich beweisen, dafs *roine* 887, 920, 956 u. s. w. nicht vom Dichter herrühre, der vielmehr *reïne* gesagt habe? Warum *oëx* 1768 für *oiex*? Auch *obscure* VT 1689 hätte ich nicht durch *oscure* ersetzt, weil mir die Mittel fehlen, festzustellen, was der Dichter geschrieben hat. — 1184 ist *poior* (= pejorem) zwar beibehalten, aber das danebenstehende Substantiv *sarmon* in *sermon* geändert. Nicht konsequent will es mir scheinen, wenn 1647 *Non ferai je* im Innern, wo V *gie* hat, gedruckt wird, während 4440 *Or n'i voi gié*, wiederum im Innern, die bekannte Form des Pronomens belassen wird. — 905 ist *ceenx* : *leenx* gedruckt, während die zu Grunde gelegte Hs. *caienx* : *laiens* hat; 1289 ist *çaienx* : *noienx* der Hs. beibehalten, und in der Anmerkung dazu heifst es, dafs, wo das Wort sich im Reim finde, die Schreibung *ceenx* vorgezogen wurde, wozu 905 nicht stimmt u. s. w. Das Bild, das der so zurecht gemachte Text von der mittelalterlichen Orthographie giebt, ist nicht zutreffend.

LIII. *oi* = *ai* begegnet nicht nur im Centrum, sondern auch im Osten, s. Auberee, Einl. S. 147. Also beweist diese Erscheinung noch nicht, dafs die Hs. W aus Paris stammt.

LIV. 245, 274 liegt nicht tonloses, sondern betontes *li* vor, wie die vorhergehende Präposition zeigt.

LV. Erwähnung hätte *loch* (laudo) 879 verdient, weil hier *ch* nach Vokal eingetreten ist, was bedeutend seltener geschieht, vgl. Foerster zu Aiol 509, Einl. LI und Meyer-Lübke II, 172.

LVI. *file* (= *fille*) steht nicht im richtigen Zusammenhang. — *lais*

wird in T nicht für *lois* (luscus) stehen, da in streng pikardischen Denkmälern *ai* für *oi*, soviel ich weifs, nicht vorkommt, sondern entweder hat T in seiner Vorlage, die dann nicht pikardisch gewesen wäre, *lais* (luscus) bereits vorgefunden, oder aber der Schreiber hat *lois* der Vorlage irrtümlich als *laiz* (häfslich) gefafst. — B. Die Schreibung *eis* (illos) ist auffällig. Es ist wohl nur, wie häufig in den Hss., ein Balken geschrieben statt deren zwei: *eus* für *eus*.

LVII. Die Angabe über die Verbreitung der 3. Plur. auf *-ont* stimmt nicht zu dem Anm. 3007 Gesagten, ist auch nicht ganz richtig. — *lię* (= *li*) begegnet auch in der Berliner Hs. der Auberee 30, 315 und oft in der bei Joly abgedruckten Hs. des Romanz de Troie.

LX ff. Entscheidet sich Fr. auf Grund der Reime, wohl mit Recht, für Houdan in Seine-et-Oise als Heimat des Dichters. Die entgegenstehenden Reime, die er selbst anführt, deren Beweiskraft er aber mit Glück entkräftet, kommen nach dem von mir zu XLIX Bemerkten zum gröfseren Teile nicht in Betracht.

LXIV. Dafs die Deklination keineswegs besonders sorgfältig ist, habe ich schon oben gesagt. — Fr. setzt, wie G. Paris, den Roman an das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts und dürfte damit das Richtige getroffen haben. Dazu stimmt auch Gröbers Ansicht in seiner Litteraturgeschichte Grundr. II, 1, 511, der den Dichter 'längere Zeit vor 1226' thätig sein läfst. Für die Vengeance Raguidel nimmt er S. 512 einen anderen Vf. an, darüber s. auch v. Zingerle in Vollmöllers Jb. I, 428 f.

LXVI (Schlufsverse in V). *Que* würde ich nicht mit 'so aber', sondern mit 'denn' übersetzen. Es ist die Begründung zu *Se ce ne fust vilains pechiez*.

LXVIII Anm. 2. Dagegen reiht Gröber a. a. O. den Meraugis unter die Artusromane.

LXX. *de son sens* Prolog 18 fafst der Hg. hier, in der Anm. und im Glossar als 'aus eigener Erfindung'. Aber dazu pafst, wenn man auch von anderen Stellen absehen will, 4334/5 nicht: *Raous qui romance le conte Trueve qu'onques n'en remua De caroler*, wo ich der Auffassung des Hgs. in der Anmerkung nicht beipflichten kann, schon wegen *trueve* nicht. Es heifst doch: 'R., der die Erzählung in Verse bringt, findet, dafs ..'. Damit wird thatsächlich auf eine wirkliche oder angebliche Quelle hingewiesen. Zudem ist in *de son sens* zu viel hineingelegt. Es heifst nur 'mit seinem Verstande'. Der Dichter sagt, dafs er einen Stoff, eine *matiere* nach seiner Weise, mit seinem Kopfe gestalten wolle. So scheint auch Groeber a. a. O. 512 zu verstehen, wenn er sagt, R. biete eine Geschichte *de son sens*, aber stofflich bleibe er beim litterarisch Überlieferten.

LXXII. *esplumeor Merlin*. In der Anm. zu 2703 ist Fr. mit meiner Auffassung zu Auberee 202 nicht einverstanden und mag recht haben. Dafs aber *fist son esplumeor* nicht mit *et entra dedenz* in Einklang zu bringen ist, kann ich nicht zugeben. Ich verstand: 'Er spielte den Zauberer, der er war, d. h. er baute ein Zauberschlofs, *et entra dedenz*, und

trat ein'. Zur rechten Klarheit ist aber auf Grund der wenigen Stellen für *esplumeor* nicht zu gelangen.

LXXV. Zur Bildung des Namens *Lidoine* vgl. Schultz-Gora in Tobler-Abhandlungen 205 f. Das Adjektiv *idoine* weist Fœrster zu Rich. 3140 öfter aus GCoincy nach.

LXXVII. Dafs V. 17 durch Chlyon 33 beeinflufst sei, glaube ich nicht, vgl. LXXXV.

LXXXII. Mer. 429 wird anders zu lesen sein, s. meine Bemerkung.

LXXXIII. Würde ich Mer. 5185 '*Et gié!*' — '*Et gié!*' mit TW eingesetzt haben, was vielleicht auch V mit *et ge* gemeint hat. In Clig. 4679 ist mit Toblers Änderung der Interpunktion *Ne gié — ne gié* zu schreiben, Verm. Beitr. I, 3 Anm. — Die unten auf der Seite angeführten Stellen sind nicht alle Sprichwörter.

LXXXIV. Für die Wiederholung desselben Wortes zu Anfang mehrerer aufeinander folgender Zeilen hätte auf Tobler, Versbau[3] S. 152 Anm. 1 verwiesen werden können, wo schon ein paar von den Beispielen angeführt waren. Ein provenzalisches wäre Jaufré bei Appel, Chr. 3, 625 ff., *Vos est*, viele Verse hintereinander, was sich mit Mer. 4877 ff. inhaltlich berührt. — Auch Gröber S. 516 setzt Durmart später als Meraugis.

LXXXV. Dem Anklange *Si com tesmoigne li escrix* messe ich keine Bedeutung bei.

LXXXIX. Ob 'andere' in 'und stiftete andere Reigentänze' richtig verstanden ist, ob nicht vielmehr die bekannte Verwendung von *autre*, Diez III, 84, Tobler, Verm. Beitr. III, 72 f., vorliegt, vermag ich nicht zu sagen, da mir das in Betracht kommende Heft von Gröbers Zeitschrift im Augenblick nicht zur Hand ist.

Zum Texte. Ich hatte für diese Zeitschrift die Besprechung der ersten 2000 Verse druckfertig gemacht. Da aber die Anzeige so schon umfangreich geworden ist, beschränke ich mich hier auf die ersten 300 und bringe das andere bei Gröber.

2. *i met* wäre besser. Da aber im Vorhergehenden *de rimoiier* steht, so ist *i* nicht unbedingt nötig. — 3. *quan que* würde ich lieber zusammendrucken. — 4. Doch wohl *tel.* — 11. würde ich als Frage fassen. — 13. *lor mot qu'il dient.* Zum Pleonasmus vgl. Diez III, 74 oder hier 3496; *sum seignur qu'ele a* MFce Mil. 499; italienisch: *trasse fuori questa sua borsa de' fiorini che aveva* Bocc. Dec. II, 5 F I, 109, wo der Relativsatz doch wohl zu *borsa* gehört; ein paar spanische und portugiesische giebt Lang zu Denis' Liederbuch 1550. In der Übersetzung von Gregor v. Tours (1, 31) S. 29 lese ich: 'sollte mein Haus, das ich bei der Stadt besitze'; um wenigstens einiges anzuführen.

14. *Contrediseor*, etwas merkwürdig. Im Glossar läfst der Hg. noch eine andere Deutung zu. Vielleicht kann man *C. noient dient Point* u. s. w. lesen 'sie sagen in keiner Weise etwas von ihrem Verstande', *noient* adverbial kommt vor, auch wird es ohne Negation verwendet. Zum Fehlen des Artikels vgl. Tobler, Verm. Beitr. II, 110. — 18. Bezüglich der Verwendung von *que* = id quod wäre 557 in der That nicht analog,

vgl. dafür zu Auberee 422. Dafs aber der Dichter hier einem Gedanken 'was ein Kleines ist' habe Ausdruck geben wollen, glaube ich nicht. Andererseits sind sichere Beispiele für die Verschleifung von *qui est* bei guten Dichtern recht selten, vgl. Tobler, Versbau[3] 60 und 67. Da der Meraugis (vgl. XXXIV) keinen zweiten Beleg bietet, so kann ich mich nicht entschliefsen, auf Grund der einen, keineswegs guten Hs. W hier dergleichen dem Dichter zuzuschreiben. Also *qui est petit* 4 Silben, und eine andere mufs dafür fallen. So meine ich, dafs 17 nach der Hs. zu belassen, in 18 aber statt *de son sens* zu setzen ist *des or* — vgl. *Des or, que que j'aie targié … Voudré je un fabliau ja fere* Grne Mont.-Rayn. V, 151 — mit Satzverschränkung, indem *qui est petit* von seinem Beziehungswort *sens* getrennt ist, vgl. Tobler, Verm. Beitr. II, 28. Im Meraugis begegnen dafür viele Beispiele. Der Schreiber von W oder der der Vorlage nahm aus Unachtsamkeit, oder weil er das Beziehungswort von *qui* vermifste, statt des ganz ähnlich lautenden *des or* aus der vorhergehenden Zeile *de son sens* herüber und strich dann unbedenklich das *i* von *qui*. Wie frei dieser Schreiber mit dem Text umgeht, zeigen gleich die ersten Verse der eigentlichen Erzählung; *petit* statt *petiz* s. zu XLII.

Die Echtheit des Prologs scheint mir nicht ausgemacht. — Wegen der Quelle vgl. zu LXX. — Die Unsterblichkeit, von der der Dichter 20 ff. redet, gilt vielleicht mehr dem interessanten Stoff als gerade seiner Darstellung durch Raoul. Von hohem Selbstbewufstsein des Dichters zu reden, giebt, meine ich, der Prolog keine Veranlassung. Auch ist mir nicht wahrscheinlich, dafs in 26 ff. auf schlechte Erfahrung früherer Zeiten hingewiesen ist, wie Fr. meint, vgl. S. 232 oben und die Anm. zu 27. Man findet auch sonst zu Anfang altfranzösischer Dichtungen angegeben, dafs in ihnen kein *mot de vilonie* vorkomme (dafs Fr. sich durch die Hs. W, die 27 *vilainie* bietet, veranlafst gesehen hat, das überall einzuführen, kann ich nicht billigen), vgl. z. B. (Anfang des Lai Aristote Mont-Rayn. V, 244) *oevre ou vilonie cort Ne doit estre noncie a cort; Ne jor que vive en mon ovrer Ne quier vilonie conter* u. s. w. oder auch *ma cortoisie s'aeuvre A faire aucune plesant euvre Ou il n'ait ramposne ne lait* Ombre 9; *Mos sans vilonnie Vous veil recorder A fin qu'en s'en rie D'un franc savetier* MR II, 24. Dem steht gegenüber *Puis me firent* (die drei Frauen) .. *autre dit Commencier par comandement Qui parlast plus parfondement De paroles crasses et doilles 'Si que de risees nous moilles'* eb. III, 137 und sonst.

37. Ob man nicht doch *Escavalon* an den Stellen, wo es die beiden besten Hss. bieten, ruhig beläfst? — 38. Der schöne Absalon z. B. auch Fl. u. Bl. 2839; *Abselon le beaus meschin* Rom. XXVI, 95, 88. Erec 2266 hat Fr. selbst LXXIX. — 44. Ich würde mit T den Plural einsetzen. — 45. Hält man sich an die beste Hs., solange es irgend geht, dann wird man auch hier mit T lesen. — 48. Wegen *en* vgl. zu 4580, mit Bezug auf eine Person, wie *i* 664. — 51. Für *Ou Deus meïst onques nature* hätte ich gern einen zweiten Beleg (?). 80. stimmt dazu nicht ganz. — 58. T steht den beiden anderen Hss. gegenüber, kann aber als unanstöfsig beibehalten

werden. — 55. *assise* ist mit 'Form, Beschaffenheit' wohl nicht ganz zutreffend wiedergegeben — *li chevuel*] die Verwendung des Singulars kommt doch vor: *Clar ab lo vult, beyn figurad, Saur lo cabeyl recercelad* Alex. 66, oft lateinisch s. Georges. Danach könnte man hier *le ch.* leseu. Wie aber aus einem vorhergehenden *avoir* als Hilfsverbum bei einem koordinierten Particip *estre* ergänzt werden kann, Tobler, Verm. Beitr. I, 89 und Haase, Syntax fürs 17. Jahrhundert — auch italienisch kommt dergleichen vor —, so halte ich es hier nicht für unmöglich, aus dem vorhergehenden *avoir*, wenn es auch nicht mehr Hilfsverb ist, *estre* zu entnehmen. Dafs gleich im folgenden (57) wieder *ot* steht, hat nichts zu sagen. Dagegen möchte ich mich auf 68 nicht berufen. — 56. *penne* mit T. — 57. l. mit T, wenn anders *ot* nur in W steht. — 58. *pas* nüt T. — 59. T kann bleiben. Die braune Farbe der Augenbrauen wird fast regelmäfsig bei Schilderung männlicher oder weiblicher Schönheit erwähnt, Fl. u. Bl. 2853, 2879 u. s. w. — 60. Wegen *chascun* s. meine Bemerkung zu XLV. T hat *a c.* Könnte das heifsen 'bei jedem (Auge)' oder 'auf jeder Seite'?

63. *larget entrueil*] Letzteres fafst der Hg. im Glossar als Adverb 'zwischen den Augen', also *larget* wohl als nähere Bestimmung zu *sorcil*. Aber dazu pafst diese nicht, da die Augenbrauen dünn sein müssen, vgl. Tobler zu Chev. as II esp. 12203; provenzalisch *E·ls uelhs vairs, e·ls cilhs* (Augenbrauen) *delgatz* GMontanhagol II, 43. Und zudem müfste es doch *entre eus* heifsen oder *entre deus eus*, wie Auc. 24, 17 und Tobler, Verm. Beitr. II, 98 Anm. *entrueil* ist vielmehr Substantiv, wie noch heute 'der Raum zwischen den beiden Augen'. Ursprüngliches *entre eus*, das neben *entre piez* 'zwischen den Füfsen' und *entre mains* 'zwischen den Händen' nichts Auffälliges hat, ist zum Substantiv erhoben und sollte seiner Herkunft nach unverändert sein. Mit Verkennung des ursprünglichen Sachverhalts hat man aus dem Nominativ *entreus* einen Accusativ *entrueil* abgezogen, als wäre es ein Kompositum von *ueil* (vgl. auch Meyer-Lübke II, § 537). *larget entrueil* steht trotz des Zwischensatzes 58/63 auf Linie mit 57. Dafs der Körperteil einmal mit dem Artikel, das andere Mal ohne ihn erscheint, läfst sich mit vielen Beispielen belegen, vgl. 82/3.

67. *parmi*] steht nicht, wie die Anmerkung sagt, auf Linie mit *de lez, de sus* u. s. w., die man ja nach ihrer verschiedenen Bedeutung zu trennen oder zusammenzuschreiben hat, sondern ist stets als ein Wort zu drucken, weil *mi* nicht mehr flektiert, wie Tobler schon 1874 G. G. A. S. 1038 gefordert hat. Unrichtig ist es daher auch, wenn Darmesteter, Syntaxe (1897) S. 39 sagt, das Altfranzösische setze den Artikel zwischen *mi*, welches Adjektiv sei, und seinem Substantiv. Dafs *mi* nicht Adjektiv ist, zeigt sein zweites Beispiel *par mi la boche.*

68. *rendist matez et vaincux Le cuer*] kann ich unmöglich für richtig halten. Allerdings sind die Participia durch die Überlieferung gesichert. Aber *Le cuer* steht nur in V. W weicht ab. Und T, die beste Hs., hat unanstöfsiges *Les cuers qui sont*, was also in den Text zu setzen ist. — 71. *se*, weil TW. — Zum Verständnis von *il se fet bon garder* und von 1854 vgl. Tobler, Verm. Beitr. I, 179 f. (so auch *Pour ce se fait bon aviser*

Cleom. 2501, *Meis le comandemant saint Pol Feit buen garder et retenir* Cliges 5324), s. auch Gebhardt, Zs. XX, 44. Die richtige Auffassung der Erscheinung fehlt noch bei Darmesteter, Syntaxe 110. So provenzalisch: *Seiner, bon gazainar vos fa* Jaufré bei Appel, Chr. 3, 599, *Las cadeiras vos dic per ver ... Fe trop bel vezer e mirar* GBarre 492 und, wo ein Pronomen hinzutritt, *per l'amistat qu'ieu vos dey, Crezi quels fes trop bel vezer* GBarre 30; s. auch Stimming zu BBorn[1] 6, 52, der mit Recht wegen der Auffassung auf die Fälle hinweist, wo statt *bon* der Komparativ steht: *Porc qu'om regarda milhargos, Fai melhor escoutar que vos* 24, 12, s. auch Appels Glossar unter *faire*; doch liegt in der von ihm zuletzt angeführten Stelle *Greu partir si fai d'amor, qui la trob' a son talen* 59, 6 nicht reflexives *faire* vor, wie er will, sondern das Reflexivum gehört dem Sinne nach zu *partir*. Auch altitalienisch: *le parolle sun bone et bon othir le faxe* Fram. Pass. Zs. XV, 489; *che in onferno sì fae malo andare* Dod. conti morali 114. Bemerkenswert ist, daſs man heute im Katalanischen sagt: *Al estiu hi fa de bon estar per lo regalat y fonts abundants que'l rodejan* Bosch Cullita 144.

75. *reconter* mit T. — 78. *atempré* mit T, das zugleich volleren Reim giebt. — 81. *a droit* ist mit 'sicherlich' vielleicht richtig wiedergegeben. Verstehe ich den Sinn der Wendung recht, dann wird damit in Fällen, wie dem vorliegenden, ausgedrückt, daſs die gethane Behauptung als 'zu recht' bestehend bezeichnet wird.

83. Belege für weibliches *dent* s. zu Auberee 119, wo auch ein Beispiel für *cler* von Zähnen. Ist übrigens in T *serrés* gemeint, dann würde das Geschlecht von *denz* nicht wechseln.

85. *Li* (T *Sy*) *dent resembloient d'argent* stellt sich wohl zu dem Verm. Beitr. I, 92 angeführten afrz. Beispiel. Man hat nach dem, was Tobler dort angiebt, auch hier vor dem präpositionalen Ausdruck *dent* wiederholt zu denken. Anscheinend gleiche Fälle im älteren Italienisch, z. B. *con bicchieri che d'ariento parevano* Bocc. Dec. Introd. F I, 26; *la sua carne che parea di lacte* Figluola Mercatante ed. Varnhagen in Ital. Kleinigkeiten S. 17, 107; *Poi la mattina si li venne a mano Un chamici che parea d'un piovano* Calonaco Siena (Ed. 1863) S. 14. Dem von Tobler angeführten neufranzösischen Beispiel entspricht im Italienischen: (Der Sturm fährt durch die Bäume) *schiantandone i rami con lunghi gemiti che parevano di persona viva* Neera L'Amuleto 119, während in *Il suo volto pareva quello di una condannata* Memini Vita mondana 20 das voraufgehende Substantiv durch ein Pronomen ersetzt ist. Und andererseits: *Disse la cameriera: Madonna, ella pare la nave di quel giovane che ci arrivò* Pecorone IV, 1, 84, wo es mit anderer Ausdrucksweise hätte heiſsen können *quella nave pare di quel g.* Die Verwendung fehlt bei Rigutini-Bulle.

88. Wegen der Accusative s. die Vorbemerkung. T und W haben *que nois ne cristal,* wo man ja sehr schnell *noif* einführen kann. Allein da nach *que* 'als' wie nach *com* sowohl der Nominativ als auch der Accusativ zulässig ist (vgl. zu 715), so ist auch die Paarung beider nach altfranzösischem Sprachgebrauch durchaus zuzulassen. Ich halte es nicht

für unmöglich, dafs auch Chlyon 2827 so seine Rechtfertigung findet: *conversa el boschage Com hon forsenex et sauvage.* Vgl. zum Wechsel *Ja nel sara fors lui et tu* Barl. u. Jos. 32, 1, das Tobler, Beitr. I, 223 anführt. Dazu kann man stellen, wenn sich im älteren Deutsch nach 'zwischen' verschiedene Kasus finden, *zwischen iu unde sîn, zwischen in und unser, zwischen mir und dein*; und so bei *wan*: *wan got unde mîn*, was JGrimm, Gramm. IV, 1132 (neuer Abdruck 1898) beibringt, s. auch Paul, Mhd. Gramm. § 253 Anm. 1.

92. l. mit TW. Von den drei in der Anmerkung angeführten Stellen beweisen die erste (weil nur in V) und die zweite das nicht, was sie belegen sollen, vielleicht auch die dritte nicht. — 96. Ist *mieux* richtig, was der Fall sein mag, wenn sich auch 97 nicht ganz glatt anschliefst, dann braucht *nuls* in TW noch nicht für gemeinsame Vorlage zu zeugen, da man ja leicht auch *mils* mit umgekehrter Schreibung für *mius* = *mieus* herauslesen kann. — 101. Da die Hss. den Eigennamen alle verschieden wiedergeben, mufs ich bei T bleiben.

104. (Die Hände) *ne coroient pas dou mains Por doner* hätte eine Anmerkung verdient. Das Glossar sagt für unsere Stelle zu wenig. Bekannt ist die Wendung *estre dou mains*, die 3185 vorliegt, *que ma force soit dou m.* 'gesetzt, dafs meine Kraft zum Geringeren gehört', d. h. unzulänglich ist, wie Tobler zu Prov. vil. 88, 3 unter Angabe von Belegen erklärt, so hier in W. Ist die hier vorliegende Wendung richtig und verstehe ich sie recht, so wird mit *coroient* eine Strecke, ein Mafs des Laufens (*corre une sente*) vorausgesetzt, und mit *ne coroient pas dou mains*, eigentlich 'sie liefen nicht von dem Geringeren', wird angedeutet, dafs die durchlaufene Strecke nicht zu dem Geringeren gehörte, d. h. nicht hinter einem sich aus dem Zusammenhang von selbst ergebenden Mafse zurückblieb. Hier also: 'ihre Hände waren sehr bereit zu schenken, wenn es der Ort dazu war'. (Oder ist *toloient* zu lesen? 'sie nahmen nicht von dem Unzulänglichen, um zu geben'. Dafs die Vorlage aller Hss. schon fehlerhaft war, ergiebt sich aus mehreren Stellen mit Sicherheit.) T, die beste Hs., hat *de main*, wo *de* wohl mit der Negation zusammenhängt, 'welche nicht weniger rührig waren, wenn es sich um das Geben handelte', nämlich als sonst. Da es, wie ich glaube, einen annehmbaren Sinn ergiebt, möchte ich es beibehalten. — 105. *estoit* : *estoit* ist um so mehr zulässig, als es in dem ersten Falle nicht Hilfsverb ist.

106. *La damoisele ... Qui une foix fust acolex De ses brax ...*, wozu der Hg. bemerkt 'Anakoluthie. Der Dichter setzt mit dem Subjekt ein und fällt dann in eine andere Konstruktion' ist eine echt volkstümliche Ausdrucksweise. Das Substantiv steht absolut voran und wird nachher durch ein Possessivum aufgenommen. So: *Et cil, qui mout de barat sot, .I. mois et plus estoit remese Sa barbe qu'ele ne fu rese* Boivin MR V. 52; doch wäre es hier auch möglich, dafs der mit *Et cil* beginnende Satz durch den später folgenden Vers *.I. aguillon prist en sa main* zu Ende geführt würde, so dafs *.I. mois — rese* Zwischensatz wäre. Ein Beispiel aus der Berte kann ich im Augenblick nicht wiederfinden; ein altfranzö-

sisches (Joinville) und ein provenzalisches bei Tobler, Verm. Beitr. I 202. So heute: *Ah! les autres, vous ne courtisiez que leur influence, il y a toujours un intérêt dans vos galanteries* Pailleron Cabotins III, 10 S. 173; Vaneuse: *tu n'as pas de foyer. Tu en as même moins que moi.* Chambray: *D'abord ce n'est pas sûr. Et puis, moi, ce n'est pas ma faute* Lemaître L'âge difficile I, 6 S. 23. Italienisch: *K'eo spero en quel ke naco* (= nacque) *de casto e de vergen parto, Ke l'om ke semplament la entendo en bona parto, C'ancor l'anema soa si n'à far un tal salto K'el n'ascendrà l'odor al Creator da alto* Mon. ant. A 21 *(l'om. — l'anema soa)*; *Quelor ke en quell'afar se trova* (so Mussafia) *li plu rei En meço la cità fi poste li soi sei* eb. B. 201; Mussafia hebt es in der Anmerkung zur ersten Stelle hervor und verweist auf *Ancora li fruiti de li albori e de li prai, .. A lo so gustamento se sana li amalai* eb. A. 101; gar nicht selten; Diez III, 462 hat auch ein spanisches. Deutsch: *Herr Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, Ein Birnbaum in seinem Garten stand* im Anfange eines Gedichtes von Fontane. In anderen Fällen wird das Substantiv oder Pronomen vorangestellt und die Beziehung im Satze erst an dem folgenden Fürwort zum Ausdruck gebracht, wie in der in der Anmerkung zur Vergleichung herangezogenen Stelle 470 ff., welche schon Tobler a. a. O. mit mehreren anderen altfranzösischen angeführt hatte; hier auch 1003 oder *La suer au duc, qui si ert bele, Nos n'en poons öir novele* Ille 3852; *Ille, c'aiment sor tote rien, Mout le verroient volentiers* eb. 2970, was Foerster abändern möchte; oft, wie ja noch heute. Provenzalisch: *E om que pretz ni do met en soan, Ges de bon loc no·lh mou, al mieu semblan* G. Montanhagol 4, 8; *G. Barra, que ric tirar Lo noble carr a gran honor, En re nol mudec la color* G. Barre 516; *Tox hom c'altrui enseigna E si gardar non deigna D'enoi e de foldat, Leu l'es a mal tornat* Appel Poésies provençales S. 11, 145; *Ricx hom que per aver traire Sec tornejamens plevitz Per penre sos vasvassors, Non l'es honors ni arditz* B. Born 38, 71, das ich bei Diez a. a. O. wiederfinde. Italienisch sehr häufig, was darum hervorgehoben und belegt sei, weil Diez III, 462 die Erscheinung hier als 'seltener' bezeichnet (er hat nur ein Beispiel aus Machiavelli): *Quel peccator c'avrá en ciel tesauriçadho, Per ladro ni per fuiro no li será envoladho* Ugnçon 403; *Quili c'onfende a deu, questo i'e destinadho* eb. 446; *... io da che so partuto uno passo Da voi, mia donna, dolemi ongni giunta* Giac. d. Lent. Monaci Crest. 55 X, 3; *E io frate Guidotto da Bolongna, cercando le sue* (Ciceros) *magne vertudi, si mmi mosse talento di volere alquanti membri del fiore di rethorica volgarizare di latino in nostra lingua* Guidotto d. Bol. eb. 154, 21; *Agostino, sentendo questo, viengli grandissimo dolore* Buov. d'Antona 90; *Quello romito, che Dio serviva, la notte, quando elli si dormiva, li venne una voce* Dod. conti morali 78; *lo onore e lo disinore della Tavola a voi ne procede la maggior parte* Tavola ritonda 381; *la mala ventura quellor ke sen perçaça Endarno s'afaiga* Mon. ant. B. 251; *E quilli demonij, chi sano aquistare Più suoçi e più terribele peccadi, Che l'abia cometù e fato fare, Molto glie fa gran festa Lucifero E intra gli altri ie fa molto aprixiare* Margarete in Tobler-Abh. 123 ff.; *Calandrino, se la prima gli era paruta amara, questa*

gli parve amarissima Bocc. Dec. VIII, 6 F. II, 224; man denke auch an *io mi ricorda* eb. I, 1, das Fanfani gegen die Ausgaben I, 38, 3 verteidigt, s. auch Mussafia in seinen leider nicht mehr zugänglichen Osservazioni sul testo del Decamerone 387; *Farinello, avendo la ventura ritta, gli parve tempo di dare le mosse alla giumenta* Sacchetti Novelle CCVI II, 205; *E'l tristo del marito non gli bastava che* u. s. w. eb. II, 209; *Il lodar poi e il biasimar la Favola, Se ne dà a ciascun licenza all'ultimo* Cecchi Diamante Prolog I, 64 und oft. Noch heute lese ich: *Uno* (ein Schullehrer) *che conosco che s'è ammalato, i contadini gli hanno portato ogni sorta d'erbe medicinali* De Amicis Maestro 297. Mehrere spanische und portugiesische giebt Diez a. a. O. Auch katalanisch habe ich mir Beispiele notiert. So schon lateinisch: *Epidamniensis ille, quem dudum dixeram ... Ei liberorum, nisi divitiae, nil erat* Plautus Menaecbmi 57 ff; *Nam unum conclave, concubinae quod dedit Miles, ... In eo conclavi ego perfodi parietem* Miles glor. 140, wo auch das Substantiv wiederholt wird, s. Lorenz dazu, der weitere Stellen beibringt. Deutsch: *Bewunderung von Kindern und Affen, Wenn euch darnach der Gaumen steht* Goethe im Faust.

110. Zu *la gote el flanc* vgl. zu Auberee 167. — 113. *de tot* mit T, da W abweicht. — 116. Der Anfang der Lesart von VW kann nicht wohl von zwei verschiedenen Schreibern selbständig gemacht sein. Setzt man sie nicht in den Text, wie Fr. thut, dann ergiebt sich daraus entweder eine Gruppe VW, oder aber man muſs, was man immer ungern thut, Kontamination annehmen, während bei meiner Auffassung des Handschriftenverhältnisses die Sache keine Schwierigkeit macht. Vielleicht hat aber doch W das Richtige bewahrt.

118. Da TW in der Stellung übereinstimmen, muſs ich die Lesart in den Text setzen, also *L'en* (oder *On*) *pëust environ li pr.*

122. ... *La venoient par non requerre] par non* faſst der Hg. als 'in Wahrheit, fürwahr' und verweist auf 186, 316. Ich verstehe es an allen drei Stellen als 'namentlich, ausdrücklich', wie lat. *nominatim* s. Georges oder *his consulentibus nominatim Pythia praecepit, ut Miltiadem imperatorem sibi sumerent* Nepos Milt. 1, 3. Die Mädchen suchten sie ausdrücklich (ausgesprochenermaſsen) auf, um sie zu sehen und sprechen zu hören (316 'mit Namen, mit Angabe des Namens'). Die Bedeutung entwickelt sich aus der eigentlichen Verwendung, wie sie z. B. vorliegt in *sa moller, ques era nobla donna e devota a tot ben, per nom madonna Sansa* bei Appel Chr. 119, 80 (im Glossar citiert).

124. *soloit* paſst nicht recht zum Vorhergehenden. Die beiden anderen Hss. haben *devoir*. Also *i devroit a.* Wegen *i* vgl. zu 4580. — 126. Ich bleibe unbedenklich bei *Et* (VT), vorher Punkt. — 127. *i parlast* vgl. zu Auberee 98; ferner Auc. 4, 11; Po. mor. 494[d]; 530[b]; 534[c]; *parler à* noch bei Molière s. Hamel Molière-Syntax S. 17. — 128. *Que* wegen TW.

130. *sieut]* s. zu 5105 und zu Auberee 88, wo ich nicht hätte unterlassen sollen, auf Webers Dissertation zu verweisen. Das Präsens belegt zwar Mätzner Afrz. Lieder S. 178, 19 schon mehrfach, ohne aber zu erkennen, worin das Beachtenswerte liegt. Fürs Provenzalische s. Gisi zu

Anelier I, 4, Levy zu Figueira 3, 20, Mahn Gramm. § 408, Appel Glossar. Dafs dergleichen auch im älteren Italienisch begegnet, hat schon Gaspary Sicilianische Dichterschule S. 226 gezeigt. Hier ein paar weitere italienische Beispiele, von denen vielleicht eines oder zwei schon bei Gaspary stehen, der mir augenblicklich nicht zur Hand ist: *Ma bene credo savere e valere tanto, Poi la solglio avanzare, c'a danagio La saveria trattare* J. Mostacci in Monaci Crest. S. 58, 21; *noll' agio in mia balglia Sì com avere solglio* Odo Colonna eb. S. 75, 8; *Ed io perciò nom lasso D'amarla, oi me lasso, tale mi mena orgolglio, Asai più che non solglio* mit Änderung der Interpunktion; etwas verschränkte Wortstellung Percivalle Doria eb. S. 80, 14; *La giente mi riguardano parlando S'io sono quello ch'esere solglio* Folcacchiero eb. 81, 14; *Chè m'ài tolto la gioja e l'alegranza ch'avere solglio* Giacomino P. eb. 92, 9; *elle crederrebbono che voi fossi* (zweite Plur.) *ancora così enfiato come voi solete essere* Sette Savj (ed. D'Ancona) S. 38; *Da oggi indrieto non ve lo soglio vedere* Buov. d'Antona 80; *Tutora sono quello ch'io solglio* eb. S. 100, 43; bei Boccaccio *Donna, ancor se'tu quel che tu suogli* Dec. IX, 9 F. II, 330; bei Tasso, *non sì tosto il fero Tiranno a l'ira, come suol, trascorre* II, 22 'wie er pflegte'. Ein Beispiel aus Dante giebt Tobler bei Weber S. 2, mehrere weitere bringt Casini zu Inferno XXVII, 48 bei, darunter eins aus Petrarca. Blanc dagegen im Wörterbuch zu Dante und Tommaseo-Bellini erwähnen die Eigentümlichkeit nicht. In Bezug auf die Formen *sot, sout* bleibe ich jetzt um so mehr bei meiner Ansicht, dafs das Perfecta sind, als kürzlich auch im Provenzalischen das Perfect *solc* nachgewiesen ist, durch Levy Zs XXII, 254 zu 34.

133. *Parmi tot ce]* vgl. 5286 in T. — l. mit T.

134. *qui de li veoir se digne* bleibt mir fraglich. Das Glossar erklärt refl. *digner* als 'sich würdig zeigen'. Selbst wenn das hier in gelehrter Form mit *i* auftretende Wort — sonst *daignier, degnier, deignier*, prov. *denhar* — diese Bedeutung hätte, würde sie in den Zusammenhang doch nicht recht passen. 134 ff. Der Gedanke erinnert an mehrere Stellen bei den Trobadors, z. B. *Qu'om no pot lo jorn mal traire Qu'aja de leis sovinensa* PVidal 17, 15 und an Dante. — 136. *se il* mit TW. Die in der Anmerkung zu 137 vorgeschlagene Interpunktion scheint auch mir die richtige.

140. *a veüe* nicht 'aus eigener Erfahrung', so Glossar, sondern 'offenkundig, augenscheinlich', 188, *Cligés an la tor veit et vient Hardiemant, tot a veüe* Clig. 6320; *Autrui que toi n'an doi blasmer, Que tu le m'anbles a veüe* Chlyon 1212.

142. *La pucele, c'est veritez Avint que* ... in VT brauchte nicht geändert zu werden. *La pucele* kann ja im Sinne des Dativs stehen, 'dem Mädchen begegnete es, dafs sein Vater starb', vgl. 649 *Einsi Gorvain Cadruz avint,* auch 1355, *Et dame Auberee raporte Son sorcot* Auberee 654 in EC 'Der Auberee ..', Diez III, 127. Dann im vorhergehenden Verse *granz dignitez* mit Plural, wie von Abstrakten afrz. häufig; vgl. 5883 f.

143. *ses pere fu morz]* 'starb', hier recht deutlich, s. dazu Mätzner Altfranz. Lieder S. 134, 20. — 146 *c'onques* mit T, da W abweicht. — 147.

Dou bien fasse ich allgemein, nicht als die 'Sorge nm das Volk'. In der Anmerkung l. bewahrt statt abgehalten. — 149. *il* mit T. — 150. *plus oir(s)* in TW gegenüher V *plus d'oirs* 'mehr Erben' ist beachtenswert. Diez III, 151 behauptet, dafs prov. und afrz. nach *plus* stets *de* stehe, vgl. dagegen *Se n'avoie d'amours plus courtoisie Fors seul l'espoir* ... Mätzner Altfranz. Lieder XVII, 9 'mehr Freundlichkeit'; provenzalische Stellen für *mais* giebt Appel Chr.

151. *escheï]* Da alle Hss. *a* vor *i* haben, würde ich das belassen. In der folgenden Zeile haben VW *a*. — 153 ff. Bei der abweichenden, unanstöfsigen Fassung — *avoir garde* 'sich zu hüten haben' Prov. vil. 190, 1 — von T, die, da nach meiner Ansicht VW zusammengehören, wohl ursprünglich sein kann, fällt *nului* (155) als Nominativ fort, *celui* in W ist in dem Zusammenhang schon an sich nicht annehmbar. — 157. Auch hier wird man dann T folgen.

160. *Et tant que* hätte eine Anmerkung verdient, mindestens war es im Glossar zu verzeichnen. Hier öfter, und (das dauerte) so lange, bis, 886 in T, 2462, 2678 (T), (2930), 3412, 3415, 3669 (5264), 5912; *Ensi passa li tens et vint, Et tant qu'a un quaresme avint Tout droit au jor du bón devendres* Chbarisel (ed. Schultz-Gora) 59 (nach dem letzten Verse würde ich Kolon setzen), zu welcher Stelle ich in meiner Recension der Ausgabe bei Gröber weitere Belege gebe. Auch provenzalisch und altitalienisch drückte man sich so aus. — 162. Beachte die Form des Namens in T.

180. Die Wiedergabe von *par veüe* durch 'aus eigener Erfahrung' scheint mir nicht richtig. Warum nicht 'durch den Augenschein'? — *lor* hat grammatisch keine direkte Beziehung, obwohl es sofort verständlich ist.

182 ff. Zum Verständnis dieser Konstruktion, *se* = 'auch wenn', die in dieser Dichtung noch öfter begegnet, verweise ich anf Tobler Verm. Beitr. II, 92 ff., ferner z. B. 537 ff. Ich komme daranf anderswo aus Anlafs des Italienischen zurück. — *sa robe* mit TW.

184 f. *N'i avra il ja damoisele Qui ait l'espervier se li non.* Fr. S. XLV sieht in *li* den Obliqnus in Funktion des Nominativs. Dazu liegt keine Veranlassung vor. Man kann *se li non* zu *n'i avra* ziehen, so dafs der Accusativ ganz berechtigt ist 'es wird nicht geben, wenn nicht sie'. Da aber TW *s'ele non* haben, was übrigens nicht unter die orthographischen Varianten gehört, so setze ich dieses in den Text, vgl. zu 1121.

187. *celi* mit T, da W stark abändert.

191. Der Singular *amaine* in TW ist sprachlich richtig, also für mich = Text; dann auch *La* mit T. *Li bacheler* steht absolut voran. 'Die Knappen, von Liebe ergriffen, dort führt jeder seine Freundin hin', vgl. zu 106. So auch italienisch: *Questi figliuoli, chiaschuno preghava il padre che alla sua fine gli lasciasse questo anello* Cento Novelle antiche CXI, 106, *i figliuoli, ciò siamo noi, ciascuno la* (den Stein) *si crede avere buona* eb. CXI, 107, um wenigstens zwei Stellen anzuführen.

199. *pot* mit TW. — *Con* in T gefällt mir besser.

200. Da TW *elle* haben, könnte man *el* in den Text setzen. — *cuide*

estre encontree]. Der Sinn ist im allgemeinen wohl, 'sie glaubte, für die schönste erklärt zu werden.' Aber wie hat man es grammatisch aufzufassen? Geht die Verwendung von der unpersönlichen aus, *bien vos est encontré*, wie z. B. *Mal nous est encontré* Aiol 9768, oder von einem intrans. *encontrer*, absolut gebraucht, wie nfrz. *il rencontre* 'er trifft es gut, trifft das Richtige', s. Littré, oder ist es endlich passivisch, 'sie wähnt getroffen zu werden', nämlich von dem Urteilsspruche?

201. .. *Les fist atorner*. Also die Fräulein. Dann würde aber 203/4 noch einmal in ziemlich überflüssiger Weise dasselbe gesagt. Daher scheint *Se fist* in T angemessener, und das pafst nun auch viel besser zu 200. Also T wiederum = Text. — 202. *a* mit T kann bleiben, da der Artikel wohl nicht notwendig ist und W abweicht.

203. Die Hss. weichen voneinander ab, wenn auch VW etwas näher zusammengehen, vgl. aber 207! Da nun T *Ains mis* (d. i. *mist*, T läfst öfter so das End-*t* fort) *ses pucelles vestir* die *lectio difficilior* ist und sprachlich unanstöfsig, wie ich glaube, so sehe ich sie für ursprünglich an. Auch *Ains* läfst sich zur Not halten, sonst etwa *Et*; *metre* im eigentlichen Sinne mit dem Infinitiv begegnet, wie heute, *mettre sécher du linge* (s. Littré *mettre* 24), so in alter Zeit: *Tout son aceat fait mettre cuire* Rich. 4603; *de .III. bues et de .V. pors Ay fait mettre cuire les cors* eb. 4617; *Et met an une broche an rost Son lardé cuire au feu mout tost* Chlyon 3465; hier also eigentlich 'sie stellte die Mädchen hin zum Ankleiden', d. h. sie liefs sie ankleiden.

204. V *pailes de Tir*, W *samitz d. T.*, was keine Schwierigkeit macht. Aber T *tyres de rir* ist nicht so sinnlos, wie Fr. meint, nur mufs man statt *rir* lesen *tir*. *tire*, ein kostbarer Stoff aus Tyrus, begegnet ja oft, s. Diez IIc *tire;* Belege geben A. Schultz Höf. Lehen I[1] 265 Anm. und Foerster zu Aiol 9857. Provenzalisch stellt es Suchier Denkmäler S. 310, 28 her, (die Höfischste) *C'anc vestis porpra ne tiri* (statt *tirs* der Hs.) *ni cendat*. Indem man sich nun der eigentlichen Bedeutung des Wortes nicht mehr recht bewufst war, bildete man auch *tire de Tir*, so hier — was also in den Text gehört — so in der von Foerster zu Aiol a. a. O. beigebrachten Stelle, und noch an einer dritten glaube ich es gelesen zu haben.

208. Man könnte auch *a conter* lesen, *savoir* mit *a*, wie oft.

213. *come de l'assambler*. Zur Verwendung von *come* (hier öfter 2917, 3452, 3468, 4848, 5079, 5447, 5807, 5895) vgl. Tobler Verm. Beitr. I, 15, I, 86, wo unsere Stelle angeführt ist, und zu Auberee 95. Ein paar Beispiele für *com de* mit folgendem Infinitiv hat auch schon Mätzner a. a. O. S. 289, 58 gegeben, ohne zur Erklärung vorzudringen. Dieselbe Verwendung von *com* auch prov. ... *s'en vay A sidons servir lialmen, Que l'ao garit d'aital turmen, Com de fals' amor per tostemps* RVidal So fo 691; *com per* mit Inf., *anem dreit a las tendas com per batalha dar* Crois. Albig. bei Bartsch Chr. 186, 1. Die Ergänzung steht dabei in *mot voluntiers Josta si li fes bel estatie, Com a donzela d'aut paratie Deu hom far, cant es rica e bela*, RVidal So fo 207. Italienisch, einmal: *Leggesi di Senecha che fu maestro di Nerone Imperadore, et battealo si come iscolaio* Cento

novelle antiche LXXIX, 82, 'wie man einen Schüler eben schlägt'; *Adomandoe loro che llo rimetteseno sulle processioni, sì come padre et singnore* eb. LXXXI, 84, der so spricht, ist der Vater selbst; also: 'wie man einen Vater eben zu behandeln pflegt.' Und so auch *come di* mit Inf. (sie sagte) *che egli altra maniera trovasse a sodisfare all' ira sua, sì come di fargli imprigionare* Bocc. Dec. II, 6, F I, 130, eigentlich, 'wie es eine Befriedigung des Zornes ist, sie ins Gefängnis werfen zu lassen'. Wir könnten *sì come* hier wiederum mit 'etwa' übersetzen; *faccendo cotali pruove fanciullesche sì come di correre e di saltare, Perotto s'incominciò con loro a mescolare* eb. II, 8, F I, 169, 'wie es kindliche Spiele sind, zu laufen und zu springen'. Fornaciari spricht in seiner sonst brauchbaren Schulausgabe ausgewählter Novellen des Decamerone in Bezug auf *cotali* (bei ihm S. 133, 9) unrichtig von elliptischen Demonstrativausdrücken, zu denen der Relativsatz fehle. *cotali* weist vielmehr auf *sì come* hin. So kann auch der Rumäne sein *ca* (= quam) 'wie' verwenden: *După ce se cununară fiiĭ împěratuluĭ cu logodnicele ce-șĭ aleseseră fie-care, se prinseră în hora și jucară, ca la nunta unuĭ împěratŭ* Ispirescu Basme 39, nicht 'sie tanzten, wie auf der Hochzeit eines Kaisers', was wir wiederum ganz anders verstehen würden, sondern 'wie man eben auf der Hochzeit eines Kaisers tanzt'; denn es ist thatsächlich eine Kaiserhochzeit.

215. *Si virent pres d'un estandart .I. hiraut* giebt allerdings einen glatten Text, aber alle Hss. haben *venir*, V *uindrent*, T *vidrent*, was natürlich dasselbe meint, wie 229, W *vienent*. Da T 216/7 einen völlig korrekten Text bietet, so ist man berechtigt, ihm auch hier zu folgen. Also 215 *vindrent* (auch *vers* [VW] hätte der Hg. beibehalten können), und am Ende des Verses ein Punkt, und dann *.I. hiraut qui tenoit un dart* Virent [mout trenchant et d'acier]* mit angedeuteter Satzverschränkung, die heute, nachdem Tobler Verm. Beitr. II, 28 ff. darauf aufmerksam gemacht hat, jedem bekannt ist. Beispiele stehen auch zu Auberee 399/400. Vielleicht könnte man sogar unter Berücksichtigung davon, dafs VW auffälligerweise beide den Nominativ *hiraus* haben, dieses einführen, indem der Kasus des Substantivs durch das folgende Relativum bestimmt wird, Verm. Beitr. I, 199, wenn auch diese Attraktion gewöhnlicher bei *cil* begegnet. 218. *lecherie* ist mit 'Amt, Beschäftigung' zu unbestimmt wiedergegeben. Und wie versteht der Hg. *lancier*?

222. *beslonc* würde ich lieber mit 'übermäfsig lang' übersetzen. — 224. *deffet* mit VT gehört nicht, wie in den Berichtigungen S. 293 gesagt wird, wegen des Wortspieles mit *fere* in den Text, sondern weil es von den beiden besten Hss. geboten wird. — 225. *Son cors* ist keine orthographische Variante. Beide Hss. haben hier schon die Accusativform! — 226. *Et* mit T kann bleiben. 'Und wenn ich es auch wollte, so könnte ich es nicht'. 227. Die Schreibung *hisdor*, die auch sonst vorkommt, ein Beispiel bei Littré, hätte ich, wenn man einmal V zu Grunde legt, bewahrt.

228. Möglicherweise hat die allen gemeinsame Vorlage schon gehabt, wie in T steht, mit Hiat hinter *regarde*, den W zu vermeiden suchte, wobei es aber eine Silbe zuviel zu stande brachte, während V *arrier* ein-

führte, das bei *soi regarder* ja häufig begegnet. Letzteres hätte also nur den Wert einer Konjektur des Schreibers. Und man könnte dann ebenso gut etwa *regarda* in den Text setzen, mit Tempuswechsel, der zu häufig begegnet, als dafs ich den Mut hätte, ihn abzuändern, weil wir heute den Wechsel nicht lieben. — 234. *fait* TW statt *faite* beweist natürlich nichts für ein Zusammengehen beider Hss.

235. *Et si li dit: «Dame» fet il* ... Wie im Griechischen neben *εἶπεν* vor der direkten Rede noch, in diese eingeschoben, *ἔφη* sehr häufig begegnet, s. z. B. Pape unter *φημί*, und wie im Lateinischen *dixit* : ... *inquit* vorkommt, so in dem von Georges (unter *inquit*) aus Livius angeführten, *exclamat* : *«Adspice, imperator», inquit*, so auch im Romanischen. Altfranzösische Beispiele sind, glaube ich, noch nicht gegeben, obwohl die Erscheinung nicht selten begegnet. So hier und so 3873/6, wo ich 3874/5 als Einschub zwischen Gedankenstriche gesetzt haben würde: *et dist* ... *«Voi» fet ele*; *Delez le jougleor s'assist* (der heilige Petrus) *Tout coiement, et se li dist* : *»Amis», fait il, «veus tu jouer!»* Pierre et jougl. MR. V, 69; *il fu mout liés si le traist d'une part se li demanda* : *Biax dous amis, fait Aucassins* ... Auc. 40, I; *Lors li disent sans contredit: «Lerres» font il, »qu'avez vous dit?»* Chbarisel 75; *Par mout grant duel li prist a dire: «Lerres, lerres», dist li hermites* eb. 752; *Dist la duchoise al duc Gefroi: 'Sire, fait ele, en tel effroi Ne doit proudom tant demorer* Julian (ed. Tobler) 451; *La contesse* ... *Dist al conte molt sagement: 'Sire, fait ele, se j'osoie* ... eb. 2667; *Sa feme apele, se li dit: 'Dame, fait il, sans nul respit Voil* ... eb. 2899; oft ebenso in den Schwestersprachen. So erzählt der Mann aus dem Volke, *und da hat er gesagt: 'Komm mit,' hat er gesagt.*

240. *Et jou* mit T, *fet* mit TW. — 242. Bei den Worten *c'est la pucele*, hinter die ich ein Komma setzen würde, weist der Herold wohl mit der Hand oder mit einem Blicke auf Lidoine hin. — 243. Zu *d'Escavalon* VT vgl. zu 37. — 246. *Lidoine, sor cui riens ne faut]* Da *sor* durch die Überlieferung (TW) geboten wird, so wird man daran doch festhalten müssen, vgl. 522. Ich bin nicht grundsätzlich gegen die Annahme eines Hiats in afrz. Dichtungen. Aber ihn unter den Umständen hier erst durch Änderung in den Text hineinzubringen, um mit V lesen zu können, kann ich mich nicht verstehen. In Bezug auf das in der Anmerkung über *sox* Gesagte bemerke ich, dafs *sor* und *sox* in vielen Hss. auf Schritt und Tritt verwechselt werden. — 247. *couree* in T meint vielleicht *tornee* 'anrechnen als'. — 254. *Diex vous saut et vostre merci* stehen zwar nur in T, als Antwort aber auf das freundliche Anerbieten der Herrin des Turniers könnten die Worte, weil sie individueller sind, doch ursprünglich sein.

258. *Sel retieng* in V wiederholt 256 in nicht einmal angemessener Weise, pafst auch nicht recht zu *Comunaument.* TW dagegen haben unanstöfsiges *Si le prendrons*, nur dafs man des Verses wegen *Sel* lesen mufs, mit Inklination vgl. XXXIII, 'ich mit meinen Damen und Ihr mit Euren Damen, wir werden sie gemeinsam besetzen.'

259. *Communement* TW, das ich in den Text setze, ist keine ortho-

graphische Variante von *Comunaument*. Ersteres von *comun*, letzteres von *comunal*. — 262. Beachte *faudestuef* in V. — 267. Die Schreibung *osi* für *ausi* T ist hervorzuheben, vgl. 534 V *erroment*, 1460; *vorra* (= *valra*) Rich. 4864, *ossi* eb. 1261. Dieses letztere (mit anderen Beispielen) führt auch Suchier, Afrz. Gramm. § 56 an. — 268. *tel* mit T, da W abweicht. — 269. *Que ele* und kein zweites *i* mit T. — 272. l. *Itant* mit T. — 277. *primes* in TW konnte bleiben. Es heifst nicht nur 'zuerst, anfangs', sondern wird auch im Sinne von 'als der erste' gebraucht, *Oui en avez choisit, cil comencerat primes* KReise 691.

284 ff. Derjenige, der Lidoine erblickt hat, war nicht *laniers, Ainz a l'oevre si esmeüe, Par les rens a sovent outré.* Hat der Hg. mit seiner Entscheidung recht, dann würde sich hier allerdings unzweifelhaft eine Gruppe TW ergeben. Aber ich kann ihm nicht beistimmen. Bei seiner Auffassung erscheint *puis* (286), das doch nicht 'gleich' heifst, wie Fr. übersetzt, nicht recht angemessen. TW geben eine durchaus brauchbare Fassung. (Derjenige, der Lidoine erblickt hat, war nicht *laniers*, 'träge'.) *Ainz a la novele esmeüe Par les rens et partout conté* 'vielmehr hat er die Nachricht durch die Reihen verbreitet und überall hin erzählt'; *laniers* hier also nicht 'feige', sondern 'träge im Nacherzählen'. Darauf weisen 286/7 in epischer Weise auf den späteren Verlauf des Turniers hin, 'infolge wovon hernach mancher Ritter aufgesucht und niedergeschlagen wurde', *il ot* unpersönlich 'es gab' mit Particip, wie bekannt. Und zu dieser Fassung pafst dann 288 ff. gut. Daran aber, dafs das erste von zwei koordinierten Participien flektiert ist, das zweite nicht, *esmeüe ... conté* ist kein Anstofs zu nehmen. Zwei gleichartige Beispiele habe ich in den Tobler-Abhandlungen S. 352 Nr. 17 gegeben, vgl. auch *Et lor at comandet qu'aient broignes vesties Et chapes afublees, ceint espees brunies,* wie der Hg. KReise 6357 lauten läfst. Die Mischung steht, wenn auch in anderer Weise, schon in der Hs. *Mort m'ad mes humes, ma terre deguastee E mes citez fraites e violees* Rol. 2756; *il samble qu'Euriaus ait point Cheli dou coutiel et occise* RViol. 193, 6, in welchen drei Stellen allerdings die verschiedene Stellung des Objektes zu beachten ist. So noch heute im Italienischen: *Precisamente, tornò a dire Santafusca col tono semplice e naturale di chi ha veduto e quasi toccate le cose che afferma* De Marchi Cappello 302. Und was den reichen Reim betrifft, auf den der Hg. Gewicht legt, so giebt *conté* : *encontré*, da *r* nicht ganz selten bei der Bindung vernachlässigt wird, vgl. auch XXXV f., einen mehr als reichen.

288. Mit T *De joie furent esbatu*, das sich gut anschliefst.

290. *veraiement* mit TW; bei *savoir*, wie in *Vraiement Sai bien k'en li amer ne puis mesfaire* Mätzner Altfrz. Lied. XXXIII, 5 und sonst, s. auch Littré unter *vraiment*.

292. Zu *agu de beaus cous fere* vgl. *De bon mangier sont aigre* Prov. vil. 50, 3, wozu Tobler zwei Stellen aus dem Renart beibringt, vgl. auch span. *aguisado* Alex. 2040c, das ich mir einmal notiert habe, jetzt aber leider nicht nachprüfen kann; ital. *Li miei compagni fec'io sì acuti, Con questa orazion piccola, al cammino Che ...* Dante Inf. XXVI, 121; deutsch '*ich*

bin ganz scharf darauf'. — *destroit* hier nicht 'besorgt', wie das Gloss. lehrt, sondern 'eifrig'.

294. *Qu'il* mit T in den Text zu setzen, macht bei meiner Auffassung des Verhältnisses der Hss. keine Schwierigkeit. — Zur Stellung von *entre* in *s'entraloient encontrer* gegenüber *s'aloient entrencontrer* in W vgl. zu Auberee 432, die dort aus Meraugis angeführten Stellen bedürfen jetzt nach Frs. Ausgabe kleiner Änderungen. Doppeltes *entre* auch *Si s'entresont entrassailli As espees* 708, was hätte hervorgehoben werden können. Bildung mit *entre* noch heute *La femme miaule, le chas griffe, tous deux s'entre-dévorent pendant que la peau se racornit* Daudet Sapho 335. Auch provenzalisch kommt dergleichen, wenn auch selten, vor: *Frances e Sarrazi si son entrescridat* Ferabr. 262, so zu lesen, wie auch in der Anmerkung angegeben, wo noch angeführt wird *Ab aquestas paraulas si son entreferut* 1609. Die Stelle aus Nicodemus bei Suchier Denkm. S. 30, 1043 *Entreparaulo: So que es? Escapatz es be nostre pres!* kann ich nicht für richtig halten. Es mufs heifsen *Entreparaulo's*; beachte, dafs das folgende Wort mit *s* anfängt. Das Provenzalische fehlt bei Meyer-Lübke II, § 610, der aber drei portugiesische Beispiele hat.

300. *por le bruit des lances semblent Que dui ost soient assemblé.* Ich verstehe: die Ritter machen solchen Lärm, dafs sie zwei Heere zu sein scheinen, die aneinander geraten sind; *dui ost* prädikativ zu *soient*, und *assemblé* attributiv zu *ost.sembler* mit folgendem Satze mit *que* beim gleichen Subjekt begegnet auch in *si semblerent Qu'il fussent pris* 3362 'sie scheinen gefangen genommen zu sein'; ferner 522/3; vgl. die umständliche Ausdrucksweise mit *que* nach Verben des Wünschens, Wollens u. dgl. beim gleichen Subjekt in den Tobler-Abhandlungen 351 und zu Auberee 529; *prez sui que* auch in *Si li reis voelt, prez sui pur vus le face* Rol. 316; *Jo sui tos pres que jo l'ament* Julian 540. Zur Annahme einer Mischung aus 1) *semble que dui ost soient assemblé*, 2) *semblent dui ost qui soient assemblé* (so W), woran man denken könnte, liegt also keine zwingende Veranlassung vor.

Ich breche ab. Während ich den Text durchnahm, sind, wie mir bekannt ist, mehrere Besprechungen erschienen. Ich habe sie noch nicht gelesen, also für das Vorstehende und das noch Ausstehende nicht verwertet, um mir die Selbständigkeit des Urteils zu wahren. Sollte ich im allgemeinen und in Einzelheiten mit den anderen Recensenten übereinstimmen, so würde es mich freuen.

Charlottenburg. Georg Ebeling.

Le Curial par Alain Chartier. Texte français du XV^e siècle avec l'original latin, publiés d'après les manuscrits par F. Heuckenkamp. Halle, M. Niemeyer, 1899. XLV, 54 S.

Der Herausgeber plant eine kritische Gesamtausgabe der Werke Alain Chartiers, ein schwieriges und mühevolles Unternehmen, da die bisherigen Ausgaben, vom Standpunkt der Textkritik betrachtet, wertlos sind und

nicht weniger als 125 weit verstreute Handschriften verglichen werden müssen.

Die vorliegende Arbeit, die das Curial enthält und als Vorarbeit der Gesamtausgabe anzusehen ist, beweist, daſs der Herausgeber den Schwierigkeiten seiner Aufgabe durchaus gewachsen ist. Er hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um das für die Feststellung des lateinischen und des französischen Textes des Curials — je 5 und 13 Handschriften — erforderliche Material zusammenzubringen. Dessen Verarbeitung läſst einen sorgfältigen und umsichtigen Forscher erkennen.

Der lateinische Text war bisher so gut wie unbekannt, da er nur in der 1724 erschienenen *Amplissima Collectio* veröffentlicht ist. Er ist die formgewandte Arbeit eines feingebildeten und geschmackvollen Humanisten, der zur Warnung eines Freundes die Leiden und Fährlichkeiten des Hoflebens nach eigener Erfahrung eindringlich schildert. Als Verfasser nennt die *Amplissima Collectio* den sonst ziemlich unbekannten italienischen Humanisten Ambrosius de Miliis (um 1400), eine Angabe, die Heuckenkamp für glaubwürdig hält; mir scheint die durch keine andere Autorität gestützte Notiz einer späten Ausgabe die Urheberschaft des Ambrosius kaum wahrscheinlich, geschweige denn sicher zu machen. Hingegen halte ich es mit Heuckenkamp für unzweifelhaft, daſs in dem lat. Text das Original vorliegt, aus dem der franz. Text übertragen ist, und daſs wir als Übersetzer Alain Chartier anzusehen haben. Auffallend ist, daſs eine Stelle in Chartiers Schrift *L'Espérance* (S. 267 ff. Duchesne), wo genau derselbe Gegenstand wie im Curial behandelt wird, nur wenig Übereinstimmung im Ausdruck zeigt: *office publicque* (Curial 3, 9), *vie curiale* (3, 3; 23, 31), *eschever* (5, 28 ö.), *meschant* = *malheureux* (5, 4 ö.), *ingerer* (19, 14), *allecher* (7, 7; 25, 9). Sonst lieſse sich aus Chartiers Prosaschriften manches anführen, was an die Schreibweise im Curial anklingt, z. B. S. 271 *les hommes curiaulx*, 316 *curiaulx* substantivisch, 275 *mescheance* (Curial 5, 12), 305 u. ö. *mystere* = ministerium (7, 1), *toutesvoies* oft (17, 3; 19, 2), 358 u. ö. *souffise toy* (5, 10; 27, 10), 404 *asseichex* (3, 17), 414 *se ingerer* (s. oben), 415 *faintise* (11, 23; 17, 4), 416 *temporiser* 'verweilen' (7, 25), 421 u. 428 *le populaire* 'der Mann aus dem Volke' (9, 26), 423 *evader* qch. (3, 26), 427 f. *Les nobles hommes, qui mieulx aimassent vivre en leurs maisons comme seigneurs, qu'estre herbergiex à regret et comme hostes en autruy dangier* (13, 10 f.), 430 *il meschet à qn.* (11, 1), *souffisance* = contentement (19, 19), schlieſslich häufiges *comme* c. coni. (25, 27) und *combien que* (17, 1; 19, 11).

Die französische Übersetzung steht zwar dem lateinischen Original an Frische und Kraft des Ausdrucks nach, muſs aber gleichwohl als eine sehr anerkennenswerte Leistung bezeichnet werden; sicherlich ist sie bei ihrer groſsen Beliebtheit von groſsem Einfluſs auf die Ausbildung der französischen Prosa gewesen. Miſsverstanden hat der Übersetzer 17, 1; 19, 26 (*les mieulx vestus*); 19, 29; 21, 16 f. (das lateinische *tibi comparabas* bedeutet 'du gedachtest dir zu verschaffen'); 23, 18 ff.; 25, 15 (im lateinischen Text gehört *oblita* zu *corda*, nicht zu *curia*).

Heuckenkamp giebt den französischen Text zum erstenmal in vollständigem Umfang; alle früheren Ausgaben und die meisten Handschriften zeigen eine gröfsere, bisher unbemerkt gebliebene Lücke. Beiden Texten ist der gesamte, sehr umfangreiche kritische Apparat beigegeben. Voraus geht eine Einleitung, die sich hauptsächlich mit der Überlieferung der Texte beschäftigt und das Verhältnis der Handschriften untereinander scharfsinnig und fast überall überzeugend nachweist. — Der Herausgeber bedient sich, wohl um dem Buch eine gröfsere Verbreitung zu sichern, der französischen Sprache; die Korrektheit des Ausdrucks läfst nichts zu wünschen.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: S. XI, Z. 2: Die Angabe, dafs der Titel *Comme le curial etc.* sich nicht mehr in der Ausgabe des Galiot de Pré vom Jahre 1529 findet, ist irrig; er steht dort fol. 89v°. — S. XVII: Heuckenkamp giebt der Hs. B des französischen Textes den Vorzug vor V, weil B 19, 2 nicht wie V die falsche Lesart seiner Vorlage wiedergiebt, sondern das Wort ausläfst. Mir scheint vielmehr bei einem Abschreiber Genauigkeit und Treue verdienstlicher zu sein als selbständige Überlegung. Im übrigen sind B und V, wenn ich nicht irre, gleichwertig. — S. XIX: Aus der Thatsache, dafs 10, 16 alle Hss. das lat. *oportune* fälschlich durch *importunement* u. s. w. wiedergeben, schliefst Heuckenkamp, dafs zwischen der französischen Urschrift und der gemeinsamen Quelle aller unserer Hss. noch ein Zwischenglied bestanden haben mufs. Ist es denn aber undenkbar, dafs auch die französische Urschrift hier und da Schreibfehler enthielt? Von gröfserer Bedeutung, aber auch nicht entscheidend, ist eine von Heuckenkamp nicht beanstandete Stelle, 9, 23 f., wo alle Hss. die Worte *apres leur desapointement* an falschem Platz bringen; sie gehören vor *se treuvent* Z. 25, will man nicht dem Übersetzer ein sehr grobes Mifsverständnis des lateinischen Textes zutrauen. Was 5, 21 anbetrifft, so halte ich Heuckenkamps Vermutung, dafs *c'est* vor *par l'erreur* ausgefallen ist, durchaus nicht für sicher; vielmehr führt mich die Beobachtung, dafs ein hervorhebendes *c'est ... que* im Curial sonst nicht vorkommt, sowie die Übereinstimmung der Hss. der Φ-Klasse in der an sich unverständlichen Lesart *que tu en as acquis* zu der Annahme, dafs zu lesen ist *et par l'erreur du mesprisement que tu en as quiers* etc. Das pron. pers. *tu* fehlt auch 21, 13, 17; 23, 21, 30; 25, 23. — S. XXVI: 1) Der Satz (Z. 21 f.) *Ce passage n'est pas la seule leçon fautive etc.* ist mir unverständlich; der Zusammenhang verlangt einen Satz folgenden Inhalts: 'Gegenüber dieser Stelle, wo P^1 mit dem der französischen Übersetzung zu Grunde liegenden lateinischen Text übereinstimmt, finden sich andere Stellen, wo P^1 eine falsche Lesart zeigt, auf welcher die richtige Lesart des franz. Textes unmöglich beruhen kann.' 2) Wenn Heuckenkamp recht hat mit seiner Annahme, dafs die Urschrift der franz. Übersetzung, O, nicht aus der lat. Urschrift, Ω, geflossen ist, so kann doch die Quelle nicht δ (die A und P^1 zunächst zu Grunde liegende Hs.) gewesen sein, weil sich 18, 12 der Fehler *dilecte* nicht blofs in P^1, sondern auch in A findet, also auf δ zurückgeht; vgl. 2, 8. Es müfste

also zwischen x und δ noch ein Zwischenglied bestanden haben. 3) Nach meiner Meinung kann O sehr wohl aus Ω stammen; denn an der einzigen Stelle, die Heuckenkamp dagegen anführt, 10, 5, halte ich *fugit* für das Ursprüngliche; es scheint mir viel besser in den Zusammenhang zu passen als *frangit*; ebenso 6, 17 die Lesart von P[1] (zum Teil = A), wenn man interpungiert *si vindices iniuriam, vindicanti crescit iniuria, dissimulanti gravitas dignitasque rarescit curialis.* (Unverständlich ist mir Heuckenkamps Bemerkung S. XXIX, dafs an dieser Stelle gerade die Lesart von P[1] Schwierigkeiten mache.) Desgleichen ist 8, 2 mit AP[1] *incoinquinatum* für *coinquinatum* und 20, 2 *quos* für *quod* einzusetzen. So nehme ich auch 4, 5 die zu der franz. Übersetzung stimmende Lesart von P[1] *privatus singularisque* (A hat wenigstens das *que* erhalten) für den Urtext in Anspruch; wahrscheinlich ferner ist 14, 9 und 20, 1 *enim* mit AP[1] zu streichen. Sicherlich giebt auch 18, 14 — wieder in Übereinstimmung mit der Übersetzung — P[1] das richtige, indem es *et* ausläfst; dafs hier *et* zugleich in A (?) und in den Hss. der anderen Klasse zugesetzt ist, kann ein Zufall sein. Schliefslich möchte ich auch 8, 7 und 12, 16 der Überlieferung von AP[1] den Vorzug geben. — S. 16, 20 *Irridet hoc Iuvenalis satira quarta.* Welche Stelle ist gemeint? Zwar beschäftigt sich die vierte Satire mit unwürdigen Hofbeamten, doch findet sich darin kein Vers, auf den sich die Worte *miraturque viros foris tituli præconium non erubescere* beziehen könnten. Vermutlich hat der Verfasser schon hier die achte Satire im Auge, die ihm offenbar die folgenden Worte eingegeben hat (vgl. Heuckenkamp S. 48), und zwar V. 30 f.: *quis enim generosum dixerit hunc qui Indignus genere et præclaro nomine tantum Insignis.* — 20, 6 var. lectio soll wohl heifsen 'ac A', da ja die Hss. P[2]CLP die Stelle auslassen. — 22, 20 ist die Lesart von P[1] *opulenta miseria* 'ein glänzendes Elend' besser und mehr im Einklang mit dem franz. Text als die aus A aufgenommene. — 24, 8 ist für das zweite *retinet* mit P[1]P[2]C *vendicat* zu setzen = franz. *advoue auctorité et seigneurie sur* etc. Übrigens wäre es sonderbar, wenn hier A mit L gegen die übrigen Hss. übereinstimmte. — 5, 23: Für *pas* ist wohl sicher mit mehreren Hss. *par* zu lesen. — 7, 28 f. *Car vertu qui est de tant de manieres avironnee*: da die Stelle im übrigen durchaus wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt ist, liegt die Vermutung nahe, dafs zwischen *de* und *tant* ausgefallen ist *vices de.* — 17, 14: Hinter *donner* fehlt *garde*; vgl. 7, 3 und die var. lectio zu beiden Stellen. — 23, 10: *Leurs rentes* entspricht dem lat. *annonam*; es fehlt — gegen die Gewohnheit des Übersetzers, der lieber zu viel als zu wenig giebt — eine Wiedergabe des lat. *pectora, metallum*; diese findet sich in der Lesart der Δ-Hs., die hier den Vorzug verdient: *leurs armes* (= âmes), *aulcunesfois leurs finanches et aulcunesfois leurs rentes.* — 25, 26: Vor *bieneuré* ist *plus* einzusetzen, das in allen Hss. aufser P und W (?) steht und dem lateinischen Vorbild genau entspricht.

Zu dem kurzen französischen Glossar am Ende des Buches möchte ich nur bemerken, dafs *meschet* nicht von *meschever*, sondern von *mescheoir* herzuleiten ist.

Ausstattung und Druck des Werkes sind zu loben. An Druckversehen sind mir nur folgende aufgefallen: S. IV, Z. 3 v. u. l. *offraient*, S. V, Z. 10 l. 1617, S. XXIII, Z. 7 v. u. l. *deusses*, S. XXXIII, Z. 1 v. u. l. *païenne*, S. 38, Z. 8 und 10 l. *quelles* und *son*.

Zum Schlusse sei dem verdienstlichen Unternehmen ein dem wohlgelungenen Anfang entsprechender glücklicher Fortgang gewünscht.

Steglitz-Berlin. A. Krause.

Li livres du gouvernement des rois, a XIIIth century french version of Egidio Colonna's treatise 'de regimine principum' now first published from the Kerr Ms. together with introduction and notes and full-page facsimile by Samuel Paul Molenaer, A. M., Ph. D., instructor in the University of Peunsylvania, somtime fellow of Columbia University. New York, Macmillan Company; London, Macmillan & Co., 1899. XLII, 461 S. 8.

Man kann mit dem Herausgeber über Egidio Colonnas Verdienste im allgemeinen und über den Wert von dessen 'Fürstenschule' insbesondere durchaus gleich günstiger Meinung sein und doch daran zweifeln, daſs es wohlgethan sei, von der französischen Übersetzung, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts Henri de Gauchy von dem lateinischen Werke des gelehrten Augustiners anfertigte, eine Ausgabe solcher Art zu veranstalten, wie sie uns jetzt — übrigens auf sehr schönem Papier sehr klar gedruckt — vorliegt. Wem darum zu thun ist, zu sehen, wie Aristoteles' Gedanken über Haushalt und Staat und wie Vegetius' Kriegskunst, spärlich durchsetzt von Hochschätzung offenbarten Sittengesetzes und von Ehrfurcht vor dem Cölibat, sich bei einem ziemlich weltfremden Scholastiker ausnehmen, der wird sich lieber an dessen eigene, lateinische Worte halten; wer dagegen an einem weiteren Beispiel eine Anschauung davon gewinnen will, wie die Volkssprache im Ringen mit den in der Schule gewonnenen Gedanken Gewandtheit und eine neue Art von Reichtum erwirbt, der würde eine Leistung wie die Henris de Gauchy doch lieber möglichst in der Gestalt auf sich wirken lassen, die sie durch ihn selbst erhalten haben könnte, als in einer Sprachform, die sicher hundert Jahre jünger, dem Lande des Entstehens aller Wahrscheinlichkeit nach fremd ist, und lieber nicht nach einer Handschrift gegeben sehen, die, wie die hier einzig zu Grunde gelegte, durch zahllose Versehen, Lücken, Wiederholungen den Herausgeber zu immerwährendem Eingreifen nötigt und bei dem Leser Vertrauen nur in ganz geringem Maſse aufkommen läſst. Die Handschrift des Herrn John Edward Kerr junior in New York City mag freilich die einzige dem Herausgeber leicht zugängliche gewesen und mag die einzige in der neuen Welt vorhandene des Textes sein; aber daſs Europa ihrer eine ansehnliche Zahl besitzt, darunter mehrere entschieden ältere und (den mitgeteilten Proben nach zu schlieſsen) sorgfältiger geschriebene, war ja auch Herrn Molenaer aus dem eingehenden Artikel bekannt, den Lajard

im dreifsigsten Bande der Histoire littéraire de la France dem 'Gille de Rome' widmet, und dem er seine Einleitung gröfstenteils entnimmt. Die Beschreibung der Kerrschen Handschrift, von der eine Seite in verkleinernder photographischer Wiedergabe dem Titel voransteht, sollte etwas eingehender sein; es wäre z. B. von Interesse, zu erfahren, ob alle 104 Blätter von der nämlichen Hand geschrieben, und ob die ziemlich zahlreichen lateinischen, englischen, französischen Glossen, die den Text begleiten, gleichen Ursprungs mit der Schrift des Textes und untereinander sind. Der Buchstabe der Handschrift scheint im ganzen sorgfältig wiedergegeben; doch mag es an kleinen Abweichungen nicht ganz fehlen, wie denn z. B. 2, 28 im Drucke *aucun* zu lesen steht, wo die Photographie *acun* giebt, oder 3, 34 *ceste livre*, wo das Faksimile *cest liure* zeigt. Ganz unzulänglich ist die in der Einleitung versuchte Charakteristik der (angeblich picardischen) Sprache des Schreibers, die freilich die widersprechendsten Züge gleichzeitig aufweist. Mehr befriedigen die ziemlich spärlichen Anmerkungen hinter dem Texte, die die bereits erwähnten Glossen kennen lehren, bisweilen auch einzelne Stellen der lateinischen Vorlage oder der italienischen Übertragung beibringen. Änderungen am Überlieferten mufsten bei der Beschaffenheit der Handschrift reichlich vorgenommen werden; man wird die vollzogenen in der Mehrheit der Fälle gut heifsen müssen. Doch bleibt noch manches zu berichtigen. Folgendes wenigstens sei hier angegeben: 5, 39 *et* zu tilgen; 7, 23 *et* zu tilgen; 7, 16 l. *convers[at]ion* nach 8, 39; 9, 41 giebt keinen Sinn; 12, 24 *nul* [*ne*] *doit*; 12, 37 ist eine Lücke unbemerkt geblieben; ebenso 13, 18 ff.; 18, 40 l. *lequel fil si*, womit die Einschaltung von *le* in 19, 1 unnötig wird; 19, 6 und 23, 22 schreibe *uvelement* für *vuelement*; 20, 12 Lücke; 20, 20 schr. *que en la*; 20, 24 l. *decevance* statt *detenance*; 23, 1 nach *quant* ist *l'en les a* ausgefallen; 24, 25 statt *qu'il apreigne* etwa *qu'il apeire*; 24, 40 für *mestre* schr. *menistre*; 26, 10 schr. *se il entendent*; 26, 19 das erste *bien* zu tilgen; 31, 21 schr. *norriroient*; 32, 36 schr. *contreester*; 36, 38 *ne set* zu schreiben für *ne fet*; 37, 9 schr. *il truisse*; 37, 14 schr. *a son propos avoir*; 37, 29 schr. *commencer* (nach 37, 20); 47, 23 schr. *destoille* für *decoille*; 48, 2 das handschriftliche *devoie* ist in *denoie* zu ändern; 51, 14 mit *destreseure* ist *destruisëure* 'Zerstörung' gemeint; 51, 37 das erste Wort der Zeile ist *set*; 53, 10 l. *de leix* (= *laix*) *fex*; 55, 37 Lücke; 56, 38 schr. *c'est chose plus*; 57, 18 schr. *plus fet li hons*; 60, 1 für *meins* schr. *meiens*, wozu 65, 17 zu vergleichen; 63, 26 schr. *de tout*; 64, 18 unverständlich; 66, 13 schr. *entre sa comuneté*; 66, 28 schr. *avienent*; 70, 38 *applicement* ist unmöglich; 74, 12 für *soustrere* schr. *soufrete*; 74, 16 schr. *Seneque dist*; 76, 20 schr. *soit* für *sont*; 77, 22 unverständlich; 78, 5 schr. *retret mie*; 82, 33 schr. *il nen a la maniere*; 86, 33 das *ne* vor *veuille* ist vor das *doit* der nächsten Zeile zu setzen; 91, 17 schr. *de trop que de pou du*; 97, 35 für *vient* l. *meut*; 105, 2 *demore* der Hs. ist richtig; 111, 9 schr. *le son de celi*; 125, 14 für *familians* schr. *simillans*; 128, 38 für *mal courage* schr. *mençonge*; 134, 8 schr. *mieudres* für *meindres*; 136, 15 schr. *hables* für *nobles*; 137, 39 schr. *mauveses*; 229, 17 schr. *en enfance* für *en fiance*; 233, 29 schr. *fonder*;

239, 31 schr. *soigneus* für *seigneurs*; 267, 9 schr. *as bones costumes*; 272, 12 *le* der Hs. war allein richtig; 273, 20 *ne* zu tilgen; 311, 25 *mauvesturiers* ist ein ganz undenkbares Gebilde; 342, 20 schr. *traitereit* (vgl. 343, 23); 394, 2 und 403, 8 l. *par ont*; 403, 10, 14 und 404, 32 l. *escovient*; 410, 30 mit *mar* ist *mare* 'Sumpf' gemeint, und so wird auch zu schreiben sein; 420, 33 schr. *mol savon* 'nasse Seife'.

Noch würden einige Stellen zu erwähnen sein, wo die Interpunktion, andere, wo die Verwendung der Accente nicht befriedigt; ich unterdrücke die hierauf bezüglichen Bemerkungen. Auch im Gebrauche des Tremas verrät sich eine gewisse Unsicherheit der grammatischen Anschauungen des Herausgebers: in *haine, trainer* setzt er es nicht, gieht es dagegen oft dem *u* des Stammes *rieul* (= *regul-*), dem *i* von *oient* (= *audiant*), von *estreix* (= *extractos*), regelmäfsig auch dem zweiten von zwei im Wortinnern nebeneinander stehenden *e*, wo es sicher überflüssig ist.

Berlin. Adolf Tobler.

Professor Dr. E. Pariselle, Sieben Erzählungen von Ludovic Halévy, Guy de Maupassant, François Coppée, Alphonse Daudet, André Theuriet, Emile Zola, Masson-Forestier. Für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Teil: Einleitung und Text, XII, 106 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis, 25, 70 S. Leipzig, G. Freytag, 1899.

Ein sehr geschätzter Beurteiler französischer Schullekture verlangt mit Recht für die Oberstufe, 'es sollte nichts zugelassen werden, was ein gebildeter Franzose nicht zweimal zu lesen vermöchte. Und dazu gehört das wenigste von dem, was unseren Schülern heute vorgesetzt wird'. Dieses anscheinend strenge Urteil hat sicher seine Berechtigung. Denn die Zahl derer ist in Deutschland noch nicht grofs, die nächst einer genügenden Herrschaft über die Sprache eine so umfassende Kenntnis der französischen modernen Litteratur haben, dafs sie aus dem Vorhandenen wirklich Geeignetes auszuwählen im Stande sind. Fleifsige Umschau und fortgesetzte sorgfältige Sichtung sind eben auf dem Gebiet älterer wie neuester Litteratur für die Auswahl angemessener Jugendlekture unerläfslich. Es genügt also nicht, auf Empfehlung eines Herausgebers, von einem nicht gerade tödlich langweiligen und in usum Delphini einwandfreien Schriftsteller, den man nicht einmal genauer durchforscht hat, sofort einen Band zur Schullektüre zu kommentieren, weil ihm das in irgend einer Sammlung noch nicht widerfahren, und er im Reklameverzeichnis der Konkurrenten noch nicht zu finden ist, sondern das Buch mufs in allen Beziehungen zufrieden stellen; allen pädagogischen Anforderungen hinsichtlich der Qualität wie der Quantität des Lesestoffes wie des Kommentars mufs reichste Genüge geschehen. Laxe Innehaltung dieser Forderungen öffnet dem breiten Strome der Mittelmäfsigkeit die Bahn, wie an manchem Bändchen neusprachlicher Schulbibliotheken zu bemerken.

Darum ist es mit doppelter Freude zu begrüfsen, wenn man dieser

Mittelmäfsigkeit einmal nicht begegnet; Pariselles Bändchen scheint mir vor vielen ähnlichen der Beachtung und des Studiums wert. Hinsichtlich des Stoffes ist Folgendes zu bemerken:

Die Auswahl sollte modern frz. Prosa geben, geeignet den reiferen Schüler in einer Anzahl von Stücken mit neuester Litteratur bekannt zu machen. Diese, ausschliefslich Erzählungen, mufsten auf ihren künstlerischen Wert und ihre stilistische Mustergültigkeit für junge deutsche Leser geprüft sein; dabei sollen sie Dokumente französischen Geistes sein, aktuell, ausgewählt nach intimer Beobachtung von Land und Leuten. Für den Franzosen, der hier für deutsche Schüler auswählt, war eine Klippe zu meiden, nämlich nicht das frz. Element einseitig zu bevorzugen, vielmehr nur das aufzunehmen, was gleichmäfsig von gebildeten Lesern beider Nationen als wertvoll anerkannt werden darf. Um vielseitig zu sein, führt Pariselle den Leser in einen Pariser Salon, in das Treiben auf den Strafsen der Grofsstadt, in das einsame Landleben, in die Langeweile einer kleinen Provinzialstadt, in die Wohnstube eines südfrz. Bauern, in das Seemannsleben auf dem Ocean. Überall charakteristische Typen mit dem Parfum der Wirklichkeit, beobachtet in eigenartigen Vorgängen mit dem Auge des Künstlers, dargestellt in abgeschlossenen Skizzen oder fertigen Bildern. So erhielt und behielt die kleine Sammlung ein eminent französisches Gepräge, in dem die Deutschen bei den geschilderten Vorgängen nicht immer gut wegkommen, die Billigkeit der Beurteilung aber für den französischen Erzähler einnimmt. Der junge Leser mufs eben den Schritt in die Wirklichkeit thun, kennen zu lernen, dafs man in Frankreich über manches anders denkt als in Deutschland. Nationale Verschiedenheiten sind da; und weil das einmal feststeht, sollen sie weder ängstlich gemieden, noch kleinlich gefürchtet werden: man mufs sie durchmachen. Gerade in dieser Beziehung lassen 'L'Enfant espion' (Daudet) und 'La Jambe coupée' (Masson-Forestier) nur mein anerkennendes Urteil zu. Im ersteren nehmen die zum Teil unsympathisch geschilderten Belagerer von Paris die Dienste eines jungen Spions an, im letzteren vollbringt ein Deutscher für einen Franzosen eine That opferwilliger Dienstfertigkeit. 'La Mère Sauvage' (Maupassant) und 'Le Noël de M. de Maroise' (Theuriet) sind schon öfter kommentiert und besprochen worden; es sind lesenswerte Stücke. 'Les Vices du Capitaine' (Coppée) schildert eine andere Species von Junggesellen, als der Dr. de Maroise ist, führt aber unter ähnlichen Umständen zu einem gleichen Ende. Bleiben 'Le Cheval du Trompette' (Halévy) und 'L'Inondation' (Zola) zu erwähnen. Gegen beide Stücke liefse sich, was die künstlerische Darstellung des Gegenstandes und die Sprache betrifft, kaum etwas einwenden, die Vorgänge sind mustergültig erzählt. Aber der Stoff des ersteren ist zu nichtig, der des anderen zu grausig, um den Leser wochenlang zu beschäftigen. Die im Rauchzimmer eines vornehmen Hauses nach Tische erzählte Geschichte des 'Cheval du Trompette' schildert umständlich, wie durch das Verhalten seines Pferdes Herr de la Roche-Targé seine spätere Frau kennen lernt. Die 'Inondation' schildert in meisterhafter Ausführung, wie,

einer nach dem anderen, eine ganze Familie bei einer Überschwemmung der Garonne ertrinkt. Neun Wasserleichen! Nur der Vater, der Erzähler, kommt davon. Nur reifere Leser werden solche Stücke, und dann im gröfseren Zusammenhange, im Buch, lesen. Trotzdem begreift man vollkommen, dafs das Bestreben, vielseitige Proben zu geben, die Wahl auch auf solche Gegenstände lenkte.

Kommentar und Wörterbuch sind sehr sorgfältig gearbeitet. Die Stücke sind nach ihrer sprachlichen Seite ein treffliches Arbeitsmaterial für den Schüler und frischweg zur Verwendung im Denken, Schreiben und Sprechen geeignet, mit Ausnahme vielleicht der schon erwähnten zwei letzten Stücke, von denen das eine viel Specielles vom Pferde enthält, was sicher wissenswert, aber zum praktischen Gebrauch des Schülers nicht in erster Reihe nötig ist, das andere zu reich an ausführlichen Todesschilderungen scheint. Der Kommentar enthält nur nützliche Dinge und Hilfe für wirkliche Schwierigkeiten. Abgesehen von den Realien, z. B. topographischen und historischen Bemerkungen zu Paris, die in genügender Breite und einwandfreier Zuverlässigkeit erscheinen, finde ich Anmerkungen nur da, wo für den Übersetzer eine Unterstützung angebracht ist; keine einzige überflüssige oder nichtssagende Note, keine Eselsbrücken. Vielmehr scheint manches, worauf nur der aufmerksame Leser achtet, was jeder selbst aus dem Zusammenhang oder durch Ableitung, Wortbildung u. s. f. erschliefsen lernen mufs, absichtlich fortgelassen zu sein. So bekomme ich auf Schritt und Tritt den Eindruck nicht blofs der sorgfältigen Durcharbeitung des Stoffes durch den Herausgeber, sondern auch den einer recht geeigneten Auswahl des Zweckmäfsigen für die Anmerkungen, so in der Erklärung frz. Wörter, die keine Übersetzung zulassen, und in der Entwickelung von Bedeutungen aus einfachen Hauptbegriffen. Dazu verhilft auch die anschauliche, fein nuancierte Verdeutschung vieler Vokabeln im Wörterbuch, eine wirkliche Hilfe für den deutschsprechenden Schüler und eine Befreiung von wortreichen Erklärungen.

Zu dem vorangestellten Particip oder Prädikatsnomen S. 40, 9: *'passée' la tranchée,* wie S. 22, 16: *quand elle jugea 'suffisants' ses préparatifs* oder S. 106, 14: *Oh! — ,Braves' les marins* ist nichts angemerkt. — Die Note S. 114 zu S. 10, 26—27 ist nicht ganz richtig. *'Beau'* erscheint dem Deutschen freilich in manchen Wendungen überflüssig gesetzt, ist es doch aber nicht, und mufs sich also übersetzen lassen. Ich meine: *'Une belle perpétuelle bataille'* = 'Eine gehörige Dauerfeindschaft (bestand zwischen uns seit Jahren)'. So sagt, der Bedeutung nach, dem Gebrauch von *'beau'* entsprechend, bei Schiller, Wallenstein V, 2, 72—73, Deveroux: 'Ist's des Kaisers Will'? Sein netter, runder Will'?' — Zu *'feu de veuve'* S. 39, 29 und *'donner la goutte'* S. 39, 32 geben die zugehörigen Sätze hinreichende Erklärung; aber nicht zu *'filer à plat'* S. 38, 15, wo auch das Wörterbuch nicht ausreicht. — Bei S. 33, 20: *les gâteaux qu'elle 'réussirait' si bien,* giebt das Verzeichnis richtig an: *'réussir qc.'* = 'etwas fertig bringen'. Für den deutschen Schüler, der meistens nur *'je réussis à qc.'* kennt, wäre

hier eine Note am Platze. — Zu S. 34, 19 *'un pâté'* enthält das Verzeichnis nur *'pâte f'*.

In dem sorgfältig revidierten Text habe ich nur zu bessern gefunden S. 8, 20: *pièinement*, lies *piétinement*. S. 44, 28 ist der Punkt hinter *'poche'* zu tilgen.

Solche Kommentare und Wörterbücher sind noch lange nicht in ausreichender Menge für die Schule vorhanden.

Charlottenburg. George Carel.

G. Rydberg, Zur Geschichte des französischen *ə*. II. Übersicht der geschichtlichen Entwickelung des *ə* in alt- und neufranzösischer Zeit. 1. Polysyllaba auf *ə* + Vokal, 2. Die vorlitterarische Entwickelung der frz. Monosyllaba. Upsala, Almquist u. Wicksells Buchdr.-Akt.-Ges., 1897/8. 408 S. 8.

Umsichtig und gründlich, dabei in klarer und reinlicher Darstellung setzt der Verfasser seine Studien über das französische stumme *e*, deren erster Teil in dieser Zeitschrift Bd. C, S. 460 besprochen worden ist, fort. In den vorliegenden Heften beschäftigt ihn das auslautende *e*, und zwar zunächst die Erscheinung des Schwundes eines solchen *e* vor folgendem vokalischem Anlaut. Bei mehrsilbigen Wörtern kommt also der Hiatus in Betracht, und in der That erhalten wir eine Geschichte des metrischen Hiatus von den ältesten Zeiten bis gegen Malherbe hin, mit manchen wichtigen, für die Beurteilung der dichterischen Technik einzelner Dichter wesentlichen Beobachtungen. Gestützt auf das reiche Material ist der Verfasser in der Annahme von handschriftlichen Versehen, wenn ein Hiatus vorliegt, wesentlich vorsichtiger als manche Herausgeber; so nimmt er keinen Anstofs an *dient alquant, que diable i meinent* (Rol. 983), während Gautier, Boehmer, Foerster (Zs. II, 115) ändern. Freilich ist gerade dieser Vers auch sonst anstöfsig, da *meinent* von *mener* keinen Sinn giebt, *mainent* von *manoir* nicht in die Assonanz geht, so dafs also jedenfalls geändert werden mufs.[1] Wenn Hiatus nach Kons. + *r, l, m, n*, aber nicht nach *mm, nn* vorkommt, so ist das wohl begreiflich, dagegen wüfste ich nicht, weshalb, wenn nach *comme* erst in späterer Zeit Hiatus geduldet wird, in älterer nicht, dadurch für die ältere die Aussprache *cōme* ausgeschlossen sein soll, meine vielmehr, dafs, wo begrifflich *com* und *comme* geschieden wird, ein *comme* mit vollerem, also fakultativ elidiertem *e* ganz natürlich ist.

Ist die Hiatusfrage so weit geführt, als der Verfasser seine Untersuchungen in diesem zweiten Teile überhaupt führen will, so ist dagegen die Frage, wie sich die auslautenden *e* einsilbiger, also proklitischer Wörter

[1] W. Foersters Verbesserung *(que) diable les i meinent* giebt keinen Sinn, da man nicht sieht, auf wen sich *les* beziehen soll. Die geringfügigste Änderung wäre *veillent* statt *meinent*, wobei man für *veillier* den prägnanten Sinn 'Wache halten, beaufsichtigen, die Aufsicht führen' annehmen müfste.

verhalten, nur für die vorhistorische Periode behandelt. Gestützt auf sehr reiches, den lateinischen Texten Galliens bis in die Merowinger- und Karolingerzeit hinab entnommenes Material werden die Schicksale von *de, non, nec, si, sic, ego, me* (*mihi*), *te, se, ille, ipse, iste, cui,* die Bedeutung und Verwendung von *ecce,* die Pronomina *qui, quem, quod, cui, quis, quid,* die Konjunktionen *quod, quia, quam* untersucht.

Hervorgehoben mag werden, dafs *se* für *si* seit dem 7. Jahrhundert für Nordfrankreich gesichert scheint, vor Vokalen übrigens später auftritt als vor Konsonanten; dafs vor Vokalen seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhnnderts *illi, isti, ipsi* statt *ille* u. s. w. verwendet werden, welche Formen dann verallgemeinert die afr. *il* und *li* u. s. w. ergaben; dafs *id ipsum* bis in die späteste lateinische Zeit hinab sehr häufig war, also offenbar die Grundlage von ital. *desso* bildct.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Untersuchung über die Relativa und die Konjunktionen. An einzelnen Beispielen wird gezeigt, wie *quid* an die Stelle von *quod* gerückt und wie *quem* zu *que* geworden ist, so dafs also nun masc. acc. *que,* ntr. nom., acc. *qued* neben nom. masc. *qui* bestanden. Schwieriger und von dem Verfasser kaum berührt ist der Ersatz von fem. *quæ* durch *qui,* doch hängt er wohl sicher mit dem Eintritt von *quid* für *quod* zusammen. Auch über das interrogative *que* vermifst man in der sonst so umsichtigen Arbeit eine genauere Auskunft, ferner wäre beim relativen *que* neben dem lautlichen Zusammenfall von *quem, quæ* (nom. sing. fem., nom., acc. plur. neutr.), *quid* auch auf die allgemeine Neigung, sich mit relativem Adverbium zu begnügen (*l'homme que je lui ai donné vingt francs* u. dgl.), hinzuweisen. — Endlich für die Konjunktion *que,* die allmählich *quod* verdrängt, wird in Erweiterung von Jeanjaquets Annahme *quia* allein vorausgesetzt, und zwar in der Art, dafs *qui* ursprünglich die vorvokalische, *qua* die vorkonsonantische Form gewesen sei. In der That findet sich *qui* so oft vor Vokalen, dafs diese Auffassung vieles für sich hat, und jedenfalls ist *quid* dadurch als Vorstufe der romanischen Konjunktion *que* abgewiesen oder doch stark beschränkt. Zugleich freilich auch Jeanjaquets *que(m).* Zwar könnte man annehmen, jenes *qui* vor Vokalen verhalte sich zu *que* wie *illi* zu *ille,* allein wenn dem so wäre, so müfste man auch beim Relativum derartige Doppelformen antreffen, man findet sie aber wenigstens in dem von Rydberg beigebrachten Materiale nicht. So bleibt also die Annahme, dafs *qui* aus *quia* entstanden sei, wobei es natürlich ganz gleichgültig ist, ob das *i* auf lat. *ĭ* oder *ī* beruhe. Erklärt sich so dic namentlich im älteren Romanischen sehr verbreitete Bedeutung von *que* als 'weil, denn' auf sehr einfache Weise, so bleiben doch mancherlei andere begriffliche und formale Schwierigkeiten, während die andcre Frage, weshalb in Süditalien *ca* fast ganz an Stelle von *que* tritt, bleibt, ob man dieses *que* nun so oder so erklärt. Ich will hier nur einen formalen Punkt besprechen. Wenn *quia* offenes *į* hat, also *que* denselben Laut wie *(il)le,* weshalb erscheint jenes im Romanischen als *e,* dieses als *i*? Der Verfasser hat diesen Einwand vorausgesehen und ihn mit Hinweis auf *sį* 'wenn' aus *sī*

zu entkräften gesucht. Allein warum wird *sĭ* zu *sị*? Dafs die blofse syntaktische Tonlosigkeit genüge, will mir nicht einleuchten, da zwar frz. *sẹ* wohl als Reduktionsprodukt denkbar wäre, nicht aber ital. *se*, das man doch vom französischen Worte kaum trennen mag. Ebenso schwer kann man sich entschliefsen, frz. *que* und ital. *che* voneinander zu trennen, und doch wäre dies bei Rydbergs Annahme fast nötig. Ital. *che* nämlich dehnt folgenden anlautenden Konsonanten: *nota che nnon l'ho mmai visto*, ebenso *se*: *se nnon è vvero, è bben trovato*. Wer mit D'Ovidio (Gröbers Grundrifs I, 508) annimmt, *sī nón* sei zu *sĭ nnon* geworden, hat freilich leichtes Spiel, wer sich aber zu dieser Annahme nicht verstehen kann, wird, da man *se nnon* nicht mit *già nnon è nnulla* auf eine Stufe stellen darf, die Dehnung von *se* auf Kosten von *che* setzen, bei diesem aber doch an Einflufs von *quid* denken. Oder hat *che nnon* ein älteres **co nnon* aus *quod non* abgelöst, so dafs also die Dehnung geblieben wäre, als **co* durch ein Wort abgelöst wurde, bei dem eine solche Dehnung eigentlich nicht berechtigt ist? Da sich in Italien dialektisch *quod* bis heute gehalten hat, so kann man ein ziemlich langes Verharren der lateinischen Konjunktion voraussetzen, andererseits aber darf nicht verschwiegen werden, dafs, soweit meine Informationen reichen, *ca* im Sinne von *che* keine Dehnung zeigt. Die Frage betrifft allerdings das Italienische, nicht das Französische, aber man sieht sofort, dafs ihre Lösung auch für die Beurteilung von frz. *que* nicht gleichgültig ist.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Alfred Westholm, Étude historique sur la construction du type 'li filz le rei' en français, thèse pour le doctorat. Vesterås, imprim. A. F. Bergh. 52 S. 4.

Die auf Grund verständig gewählter Texte mit sorgfältiger Beobachtung, besonnenem Erwägen der Thatsachen und gewecktem Sinn für deren psychologischen Hintergrund ausgeführte Arbeit giebt über die Schicksale der im Titel angegebenen Konstruktion bemerkenswerte Aufschlüsse, handelt von ihrem ersten Auftreten, ihrem nachmaligen Zurücktreten gegenüber anderen gleichbedeutenden und von ihrem begrenzten Fortbestehen in der heutigen Sprache. Der Umfang ihrer Üblichkeit auch in älterer Zeit wird genauer, als bisher geschehen war, bestimmt, und von der nebenher gehenden Verwendung der zum Substantivum oder dem dieses vertretenden Determinativum in possessivem Sinne hinzugefügten Bestimmungen mit *à* und *de* wird mit guter Sonderung der Sprachepochen und einleuchtender Darlegung der Gründe des Wechsels im Gebrauche gehandelt. Nur selten und fast nur solchen Äufserungen gegenüber, die neben dem Hauptgegenstande von wenig Belang sind, wird man etwas auszusetzen finden: man wird einige Belegstellen beanstanden, die aus schlechten oder aus guten Ausgaben nicht ohne vorgängige Berichtigung herübergenommen werden durften, wie *Mes le servise al rei en nul liu n'eut oblie*, SThom. 285 (S. 26), wo man zu schreiben hat *n'entroblie*, oder

Ke nus ne leur äide ne lur devum faillir, eb. 809 (S. 27), wo *de lur äide* erfordert wird, oder *Or at perdut don Dieu parler*, SLeger 27 (S. 16), was mindestens eine Erklärung fordert, oder *fill avoier*, Cor. Loöis bei Bartsch-Horning 131, 3 (S. 13), wo man mit Langlois *a veier* oder *a voier* lesen mufs, da es ein *avoier* gar nicht giebt, oder *poet sa char li verm mangier*, SThom. 1449 (S. 11), wo *pöent* erforderlich ist, oder *Quant la dame öi les noveles Del roi qui vient, a mout grant joie*, Yvain 2320 (S. 29), wo schon Foersters zweite Ausgabe das Komma nach *noveles* statt nach *vient* setzt (womit die Stelle das zu beweisen aufhört, wofür sie zeugen soll). Man wird ein paar andere Belegstellen tilgen müssen, weil sie bei genauerem Zusehen sich als nicht dahin gehörig erweisen, wo sie untergebracht sind: so ist in *dame de Noroison* (S. 32) nicht ein Verwandtschaftsverhältnis durch *de* znm Ausdrucke gebracht, da *Noroison* ein Ort ist, und aus gleichem Grunde darf *en l'ostel de Joinville* S. 34 nicht angeführt werden, als hätte in dieser Verbindnng auch der blofse Casus obliquns oder *à* angewandt werden können. Der Ansicht gegenüber, in den Denkmälern aus Ostfrankreich trete früher als anderswo der Gebranch von *de* zum Ausdrucke des possessiven Verhältnisses entgegen, möchte ich zu bedenken geben, dafs die Texte, an denen solche Beobachtnng gemacht ist, samt und sonders Übersetzungen aus dem Lateinischen sind; leicht könnte hier eine gewisse Abweichung vom unbefangenen sonstigen Sprachgebrauch darum eingetreten sein, weil die lateinischen Genitive partitiven, objektiven, kurz n i c h t possessiven Charakters mittels *de* wiedergegeben werden m u f s t e n, und darin eine gewisse Versnchung lag, für jenen Casns den Ersatz in *de* i m m e r zu suchen.

Berlin. A d o l f T o b l e r.

Schöningh, Dr. phil. Theodor, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen. In: Neuphilologische Studien herausgegeben von Dr. Gustav Körting, VII. Heft. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. 64 S. 8.

Das Kapitel aus der frz. Wortstellungslehre, welches die Stellung des attributiven Adjektivs behandelt, bildet trotz oder gerade wegen seiner Schwierigkeit andauernd den Gegenstand interessanter Einzeluntersuchungen, deren letzte nns in der Schrift von Schöningh, die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen, vorliegt. Es wäre zu wünschen, dafs der Mühe Preis die endgültige Lösung dieses Rätsels wäre und dafs die hartnäckige 'Sphinx', von der Zwecklosigkeit ihres Daseins überzeugt, sich vom Felsen stürzte! Sehen wir zu, inwieweit es der neuen Behandlung gelungen ist, uns dem erstrebten Ziele näher zu bringen.

Das Werkchen kennzeichnet deutlich die rückläufige Bewegung, in die die Forschung im Gegensatz zu dem einige Zeit mafsgebenden Resultat von Crons Dissertation: Die Stellung des attrib. Adj. im Altfrz. (Strafsburg, 1891) heute glücklicherweise eingetreten ist. Crons Schrift bedentet den Höhepunkt derjenigen Richtung, welche die Doppelstellnng des frz. Adj.

aus einem durchgreifenden Princip — Voranstellung mit affektischer Hervorhebung, Nachstellung mit logischer Unterscheidung — zu erklären sucht; Schöningh ist der neueste Vertreter derjenigen Entwicklung, welche die Forschung seitdem genommen hat, ausgehend von der Thatsache, daſs mit dem Einheitsprincip eine ganze Reihe von Fällen unerledigt bleibt oder gekünstelter Deutung anheimfällt, und die in der Annahme auch anderer Einflüsse gipfelt, welche neben Logik und Affekt wirksam sind.

Naturgemäſs wendet sich Verf. zunächst gegen die Cronschen Ausführungen. Als die schwachen Punkte von dessen Arbeit werden (S. 8 u. 9) bezeichnet:

'1) die allzu enge Fassung des nfrz. (bei Sch. steht verdruckt *a*frz.) Stellungsprincips und dessen — auf Grund mangelhafter Berücksichtigung der historischen Entwicklung vorgenommene — Übertragung auch auf das Lateinische und das Altfranzösische,

2) die allein mit affektischer Hervorhebung begründete Voranstellung und mit logischer Distinguierung begründete Nachstellung des Adjektivs,

3) die Verneinung des Einflusses ästhetischer Momente auf die Wortfolge im allgemeinen und auf die Stellung des Adjektivs im besonderen.'

In der Absicht, diese Mängel zu beseitigen, kommt Verf. zu folgenden Erwägungen und Feststellungen: Die drei die Wortstellung beherrschenden Faktoren sind Logik, Affekt und Ästhetik; (S. 13) 'je nachdem nun eine Sprache vorwiegend von Logik, Affekt oder Ästhetik beherrscht oder beeinfluſst wird, steht das Adjektiv nach, voran oder bald vor und bald nach dem Substantiv.' Abgesehen von der Annahme ästhetischer d. h. rhetorisch-stilistischer (vgl. S. 22) Einwirkungen sähen wir uns also wieder auf die Stichworte Crons, Logik und Affekt, hingewiesen, wenn Verf. den Einfluſs dieser beiden Faktoren nicht wesentlich abweichend bestimmte. Nach ihm (S. 30) besteht nämlich das Verhältnis, 'daſs eine von logischer Anschauungsweise beherrschte Sprache sowohl an sich affektische als auch distinguierende Adjektive logisch attribuiert, d. h. nachstellt, und daſs eine Sprache von affektischem Charakter sowohl an sich affektische als auch distinguierende Adjektive voranstellt.' 'Bei der Voranstellung ist daher zwischen einer schlechthinigen, unbeabsichtigten und einer nachdrucksvollen, beabsichtigten Voranstellung zu unterscheiden.'

Als wirksame Momente ästhetischer Natur hebt Verf. (S. 50—53) besonders hervor das Princip der Abwechslung in der Wortfolge, wozu vor allem auch der Chiasmus gehöre, und zweitens die Erscheinung, daſs der am Schluſs eines Satzes oder Sprechtaktes befindliche, sogenannte oratorische Hochton gern zur Hervorhebung von Adjektiven verwendet werde, wodurch das nachgesetzte Adj. eine oft ebenso groſse affektische Hervorhebung erhalte wie das vorangehende. Damit erklärt Verf. die häufige Nachstellung von Adj. in Ausrufen (Bossuet: *O nuit désastreuse! o nuit effroyable!*).

Indem wir vorläufig unerörtert lassen, ob Verf. das Wesen des Chiasmus ganz erfaſst hat, und ob die zweite Erscheinung überhaupt in das

Gebiet der Ästhetik gehört, teilen wir das Endergebnis der Untersuchung mit. Danach ergiebt sich (S. 60) als Stellungsprincip:

'a) für das Latein:

Die ursprüngliche logische Attribuierung wird von der affektischen überwuchert und von der ästhetischen durchkreuzt.

b) für das Volkslatein:

Das Adj. wird vorwiegend affektisch attribuiert; eine Durchkreuzung dieser Stellung durch die konkurrierenden Faktoren der Ästhetik und der Logik tritt selten ein.

c) für das Altfranzösische:

Die affektische Attribuierung der Adj. im Afrz. wird in der ältesten Zeit selten, in späterer Zeit öfters von der — anfangs gleichsam als Unterströmung fortbestehenden, später zur Nebenströmung sich entwickelnden — logischen Wortfolge durchbrochen.

d) für das Neufranzösische:

Neben der vorwiegend logischen Wortfolge besteht die affektische fort; beide Arten der Wortfolge werden zuweilen von ästhetischen Faktoren durchkreuzt.'

So führt uns Verf. ein abgerundetes, in sich geschlossenes System vor und giebt uns einen Schlüssel in die Hand, der es ermöglicht, das Geheimnis jedes dunklen Falles zu erschliefsen, wofern es ihm gelungen ist, uns jeden Anlafs zu Zweifeln zu nehmen.

Das ist nun allerdings nicht durchgehends der Fall. Zunächst will uns scheinen, dafs es der Schrift nicht gelingt, die auffälligen Übergänge aus der Anschauungsweise einer Periode zu der oft entgegengesetzten der folgenden überzeugend zu begründen. Das Afrz. z. B. mit affektischer Attribuierung steht dem Nfrz. mit vorwiegend logischer Wortfolge scharf gegenüber: diese Thatsache zu erklären, genügt nun meines Erachtens nicht der Hinweis darauf, dafs die für das Nfrz. charakteristische Tendenz nach logischer Gestaltung des Satzbaues zu erklären sei aus der im Ausgange des Mittelalters erfolgten Kräftigung des romanischen und der Zurückdrängung des germanischen Elementes (vgl. S. 47, Citat nach Körtings Encykl. II, 286). Aus dem Material, das Verf. angiebt, ist für das Nfrz. auf eine logische Tendenz, die durch Besiegung des germanischen Elementes lebenskräftig geworden wäre, nicht im geringsten zu schliefsen. Das Kennzeichen des Afrz. ist Affekt, des Volkslateins, seiner Quelle, — Affekt; im klassischen Latein hat die affektische Attribuierung die ursprünglich logische[1] überwuchert; woher also nimmt das Nfrz. seine Tendenz zur logischen Anschauungsweise (Zurückromanisierung S. 45)? Wenn ästhetischen (d. i. rhetorisch-stilistischen) Momenten aus der klassisch-lateinischen Periode nebenher ein gewisser Einflufs auf die litterarischen Produkte der Renaissance und weiterhin eingeräumt wird, so können wir

[1] Übrigens könnte man auch die Frage aufwerfen, wieso das klassische Latein ursprünglich logisch attribuiert habe, da es doch auf dem Volkslatein mit affektischer Attrib. fufst.

hierin dem Verf. folgen; aber die Herausbildung der allerdings thatsächlich bestehenden logischen Tendenz des Nfrz. läfst sich aus den gegebenen Bemerkungen nicht wohl begreifen; sie ist, wie sie Verf. giebt, einfach ohne Beweismaterial supponiert und hätte sehr gewichtiger Argumente bedurft, und zwar nicht allein bezüglich der Verbindung Subst. u. Adj., sondern noch mehr im allgemeinen auf anderen Gebieten der Wortstellung.

Ähnlich steht es mit der Annahme starken germanischen Einflusses und der späteren Entgermanisierung (S. 45). Auch hier vermifst man umfassendere, auch andere Gebiete der Wortstellung in Betracht ziehende Forschung, zumal ja der Einwand (vgl. This, Beiträge zur frz. Syntax, in: Zeitschrift für frz. Sprache und Litteratur, B. XVI, H. 1—3, S. 112) schon vorlag, dafs schwerlich für die eine Wortgruppe S. u. A. germanischer Einflufs anzunehmen sei, während sonst nirgends eine Spur germ. Einwirkung auf anderen Gebieten der Worstellung nachweisbar wäre, und ferner, wie aus der neuen Schrift von Hellwig: Die Stellung des attrib. Adj. im Deutschen (Halle 1898) hervorgeht, zu jener Zeit die Voranstellung des Adj. keineswegs so gefestigt war, wie Verf. anzunehmen scheint.[1]

Noch mehr stutzig aber werden wir, wenn wir an der Hand des Buches und im Sinne des Verf. weitere Schlüsse ziehen bez. des modernsten Frz. Verf. bemerkt richtig, dafs das moderne Frz. die Tendenz aufweise (S. 60), 'die Adj. öfter als in der klassischen Periode dem Subst. voranzustellen'; nur möchten wir, auf eigene Beobachtungen gestützt, dieser auffälligen Erscheinung bereits einen gröfseren Raum zumessen, als es Verf. (vgl. S. 59) thut. Es müfste also nach Sch. die Regel für das modernste Frz. etwa so formuliert werden: Im heutigen Frz. beginnt die affektische Wortstellung die früher vorwiegend logische zurückzudrängen. Wie deutet aber Verf. mit seinen Beweismitteln diesen Umschwung?

Wo steckt nun der Fehler in Sch.s System? — Gehen wir aus von dem Satze (S. 61): 'Es folgt daraus, dafs die logische Attribuierung oft fast ebenso oder gar noch mehr affektisch wirkt als die affektische Attribuierung.' Klingt es nicht geradezu widersinnig zu hören, log. Attrib. wirkt affektisch? In diesem Falle ist doch das Gefühl, dafs Nachstellung ursprünglich logisch wirkt, gänzlich zurückgetreten und hat ein anderes entschieden Platz gegriffen, nämlich das Gefühl für die Tonverhältnisse (so dafs also von log. Attrib. im Dienste des Aff. nicht eigentlich geredet werden kann). Für Fälle wie die aus Bossuet: *o nuit désastreuse* etc. hat Verf. dies Moment ganz richtig verwertet (vgl. S. 52); warum nicht bei allen anderen? Verf. wäre dann zur Überzeugung gekommen, dafs bei den konkurrierenden Faktoren die Betonung eine eminente Rolle spielt. Schon Diez sagt (Gramm. der rom. Spr. Bd. III, S. 450) bez. der Stellung des attrib. Adj.: 'rhetorischer Accent und rhythmischer Ausdruck entschei-

[1] Ref. ist übrigens von der seiner Zeit im Litteraturblatt für germ. u. rom. Phil. 1893, Nr. 4, bez. der Farbenadj. geäufserten Meinung unterdessen zurückgekommen. Vgl. unten S. 449.

den im ganzen, wiewohl die Neigung waltet, das Adj. gleich anderen Attributiven dem Subst. nachzusetzen. Den ersten Einfluſs übt der Accent'.[1] Wie denn auch von der Gabelentz (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben etc. S. 360) nachdrücklich darauf hinweist, daſs die richtige Beurteilung einer sprachlichen Erscheinung nur möglich ist bei gebührender Berücksichtigung der Betonungsverhältnisse.

Wir stehen somit vor der Aufgabe, das gegenseitige Verhältnis von Wortstellung und Betonung zu untersuchen, — ein systematisch noch nicht durchgeführtes Problem! Die Lösung dieser Aufgabe kann an dieser Stelle selbstverständlich nicht ausführlich gegeben werden; wir müssen uns begnügen mit einigen grundlegenden Gesichtspunkten und wegleitenden Bemerkungen, deren Zweck erfüllt ist, wenn sie zur weiteren Verfolgung dieses anziehenden Themas anregen.

Voraussetzung zum ersprieſslichen Erfolg dieser Arbeit ist natürlich genaue Kenntnis des Wesens der Betonung, wie sie sich darstellt als exspiratorischer und als musikalischer Accent (Tonstärke und Tonhöhe), ferner wie sie zur Geltung kommt im Einzelwort, in der Wortgruppe und im Satzganzen. In hohem Grade fördernd wäre hier das Studium des tief eindringenden Buches von Pierson: *Métrique naturelle du langage* (Paris, 1884). Vgl. Beyer, Frz. Phonetik, S. 142.

Folgende Gedankenreihen werden sich aufdrängen: Bez. der Gruppe S. u. A. erscheint die Fähigkeit, durch Stellung und Betonung zugleich zu wirken, und zwar in Übereinstimmung mit dem psychologischen Vorgang (affektische Voranstellung mit Empfindungston, logische Nachstellung mit logischer Betonung), in den einzelnen Sprachen mehr oder minder modifiziert und eingeschränkt. Es zeigt sich, daſs die Stellung sich fixieren kann (im Deutschen z. B. in der Voranstellung, die hier also auch das logische Verhältnis vertritt), ferner daſs Wortstellung und Betonung in Widerspruch zum Grundverhältnis treten können (z. B. frz.: *o nuit désastreuse!*).

Diese Abweichungen erweisen sich aber keineswegs als verursacht durch Veränderung in der Anschauungsweise eines Volkes oder einer Zeitperiode,[2] das oder die zwischen logischer und affektischer Betrachtungsweise sozusagen hin und her pendelt, sondern sind lediglich als Folgeerscheinungen der Entwicklung der Betonungsverhältnisse in den einzelnen

---

[1] Nach Fertigstellung vorliegender Besprechung kam uns das eben erschienene Schulbuch von Ehrhart-Planck, Syntax d. frz. Spr. für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, zu Gesicht, in welchem in richtiger Erkenntnis des Sachverhalts bei Besprechung der Stellung des Adj. (S. 108, § 42) zum erstenmal von der Betonung ausgegangen wird.

[2] Die Möglichkeit in einzelnen Fällen soll nicht ganz geleugnet werden, bedarf aber freilich jedesmal eines überzeugenden Nachweises. Daſs die Sprache zugleich als Gebilde und Bildnerin des Volksgeistes auftritt, wissen wir wohl (vgl. v. d. Gabelentz a. a. O. S. 356); doch hat der Deutsche, wenn er sagt *ein französischer Soldat* eine andere Vorstellung als der Franzose bei *un soldat français,* der Altfranzose, wenn er sagt *une reonde table* eine andere als der Neufranzose, der *une table ronde* ordnet?

Idiomen anzusehen. Bei tieferem Eindringen wird hier wohl kaum ein inniger Kausalnexus weggeleugnet werden können. Eine Sprache z. B., die wie das Deutsche ihre Sprechtakte vorwiegend mit absteigender Betonung unter Beibehaltung des Wurzeltons bildet[1] (vgl. Vietor, Elemente der Phonetik, S. 202), wird das stärker betonte Element — und das ist das Adj. als urspr. psychologisches Prädikat anfangs stets gewesen (vgl. Hirt, Der indogerm. Akzent, § 355)[2] — gern voranstellen und schliefslich nach dem Princip, dafs die häufigere Verbindung, wenn keine Gegenwirkungen eintreten, zur herrschenden wird, sich in der Voranstellung fixieren; dann erscheint die Stellung gebunden und für den gewollten Sinn bedeutungslos, die Betonung dagegen als das einzige Ausdrucksmittel. Oder umgekehrt: das Nfrz., welches die Endsilben betont, bildet seine Sprechtakte vorwiegend mit aufsteigender Betonung; dann wird das Adj. gern hinter das Subst. treten. Der Wortgruppenton besitzt hier aber viel weniger Beharrungsvermögen und geht fast ganz im Satztone unter (vgl. Beyer a. a. O. S. 121). Da aber ferner der frz. Satzton wesentlich anderer Natur ist als der deutsche und wegen seiner geringeren Exspirationsenergie und gröfseren Mannigfaltigkeit weniger nach einer Richtung hin gebieterisch durchgreifen kann, so entstehen Hemmungsmomente, die eine ausschliefsliche Nachstellung nicht aufkommen lassen. Der Satzton giebt hier die letzte Entscheidung, nach ihm richtet sich der Wortgruppenton, nach diesem — und dies Verhältnis mufs ganz besonders betont werden — die Wortfolge, sodafs man also sieht, dafs leicht falsche Vorstellungen geweckt werden, wenn man wie Sch. von logischer Nachstellung redet, die affektisch wirkt, und umgekehrt, während doch auf die urspr. Bedeutung der Stellung Verzicht geleistet ist und nicht ein logisches, sondern ein phonetisches Gesetz herrscht.

Doch nicht für alle Fälle gilt diese Verzichtleistung! Es zeigt sich, dafs die Urbedeutung der Doppelstellung jederzeit in ihrer alten Kraft eintreten kann, wenn der Redende die Voranstellung als wirklich affektisch empfindet und so wirken will; wenn seine Gedankenreihe sich also thatsächlich im Augenblick des Sprechens selbst affektisch entwickelt, d. h. der Begriffsinhalt des Adj. in der Vorstellung dem des Subst. vorauseilt; und umgekehrt für die wirklich logische Nachstellung (im Deutschen behilft man sich hier mit einem Relativsatz oder appositiven Zusätzen mit: und zwar u. dergl.). Und um das Verhältnis der selbständigen (freien) Stellung einerseits und der unselbständigen (gebundenen) andererseits zu charakterisieren, werden wir etwa sagen können: während der Redende in dem ersten Falle als Sprachbildner auftritt, wird er in dem zweiten von der Sprache gemeistert; d. h. wenn es nicht aus-

[1] Wir setzen voraus, dafs allgemein zugestanden wird, dafs der Betonung des Sprechtaktes die des Einzelwortes urspr. als Vorbild gedient habe.

[2] Wenn Reichel (Sprachpsychologische Studien, Halle, 1897, S. 107) trotzdem für die heutige deutsche Sprache behauptet (so auch Vietor, a. a. O. S. 203), dafs das Adj. gewöhnlich etwas schwächer betont sei als das Subst., so müssen wir hierin bereits eine weitere Phase der Entwicklung erblicken.

drücklich auf die Auflösung des Gedankens in seine einzelnen Momente ankommt, wird die Gruppe SA gleichsam als schon abgeschlossene, einheitliche Vorstellungsreihe eingeführt — sei es auf Grund des Zusammenhanges oder infolge der Ablenkung des Bewufstseins auf einen anderen Punkt oder auch infolge subjektiv geringerer Kraft der bewufsten Gedankenentwicklung des Redenden und weiterer, oft kaum nachzuempfindender psychologischer Momente — und so pafst sie sich der Betonung des Satzes und der Gruppierung seiner Teile an (vgl. Wunderlichs Auseinandersetzungen bez. der Wortstelluug im deutschen Haupt- und Nebensatz [Der deutsche Satzbau, Stuttgart 1892, S. 91]). Wir werden also für die fragliche Gruppe den wichtigen Satz aufstellen können, dafs, je kraftvoller und bewufster die Gedankenentwicklung sich vollzieht, Stellung und Betonung um so entschiedener dem Urverhältnis zustreben werden; umgekehrt, dafs, mit je weniger Nachdruck und Vorstellungskraft die Gruppe auftritt, sie umsomehr der Einwirkung der in den einzelnen Sprachen verschiedenartig ausgebildeten Satzbetonung unterliegt.

Auch wem unsere Aufstellungen, die an dieser Stelle natürlich ohne ausführlichen Beweisapparat bleiben müssen, der überzeugenden Kraft zu entbehren scheinen, der wird sich doch dem Eindruck nicht wohl entziehen können, welchen die augenfällige Bestätigung auf ihn macht, die sie in ihrer Anwendung auf die Vorgänge in der heutigen französischen Sprache erhalten.

Es besteht nämlich unverkennbar ein innerer Zusammenhang zwischen der bereits angedeuteten Tendenz nach Voranstellung des Adj. im modernen Frz. einerseits und andererseits einer in der Entwicklung begriffenen Umwälzung der frz. Betonungsverhältnisse, die nach dem Zeugnis gewichtiger frz. Phonetiker, wie Pierson (a. a. O. S. 246, 249 und mehreren anderen Stellen), Bourdon (*L'expression des émotions et des tendances dans le langage*, Paris 1892) und anderer Forscher nicht gut angezweifelt werden kann. Bourdon (S. 134) fafst diese merkwürdige Erscheinung kurz und bündig in die Worte: '*ces langues* (das Frz. u. ihre Schwestern), *sous l'influence de l'accent oratoire, doivent tendre à s'accentuer comme l'allemand;*' und daher denn auch, so schliefsen wir weiter, die Angleichung der Wortstellung an die veränderte Tongebung, in unserem Falle die Tendenz zur Voranstellung des Adj. Natürlich ist, um überzeugend zu wirken, der Nachweis des Zusammenhangs beider Phänomene auch auf anderen Gebieten der Wortfolge zu führen.

Diese dem Verständnis des Forschers in greifbare Nähe gerückten Erscheinungen aus der Sprache des Tages dürften auch untrügliche Wegweiser sein für die einstigen Vorgänge im Afrz. Die Sprache ging damals ungefähr den umgekehrten Weg. Während in vorhistorischer Zeit der Ton im Lat. möglichst weit vom Wortende zurückgezogen wurde, bildete sich im Hochlatein das sogenannte Dreisilbengesetz heraus und, indem beim Durchgang durch das Afrz. der Accent immer mehr dem Wortende zustrebte, wurde daraus beim Übergang zum Nfrz. das Endsilbenbetonungsgesetz. Von diesen Wandlungen blieb die Wortstellung im allgemeinen

und auch die Gruppe SA nicht unberührt. Nach der Periode der auf historischer Entwicklung der Betonung fufsenden vorwiegenden Voranstellung des Adj., die ohne Betonungswandel wohl wie im Deutschen zur Fixierung in dieser Stellung geführt hätte, kommt eine Zeit des Schwankens beim Übergang aus der absteigenden zur aufsteigenden Betonung: dasselbe Adj. findet sich bei demselben Subst. in beiden Stellungen, oft ohne dafs ein Unterschied des Sinnes entdeckt werden könnte (*une ronde table, une table ronde*). Weiter dann gelangt die Sprache endgültig zur aufsteigenden Betonung (Endsilbengesetz); das betonte Adj. tritt vorwiegend hinter das Subst. Hier ist besonders anziehend zu beobachten, wie nicht alle Adj. diese Bewegung mitzumachen im stande sind; die bekannte Gruppe *bon, beau, grand* etc. versucht es (vgl. *mère grand* u. ähnl.), steht aber bald davon ab, da ihre bereits abgeblafste Bedeutung dem Nachdruck dieser neuen Tongebung widerstrebt; sie sind als Residuen der alten Zeit in der Voranstellung bis heute üblich. Wohl aber thun es die vielbehandelten Farbenadjektive, deren Sinn Tonverlust nicht verträgt.

In das Licht unserer Betrachtungsweise gerückt, gewinnt nun auch das Wesen des Chiasmus gröfsere Klarheit. Mag diese Erscheinung immerhin auf das ästhetische (rhetorisch-stilistische) Gebiet verwiesen werden, sie wirkt ästhetisch doch nicht nur darum, weil sie dem Bedürfnis nach Abwechslung Rechnung trägt, sondern weil sie die dem Wesen der Betonung innewohnenden Eigenschaften künstlerisch (rhetorisch-stilistisch) verwertet. Dabei mufs — was bisher zu wenig beachtet scheint — meines Erachtens ein wesentlicher Unterschied gemacht werden zwischen den beiden Figuren SA, AS und umgekehrt AS, SA. Im ersten Fall haben wir die Betonungsart aufsteigend-absteigend (<>), im zweiten absteigend-aufsteigend (><); erstere trägt den Charakter der Verbindung (vgl. Beyer a. a. O. S. 132, § 92, 3) und beabsichtigt, durch Kreuzstellung den Eindruck eines Gesamtbildes hervorzurufen; letzterer haftet umgekehrt der Charakter der Trennung an, sie will zwei Vorstellungen in Gegensätzlichkeit erhalten. Beispiele aus Anatole France, l'Orme du Mail, Paris, 1897: a) S. 113, *Le catéchisme joint la métaphysique la plus savante à la plus efficace simplicité;* S. 212, *sa vie étroite dans son étroit logis;* S. 82, *devant la gravité douce et la chaste roideur du chef.* b) S. 222, *L'Église fut placée avec perfidie entre une impossible abdication et une révolte coupable;* S. 176, *ni nouvelles idées, ni hommes nouveaux.* Vgl. auch das Beispiel bei Ehrhart-Planck a. a. O. S. 112, *les merveilleuses combinaisons du chef romain, ou le courage héroïque de ses adversaires.*

Und endlich möchten wir darauf hinweisen, dafs es eine weitere höchst interessante Aufgabe wäre, zu untersuchen, ob bei der von Sch. S. 57/58, § 23 zwar richtig gekennzeichneten, aber keineswegs erklärten auffälligen Erscheinung, dafs neuerdings häufig das Adjektiv durch einen substantivischen Genetiv ersetzt wird, nicht wiederum die Betonung, wie sie infolge des angedeuteten Wandels wirken mufs, zum Teil die treibende

Kraft ist. Stellen die aus Daudet und Bourget citierten Verbindungen wie *les idées d'humanité* (= *les idées humanitaires*), *une allure d'exception* (= *une allure exceptionnelle*) nicht vielleicht das erste Stadium auf dem Wege dar, den die Sprache geht, um der in der Entwickelung begriffenen neuen Tongebung (natürlich ganz unbewufst) Rechnung zu tragen? Jedenfalls wird nicht zu leugnen sein, dafs mit Anwendung des Genetivs zunächst eine gleichmäfsigere Verteilung des Tondruckes auf beide Worte erzielt wird, während bei der früheren Verbindung das Adj. den Hauptton trug. Die zweite Stufe fände ihre Darstellnng in Ausdrücken wie *le bariolage des toilettes* (= *toilettes bariolées*) (Daudet) und des *blancheurs de colonnes, d'un vague de songe* (Zola), bei denen durch die sinnentsprechende Betonung des ersten Teiles bereits absteigende Betonung vorliegt zugleich mit Voranstellung des das Adj. ersetzenden Subst. Dieser Ersatz wird aber als notwendig empfunden besonders bei Adjektiven, deren Voranstellung vorläufig dem Sprachgefühl noch zu sehr widerstrebt. Auf der Schlufsstufe und damit am Ende der Entwicklung stehen drittens Verbindungen wie *leurs portatives bibliothèques* (Silvestre), *la sauvage terre, le légitime mariage, la bourgeoise démocratie, une diplomatique bienveillance* (Zola), bei denen mit dem besten Willen in der Voranstellung affektische Absicht nicht hineingedeutet werden kann, wiewohl nicht geleugnet werden soll, dafs oft alter Stand und neue Entwicklung schwer auseinanderzuhalten sind und in dem Bewufstsein des Schriftstellers selbst sich vermengen mögen. Unsere Behauptung zu stützen und die Anschaulichkeit bez. der stufenweise fortschreitenden Entwicklung zu fördern, dienen hier ähnliche Vorgänge auf dem Gebiete der deutschen Sprache. Hellwig (a. a. O. S. 114) führt aus dem 15. Jahrhundert Verbindungen an wie *ein starker man in kreften; ein grosser, gerader man von lib und person* etc. mit dem Bemerken, dafs 'sie die Zwischenstufe darstellen für die Entwicklung von der im Mhd. üblichen Nachstellung des Attributs mit dem ergänzenden Subst. zu der im späteren Nhd. auftretenden Vorsetzung.'

Als letzte lehrreiche Bestätigung unserer Ausführungen und als Ergänzung zu dem oben über den Chiasmus Gesagten möge hier noch auf chiastische Verbindungen folgender Art hingewiesen werden: (*par sa haine*) *des besognes* *c o l o s s a l e s* *et du* *g é n i a l* *décor*; *la vision* *c h i m é r i q u e* *de* *f a b u l e u s e s* *richesses*; *un malaise* *i n v i n c i b l e*, *une* *l o i n t a i n e* *terreur; cette indifférence* *t r a n q u i l l e* *des* *o r d i n a i r e s* *convenances; l'odeur* *p u r e* *et la* *c a r e s s a n t e* *tendresse; en bravoure* *f o l l e* *et en* *d é s o r d o n n é* *amour* — ein Typus, der sich bei Zola meist ohne nachweisbare Spur von Affekt oder sonstige erkennbare Bedeutung hundertfach vorfindet und fast zur Manier wird. Es besteht für uns kaum ein Zweifel, dafs derartige Verbindungen ihre Häufigkeit dem latent wirkenden Triebe nach Zurückziehung des Hauptaccentes in das Innere der Gruppe verdanken, der hier einen Stützpunkt findet in der Anlehnung an den durch den ersten Teil der Gruppe (S A) bereits gebotenen Mittelpunkt der Betonung. —

Wir brechen hier ab, da der einer Besprechung zugemessene Raum

zu dem einer Abhandlung, die wir noch zu leisten haben, anzuschwellen droht. Stellen wir nochmals den Stand der Frage fest, wie er sich nach dem Erscheinen von Schöninghs Schrift und unseren begleitenden Bemerkungen — sofern letztere beachtenswert erscheinen — darstellt: Schöningh hat endgültig den von Cron angelegten Hemmschuh entfernt, dadurch dafs er mit dem einheitlichen Stellungsprincip gebrochen hat. Er führt als weitere wirksame Kräfte ästhetische (rhetorisch-stilistische) Momente ein, in einem Falle auch die Betonung. Doch auch damit finden nicht alle Fälle ihre befriedigende Erledigung. Der Fehler ist darin zu suchen, dafs die Betonung, insbesondere die Satzbetonung bisher zu wenig als ein die Wortfolge hervorragend beherrschender Faktor erkannt, zu sehr als eine erst in zweiter Linie zu beachtende Begleiterscheinung aufgefafst wurde, während sie im Gegenteil dazu berufen ist, in unserer Frage das letzte entscheidende Wort zu sprechen. Ein zur Zeit auf dem Gebiete der frz. Betonungsgesetze sich abspielender Wandlungsprozefs ermöglicht ein eindringendes Studium der Wechselbeziehungen von Betonung und Wortstellung, welch letztere im heutigen Frz. auffällige Erscheinungen darbietet. Die auf diesem Wege in überzeugender Weise gewonnenen Ergebnisse, angewandt auf das Afrz., dürften auch über die Vorgänge einer abgeschlossenen Sprachperiode Licht verbreiten und dazu beitragen, das vielbehandelte Problem einer endgültigen Lösung näher zu bringen.

Colmar i. Els. Karl Buck.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 .. publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. VI. Dix-huitième siècle. Paris, Colin et Cie, 1898. 900 S. 8.

Mit einer Pünktlichkeit, die man nicht überall da zu rühmen Anlafs findet, wo dem Publikum das Erscheinen zahlreicher starker Bände in kurzen Zwischenräumen verheifsen ist, sind dem in Band XCVIII dieses Archivs S. 457 ff. besprochenen ersten Teile des grofsen Sammelwerkes weitere und immer wieder neue gefolgt, so rasch, dafs der (auch sonst nicht ganz beschäftigungslose) Berichterstatter mit dem Verleger Schritt zu halten nicht vermocht hat. Er greift aus den bisher erschienenen Bänden einen heraus, dem inzwischen schon wieder soviel nachgefolgt ist, dafs man um einen vor dem Ende des Jahrhunderts zu erreichenden Abschlufs des Ganzen sich keine Sorge zu machen braucht. Titel und Verfasser der sechzehn Abschnitte, die den Band ausmachen, aufzuzählen ist hier nicht mehr nötig; Bd. CII, S. 238 des Archivs giebt hierüber den nötigen Aufschlufs.

Wenn an der oben erwähnten Stelle auf gewisse Übelstände hingewiesen wurde, die bei der Anlage des Werkes nicht würden ausbleiben können — die sechzehn Kapitel des vorliegenden Bandes haben vierzehn Verfasser! —, so hat sich diese Besorgnis zwar bewahrheitet, doch nicht

in so störendem Mafse, wie es leicht hätte der Fall sein können. Auf eine einheitliche Darstellung des gesamten Verlaufes des litterarischen Lebens der Nation ist von vornherein verzichtet; die verschiedenen Richtungen, in denen es sich offenbart, werden gesondert betrachtet, und das bringt mit sich, dafs die zeitliche Aufeinanderfolge der Erscheinungen vielfach mifsachtet bleibt, dafs z. B. der Hof von Sceaux nach den Encyklopädisten, Lesage nach den unmittelbaren Vorbereitern der Revolution, Buvat nach Choderlos de Laclos zur Sprache kommt, der um fast hundert Jahre jünger ist. Aber es wird kaum zu bestreiten sein, dafs die Behandlung, welche das nach Gattung und Richtung Verwandte, das in kausalem Zusammenhang Stehende, das zur Vergleichung Einladende zusammenfafst, neben einer blofs ängstlich chronologischen ihr gutes Recht ebenfalls hat. Überwiegt hier im allgemeinen die Charakteristik des einzelnen Mannes und seiner Leistung, so fehlt es doch auch nicht an Kapiteln, die den Schicksalen bestimmter Gattungen gewidmet sind, so dafs Schriftsteller, denen breitere Schilderung bereits geworden ist, nachträglich ein zweites oder auch ein drittes Mal von einem besonderen Gesichtspunkte aus ihre erneute Würdigung erfahren, wie Voltaire, der unter den Erzählern und wieder unter den Bühnendichtern erscheint, Rousseau, der in der Geschichte des Romans die gebührende Stelle erhält, nachdem jeder von ihnen sein biographisches Sonderkapitel bereits bekommen hat. Dabei kann es freilich begegnen, dafs verschiedene Abschnitte des nämlichen Buches im Urteil über eine und dieselbe Sache etwas auseinander gehen, wie denn *Paul et Virginie* durch die Herren Maury und Morillot nichts weniger als gleich hoch geschätzt wird, Voltaire als Geschichtschreiber hier ziemlich abschätzig gewertet, dort (und mit mehr Recht) als epochemachend hingestellt ist.

Auch in anderen Dingen wird spürbar, dafs verschiedene Bearbeiter angesichts gleichartiger Aufgaben doch verschieden zu Werke gehen, und dafs auch eine gemeinsame Oberleitung, der sie sich unterstellen, völlige Übereinstimmung des Verfahrens nicht herbeiführt. Wenn der eine fleifsig Gewährsmänner und deren Aussagen anführt (Herr Brunel über Diderot), so läfst ein anderer kaum erkennen, ob und wo er sich fremdes Urteil aneignet, oder begnügt er sich, durch blofse Anführungszeichen anzudeuten, dafs er denkt, wie vor ihm gedacht worden. Auch die Hinweise auf Litteratur des Gegenstandes, mit denen die einzelnen Kapitel löblicherweise schliefsen, werden sehr ungleich zugemessen. Der Darsteller Lesages hält für nötig, von Gilblas den Inhalt ziemlich eingehend anzugeben, der Rousseaus setzt die Kenntnis der Neuen Heloïse voraus. Letzterer handelt von den Lebensschicksalen seines Helden, so merkwürdig sie sind, in gröfster Kürze; die Voltaires erfährt man dagegen weit genauer, wie billig, da seine Beziehungen zu seiner jeweiligen Umgebung die engeren sind, seine Schriftstellerei unter stärkerer Wirkung der augenblicklichen Verhältnisse steht und hinwieder unmittelbarer auf sie zu wirken bestimmt ist als die Rousseaus, dessen Blick auf weitere Fernen sich hinausrichtet. Es kommt dazu die unvermeidliche Verschiedenheit der Begabung und

der inneren Teilnahme der Darsteller für ihren Gegenstand, sowie die der Arbeiten, die ihnen den Weg gebahnt hatten. Daguesseau z. B. und Rollin, die übrigens als völlig auf dem Boden des 17. Jahrhunderts stehend, nicht ganz passend hinter den *précurseurs* untergebracht sind, erfahren eine recht kümmerliche Behandlung (die Biographie des ersteren erweckt sogar die unzutreffende Vorstellung, als ob er nach seiner zweiten Kanzlerschaft in der Zurückgezogenheit geblieben wäre); den gröfseren Gestalten dagegen fehlt es nicht an Leben, Bewegung und kräftiger Beleuchtung der unterscheidenden Züge. Es wird aber kaum jemand an einer gewissen Ungleichmäfsigkeit des Verfahrens, die leicht auch in der ausgedehnten Arbeit eines einzelnen Darstellers sich einstellen kann, oder an dem Halbdunkel, in dem gewisse Teile des Gesamtbildes bleiben müssen, wenn dieses als Ganzes erfafsbar werden soll, ernsten Anstofs nehmen; es mag im Gegenteil bei zusammenhängender Lektüre ein hier und da wechselnder Ton des Vortrags eine Steigerung des Reizes bilden und Ermüdung fern halten. Dafs da oder dort eine einzelne Behauptung richtig zu stellen ist oder Lücken sich bemerkbar machen, konnte kaum ausbleiben. Ich rechne es dahin, wenn auch hier von Einflufs der Ninon de Lenclos auf Voltaire die Rede ist, einem Einflufs, der doch durch das Alter der beiden Persönlichkeiten und die Kürze ihres gleichzeitigen Lebens völlig ausgeschlossen ist. Es ist ferner zu bestreiten, dafs Voltaire in der Epistel an den Regenten diesen mit Heinrich IV. vergleiche (S. 92); jener soll blofs am Beispiel des grofsen Königs lernen, wie wenig die böswillige Schmähsucht verdientem Ruhm Eintrag zu thun vermöge. In der Behandlung Bayles vermifst der Leser eine Charakteristik der *Nouvelles de la République des lettres*, wie denn überhaupt der periodischen Litteratur mehr Beachtung zu gönnen war. Lesages Guzman de Alfarache und Estebanillo werden so erwähnt, als ob es Originalwerke wären. Dem Streite zwischen den Gönnern der 'Alten' und den Verfechtern der Gröfse der 'Neuen' sähe man gern eine zusammenhängende Darstellung gegönnt ähnlicher Art, wie sie, freilich knapp genug, aus Anlafs Bayles dem Aufkommen der Freigeisterei oder bei Gelegenheit von Montesquieus *Considérations* dem der philosophischen Geschichtsbetrachtung gewidmet ist. Solche kleine Ausstellungen können nicht hindern, den besprochenen Band als eine schön gelungene Arbeit zu bezeichnen, von der man mit grofsem Genufs und vielfältiger Belehrung Kenntnis nehmen wird, und die nicht verfehlen kann, zu erneuter Beschäftigung mit der hier dargestellten Geschichte kräftig anzuregen. Noch sei besonders des von Herrn Brunot geschriebenen Kapitels über die Entwickelung der Sprache im 18. Jahrhundert gedacht. Wer diesen Abschnitt, für den es Vorarbeiten kaum noch gab, liest, wird mit Überraschung sehen, wieviel, bei allem Fehlen tief greifender Erneuerung, im einzelnen doch für Befestigung eines 'vernünftiger' scheinenden Sprachgebrauchs, für Durchführung strenger Zucht, für jene Achtsamkeit auf das sprachliche Gebahren gewirkt worden ist, in der die Franzosen lange Zeit als Muster haben gelten dürfen.

Berlin. A. Tobler.

E. Løseth, Observations sur le Polyeucte de Corneille. (Videnskabsselskabets Skrifter. II. Historisk-filosofisk Klasse. 1899. No. 4.) Christiania, Dybwad, 1899. 18 S. 8.

Prüfung des Stückes von ästhetischen Gesichtspunkten aus unter Bezugnahme auf viele (doch nicht alle) früheren Kritiker. Manches wird wohl jederzeit einer unbedingten Hochschätzung des Werkes im Wege stehen auch bei denen, die es wie billig mit dem Mafsstabe der Zeit seiner Entstehung messen: so die Thatsache, dafs der Übertritt zum Christentum dem inneren Leben des Helden weder neue Ziele noch neuen Inhalt giebt, kaum anderem Raum läfst als einem thörichten Eifern gegen die Götter, die eben noch die seinen waren, und einem ungestümen Langen nach der Krone des Blutzeugen; dann die andere, dafs seine Gattin zunächst nur durch Pflichtgefühl und Kindesgehorsam an ihn gebunden erscheint, so dafs auch des Zuschauers Teilnahme sich eher dem Severus zuzuwenden geneigt wird; die Bekehrung des Felix, die er allerdings dem unmittelbaren Eingreifen der 'Gnade' zuschreibt, die der Zuschauer aber auch menschlich sollte begreifen können; das fast komisch wirkende Schwanken des Bekehrers Nearchus, der so gewichtige Gründe hat am Leben zu bleiben und doch zuletzt durch den jungen Bekehrten sich in den Tod reifsen läfst. Wenn das französische Publikum, 'lequel pour le goût surpasse sans conteste tous les publics de l'univers' (1 S. 7), bis heute das Stück günstig aufgenommen hat, so würde auch diese Thatsache zunächst etwas genauer zu untersuchen sein; es würde sich fragen, was für Zuschauer vorzugsweise sich zu den Aufführungen einfinden, und welcher Art die Befriedigung ist, die ihnen gewährt wird. — Hat wirklich Boileau über das Stück sich nie geäufsert (S. 3)? Man findet öfter, z. B. bei Geruzez, Théâtre choisi de Corneille, S. XXXII, angeführt, dafs er es ganz besonders hochgestellt habe; doch weifs ich im Augenblick nicht zu sagen, wo das geschehen sein mag. In der Vorrede zur letzten Ausgabe seines Longinus hat er bekanntlich die ersten drei Akte des Horace als das Beste bezeichnet, was Corneille gelungen sei; in der siebenten seiner Reflexionen spricht er von ihm nur im allgemeinen.

Berlin. Adolf Tobler.

Charles Carlton Ayer, The tragic heroines of Pierre Corneille. A study in French literature of the seventeenth century. (Dissertation.) Strafsburg. Printed by J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 1898. 8°. 141 pp.

Mr. Ayer, associate professor of Romance languages an der Staatsuniversität Boulder, Colorado, versucht in seiner auf Professor Gröber's Anregung unternommenen Abhandlung über die tragischen Heldinnen Corneilles die Frage zu beantworten: warum sind Corneilles Frauengestalten mit wenigen Ausnahmen heutzutage vergessen? Die Antwort des Verfassers, um dies gleich vorwegzunehmen, lautet: weil sie psycho-

logisch unwahr, weil sie mechanisch, nach einem bestimmten System, nach Regeln und Formeln geschaffen sind. Corneille, so meint Ayer, muſs im Laufe seiner langen dramatischen Laufbahn zu einer ziemlich bestimmten Auffassung über die wesentlichen Eigenschaften einer tragischen Heldin gelangt sein, und welcher Art diese Auffassung war, läſst sich feststellen einerseits durch Schlüsse aus gewissen Bemerkungen in seinen *Discours*, *Avertissements* und *Examens*, andererseits durch Zusammenstellung der einzelnen Züge, die der Dichter mehr oder weniger unbewuſst, geleitet durch Gefühl und Geschmack, seinen weiblichen Charakteren verlichen hat. Der erste Teil der Untersuchung beschäftigt sich demgemäſs mit Corneilles Äuſserungen zur Theorie des Dramas. Da sich indessen aus ihnen allein nicht allzuviel über seine Auffassung des Charakters der tragischen Heldin schlieſsen läſst, so nimmt schon hier Ayer häufig Bezug auf die von Corneille geschaffenen Charaktere selbst, die ihm dann ausschlieſslich den Stoff für den zweiten Teil der Abhandlung bieten. Ayer zeichnet das Bild der Corneilleschen Heldin folgendermaſsen (I. Nach Corneilles theoretischen Äuſserungen): Sie ist von aristokratischer Geburt und besitzt einen vornehmen, wohlklingenden Namen. Sie ist von einer Vertrauten begleitet, die ihr Anlaſs und Gelegenheit zur Aussprache bietet, und sie begegnet einer Rivalin, der sie oft in groſsen Scenen und Wortkämpfen gegenübertritt. Sie ist von irgend einem groſsen Interesse, Vaterlandsliebe, Politik, Ehrgeiz oder Rache beseelt, dem sie die Liebe unterordnet; sie besitzt politische Einsicht, soll unsere Bewunderung erwecken und (nach Ayers Auffassung) die Verkörperung einer abstrakten Eigenschaft oder eines historischen Gedankens sein. Ihren Racheplan versucht sie entweder ohne fremde Hülfe zu verwirklichen oder dadurch, daſs sie verspricht, ihren Rächer zu heiraten. Selten übrigens kommt es in Corneilles Tragödien zur Ausführung ihrer Rache und Drohungen. (II. Nach Corneilles Tragödien:) Corneilles Heldin besitzt, wie der Dichter, der sie geschaffen, ein groſses Selbstbewuſstsein, das sich in verschiedener Weise äuſsert: einmal in dem beständigen Betonen ihrer 'gloire' (und zwar nicht nur wenn ein Zeilenausgang wie *victoire*, *croire*, *mémoire* dazu einlädt), dann wieder in ihrer Gewohnheit, von sich selbst mit Nennung ihres Namens zu sprechen. Trotz groſser Geneigtheit zum Seufzen und Vergieſsen von Thränen versteht sie es doch wohl, gleich den Damen der vornehmen Gesellschaft zu Corneilles Zeit, sich zu beherrschen, ihren Schmerz zu verbergen oder zurückzudrängen, selbst in Augenblicken der Erregtheit zu argumentieren und die Formen der feinen Lebensart zu beobachten. Mit den Preziösen des siebzehnten Jahrhunderts hat sie die Neigung zur Selbstbetrachtung und Analyse ihrer Gefühle gemein, und Worte und Zeichen der Zärtlichkeit und Vertraulichkeit zwischen ihr und ihrem Liebhaber sind verpönt. Bei aller gesuchten Feinheit verrät die Sprache der Corneilleschen Heldin doch hier und da das gallische Temperament des Dichters, ihr Witz streift sogar gelegentlich ans Burleske, doch artet er niemals in Roheit aus. Was die äussere Erscheinung von Corneilles Heldinnen betrifft, so kommen in seinen Tragödien nur unbe-

stimmte Hinweise auf ihre Schönheit, insbesondere ihre schönen Augen vor. Ihr Alter ist meist unbestimmt gelassen, und wo es etwa angegeben ist oder sich ungefähr berechnen läfst (wie bei Pulchérie in *Pulchérie*, Rodogune, Viriate), hat es keinen wahrnehmbaren Einflufs auf ihr Benehmen.

Seine wohl überlegten und gewandt geschriebenen Darlegungen hat Ayer meist durch reichliche, gelegentlich durch überreichliche Belege gestützt. Was man in seiner Abhandlung zu finden gewünscht hätte, sind häufigere Erwägungen, ob und wieweit Corneille in seiner Darstellung der tragischen Heldinnen von früheren oder zeitgenössischen Dichtern beeinflufst ist oder von ihnen abweicht. Ayer sagt selbst von Corneille: *he owed much, especially in the matter of minor details, to his literary ancestors and contemporaries*, und gelegentlich (wie S. 51) weist er auch auf die Quelle gewisser Charakterzüge der Corneilleschen Heldinnen hin. Aber mir scheint, dafs zum Beispiel der Einflufs der Senecaschen Medea und der Castroschen Ximena, der beiden von Corneille zuerst nachgebildeten tragischen Heldinnen, auf die Entwicklung seines Heldinnentypus noch stärker hätte hervorgehoben werden müssen: Stolz, Verfolgung von Racheplänen, starkes Ehr- und Pflichtgefühl sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser beiden und der meisten späteren Corneilleschen Heldinnen.

Aus Seneca stammt wohl auch die Neigung der Heldinnen, von sich mit Nennung des eigenen Namens zu sprechen. Senecas Medea (vgl. *Medea* vv. 8, 166, 516, 524), Hercules (im *Hercules furiens*), Tantalus, Atreus und Thyestes (im *Thyestes)*, Oedipus (in den *Phoenissae)*, Jocasta (im *Oedipus)* sprechen in gleicher Weise von sich.

Die häufige Verwendung kurzer Rede und Widerrede bei Corneille nennt Ayer einen nationalen Charakterzug, und er glaubt ihren Ursprung in den Anfängen der französischen Dichtung nachweisen zu können. In den beiden altfranzösischen Beispielen, die er citiert, und in vielen anderen begegnet sie in der That, mir scheint aber, dafs es nützlicher gewesen wäre, auf die unmittelbaren Quellen hinzuweisen, aus denen Corneille diesen stilistischen Kunstgriff geschöpft hat. Da er schon in *Mélite* vorkommt (vgl. I. 2, IV. 1, V. 5), so wird man an Hardy[1] als Quelle denken, der ihn gleichfalls kennt (vgl. z. B. *Dorise* I. 1, II. 1, V. 1); andererseits ist der zugespitzte Dialog in Corneilles *Médée* zweifellos auf den Einflufs Senecas zurückzuführen (vgl. *Medea* vv. 155—175, 193—200, 290—297, 490—530).

Noch ferner liegt es, den Gebrauch des Wortes 'gloire' = 'Ehre, guter Ruf' seitens der Corneilleschen Heldinnen mit dem Gebrauch desselben Wortes im altfranzösischen *Mystère d'Adam*, wo es die Bedeutung 'himmlische Herrlichkeit' hat, zu vergleichen. Dagegen wäre es von Interesse gewesen, zu hören, seit wann das Wort 'gloire' in dem Sinne, den es bei

---

[1] Vgl. *Examen de Mélite:* Cette pièce fut mon coup d'essai ... Je n'avois pour guide qu'un peu de sens commun, avec les exemples de feu Hardy ... et de quelques modernes qui commençoient à se produire.

Corneille hat, gebraucht ist, ob das so häufige Betonen der 'gloire' der Frau eine Besonderheit der Corneilleschen Tragödie ist oder sich schon bei Corneilles Vorgängern findet. Bei den letzteren ist jedenfalls *honneur* das üblichere Wort, doch kommt auch *gloire* als Synonym bei ihnen schon vor: Hardy (*Félismène* v. 478) nnd Mairet (*Sophonisbe* v. 370) gebrauchen es gelegentlich so. Wenn Corneille Chimène so häufig von ihrer 'gloire' reden läfst, so folgt er darin nur G. de Castro, dessen Ximena ebenfalls beständig auf ihre Ehre bedacht ist (vgl. *Las Mocedades del Cid,* Com. I, vv. 1176, 1197, 2060, 2092, 2117, 2937, auch 1940, 2642).

Die Neigung der Heldinnen Corneilles zum Vergiefsen von Thränen hält Ayer wieder für ‚durchaus national', und er verweist dabei auf die provenzalische und altfranzösische Litteratur, auf die Klagen der Gräfin von Die und das Weinen der Ritter im Rolandslied. Aber auch Senecas Medea weint (*Medea* v. 293), Castros Ximena nnd Doña Urraca vergiefsen manche Thräne (vgl. *Las Mocedades del Cid,* Com. I, vv. 1779, 1825, 1893, 1944, 2721), nnd gleich dem alten Horace weinen nicht nur Karl der Grofse und Roland im Rolandslied, das Corneille nicht kannte, sondern auch Diego Laynez in den *Mocedades* (vv. 2043—4), die er kannte. Das Weinen in den Corneilleschen Tragödien wird daher nicht aus dem nationalen Charakter zu erklären sein, sondern ist rein menschlich, nnd der Dichter scheute sich nicht, seine Heldinnen Thränen vergiefsen zn lassen, weil seine Vorgänger Seneca, G. de Castro, Montchrestien (vgl. *La Cartaginoise* in Petit de Jullevilles Ansgabe S. 120, v. 2 von unten), Hardy (vgl. *Panthée* vv. 702, 798), Mairet (vgl. *Sophonisbe* v. 892) sich nicht davor gescheut hatten.

Für die häufige Erwähnnng der schönen Augen seiner Heldinnen in Corneilles Tragödien hält Ayer wieder eine Erklärung aus der mittelalterlichen Dichtung für möglich: 'If we care to examine the sentimental poetry of the middle Ages, we shall find that they are a favorite theme of the old troubadours' (S. 125) und er citiert Bernart de Ventadorn. Mir scheint eine solche Erklärung entschieden abgelehnt werden zu müssen. Dagegen wäre es in diesem Zusammenhang erwähnenswert gewesen, dafs Kinne in seiner Dissertation 'Formulas in the language of the French poet-dramatists of the seventeenth centnry' S. 27 die sprichwörtlichen 'beaux yeux' im französischen Drama bis auf Garnier zurückverfolgt hat. Der Unbestimmtheit in den Hinweisen auf die Schönheit der Corneilleschen Heldinnen stellt Ayer wieder die ausführlichere Schilderung weiblicher Schönheit bei altfranzösischen Dichtern gegenüber. Lehrreicher wäre es gewesen, Corneille in dieser Beziehung mit Hardy zu vergleichen: der spätere Dichter weicht hier durchaus von dem Verfahren seines Vorgängers ab.

S. 24—5 bespricht der Verfasser gewisse Änderungen, die Corneille mit den Namen seiner Personen vornahm, z. B. die Änderung des Namens Hildécone in Ildione (im *Attila*), und erklärt die letztere Änderung folgendermafsen: ‚Corneille, however, was quite right in softening down the name of his heroine, and above all in banishing the harsh guttural from

it. The year 1667 had come, a new era had dawned. Racine was already in full competition with Corneille and had set a new fashion with his melodions Greek names.' Aber Corneille selbst hatte doch schon lange vorher selbst melodische griechische Namen gebraucht: man sehe nur Ayers eigene Abhandlung S. 17—19.

Ayers Ansicht, Corneille sei in der Entwicklung seiner Charaktere beeinflufst worden durch das Bestreben, in ihnen eine abstrakte Eigenschaft oder einen historischen Gedanken zu verkörpern, halte ich nicht für hinreichend gestützt. Corneille selbst sagt einmal (im *Examen de Nicomède):* 'Mon principal but a été de peindre la politique des Romains au dehors, et comme ils agissoient impérieusement avec les rois leurs alliés; leurs maximes pour les empêcher de s'accroître, et les soins qu'ils prenoient de traverser leur grandeur quand elle commençoit à leur devenir suspecte à force de s'augmenter et de se rendre considérable par de nouvelles conquêtes. C'est le caractère que j'ai donné à leur république en la personne de son ambassadeur Flaminius', und Balzac erzählt (in einem Brief an Corneille vom 17. Januar 1643) von einem seiner Nachbaren, der, nicht ohne Grund, gesagt habe, Corneilles Émilie (im *Cinna*) sei 'la rivale de Caton et de Brutus dans la passion de la liberté'. Diese Äufserungen Corneilles und Balzacs reichen doch aber nicht aus, um die Aufstellung zu begründen, dafs nach Corneilles Anschauung die tragische Heldin 'must have an abstract or historical signification, apart from representing merely a being of flesh and blood' (S. 41).

Ayer sagt ferner (S. 40), dafs die tragische Heldin nach Corneilles Plan Bewunderung hervorrufen soll. Dies ist wahrscheinlich durchaus richtig, aber aus der angezogenen Stelle aus dem *Examen de Nicomède* geht es nicht hervor. Vielmehr hätte der Verfasser sich auf die Stelle des ersten *Discours* berufen sollen, wo Corneille die Bedeutung des aristotelischen Ausdrucks χρηστὰ ἤθη bespricht: 's'il m'est permis de dire mes conjectures sur ce qu'Aristote nous demande par là, je crois que c'est le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. Cléopâtre, dans Rodogune, est très-méchante ... mais tous ses crimes sont accompagnés d'une grandeur d'âme qui a quelque chose de si haut, qu'en même temps qu'on déteste ses actions on admire la source dont elles partent.'

Auf S. 61 scheint mir Ayer eine Stelle aus Corneilles *Discours* in nicht zutreffender Weise zu verwerten. Corneille spricht sowohl im ersten wie im zweiten *Discours* von Lösungen des dramatischen Knotens, die durch einen neuen Entschlufs der Personen herbeigeführt werden. Ein solcher neuer Entschlufs mufs indessen nach Corneille nicht bewirkt werden 'par un simple changement de volonté, mais par un événement qui en fournisse l'occasion'. Man darf daher offenbar nicht von Corneille sagen: The heroine's bloody threat he purposely averted 'par un simple changement de volonté.'

Ich will meine Besprechung nicht durch eine Aufzählung der ziemlich

zahlreichen Druckfehler des Buches, die sich meist leicht verbessern lassen, verlängern, doch möchte ich mein Bedauern darüber nicht zurückhalten, dafs in ein wissenschaftliches Buch zur französischen Litteraturgeschichte der von englischen Journalisten oft gebrauchte, pseudofranzösische Ausdruck 'double entendre' im Sinne von 'Doppelsinn' Eingang gefunden hat (S. 116).

Hoffentlich werden die kleinen Ausstellungen, bei denen ich mich vielleicht reichlich lange aufgehalten habe, nicht den Eindruck hervorrufen, als ob ich die Zuverlässigkeit von Ayers Untersuchung herabsetzen wolle. Im grofsen und ganzen scheint mir vielmehr der Verfasser seine Aufgabe gut und gewissenhaft gelöst zu haben, und sein Buch bildet einen schätzenswerten Beitrag zur Poetik der französischen Tragiker.

Cambridge (England). E. Braunholtz.

Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam. Lateinischer Text und provenzalische Übersetzung mit Einleitung von Dr. F. Ed. Schneegans, Privatdozenten an der Universität Heidelberg. Halle a. S., Niemeyer, 1898. 75, 270 S. kl. 8. (Romanische Bibliothek, herausgeg. von W. Foerster, Nr. 15.)

Die lateinische Erzählung des XIII. Jahrhunderts, die unter dem (nicht ganz zutreffenden) Namen Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam geht, auch häufig als Chronik des Pseudo-Philomena bezeichnet wird, enthält in den umfangreichsten, mit besonderer Liebe ausgearbeiteten Abschnitten, welche von der auf Karl den Grofsen zurückgeführten Gründung des Klosters La Grasse (Aude) berichten, nur Legenden von geringem geschichtlichem oder poetischem Wert. Von gröfserer Bedeutung ist sie für die Kenntnis der französischen Heldensage, aus der sie eine Anzahl früher und später Bestandteile, wie die Siege des Kaisers über die Sarazenen und die Eroberung Narbonnes, aufgenommen und um den frommen Kern gelagert hat. Herr F. Ed. Schneegans, dem wir schon eine vortreffliche Untersuchung dieser Quellen[1] verdanken, legt nunmehr eine neue Ausgabe des Werkes selbst vor, welche die ältere von Sebastiano Ciampi (Florenz 1823) zu ersetzen bestimmt ist, und einen kritischen Text der provenzalischen Übertragung, von der bisher nur Bruchstücke gedruckt worden waren,[2] die aber als wertvolles Sprachdenkmal wie als Zeugnis fortdauernder Beschäftigung mit dem epischen Stoffe eine vollständige Veröffentlichung verdiente.

Der litterarhistorische Teil der Einleitung schliefst sich zunächst (S. 1—32) an die bereits erwähnte Schrift an, deren wichtigste Ergebnisse er nochmals vorführt, gelegentlich berichtigt. In klarer und ansprechender Form wird auseinandergesetzt, wie der geistliche Verfasser der Gesta

[1] Die Quellen des sogenannten Pseudo-Philomena und des Officiums von Gerona zu Ehren Karls d. Gr. Strafsburger Dissertation 1891.

[2] Von Du Mège in der Hist. gén. de Languedoc, t. II (add.), S. 16 ff.

sich mit den Angaben über den Bau der Abtei und die Schicksale ihrer ersten Bewohner auf urkundliche Zeugnisse und lokale Überlieferung stützt, aber kritiklos Zustände der Gegenwart in die Vergangenheit hineinträgt und zahlreiche Entlehnnngen aus Heiligenleben einflicht. Bei der Zergliederung der weltlichen Elemente wird der Nachweis versucht, dafs der doppelten Schilderung von den vergeblichen Angriffen der Ungläubigen auf La Grasse eine Aufzeichnung über dessen Schicksale nach der berühmten Schlacht am Orbieu zu Grunde liegen kann. Weiterhin bespricht Schneegans den Zusammenhang des Werkes mit dem lateinischen 'Officium von Gerona zu Ehren Karls des Grofsen' (XIV. Jahrh.), das auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht, die von einem Zuge des Kaisers über die Ostpyrenäen nach Spanien wufste; die engen Beziehungen zur chanson de geste 'Aymeri de Narbonne', welche die Einnahme dieser Stadt in ähnlichem Sinne, wenn auch mit gröfserer Kunst berichtet und in ihrer ursprünglichen Gestalt dem Inhalt unserer Chronik noch näher gestanden haben wird; endlich einige Berührungen mit anderen Sagenmotiven. Die folgenden Ausführungen (S. 32—40) über die unmittelbare Vorlage jenes sonst unbekannten Mönches, der sich Guillermus Paduanus nennt und, wie ziemlich sicher nachgewiesen wird, seine Arbeit in den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts vollendet hat, scheinen mir nicht unanfechtbar. Die *ystoria* des angeblichen Filomena, die er am Anfang wie am Schlusse als seine Quelle bezeichnet, soll bald eine 'Kompilation der Lokalgeschichte Südfrankreichs in der Zeit der Kämpfe gegen die Sarazenen' (S. 34), bald gar eine 'Sammlung vorlitterarischer Epen' (S. 39) in provenzalischer Mundart gewesen sein. Damit geschieht ihr wohl zu viel Ehre. Sie braucht nicht an Umfang und Inhalt die Gesta erheblich übertroffen zu haben, da sich Wilhelm nur zu unwesentlichen Kürzungen bekennt, für die ihm seine Leser gewifs zu Dank verpflichtet sind; sie braucht nicht in einer anderen als der lateinischen Sprache abgefafst zu sein, da *translatare* (Z. 29) nicht immer 'übersetzen', sondern auch 'abschreiben' bedeutet (s. Du Cange); sie braucht nicht provenzalisch gewesen zu sein, da sich die wenigen (nicht einwandfreien) Provenzalismen, die Schneegans (S. 37) im lateinischen Texte auftreibt, bei einem Südfranzosen auch ohne eine solche Voraussetzung erklären.

Der Sprache der provenzalischen Übertragung ist ein eigener Abschnitt (S. 50—75) gewidmet. Alle wichtigeren Punkte der Laut- und Formenlehre, auch Einzelheiten der Syntax werden kurz, aber völlig ausreichend erörtert, Übereinstimmungen und Abweichungen in der Schreibung der beiden Hss. sorgfältig angegeben. Zum Vergleich zieht der Verfasser eine Anzahl Urkunden aus Mahuls Cartulaire de Carcassonne mit Vorteil heran; auch einige Patoistexte müssen bei der Dialektbestimmung Aushilfe leisten, werden aber nicht immer mit der Vorsicht verwandt, die nötig ist, wo die Zwischenstufen vom Alten zum Neuen nicht klar sind (s. z. B. das über den Artikel Gesagte, S. 69). Diese Untersuchungen, die durch eine eingehendere Benutzung der grammatischen Litteratur noch hätten gewinnen können, bestätigen die naheliegende Vermutung, dafs die

Gesta in La Grasse selbst oder doch in der Umgegend übersetzt, auch die Mss. dort angefertigt worden sind. Über die Entstehungszeit der Übertragung wird dagegen nichts Genaueres ermittelt, was kaum anders zu erwarten war; man mufs sich daher mit der paläographischen Feststellung begnügen, dafs die Hss. aus dem XIV. Jahrhundert stammen. Unter diesen Umständen war es angezeigt, die Hs. B, welche als die ältere und zuverlässigere mit Recht dem Texte zu Grunde gelegt worden ist, auch orthographisch fast unverändert wiederzugeben. Wenn dagegen Schneegans in wesentlichen Punkten ihre Schreibung zu normalisieren sucht, sogar in einzelnen Fällen von ihr abweicht und dann teils die mehr mundartlich gefärbte Hs. P berücksichtigt, teils dem Bilde folgt, das er sich von der Sprache des in Betracht kommenden Gebietes macht (man fragt sich nur, um welche Zeit?), so sind die Grundlagen dieses Verfahrens im allmeinen nicht fest genug, um der Hoffnung Raum zu geben, man sei dem Zustande der Urschrift hiermit erheblich näher gekommen. Was z. B. über die verschiedenen Gestalten des Suffixes *-aria* auf S. 54 vorgetragen wird, rechtfertigt kaum die Bevorzugung von *-ieyra* vor *-iera* und *-eyra*. Eine strengere Scheidung von Aussprache und Orthographie bei den Erörterungen über auslautendes *nt* würde davon abgehalten haben, durchweg ein *-ns* durch *-ntz* zu ersetzen (S. 62). Die interessanten Beobachtungen über das Nominativ *-s* beim Prädikatsnomen (S. 68) sind nicht ohne Gewalt auf den Text anzuwenden. Dafs die 3. plur. auf *-an* (= lat. *ant)*, die meistens der analogischen Form auf *-on* gewichen sind, stets wiederhergestellt werden, wird schlecht mit der vagen Behauptung begründet, *-on* sei 'spät (wenn auch vor dem XV. Jahrh.)' durchgedrungen (S. 70); man versteht dann nicht, wie die Hs. P, die 1325 geschrieben, und die Hs. B, die noch älter sein soll, fast nur *-on* zeigen können.[1] Bewegt sich die Erklärung der sprachlichen Thatsachen gewöhnlich in ziemlich engen Grenzen, so geht der Verfasser bei seinem Bestreben, auf Schritt und Tritt Katalanismen aufzuspüren, oft für mein Gefühl zu weit, zumal wenn solche Erscheinungen auch sonst auf prov. Boden gefunden worden sind, wie die Inchoativbildungen auf *-esc*, conj. *-esca* bei Verben auf *-ir* (S. 72) von Levy, Lit.-Bl. 1898, Sp. 292, oder die enklitische Verwendung von *ls* als dat. pl. des Pronomens (S. 69) zuletzt von Tobler, Arch. Bd. CI, S. 466.[2]

---

[1] Warum u. a. *feses* statt *fes* 'überall durchzuführen' war (S. 73), erfährt der Leser nicht; doch kann er sich hier wie anderswo mit der Wahrnehmung trösten, dafs es keineswegs 'überall' geschehen ist. War schon bei der Auswahl der Punkte, in denen die Orthographie vereinheitlicht werden sollte, eine gewisse Willkür schwer zu vermeiden (*s* und *c*, *s* und *z* sind z. B. nicht unterschieden worden), so scheint sich der Herausgeber auch nicht immer über seine Grundsätze klar gewesen zu sein: z. B. werden anfänglich *stec* 35, *Spanha* 96 in *estec, Espanha* geändert, aber später ein solches *e* auch nach konsonantischem Wortauslaut nicht mehr ergänzt; *Dieus* als acc. wird 226, 337 verbessert, aber 707, 1055 mit Recht behalten u. dgl. Wurde statt *i* mit kons. Wert meist *j* geschrieben, so war auch für *j* mit vok. Wert *i* einzusetzen.

[2] Diese beiden Aufsätze konnte Herr S. noch nicht kennen. Über *ivas* (s. Gloss.) und über Ableitungen von *genuculum* mit anlautendem *d* (S. 58, A. 1) hat

Im einzelnen bemerke ich noch: In *morteudat* (S. 54) ist *eu* nicht aus *al* vor Kons. entstanden, sondern durch Suffixvertauschung zu erklären. — Die Fassung der Regel: '*n* ebenso *r*, *s* vor Kons. werden sporadisch zu *y*' (S. 62), ist nicht besonders glücklich. Für *n*>*i* sehe ich kein sicheres Beispiel, da *vey(t'en)* 1327 meines Erachtens nicht auf *ven* zurückgeht, sondern auf *vai*, wo *ai* dasselbe Schicksal erlitten hat wie in den (allerdings nicht ganz gleichartigen) Formen *ey*, *adomplirey* (S. 72) und *sey* 2246 (nicht erwähnt) — s. P. Meyer, Rom. XXVI, 255. Unter *r*>*i* sind verschiedene Vorgänge in einen Topf geworfen worden; keinesfalls gehörte *vays* aus *vas* (Praepos.) hierher, das den beginnenden Übergang von auslautendem *s* zu *i* zeigt wie *eis* (S. 72). — *pane* 1261 ist nicht 3. sg. conj. praes. von *penre* (!), wie man S. 73 lesen kann, sondern von *panar* (lat. Text: *furari*).[1]

Den besonnenen Ausführungen (S. 40—50) über das Verhältnis der lat. und der prov. Hss., neben denen noch eine anderwärts gedruckte frz. Übertragung (XVIII. Jahrh.) berücksichtigt wird, darf man zustimmen und die Anwendung der sich hieraus ergebenden Grundsätze für die Gestaltung der Texte geschickt und glücklich nennen. Bei abweichender Auffassung, die oft genug festzustellen war, hat Schneegans meistens zwischen den beiden Versionen zu vermitteln gesucht, aber stets mit der Möglichkeit von Mifsverständnissen und Versehen des Übersetzers gerechnet, besonders bei der Behandlung von Namen und Zahlen.[2] Z. 263 des lat. Textes ist die Lesart von LC *portavit ei vas quoddam plenum vino et ciphum*, die zu dem prov. *de vi et enap* pafste, ohne Not in *ciphum plenum vino* geändert, da *vas quoddam* nicht Glosse zu *ciphum* ist, wie die Anm. zu S. 35 behauptet, sondern zu einem ausgefallenen Worte, etwa dem Namen eines Gefäfses, aus dem der Wein in den Becher gegossen wurde — 716 *comite egevensi*, l. *angevensi* (oder *engevensi)* wie 384, bez. 2778 — 745 Fragezeichen hinter *venerunt* — 833 *quum*, l. *quoniam* — 992 *fuit*, l. *fecit* — 1984 füge *christiani* ein — 2147 l. *et in commemorationem eorum et gloriam* — 2228 *tum*, l. *tantum (= solament)*.[3] Im prov. Texte

---

inzwischen Jeanroy gehandelt (Vie provençale de sainte Marguerite, Toulouse 1899, S. 8; Auszug aus Annales du Midi, Bd. XI).

[1] Erwähnt hätte werden sollen, dafs *ss* nach *i* bald *sh*, bald *sx* geschrieben wird (*conoysshia* 258 — *conoysxem* 477); *siretz* 2510, *tinem* 2353 mit *i*; die Verbindung *soy avutz* 1270 (Meyer-Lübke II, 385).

[2] Auch dafür verdient der Herausgeber Dank, dafs er beide Texte Zeile für Zeile nebeneinander abgedruckt hat. Nur hätte eine genaue Übereinstimmung zwischen ihnen immer auch durch gleiche Interpunktion hervortreten sollen, soweit es die Natur der beiden Sprachen erlaubte. Fast auf jeder Seite findet man aber Beispiele von dem Gegenteil, wodurch Vergleiche unnötig erschwert werden. Die Zeichensetzung ist überhaupt ziemlich willkürlich und dürftig; freilich habe ich trotz redlichen Bemühens nicht ersehen, welche anderen Grundsätze Schneegans in diesem Punkte hat aufser dem S. 50 ausgesprochenen, möglichst wenig zu interpungieren.

[3] An blofsen Druckfehlern habe ich notiert: 1616 l. consolationem, 1908 redderetis, 2136 Germanum, 2917 necessarium, 3065 pretiosissimi, 3129 monasterium.

korrigiere *liuran* 171 — *vengutz* 181 war zu behalten — 731 *mostesia*, l. *mostesa*[1] (= *madefacta*) — 735 korr. *l'endema* — 788 setze Semikolon hinter *Niela* — 895 Aus der arg verderbten Stelle hat Schneegans zu Unrecht geschlossen, dafs Ganelon in den Gesta als Schwager Karls d. Gr. angesehen werde; denn *cuiat* (*e'l cuiat de Karles Gaynes*) brauchte nicht in *cueinhat* geändert zu werden, da sich *privat* bietet (das Original bleibt mir trotz der S. 37, Anm. 2 versuchten Erklärung unverständlich) — 908 Komma hinter *Lerida* — 1067 *dentz*, l. *detz* (= *digitos*), da dieses Versehen eher dem Schreiber zur Last fällt — 1136 Komma hinter *corsses*, Semikolon hinter *vida* — 1208 streiche *et* nach *Chartres* — 1785 *totz*, l. *tost* (= *velociter*) — 1834 *nos*, l. *vos* — 2212 korr. *car vendrey* — 2250 l. *e, que pus val, huey* — 2360 l. *acosselham* — 2478 Komma hinter *donar* — 2540 streiche *et* — 2637 *maiti* ist mir verdächtig — 2763 korr. *que·s* — 2843 l. *E Tornabelh can fo dressatz ni Falco, e T.* — 2916 korr. *pus que* und 2932 *per que·t* — 2916 *Ayssi so avia endevenir* ist kaum zulässig (= *Ita erat necessarium evenire*); ergänze *obs* — 3041 korr. *l'autre* — 3083 ist B mit Hilfe von P zu verbessern: l. etwa *e l'autre, so es un sauteri, am postz de cipres.*

Die Anmerkungen geben aufser Berichtigungen und Erläuterungen des Textes auch zu Personen und Thatsachen interessante Nachweise aus Geschichte und Dichtung; leider sind nicht alle Ortsnamen in ihnen identifiziert worden. Das Glossar ist mit Umsicht und Sorgfalt gearbeitet. *acorre* wird auch transitiv gebraucht 2664 (*fon acorregutz* = *habuit succursum*). Für *armar* 'ruhen, rasten' (?) ist wohl *alenar* einzuführen. *aura* (= *hora*) 2546, 2994 fehlt. *escondir* heifst auch 2834 nicht 'vorgeben', sondern 'zur Rechtfertigung sagen'. *espessejar* kann nicht mit 'zertrümmern' übersetzt werden, wo es von Menschen gebraucht wird. *pleiar de* mit Inf. 1840 heifst nicht 'können', sondern 'eine Gewohnheit annehmen'. Ein zuverlässiges Verzeichnis der Eigennamen[2] beschliefst die treffliche Ausgabe, zu deren Aufnahme man der Romanischen Bibliothek Glück wünschen darf.

Breslau. Alfred Pillet.

Grundrifs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch von Gio. Meli. 4. Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1897. VI, 157 S. 8.

Das vorliegende elementare Lehrbuch empfiehlt sich äufserlich durch die Kürze und den klaren Druck, innerlich durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und sprachliche Korrektheit des Textes. In der Auswahl des

[1] Diese Form kann allerdings nicht auf **müscidus* zurückgehen, aus dem das Dictionnaire Général jetzt frz. *moite* erklärt, sondern auf ein **müstidus*, zu dem limous. *mòusti* bei Mistral passen würde.

[2] Der Robertus de Rossilione, der Z. 1155 genannt wird (von dem Übersetzer mifsverstanden), hätte nicht mit dem Baumeister von La Grasse verwechselt werden sollen.

grammatikalischen Materials sowie in der Darstellung desselben wird es jedoch berechtigten Ansprüchen keineswegs gerecht. Unentbehrliches fehlt (z. B. die Liste der Verben auf *ire* mit den nicht inchoativen Präsensformen; die Angabe, dafs Adjektive wie *asiatico, sardegnuolo, bergamasco, leopardiano* u. dgl. stets hinter das Hauptwort treten; die Verkürzung von *grande* u. a.). Unter dem Bestreben des Verfassers, die Regeln 'so kurz und bündig als möglich zu geben', leidet öfters bedenklich ihre Genauigkeit (z. B. bei der Bildung einer weiblichen Mehrzahl auf *a* zu männlicher Einzahl), während andererseits die Fassung mancher Regel bedeutend straffer sein könnte, wie z. B. die hier auf sechs Paragraphen ausgedehnte Hauptregel von der Pluralbildung, die doch den kurzen Wortlaut haben könnte: das *a* der Feminina wird in der Mehrzahl zu *e*; in allen anderen Fällen wird der Endvokal zu *i*! Unrichtig ist es, zu sagen: *che ora fa*, wie auch *ci abbiamo rovinata la salute*, ferner z. B. zu behaupten, das unbetonte persönliche Fürwort würde nur dem bejahten Gerundium angehängt, und weiter, *se, ove, quando* hätten den Konjunktiv nur nach sich, wenn im Aussagesatz ein Condizionale steht!

Unerhört oberflächlich ist das Kapitel der Aussprache vom Verfasser behandelt worden. Er betrachtet nämlich den doppelten Lautwert von *e* und *o* (den von *s* und *z* scheint er gar nicht zu kennen!) als eine 'durchaus müfsige Frage'. Wahrlich, ein ebenso eigenartiger wie bequemer Standpunkt! Ich meine, es läfst sich mit ihm darüber nicht einmal ernsthaft rechten. Aber selbst die paar dürftigen Regeln, zu denen er sich wirklich herbeiläfst, sind nicht einwandfrei aufgestellt. So soll z. B. in Wörtern wie *dieci* und *scuola* 'jeder Vokal nach seinem Werte' gesprochen werden. Eine gründliche Umarbeitung dieses ganzen Kapitels würde dem Buche ohne Zweifel aufserordentlich zu statten kommen.

Berlin. Oskar Hecker.

L'Italiano parlato. Frasi usuali giornaliere con trascrizione fonetica di Federico Kürschner. Leipzig, Reisland, 1898. X, 73 S. 8.

Da dieses Werkchen sich in seinem Inhalt auf das engste an die Felix Frankeschen 'Phrases de tous les jours' anschliefst, ist hier nur zu untersuchen, wie der Bearbeiter seine sprachliche und seine phonetische Aufgabe gelöst hat.

Alles in allem bringt er entschieden idiomatisches Italienisch der ungezwungenen Umgangssprache und bietet daher ein brauchbares Mittel zur ersten Einführung in die Konversation. Im einzelnen ist aber noch manches zu verbessern (z. B. mufs es im Untertitel entweder *usuali* oder *giornaliere* heifsen, denn *frasi giornaliere* sind doch notgedrungen *usuali*! Unrichtig sind Formen wie *stammattina* und *stassera*, sowie im Imperativ *non sedetevi*). Viele steife oder schiefe Wendungen müssen ausgemerzt werden. Mir ist besonders aufgefallen § 3 *ho paura di raffreddarmi* (statt *d'infreddare*), 4 *Che! Lei s'è levato il soprabito?* (statt *Come? Lei s'è levato*

il cappotto?), 5 *Una passeggiata in ordine* (statt *buona pass.*), 6 *Al minimo strepito* (statt *rumore*), 9 *Oh, che puzza di rinchiuso qui!* (statt *Che puzzo di rinchiuso che c'è qui!*), 13 *Abbiamo parlato di quanto è possibile* (statt *un po' di tutto*); dem Frankeschen *on dirait qu'il se moque de nous* entspricht nicht *fa come se volesse canzonarci*, sondern genau so *si direbbe che ci vuole canzonare*, 16 *Egli vuole rimaritarsi* (statt *riprender moglie*), 21 *Cela s'oublie facilement* (sc. *de fermer la porte à clef*) heifst auf italienisch *È facile dimenticarsene*, nicht *ciò si dimentica presto*, 27 *Fa si bene il potersi riposare un momento!* (statt *Bene, potersi rip.* u. s. w.), 30 *Non paga la fatica* (statt *non merita il conto*), 48 *È già capace di camminare il suo bambino?* (statt *Va già ritto il s. b.?*), 49 *Se la disturbo il meno possibile* (statt *Se le reco il minimo disturbo*), 51 *il tuo cappello è in terra, levalo subito* (statt *raccattalo subito*), 53 *on ne peut s'en passer* heifst italienisch nicht *'senza di esso non è conveniente'*, sondern *non se ne può fare a meno*. — Äufserst unangenehm berühren die zahlreichen Druckfehler im Texte[1] und die völlige Unkenntnis der Silbentrennungsregeln, wie sie sich in den folgenden typischen Verstöfsen offenbart: 3 *bag-nato*, 10 *riconos-cente*, 16 *pensi-amo*, 18 *sbag-liato*, 23 *procur-armi*, 32 *Gu-ardi*, 41 *gi-orno*.

Und nun zu der phonetischen Seite dieser Arbeit. Vor dem Texte befindet sich eine 'Chiave della pronnnzia', welche die Zeichen der Lautumschrift erklärt und ein paar Winke für die Aussprache erteilt. Einzelnes fehlt, und nicht alles Gebotene erscheint mir einwandfrei. So sagt z. B. der Verfasser von den Doppelkonsonanten: *'sono suoni veramente raddioppiati, benchè non siano pronunziati separatamente.'* Die beiden Bestandteile werden doch aber in der Aussprache deutlich voneinander getrennt, indem die Stimme den ersten dehnt und auf ihm ruht. Weiter lehrt der Verfasser — und das ist immerhin ein Fortschritt unseren Grammatiken gegenüber, welche sich noch immer blutwenig um die Feinheiten der Aussprache kümmern —: *'Sono lunghe le vocali accentuate, quando segue una consonante sola ovvero un' esplosiva con r (b, p; d, t; g, c + r).'* Danach müfste also der betonte Vokal k u r z sein in Wörtern wie *bagno, pattuglia, cifra, sovra, Eraclito, duplice, vispo* u. dgl. In allen diesen Beispielen ist nun aber der betonte Vokal ganz zweifellos l a n g! Die Regel mufs also anders gefafst werden und mufs erweitert und doch kürzer und genauer folgendermafsen heifsen: Der betonte Vokal in o f f e n e r Silbe ist stets lang, er mag seiner Natur nach geschlossen oder offen sein. Das sogenannte Verdoppelungsgesetz (vgl. die Vorrede zu meiner 'Italienische Umgangssprache') ist nach seinem wahren Wesen und vollen Umfange vom Verfasser nicht erkannt worden, wenn er von demselben sagt: *'Esiste nella pronunzia un raddoppiamento cioè quello della conso-*

[1] Z. B. VI *dissopra* 3 *mi dollo*; *piutosto*, 7 *sara*, 12 *de basta*, 14 *accadduto*, 19 *familia*, 23 und öfters *batello*; *dinnanzi*, 28 *altremodo*, 29 *arrabiato*; *corucciati*, 37 *molto lezioni*, 49 *se ne andato*, 50 *alberto*, 52 *demanda*. Aufserdem fehlt der Accent jeden Augenblick auf *si*, *cosi*, *È*!

nante iniziale di una parola preceduta dalla vocale finale di un' altra parola che nel senso si collega colla prima.' In der Lautumschrift wird dieses Gesetz unbegreiflicherweise nicht berücksichtigt. Da der Verfasser aber nur ein nebelhaftes und verzerrtes Bild davon hatte, ist diese Unterlassung allerdings als ein Glück zu betrachten. Doch darf eine phonetische Transskription auf die richtige Darstellung der Verdoppelung unter keinen Umständen verzichten.

Was nun bei einer Prüfung der Lautumschrift unseres Werkchens sofort gerechten Unwillen erregen mufs, sind auch hier wieder die Druckfehler, deren ich — ohne zu suchen — auf 36 weitgedruckten Seiten einige 90 gezählt habe! Eine derartige Unachtsamkeit mufs auf das ernsteste gerügt werden! Daneben bedarf jedoch noch eine längere Reihe von Aussprachefehlern der Richtigstellung. Mit offenem *e* statt mit geschlossenem sind dargestellt: *nei* 'in den' (4); *rincresce* (7), *partecipano* (14); *ma che* (15); *nè* (17); *scherzo* (25); *intiera* (34); *parecchie* (51). Geschlossenes *e* giebt der Verfasser statt des offenen den Wörtern *rovescio* (3); *meta* (52); *America* (54); *ripetermi* (55). Das *o* in *non* läfst er fälschlicherweise offen sein, während er bei *suoi* und *nord* den umgekehrten Fehler begeht. Nach ihm wäre das *i* vor Vokal $= j$ auch in den folgenden Wörtern: *viaggio* (1); *Marietta* (5); *riuscita* (9); *quietare* (54), und ähnlich das *u* halbkonsonantisch in *continuo* (14); *annuo* (37), wie etwa in *guanto* oder *qui*. Beides ist unzutreffend. Mit stimmhaftem *s* ist zu sprechen *sposalizio*, dagegen mit stimmlosem: *riposo* (1); *naso* (7); *posa* (14); *imprese* (16); *presa* (18); *intesi* (23); *desidererei* (31)! Und schliefslich ist das *z* stimmlos in *s'innalza* (3) und in *zuppa* (16), stimmhaft dagegen in *gazosa* (5) und in *Zurigo* (46). Aufserdem ist dem Verfasser unbekannt — unsere Grammatiken wissen natürlich auch hiervon nichts —, dafs bei zusammengesetzten Wörtern der etwaige offene Vokal des ersten Bestandteils trotz Verlegung des Haupttons seinen Lautwert behält und demgemäfs zu sprechen ist, z. B. *fęrrovia* (34), *complętamente* (54) und *pǫrtalettere* (41), *prǫpriamente* (12). Näher auf diese wenig oder gar nicht beachtete Erscheinung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Eine sonderbare Inkonsequenz weist die Behandlung des Diphthongs *uo* auf, indem ganz willkürlich das *u* hie und da eingeklammert steht, wogegen es unrichtigerweise vom Verfasser auch dann gesetzt wird, wenn das dazu gehörige *o* den Ton nicht trägt (z. B. *suonata* (22); *suonato* (38); *suonato* (49). Ebenso wird die Bindung einzelner Wörter durch Verschluckung tonloser Endvokale bald dargestellt, bald nicht. Hier hätte auch darauf hingewiesen werden können, dafs eng zusammengehörige Wörter bei der Aussprache als ein Wortganzes empfunden werden und daher die Konsonanten nach den Gesetzen der Silbentrennung hinüberzuziehen sind, z. B. *u-norecchio, quelluomo, que-stoggi, i-nautunno, pe-raltri* u. dgl. Anerkennend hervorzuheben ist die Darstellung des richtig erkannten Lautwandels von *n* zu *m* vor Labialen (also *um bagno, im mente, bem presto*), nur ist sie lange nicht sorgsam genug durchgeführt worden, und diesen Wandel auch vor Reibelauten eintreten zu lassen (*um filo* [32]; *imfuori* [51]; *imverno* [43]), ist

geradezu falsch! Beifall verdient auch die Kennzeichnung des nasalierten *n* vor Gutturalen, z. B. in *franco, un gruppo, con questo.*

Wir sehen im ganzen also, wie der Verfasser eine gute Aussprache anzugeben bestrebt war, aber hier wie im Texte es an der unerläßlichen Genauigkeit bedauerlicherweise hat fehlen lassen. Da sein Werkchen gefällig ausgestattet, klar gedruckt und billig ist, wird es ja wohl bald eine neue Auflage erleben, für welche dann dem Verfasser eine peinliche Durchsicht nicht dringlich genug ans Herz gelegt werden kann.

Berlin. Oskar Hecker.

Gramática histórico-comparada de la Lengua castellana por el P. Torres. Madrid 1899. 8º mayor. XVI y 490 págs. 7 pesetas.

Esta obra, estimable como ensayo, promete mucho en el título, pero adolece de dos capitales defectos: 1º el de hacer caso omiso de una publicación tan importante como la Gramática de Meyer-Lübke, de la que viene á ser una reducción; 2º el de no aducir datos textuales, defecto este comun á otras obras españolas anteriores, así como el de carecer de buen método. Ya lo dice el mismo prologuista: 'el tratado cuarto es el de la Fonética, y en él es donde verdaderamente empieza la Gramática.' El orden de materias es el siguiente: 'De las lenguas en general. — Resumen histórico de la lengua y literatura castellana. — Signos gráficos. — Fonética histórico-comparada. — Etimología. — Morfología. — Apéndices.' El punto más flaco es el de las etimologías, como ocurre generalmente, no solo en mi país, sino aquí mismo, en Alemania. Especialmente el árabe constituye un magnífico cajón de sastre, al cual van á parar infinidad de vocablos que empiezan por al.

Hay un dejo de antiguo, á lo Mayans y Siscar, en toda la obra. Por ejemplo, se leen afirmaciones como estas: 'los otros idiomas ... hablados en nuestra Península ... el gallego, el catalán, el valenciano, el basco' (pág. 17), lo cual está en contradicción con la nota de la pág. 131, referente al gallego; 'el italiano conserva cierto tinte latino' (pág. 131); 'no puede asegurarse de una manera absoluta que el castellano sea hijo del latin, ni del árabe ...' (pág. 26), etc. En etimologías, hay varias contradicciones, v. gr. Darro, árabe (pág. 37) y lat. Daurus (pág. 128); y las referentes á verbos son falsas á veces, v. gr. deduzca, de deducat. No se hace mérito de la pronunciación antigua francesa, v. gr. en Burdeos (Bordëaus), que el autor cree se debe incluir entre las voces mal pronunciadas (pág. 178). Ni se tiene en cuenta el eufemismo, v. gr. bleu por Dieu, como nuestro diez, pardiez, rediez, etc. (pág. 178).

En suma: si en España se leyese, sería cosa de hacer un examen del libro. Pero resultaría un trabajo inútil para los romanistas alemanes, quienes se saben al dedillo cuanto la obra contiene, y mucho más que debería contener.

En España, donde se observa ahora un aplanamiento moral, un vacío

de ideas, un marasmo increíbles, esta obra puede servir para los futuros estudiantes de la nueva cátedra de la universidad de Madrid, áun no provista.

Berlin. P. de Mugica.

Dr. Heinrich Schröder, Der höhere Lehrerstand in Preufsen, seine Arbeit und sein Lohn. Neue Untersuchungen insbesondere über die Sterblichkeitsverhältnisse der höheren Lehrer. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1899. 94 S. 8. M. 1.

Das 'Archiv' kann über Schriften, die so weiter Kreise Teilnahme in Anspruch nehmen, wie die des Dr. Schröder, nicht so rasch Bericht erstatten, dafs ihm nicht die Tagesblätter mit Inhaltsangaben und Beurteilungen zuvorkämen. Es soll aber auch hier dem Verfasser, der schon in seinen Schriften 'Oberlehrer, Richter, Offiziere' (1896) und 'Ausgleichende Gerechtigkeit' (1897) für gute Sache kraftvoll eingetreten ist, Dank gesagt sein für die gewissenhafte Sorgfalt und die Umsicht, womit er wahrhaft erschreckende Thatsachen unseres Schullebens zu kaum anfechtbarer Evidenz gebracht und auf ihre Ursachen zurückgeführt hat, und für den mannhaften Nachdruck, mit dem er den zu bessern Befähigten, Berufenen, Verpflichteten ins Gewissen redet. Dafs sein Mahnen augenblickliche Wirkung übe, hofft er wohl selbst nicht und werden bei den gegenwärtigen Zeitläuften auch andere sich schwerlich versprechen. Vielleicht aber tritt doch einmal der Zeitpunkt ein, wo die Überzeugung, dafs hier schwere Übelstände vorliegen, nicht allein bei dem darunter leidenden Stande selbst, sondern auch bei denen, die von ihm freudig hingebende Arbeit verlangen, so allgemein und so zweifellos wird, dafs vollberechtigte Forderungen endlich ihre Erfüllung finden. Möge der Verfasser den Dank erleben, den man seinem mutvollen Vorgehen dannzumal aufs neue zollen wird. Er steht ja noch im kräftigsten Mannesalter.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 27. Juli bis zum 10. Dezember 1899 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. Vol. XX, 1, 2; whole nos. 77, 78 [W. P. Mustard, Tennyson and Virgil].

The modern quarterly of language and literature. No. 5. August. [W. Tilley, Prof. W. Vietor. — L. Wiener, Spanish studies in England in the 16. and 17. cent. — W. W. G., Pre-Malorian romances. — W. W. Grey, Engl. translations of Lenore. — F. E. Sandbach, Otto von Diemcringen's German translation of Mandeville's Travels. — F. V. Dickins, Sketch-portraitures of far Eastern languages. Japanese. — Observations. — J. Boïelle, Sursum corda. — Modern language teaching. — Correspondence. — A classified list of recent publications.]

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau. XIII, 2 u. 3 [H. Tardel, Vergleichende Studien zu Chamissos Gedichten. E. Elster, Das sechzehnte und siebzehnte Kapitel in Lessings Laokoon. M. Oeftering, Die Geschichte von der schönen Irene in der französischen und deutschen Litteratur, III—IV. A. Wünsche, Das Wasser des Lebens in den Märchen der Völker. H. Roetteken, Studien zur Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. I. Aus der philosophischen Reflexion der ersten Jahrzehnte. — W. Creizenach, Die älteste deutsche Übersetzung von Corneilles Cid. M. Koch, Ein geistliches Gutachten gegen Komödien von 1582. — F. Arnold, Tadeusz Kościuszko in der deutschen Litteratur. — K. J. Goodwin, Wielands 'Oberon' und der griechische Roman des Achilles Tatius. Besprechungen].

Ohlert, Arnold, Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen, II, 7). Berlin, Reuther & Reichard, 1899. 50 S. 8. M. 1,20.

Rousselot, l'abbé, Historique des applications pratiques de la phonétique expérimentale (Extrait de 'La Parole' 1899 No. 6). 19 S. 8.

Otia Merseiana the publication of the Arts Faculty of University College Liverpool. Volume one 1899. London, Wohlleben. 152 S.

Rajna, Pio, Per le origini della novella proemiale delle 'Mille e una notte' (Estratto dal 'Giornale della Società asiatica italiana, vol. XII, Firenze, 1899). S. 171—196.

Chandler, F. W., Romances of roguery an episode in the history of the novel. In two parts. I: The Picaresque novel in Spain. New York, printed for the Columbia University Press by the Macmillan Co., 1899. VII, 483 S.

Maydorn, B., Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Avenarius, 1900. 115 S.

Castle, E., Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Berlin, Duncker, 1899. 76 S.

Spitzner, Alfred, Psychogene Störungen der Schulkinder. Leipzig, Ungleich, 1899. 45 S. M. 1.

Butler, Pierce, Legenda aurea — Légende Dorée — Golden legend (Dissertation). Baltimore, John Murphy, 1899. VI, 154 S.

Justi, Ferd., Leben des Professors Catharinus Dulcis, von ihm selbst beschrieben. Mit Dulcis' Bildnis. Marburg, Elwert, 1899. 46 S. M. 1.

Wülker, R. P., Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf (Abdruck aus den Berichten der philol.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzung vom 4. Febr. 1899). S. 77—139. M. 1,60.

Literaturblatt für germ. und roman. Philologie. XX. Jahrg. Nr. 8 bis 11, Aug.—Nov.

Modern language notes. Vol. XIV, no. 7. November [C. Furst, Concerning Sidney Lanier. — W. P. Shepard, The dimensions of Malebolge. — J. B. Segal, An estimate of Béranger by Goethe. — P. Allen, Martin Opitz and Wilhelm Müller. — Reviews. — Correspondence].

Die neueren Sprachen .. herausgeg. von Wilhelm Vietor. VII, 5 [H. Hoffmann, Die schlesische Mundart, I. Ph. Aronstein, Samuel Pepys und seine Zeit, IV. E. Oswald, Goethe in England and America, bibliography. Berichte. Vermischtes]. 6 [G. Reichel, Die neusprachlichen Lehrbücher an den höheren Lehranstalten Preufsens. E. Oswald, Goethe in England and America, bibliography (Schlufs). — Berichte über Ferienkurse. Besprechungen. Vermischtes, darunter ein 'Neusprachliches Reformgesuch' an das preufs. Unterrichtsministerium um Gestattung des Ersatzes der vorgeschriebenen Übersetzung durch eine freie Arbeit in den Reife- und Abschlufsprüfungen].

Soames, L., Introduction to English, French and German phonetics with reading lessons and exercises. New ed., revised and enlarged by W. Vietor. London, Swan Sonnenschein & Co., 1899. XXVII, 89 S.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. Bd. 43, Heft 3 [Lunzer, Über Dietrichs erste Ausfahrt. — Schröder, Zu Moriz von Craon. — Gruhn, Erek und Lanzelet. — Schröder, Wülpenwert und Wülpensand. — Anzeigen].

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 32, Heft 4 [W. Braun, Die Mailänder Blätter der Skeireins. — F. Kauffmann, Zur deutschen Altertumskunde. — A. L. Plumhoff, Beiträge zu den Quellen Otfrieds. — Miscellen und Litteratur].

The Journal of Germanic philology. Vol. II, no. 2 [C. H. Whitman, The birds of O. E. Literature. — A. S. Napier, A fragment of the Ancren riwle. — J. B. Fletcher, Huon of Bordeux and the Fairie queen. — F. A. Wood, Etymologies. — G. Hempl, Skækja, Karl, Kerl, Kegel etc. — Reviews]. No. 3 [P. S. Allen, Wilhelm Müller and the German Volkslied. — F. J. Carpenter, Thomas Watson's 'Italian madrigals Englished' 1520. — A. S. Napier, On some O. E. ghost-words. — O. F. Emerson, The letters of E. Gibbon. — G. Hempl, The origin of the runes. — Reviews].

Deutsche Mundarten, Zeitschr. f. Bearbeitung des mundartl. Materials. Bd. I, Heft 3 [H. Gradl, Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart (Schlufs). — F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung 1896—97. — A. Landau, Register zur Bibliographie des Jüdisch-Deutschen. — J. Nagl, Zu den zwei Stufen des Umlauts von a. — Ders., J. Schatz, 'Die Mundart von Imst' und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. iu. — A. Hölder, W. Horn, V. Hintner, Etymologisches. — J. Nagl, Rundschau].

Holthausen, F., Altsächsisches Elementarbuch (Sammlung von Elementarbüchern der altgerm. Dialekte). Heidelberg, Winter, 1899. XVIII, 283 S. M. 5.

Pachaly, Paul, Die Variationen im Heliand und in der Genesis (Schriften zur germ. Phil., IX). Berlin, Weidmann, 1899. 118 S. M. 4.

Sütterlin, L., Die deutsche Sprache der Gegenwart, ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Leipzig, Voigtländer, 1899. XXIII, 381 S. M. 5,40.

Liebich, Br., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. I. Band, 6. Lief. Breslau, Preufs, 1899. 120 S. M. 1,20.

Uhl, W., Das deutsche Lied. Leipzig, Avenarius, 1900. VIII, 314 S.

Brunier, J. W., Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt). Leipzig, Teubner, 1899. 155 S. Geh. M. 1,15.

Kopp, A., Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit. Berlin, Hertz, 1899. 286 S. M. 6.

Der Schulkreis Offenburg. Heimatkunde. Auf Anregung und unter Leitung des Grofsh. Kreisschulrats P. Schenk nach Beiträgen sämtlicher Lehrer des Schulkreises bearbeitet von J. J. Hoffmann. Lahr in Baden, Schömperlen, 1898. 384, 176 S.

Kistner, Kunz, Die Jakobsbrüder. Herausgeg. von K. Euling (Germ. Abhandlungen, XVI). Breslau, Marcus, 1899. VIII, 130 S. M. 5.

Consentius, E., 'Freygeister, Naturalisten, Atheisten' — ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Leipzig, Avenarius, 1899. 86 S.

Pniower, O., Goethes Faust. Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin, Weidmann, 1899. X, 308 S. M. 7.

Huch, R., Mehr Goethe. Leipzig, G. N. Meyer, 1899. 171 S.

Gaede, U., Schillers Abhandlung 'Über naive und sentimentale Dichtung'. Studien zur Entstehungsgeschichte. Berlin, Duncker, 1899. 72 S.

Ranftl, Joh., Ludwig Tiecks Genoveva. Als romantische Dichtung betrachtet (Grazer Studien f. deutsche Phil., H. VI). Graz, Styria, 1899. XII, 258 S.

Richter, K., Freiligrath als Übersetzer (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgeg. von F. Muncker, XI). Berlin, Duncker, 1899. 106 S. M. 2,70 (Subskriptionspreis M. 2,25).

Bankwitz, A., Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philol., XX, Germ. Abt. 9). Berlin, Ebering, 1899. 96 S.

Arnold, R. F., Geschichte der deutschen Polenlitteratur. Halle, Niemeyer, 1900. Erster Band. X, 298 S. M. 8.

Vogel, Th., Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterklassen der Dreikönigsschule (Realgymn. Dresden-N.), als Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht in den Unterklassen der Reform-Anstalten und Realschulen. Leipzig, Teubner, 1899. VIII, 83 S. M. 2.

Alge, S., Hamburger, S., und Rippmann, W., Leitfaden für den ersten Unterricht im Deutschen. Unter Benutzung von 'Hölzel's Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht'. Zum Gebrauche für Schüler aller Nationalitäten. I. Teil 185 S. II. Teil 143 S. 2. Aufage. St. Gallen, Fehr, 1899.

Branky, F., Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache (Lehrbuch der speziellen Methodik für die österr. Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten, redig. von W. Zenz, 2). 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Hölder, 1899. 90 S.

Simonsen, M. D., Lehrbuch der dänischen Sprache für die Schule und den Selbstunterricht. Zweite, umgearb. Aufl. Flensburg, Westphalen, 1899. VII, 259 S. M. 2,25.

Englische Studien. XXVI. Band, 3. Heft [G. L. Kittredge, Chaucer and Froissart, with a discussion of the date of the Méliador. — A. L. Stiefel, Lemercier als Plagiator Shaksperes. — R. Boyle, Daborne's share

in the Beaumont and Fletcher plays. — J. Koch, Die Wendtschen Thesen, II. — Litteratur. — Miscellen]. XXVII. Bd., 1. Heft [J. Koch, Kritische Bemerkungen zur Globe-Edition von Chaucers Werken. — K. D. Bülbring, Zur alt- und mittelengl. Grammatik. — K. Luick, Der Ursprung der ne. ai- und au-Diphthonge. — E. Koeppel, Über die Echtheit der E. Spenser zugeschriebenen 'Visions of Petrarch' und 'Visions of Bellay'. — J. Ellinger, Die Wendtschen Thesen, III. — Rezensionen].

Anglia. XXII. Bd., 2. u. 3. Heft [H. Kraeger, Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur. — W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhistorische Untersuchung, II. — E. P. Hammond, Lydgate's mumming at Hertford. — G. Hempl, Old Engl. ċ, ċġ etc. — K. Luick, Zur Textkritik der Spiele von York].

Anglia Beiblatt. X. Bd., Nr. 3—6 (Juli—Oktober).

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 35. Jahrgang. Mit einem Bilde Leos. Berlin, Langenscheidt, 1899. M. 12 (für Mitgl. M. 10) [Jahresberichte. — A. Brandl, Shakespeares Vorgänger. — Richard II. erster Teil, herausgeg. von W. Keller. — E. Koeppel, War Shakespeare in Italien? — G. Sarrazin, Die Abfassungszeit von 'Viel Lärm um Nichts'. — A. Schröer, Neuere und neueste Hamlet-Erklärung. — R. Garnett, Die Entstehung und Veranlassung von Shakespeares Sturm. — A. L. Stiefel, Georg Chapman und das italienische Drama. I. — W. v. Wurzbach, Philip Massinger, I. — W. Oechelhäuser, Zwei neue Bühnenbearbeitungen der bezähmten Widerspenstigen. — Kleinere Mitteilungen. — A. Cohn, Nekrolog: Fr. A. Leo. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau. — Theaterschau. — Mitglieder-Verzeichnis. — Wort- und Sachverzeichnis zu Bd. XXXV].

Roeder, F., Die Familie bei den Angelsachsen. Eine kultur- und litterarhistorische Studie auf Grund gleichzeitiger Quellen. Erste Hälfte: Mann und Frau. Mit 1 Abbildung. (Studien zur engl. Philol., herausgeg. von L. Morsbach, IV.) Halle, Niemeyer, 1899. XX, 183 S.

Padelford, F. Morgan, Old English musical terms (Bonner Beiträge, H. IV). Bonn, Hanstein, 1899. XII, 112 S.

Wertheim, Karl, Wörterbuch des Englischen Rechts. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1899. XVI, 575 S. M. 10.

Simons, R., Cynewulfs Wortschatz oder vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft III). Bonn, Hanstein, 1899. IV, 163 S. M. 6.

Sykes, F. Henry, French elements in Middle English. Chapters illustrative of the origin and growth of Romance influence on the phrasal power of standard English in its formative period. Oxford, Hart, 1899. 64 S.

Tardel, H., Das englische Fremdwort in der modernen franz. Sprache (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 60 S.

Grieb, Ch. F., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt von A. Schröer. 31. Lieferung. Beweis—einflechten. M. 0,50.

Sattler, W., Proben eines deutsch-englischen Wörterbuchs (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 54 S.

Gebert, Bemerkungen zum Gebrauch der Imperfektformen could, might, must, would, should, ought, need (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 20 S.

Lewin, H., Zur englischen Realienkunde. Familien- und Gesellschaftsleben (Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Biebrich, Ostern 1899). Biebrich 1899. 50 S.

Underhill, J. G., Spanish literature in the England of the Tudors. New York, publ. for the Columbia University Press by the Macmillan Co., 1899. VII, 438 S.

Behmer, C. A., Lawrence Sterne und C. M. Wieland (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgeg. von F. Muncker, IX). Berlin, Duncker, 1899. 63 S. M. 1.

Pesta, H., George Crabbe, eine Würdigung seiner Werke (Wiener Beiträge zur engl. Philol., X). Wien, Braumüller. 1899. 71 S. M. 2.

Escott, Th. H. S., Social transformations of the Victorian age. Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebr. herausgeg. von E. Regel (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, Abt. II, 36. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 104 S.

Ruskin, John, Chapters on art, a selection from the works of J. R. Für den Schulgebr. bearbeitet, erklärt und eingeleitet von S. Saenger (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, Abt. II, 35. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1899. XII, 83 S.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3365. Wells, H. G., When the sleeper wakes.
3366/67. Mrs. Alexander, The cost of her pride.
3368. Francis, M. E., The Duenna of a genius.
3369. Hornung, E. W., The amateur cracksman.
3370/71. Hichens, R., Flames.
3372. Vizetelly, E. A., With Zola in England.
3373/74. Mrs. M. Caffyn ('Jota'), Anne Mauleverer.
3375. Hopkins, T., An idler in old France.
3376/77. Fowler, E. T., A double thread.
3378. Atherton, G., American wives and English husbands.
3379/80. Parker, G., The battle of the strong.
3381. Mrs. Alexander, Brown, V. C.
3382. Norris, W. E., Giles Ingilby.
3383. Whitman, S., Reminscenses of the king of Roumania.
3384. D'Esterre-Keeling, E., The queen's serf.
3385/86. Buller, F. T., The cruise of the 'Cachalot'.
3387. Atherson, The Californians.
3388/89. Besant, W., The orange girl.
3390. Morrison, A., To London town.
3391. Kipling, R., Stalky & Co.
3392. Phillpots, E., The human Boy.
3393. Betham-Edwards, M., The lord of the harvest.
3394/95. Hope, A., The king's mirror.

(Cochrane R.), Recent travel and adventure: Livingstone, Stanley, Emin Pascha, Gordon, Greely, Nordenskiöld. Für den Schulgebrauch herausg. von J. Klapperich. Mit Karten von Mittelafrika und dem Nordpolargebiet. (Franz. u. Engl. Schulbibliothek, herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXX.) Leipzig, Renger, 1900. 80 S.

Everett-Green, E., The secret of the old house. Für den Schulgebrauch bearbeitet von E. Taubenspeck. (Franz. u. Engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C: Prosa und Poesie. Bd. XXX, Stufe III.) Leipzig, Renger, 1899. 118 S.

Hope, A. R., An emigrant boy's story für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Klapperich. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 6 Abbildungen. Leipzig, Freytag, 1899. XII, 100, 180 S. M. 1,50.

Hope, A. R., Stories of English girlhood für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Klapperich. (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C: Prosa und Poesie. Band XXIX, Stufe III.) Leipzig, Renger, 1899. 133 S.

Barnstorff, E. H., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. 3. verb. Aufl. Flensburg, Westfalen, 1899. VII, 295 S. M. 1,80.

Dammholz, Rudolf, Englisches Lehr- und Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen. Zweiter Teil: Oberstufe Band II b:

Lesebuch für Oberkl., Fortbildungsanst. u. Sem. (G. Ebner's Engl. Leseb. f. Schulen u. Erziehungsanst.) Hannover u. Berlin, Meyer, 1899. XVI. 472 S. M. 4.

Dickhuth, W., Übungsstoff und Grammatik für den engl. Anfangsunterricht. 2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Aufl. Magdeburg, Leichtenberg, 1899. V, 137 S.

Duhislav, G., und Bock, P., Lese- und Übungsbuch der englischen Sprache für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit 1 Karte von England und 1 Plan von London. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 219 S.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausg. B. Völlig neu bearb. von E. Regel. Unterstufe. Halle, Gesenius, 1900. IV, 182 S.

Kares, O., Kurzer Lehrgang der engl. Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Konversation. I. Teil: Grundlegende Einführung in die Sprache mit einer Karte von Grofsbritannien und Irland. Leipzig, Ettermann, 1900. XII, 260.

Kasten, W., Erläuterung der Hölzelschen Bilder 'Die Wohnung' und 'View of London' in engl. Sprache nebst Wörterverzeichnissen und Fragen zur Einleitung einer Besprechung im Unterricht. Hannover, Carl Meyer, 1899. 24 S., 2 Abbildungen, 1 Plan.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Englisches Lesebuch zur Geschichte und Länderkunde Grofsbritanniens für die Oberstufe des Gymnasiums. Mit Karte von England, Plan von London, dem Tower und dem engl. Parlamentsgebäude. Hannover, Goedel. 1899. VIII, 160 S. Geb. 2 M.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Lese- und Lehrbuch der engl. Sprache für Realgymnasien und lateinlose höhere Schulen. III. Teil. Untersekunda. Mit Karte von England, Plan von London, dem Tower und dem englischen Parlamentsgebäude. Hannover, Goedel, 1899. VIII, 188 S. Geb. 2 M.

Meier, K., und Afsmann, B., Hilfsbüchlein für den Unterricht in der englischen Sprache. Teil I: Englische Schulgrammatik von K. Meier. IX, 213 S. — Teil II: Englisches Lese- und Übungsbuch von K. Meier und B. Afsmann. A: Unter- und Mittelstufe. VI, 188 S. — Leipzig, Seele, 1899.

Norman, F. B., English grammar with numerous exercises and an appendix containing a list of homonyms, a few synonyms and the figures of speech. Vienna, Pichler, 1899. V, 242 S.

Thiergen, O., English lessons. Kurze praktische Anleitung zur raschen und sicheren Erlernung der englischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Mit 3 Ansichten und 1 Plan von London, sowie einer Münztafel. Leipzig, Teubner, 1900. 229 S.

Walter, M., Englisch in der Untersekunda nach dem Frankfurter Reformplan. (Abhdl. z. Jahresber. der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1897/98.) Frankfurt a. M., 1898. 52 S.

---

v. Marnitz, L., Russisches Übungsbuch im Anschlufs an seine Grammatik. Leipzig, Gerhard, 1899. 71 S. M. 1.

Romania .. p. p. P. Meyer et G. Paris. 1899. Juillet. 111 [F. Lot, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien (suite). G. Huet, Sur l'origine de *Floire et Blanchefleur*. S. Berger, Les bibles castillanes. C. Salvioni, Ancora dei Gallo-Italici di Sicilia. — Mélanges: A. G. Krüger, Les manuscrits de la *Chanson du Chevalier au cygne et de Godefroi de Bouillon*. P. M., La Plainte de Notre-Dame; L'*Avé Maria* paraphrasé; Trope de Saint Etienne en provençal. G. P., *abrier, abri*. G. Doncieux, Les verbes latins en -ulare et les noms latins en -ulus, -ula en pro-

vençal. G. Doncieux, *roucouler*. — Comptes rendus: V. Crescini, Il cantare di Fiorio e Biancifore (G. P.). A. J. Botermans, Die hystorie van die seuen wijse manen van Romen; H. P. B. Plomp, De middelnederlandsche bewerking van het gedicht von den VII vroeden van binnen Rome (G. P.). W. Cloetta, Die *Enfances Vivien* (R. Weeks). — Périodiques. Chronique]. Octobre. 112 [L. Brandin, Le manuscrit de Hanovre de la *Destruction de Rome* et de *Fierabras*. S. Berger, Les bibles castillanes (fin). M^me^ C. Michaëlis de Vasconcellos et S. Berger, Notes sur les bibles portugaises. F. Lot, Caradoc et Saint Patern. J. Vising et H. Andersson, L'amuïssement de l'*r* finale en français. J. Leite de Vasconcellos, Phonologia mirandesa. — Comptes rendus: Gio. Mari, I trattati medievali di ritmica latina (G. P.). E. Stengel, Die altprov. Liedersammlung der Laurenziana. M. Pelaez, Il canzoniere prov. *c* Laurenziano (L. Brandin). E. Moore, Studies in Dante, 'second series (P. Toynbee). — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes XLII, 3—4 [A. Blanc, Narbonensia: Changement de *i* provencal en *ie;* Passage de *g* et *j* en *y;* Mystères narbonnais. Neuprovenzalische Gelegenheitsgedichte. L. Lambert, Contes populaires de Languedoc (suite). F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie. Chronique].

Nazari, Oreste, I dialetti italici, grammatica, iscrizioni, versione, lessico. Milano, Hoepli, 1900. XVI, 364 S. kl. 8 (Manuali Hoepli). Geb. l. 3.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XXI, 3. [W. Horn, Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen. G. Körting, Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte. W. Wetz, Über Taine aus Anlafs neuerer Schriften]. 5 u. 7. [W. Wetz, Über Taine aus Anlafs neuerer Schriften. J. Bethge, Zur Technik Molières].

Revue de philologie française et de littérature .. p. p. Léon Clédat. XIII, 2 [Enquête sur les patois. Questionnaire II. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; le pronom sujet de la 2^e^ personne du singulier. Nédey, patois de Sancey, Doubs (suite). L. Clédat, 'c'est son moindre défaut.' L. C., Remarques sur l'emploi de nul. — Comptes rendus. Chronique (réforme orthographique)]. XIII. 3 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; les pronoms de la 1^re^ et de la 2^e^ personne du pluriel. A. Dauzat, Contribution à la phonétique de l'O dans Flamenca. L. Clédat, Sur les emplois de 'même'. Chronique].

Schulbibliothek französischer und engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. I. Französische Schriften. Berlin, Gärtner, 1899/1900. 8. (Wörterbücher zu einzelnen Bänden sind gesondert erschienen.)

35. Contes et nouvelles modernes. Für die Schule bearbeitet und erklärt von J. Dorr. 119 S. Geb. M. 1,20 (Wörterb. M. 0,40).
36. Les trois petits mousquetaires par Émile Desbeaux. Auswahl. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. R. Kron, Oberlehrer. VIII, 116 S. Geb. M. 1 (Wörterbuch in Vorbereitung).
37. Histoire de la révolution française. Herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 6 Abbildungen und einem Plan von Paris. VII, 156 S. Geb. M. 1,50.
38. La vie de collège en France. Erzählungen aus dem französischen Schulleben. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Wershoven und Oberlehrer Dr. Keesebiter. 109 S. Geb. M. 1,20.

Siepmann's Advanced french series, London, Macmillan and Co., 1899. 8.
Le roi des montagnes par Edmond About, adapted and edited by Ernest Weekley, M. A. XVII, 177 S. Geb. 2 s. 6 d.

Cœurs russes par le Vte E.-M. de Vogüé, edited by Eugène Pellissier. XVI, 161 S. Geb. 2 s. 6 d.

Contes choisis par François Coppée, edited by Margaret F. Skeat. X, 176 S. Geb. 2 s. 6 d.

Siepman's french series, elementary, London, Macmillan and Co., 1899, 8.

Le tour du monde en quatre-vingts jours par Jules Verne, adapted and edited by Louis A. Barbé, B. A., head master of the modern language department in the Glasgow Academy. XI, 193 S. Geb. 2 s. 6 d.

Französische und englische Schulbibliothek herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1899. 8.

B. 27. Le verre d'eau, comédie en cinq actes et en prose par Eugène Scribe. Für den Schulgebrauch bearbeitet von L. E Rolfs. XIV, 101 S.

A 121. Molière et le théâtre en France. Zum Schulgebrauch herausgegeben von F. J. Wershoven. Mit einem Bildnis Molières. 93 S.

Spielmanns-Buch, Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1900. VI, 466 S. 8.

Probe der neuen Rolandsliedausgabe von E. Stengel. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.) Der neuphilologischen Sektion der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner überreicht vom Herausgeber und Verleger. (Bg. 11, S. 171—176, Z. 1515 bis 1672 mit Varianten.)

Rajna, Pio, A Roncisvalle. Alcune osservazioni topografiche in servizio della Chanson de Roland. (Extracto del Homenaje á Menéndez y Pelayo en el año vigésimo de su profesorado. Estudios de erudición española. Madrid, Suárez, 1899.) 13 S. 8.

Christian von Troyes, Der Karrenritter (Lancelot) und das Wilhelmsleben (Guillaume d'Angleterre) herausgegeben von Wendelin Foerster. Halle, Niemeyer, 1899. (Christian von Troyes sämtliche erhaltene Werke, vierter Band.) CLXXXIV, 499 S. M. 20.

Der anglonormannische Boeve de Haumtone zum ersten Male herausgegeben von Albert Stimming. Halle, Niemeyer, 1899. (Bibliotheca normannica .. herausgeg. von H. Suchier. Bd. VII.) VIII, CXCVI, 279 S. 8. M. 12.

Péan Gatineau, Das altfranzösische Martinsleben, neue nach der Handschrift revidierte Ausgabe von Werner Söderhjelm. Helsingfors, Hagelstam, 1899. III, 136 S. 8. (Der Text, den Söderhjelm 1896 für den Stuttgarter Litterarischen Verein herausgegeben hatte, erscheint hier in wesentlich besser befriedigender Gestalt, indem die einzige bekannte Handschrift neu verglichen und von den Besserungsvorschlägen G. Paris', Toblers und Mussafias reichlich Gebrauch gemacht ist.)

Wiese, Dr. Leo, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor. Mit einem Anhang: Sermo de sapientia und Moralium in Job Fragmenta. Von der hohen philosophischen Fakultät der Universität Bonn preisgekrönte Arbeit. Halle a. S., Niemeyer, 1900. 194 S. 8.

Berger, Rudolf, Canchons und Partures des altfranzösischen Trouvere Adan de le Hale le bochu d'Aras. I. Canchons. Inaugural-Dissertation aus Halle. Halle, Druck von E. Karras, 1899. 47 S. Kl. 8. (Einleitung und ein Stück einer kritischen Ausgabe, die in Foersters Romanischer Bibliothek erscheinen soll.)

La Terre de promission (das Land der Verheifsung), altfranzösische Übersetzung des Eugesippus-Fretellus nach der Maihinger Hs. 730 und der Pariser Hs. 1036 mit lateinischem Original nach der Münchener Hs. 5307 zum ersten Male herausgegeben von M. Roesle, K. Professor. Beilage zum Jahresbericht der Kgl. Realschule Landshut, Schuljahr 1898/99. Landshut 1899. VIII, 44 S. 8.

Der Springer unserer lieben Frau. Mit Einleitung und Anmerkungen

kritisch herausgeg. von Hermann Wächter. (Separatabdruck aus 'Romanische Forschungen'. XI. Band, 1. Heft.) Erlangen, Junge, 1899. 68 S. 8.

Sagan om Rosen after den af prof. Gaston Paris i Paris den 24 november 1893 till prof. Adolf Tobler's i Berlin silfverbröllop utgifna fornfranska dikten le conte de la rose i originalets versmått öfversatt af Carl Wahlund, illustrerad af Carl Larsson till den 9 augusti 1899. Tryck och reproduktion från kungl. Hofboktryckeriet iduns tryckeri aktiebolag, Stockholm 1899. 4°, zwei farbige Kunstblätter. Das Gedicht, das W. in dem Prachtdruck schwedisch wiedergiebt, steht auch in der Romania XXIII, 78; s. dazu Gröbers Ztschr. XVIII, 556.

Paul, Léon, En Terre sainte. Nach des Verfassers 'Journal de voyage' für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Michaelis, Rektor und Ortsschulinspektor zu Biebrich am Rhein. Zweites Tausend. Dessau u. Leipzig, Kahle, 1899. XIII, 95 S. 8. M. 1,20.

Bihler, Heinrich, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B., Die historische Sprachforschung im französischen Unterrichte der Gymnasien. (Beilage zum Jahresberichte des Grofsherzoglichen Gymnasiums zu Freiburg i. B.) Freiburg i. B., 1898. Progr. Nr. 636. 17 S. 4. (Was im zweiten Teile der Abhandlung vorgetragen wird, um die notwendig zu erlernenden Thatsachen dem Schüler aus der Geschichte der Sprache zu erklären, bedarf an sehr vielen Punkten der Richtigstellung. Die Absicht des Verfassers kann man nur billigen.)

Zimmerli, Dr. J., Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. III. Teil. Die Sprachgrenze im Wallis. Nebst 17 Lauttabellen und 3 Karten. Basel und Genf, Georg, 1899. 154 S. 8.

Fetter, Johann, K. K. Direktor der Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien, Lehrgang der französischen Sprache. I. und II. Theil. Achte, unveränderte Auflage. Wien, Pichlers Witwe und Sohn, 1899. V, 211 S. 8. Geb. 2 K. 30 h. III. Theil. Vierte unveränderte Auflage. II, 126 S. 8. Geb. 1 K. 64 h. IV Theil. Übungs- und Lesebuch. Mit einer Karte. Vierte, unveränderte Auflage. VII, 202 S. 8. Geb. 2 K. 50 h.

Weifs, Meta, Französische Grammatik für Mädchen. II. Teil. Oberstufe. Dritte Auflage. Neu bearbeitet nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Paderborn, Schöningh, 1900. VIII, 355 S. 8. M. 3.

Nonnenmacher, Dr. E., Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben [o. J.]. VIII, 182 S. Geb. M. 2.

Koken, Dr. W., Oberlehrer an der Realschule II zu Hannover, Französische Sprechübungen an Realanstalten. Anleitung zu deren nach Stufen geordnetem, planmäfsigem Betriebe. Nach den neuen Lehrplänen zusammengestellt. (Erweiterter Sonderabdruck aus der Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.) Leipzig, Teubner, 1899. 55 S. 8.

Alge, S., Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen. Unter Benützung von 'Hölzel's Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht'. Erster Teil. Mit 4 Bildern. Sechste, verbesserte Auflage. Lehrer-Ausgabe. St. Gallen, Fehr, 1898. XXVI, 172 S. 8. Geb. M. 1,20.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. Zweite unveränderte Auflage. III. L'été. Leipzig u. Wien, Gerhard, 1899. 16 S. 8. M. 0,30.

Kasten, Prof. Dr. Wilhelm, Erläuterung der Hölzelschen Bilder 'Die Wohnung' und 'Vue de Paris' in französischer Sprache nebst Wörterverzeichnissen und Fragen zur Einleitung einer Besprechung im Unterricht. Mit zwei Abbildungen und einem Plane. Berlin, Hannover, Carl Meyer, 1900. 33 S. 8. M. 0,60.

Theisz, Jules. Cours élémentaire de langue française. Budapest, Eggenberger, 1893. X, 64. Dazu ein Supplément gratuit: 'Textes phonétiques à l'usage des commençants', 16 S., und besonders geheftet 'Voca-

bulaire et exercices pratiques' S. 67—160. (Für magyarische Schüler.) Geb. Fl. 1,20.

Hille, A., System der logischen Beziehungen des französischen Verbs. Konjugationstafel. Ein Lehrmittel zur Uebung der Verbalformen. Das ganze Gebiet umfassend. Handtafel für die Schüler und den Privatgebrauch zur methodischen Uebung der Formen und Redeweisen und für häusliche Aufgaben. Bremen, Winter, 1899. Gefaltete Tafel von 4 Oktavseiten, dazu 16 S. Gebrauchsanweisung und 6 S. Quart Ergänzungsblatt. Hand-Tafel M. 0,50. Begleitschrift M. 0,30.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch für Anfänger. Mit einem grammatischen Elementar-Kursus als Anhang. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899. XLVIII, 128 S. 8. Geb. M. 1,50.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch. Unterstufe. Siebente Auflage. Mit einer Karte von Frankreich und einem Kärtchen der Umgebung von Paris. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. XXIV, 218 S. 8. Geb. M. 2.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch. Mittel- und Oberstufe. Mit fünfunddreifsig Illustrationen, einer Ansicht und einem Plan von Paris, sowie einem Kärtchen der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. XIV, 348 S. 8. Geb. M. 3. Wörterbuch dazu 88 S. 8. Geb. M. 0,80.

Alge, S., Lectures et exercices, manuel pour l'enseignement du français. Troisième année de français. Deuxième édition entièrement refondue. St. Gallen, Fehr, 1899. 211 S. 8. Geb. M. 2.

Ohlert, Arnold, Oberlehrer der städtischen Höheren Mädchenschule in Königsberg i. Pr., Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. Vierte Auflage. Hannover und Berlin, Meyer, 1899. VIII, 245 S. 8. M. 2. Geb. 2,40.

Johannesson, Max, Französisches Übungsbuch für die Unterstufe im Anschlufs an das Lesebuch, Berlin, Mittler, 1899. XI, 127 S. 8 M. 1,80. Geb. 2,20.

Diehl, Dr. R., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden, Französisches Übungsbuch im Anschlufs an Kühns Lesebücher. I. Teil. Unterstufe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. VI, 82 S. 8. Geb. M. 1,10.

Ehrhart, Oberstudienrat C., und Planck, Prof. Dr. H., Syntax der französischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Ausgabe für lateinlose Schulen von Otto Günther, Professor an der Kgl. Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart. Stuttgart, Neff, 1899. XII, 211 S. M. 1,60. (S. über die erste Ausgabe Arch. XCIX, 464.)

Hofer, Karl, Kgl. Gymnasiallehrer, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Programm des Kgl. humanistischen Gymnasiums Zweibrücken am Schlusse des Schuljahres 1898/99. Zweibrücken 1899. 42 S. 8. (Leipzig, Fock, M. 1.)

Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, Dictionnaire général de la langue française .., 26. fasc. Paris, Delsgrave. (*ruine — soulever.*)

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 13. u. 14. Lieferung (Electre — Gambou). Leipzig, Renger, 1899.

Stavenhagen, W., Kleines Militär-Wörterbuch, Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch. Zweiter Theil: Deutsch-Französisch. Berlin, Eisenschmidt, 1898. X, 764 S. 16. M. 5,50.

Schlessinger, Gustav, Die altfranzösischen Wörter im Machsor Vitry, nach der Ausgabe des Vereines 'Mekize Nirdamim'. Würzburger Dissertation. Mainz, 1899. 104 S. 8.

Tardel, Dr. Hermann, Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache. (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Ver-

sammlung deutscher Philologen und Schulmänner.) Bremen, Winter, 1899. 60 S. 8.

Paris, Gaston, La littérature normande avant l'annexion (912—1204), discours lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie le 1er décembre 1898. Paris, Bouillon, 1899. 57 S. 8.

Draeger, Richard, Molière's Dom Juan historisch-genetisch neu beleuchtet. Inaugural-Dissertation von Halle-Wittenberg. Halle, Buchdruck. von J. Schlesinger, 1899. 35 S. 8.

Giraud, Victor, Pascal, l'homme, l'œuvre, l'influence, notes d'un cours professé à l'Université de Fribourg (Suisse) durant le semestre d'été 1898. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Fontemoing, 1900. X, 252 S. 8. fr. 3,50.

Ritter, Eugène, professeur à l'Université de Genève, Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance. Genève, Georg, 1899. 110 S. 8.

Karénine, Wladimir, George Sand, sa vie et ses œuvres 1804—1876. Paris, Ollendorff, 1899. T. I. 1804—1833. III, 450 S. 8. fr. 7,50. T. II. 1833—1838. 460 S. 8. fr. 7,50.

Die altprovenzalische Liedersammlung c der Laurenzinna in Florenz nach einer in seinem Besitz befindlichen alten Abschrift herausgegeben von E. Stengel. (Wissenschaftliche Beilage zum Vorlesungsverzeichnis der Universität Greifswald, Winter 1899/1900.) Greifswald, Druck von J. Abel, 1899. 76 S. 8.

Suchier, Hermann, Fünf neue Handschriften des provenzalischen Rechtsbuchs 'lo Codi'. Halle, Niemeyer, 1899. (Auch als Hallisches Universitätsprogramm ausgegeben.) 11 S. 4 und 5 Tafeln in Phototypie.

Welter, Nicolaus, Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Mit Mistrals Bildnis. Marburg, Elwert, 1899. 356 S. 8. M. 4, geb. M. 5.

Archivio glottologico italiano diretto da G. J. Ascoli. XV 1, 2 [Parodi, Studj liguri; Zingarelli, Il dialetto di Cerignola; Nigra, Note etimologiche e lessicali; froge; Salvioni, pazzo; Pieri, Gli omeótropi italiani; Note etimologiche; Ascoli, Appendice all'articolo 'Un problema di sintassi comparata dialettale'; Zingarelli, Il dialetto di Cerignola; Pieri, Intorno a un articolo di toponomastica elbana].

Studj di filologia romanza pubbl. da Ernesto Monaci. Fasc. 20, Torino, Ermanno Loescher, 1899. [M. Pelaez, Il canzoniere provenzale c. A. Restori, Appunti teatrali spagnoli.]

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. IV, 3—4. [N. Zingarelli, L'epistola di Dante a Moroello Malaspina. E. Proto, Per una fonte dei 'Cinque Canti'. E. Filippini, Per lo svolgimento drammatico della leggenda dongiovannesca. — Recensioni, Bollettino ecc.]

D'Ovidio, Francesco, L'epistola a Cangrande (Estratto dalla 'Rivista d'Italia', fasc. 9). Roma, Società editrice 'Dante Alighieri'. 1899. 31 S. 8.

Scarano, Nicola, L'apparizione dei beati nel Paradiso dantesco. Napoli 1899. (Estratto dagli 'Studi di letteratura italiana' I, fasc. 2.) 29 S. 8.

Tasso, Torquato, Le rime, edizione critica su i manoscritti e le antiche stampe a cura di Angelo Solerti. Volume III: Rime d'occasione o d'encomio. Bologna, Romagnoli-Dall'Acqua, 1899. 533 S. 8. l. 14 (Collezione di opere inedite o rare).

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, ediz. curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati. Milano, Hoepli, 1899. (fasc. 19—26, pag. 433—576.) S. Archiv CI, S. 479.

Scanferlato, A., Lezioni italiane. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den münd-

lichen und schriftlichen freien Gebrauch. Leipzig, Teubner, 1899. IV, 220 S. 8.

Hecker, Dr. O., Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Il Piccolo Italiano. Ein Handbuch zur Fortbildung in der italienischen Umgangssprache und zur Einführung in italienische Verhältnisse und Gebräuche verfaſst und mit Aussprachehilfen versehen. Karlsruhe, Bielefeld, 1900. VIII, 164 S. 8. Geb. M. 2,40.

Subak, Dr. Julius, Das Zeitwort in der Mundart von Tarent. Aus dem Jahresberichte 1898/99 der Kaiser Franz Joseph-Höheren Handelsschule in Brünn. Brünn, Selbstverlag der Anstalt, 1899. 23 S. 8.

Rigutini, Gius. e Bulle, O., Nuovo dizionario ecc., fasc. 16. Leipzig, Tauchnitz, 1899 [Knickbeinig-nachfärben].

Hecker, Dr. O., Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil I: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, Westermann, 1900. X, 436 S. 8. Geb. M. 3.

Salvioni, Carlo, Noterelle di toponomastica lombarda. Serie seconda. (Estratto dal 'Bollettino storico della Svizzera italiana', vol. XXI, anno 1899.) Bellinzona, Stabilimento Colombi e C., 1899. 15 S. 8.

Salvioni, Carlo, Dei nomi locali leventinesi in *-éngo*, e d'altro ancora. Bellinzona, 1899. (Estratto dal 'Bollettino storico della Svizzera italiana', vol. XXI.) 10 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 100—101 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga, II. R. Murari, Il 'De causis' e la sua fortuna letteraria nel medio evo. — Varietà: G. Bertoni, Il complemento del canzoniere provenzale di Bernart Amoros. F. Foffano, Postille inedite di G. Baretti al 'Bacco in Toscana' del Redi. — Rassegna bibliografica: Il primo centenario di G. Leopardi (M. Losacco). L. Franceschini, Fra Simone da Cascia e il Cavalca; Nicola Mattioli, Il beato Simone Fidati da Cascia (A. Gallatti). A. Borzelli, Il cav. G. B. Marino (G. F. Damiani). Bollettino. Annunzi analitici ecc.].

Wiese, Dr. Berthold, und Pèrcopo, Prof. Dr. Erasmo, Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. X, 639 S. gr. 8. Geb. M. 16.

Landau, Dr. Marcus, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin, Felber, 1899. XI, 709 S. 8. M. 12.

Sicardi, Enrico, Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per madonna Laura de Sade. Con un'appendice e un facsimile. Milano, Hoepli, 1900. XIII, 280 S. 8. l. 4.

Vossler, Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. Berlin, Felber, 1900. 88 S. 8. (Der philos. Fakultät in Heidelberg als Habilitationsschrift vorgelegt.)

Lope de Vega, Los Guzmanes de Toral ó como ha de usarse del bien y ha de prevenirse el mal. Commedie Spagnuole del secolo XVII sconosciute, inedite o rare, pubblicate dal Dr. Antonio Restori. Halle a. S., Niemeyer, 1899. (Romanische Bibliothek Nr. 16.) XX, 100 S. kl. 8., 1 Bl. Phototypie. M. 3,60.

Tiktin, Dr. H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. Lieferung 5. Bukarest, Staatsdruckerei, 1899. (căimacăne'sc— ce'la.) M. 1,60.